

**Feudales Kriegertum und militärische Professionalität.
Der Adel im preußisch-deutschen Offizierkorps 1860 - 1935**

vorgelegt von
Marcus C. Funck, M.A.

von der Fakultät I – Geistes- und Bildungswissenschaften
der Technischen Universität Berlin

zur Erlangung des akademischen Grades
Doktor der Philosophie

Dr. phil.

genehmigte Dissertation

Promotionsausschuss:

Vorsitzender: Prof. Dr. Werner Bergmann

Gutachter: Prof. Dr. Heinz Reif

Gutachterin: PD Dr. habil. Monika Wienfort

Tag der wissenschaftlichen Aussprache: 12. Dezember 2003

Berlin 2019

Danksagung

Dem Betreuer dieser Arbeit, Heinz Reif, danke ich für immer anregende und weiterführende Kritik, für langjährige und geduldige Unterstützung, die weit über das mir bekannte „normale“ Maß hinausgingen. Ebenso dankbar bin ich Frau Monika Wienfort für die wohlwollende Begleitung der Arbeit und für die Übernahme des Zweitgutachtens

Drei lange Jahre profitierte ich von der intensiven Zusammenarbeit mit den Kollegen im von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Projekt „Elitenwandel in der historischen Modernisierung. Adel und Bürgertum 1770-1933“ unter der Leitung von Heinz Reif: Alexandra Gruber, Kay-Uwe Holländer, Thierry Jacob, Martin Kohlerausch, Stephan Malinowski, Rainer Pomp, René Schiller, Wolfram Theilemann und Kathrin Wehry sei herzlich gedankt für die gemeinsame Zeit. Wichtige Impulse habe ich von Gesprächen und Diskussionen in zahlreichen Colloquien und auf wissenschaftlichen Tagungen erhalten. Michael Geyer, Roger Chickering, Wilhelm Deist, Ute Frevert, Ralf Pröve, Mark Stoneman, Bernd Ulrich, um nur einige zu nennen, haben in unterschiedlichen Stadien der Arbeit zu ihrem Abschluß beigetragen. Zu Dank verpflichtet bin ich auch jenen Institutionen, die das nötige Quellenmaterial zur Verfügung gestellt haben: Den Archiven und Bibliotheken und den wenigen Adelsfamilien, die ohne jeden Vorbehalt Einblick in ihre privaten Unterlagen gewährten.

Über all die Jahre hat mich Stephan Malinowski als Freund und Kollege begleitet, von dessen Diskussions- und Kritikfreude sowie dessen Vorarbeiten ich am meisten profitiert habe. Der Blick in das Literaturverzeichnis verrät nur annäherungsweise von der Intensität unserer Zusammenarbeit. Ohne sein beharrliches Drängeln, gerade weil es manchmal meine Nerven strapazierte, hätte ich die Arbeit nicht abgeschlossen.

Einzelne Abschnitte dieser Dissertation wurden vor oder nach Fertigstellung auch an anderen Orten publiziert. Die genauen bibliographischen Angaben können den entsprechenden Fußnoten in den Kapiteln sowie dem Literaturverzeichnis entnommen werden.

Gewidmet ist diese Arbeit meiner Frau Simone Joschko.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

- | | |
|--|----|
| 1. Fragestellung, Konzeption und Methodik der Studie | 5 |
| 2. Vom „Offiziertum“ zur Militärelite. Adel, militärische Modernisierung und Elitenwandel im 19. und 20. Jahrhundert | 25 |
| 3. Wege in die militärische Moderne: Vier biographische Skizzen vom Kaiserreich in die Moderne | 37 |

Erster Teil: Der Adel als Kriegerstand im 19. und 20. Jahrhundert

- | | |
|---|-----|
| 4. Selbstbeschreibungen | 66 |
| 4.1.) „Heldische Familien“. Die Adelsfamilie als „Militär-Clan“ | 70 |
| 4.2.) Das „moderne Rittertum“. Der Adelskrieger als Gesamtkunstwerk | 88 |
| 4.3.) Die „preußische Freiheit“. Herrschen im Frieden und Führen im Krieg | 101 |
| 4.4.) Vor-Sterben. Der adlige Helden- und Opferkult | 113 |
| 5. Die Produktion des Adelskriegers: Erziehung–Ausbildung–Abrichtung | 130 |
| 5.1.) Vom Kind zum Soldaten. Kriegererziehung in Adelsfamilie und Kadettenkorps | 130 |
| 5.2.) Wege ins Regiment | 146 |

Zweiter Teil: Der Adelskrieger in der bürgerlichen Gesellschaft

- | | |
|--|-----|
| 6. Karrierewege: Sektorale Behauptung und Anpassung | 161 |
| 6.1.) Konzentration der Kräfte: Adelsdomänen im Heer | 161 |
| 6.2.) „Sonderlaufbahnen“ jenseits der Adelstradition | 180 |
| 6.3.) Der Dienst im Generalstab | 193 |

6.4.) „Regimentskulturen“ in den Deutschen Armeen	205
6.5.) Bemerkungen zur sozialen Realität des Offiziers im Kaiserreich	227
6.6.) Adel im Kolonialdienst	233
7. Militäradel und bürgerliche Gesellschaft: Abgrenzungen und Annäherungen	253
7.1.) Mit dem Kaiser im Felde – Der oberste Kriegsherr und sein Gefolge	254
7.2.) „Charakter“-Studien. Bedeutungen und Karriere eines Begriffs	267
7.3.) Vom Höfling zum soldatischen Mann	282
7.4.) Neue Kriege – Vorboten des 20. Jahrhunderts	301

Dritter Teil: Die Transformation der adligen Militär-Clans 1914-1920

8. Die Erfahrung des modernen Krieges	321
8.1.) Am Ende der Führungskunst. Neue Prinzipien der Kriegführung 1914/18	324
8.2.) Zwischen Etappe und Front. Der Adelskrieger im Maschinenkrieg	342
8.3.) Vom Sterben des adligen Offizierkorps	353
9. Führung oder Untergang: Adlige Offiziere in Revolution und Konterrevolution	378
10. Ausblick und Resümee: Stand, Profession, Ideologie in der Reichswehrzeit 1920 bis 1935	389

Quellen und Literatur

Archivalische Quellen	414
Veröffentlichte Quellen	417
Forschungsliteratur	436

Einleitung

1. FRAGESTELLUNG, KONZEPTION UND METHODIK DER STUDIE

Der Titel dieser Studie beschreibt einen scheinbar unauflösbaren Widerspruch.

Denn hinter dem Schlagwort vom „feudalen Kriegertum“ verbirgt sich die durch die Forschungsliteratur hundertfach gestützte Vorstellung von einem zählebigen, im Kern statischen Offizierskonzept, dessen logischer Ort nicht im Jahrhundert der anbrechenden Moderne, sondern in vormoderner Zeit lag. Begriffe wie Herkunft, Berufung, Vorrang und Exklusivität verweisen auf ein wirkmächtiges Interpretationsmodell, nach dem sich das preußisch-deutsche Offizierskorps bis weit ins 20. Jahrhundert hinein als Gesellschaftsstand definierte. Ungeachtet der zunehmenden bürgerlichen Durchdringung blieb das Offizierskorps vom Adel dominiert bzw. von adeligen Wertorientierungen geprägt und wirkte als „ständischer Überhang“ unheilvoll und langfristig verheerend in die bürgerliche Zivilgesellschaft hinein.¹

„Militärische Professionalität“ hingegen bezeichnet eine Auslegung des Offiziersberufes, die sich zuerst in planerischen Behörden wie dem Generalstab durchsetzte und mit beschreibenden Begriffen wie (Aus-) Bildung, Beruf, Leistung und Selektivität verbunden wird. Nach der hier anknüpfenden Deutung brach sich dieses im Kern bürgerliche Konzept im höheren Offizierskorps letztlich unaufhaltsam Bahn, so dass spätestens im Ersten Weltkrieg militärisches Handeln auf der Führungsebene von vorwiegend sachrationalen Erfordernissen der Kriegführung bzw. der Landesverteidigung diktiert wurde.²

¹ So der Tenor der v.a. politik- und sozialgeschichtlich orientierten Arbeiten im Anschluss an Eckart KEHR, Primat der Innenpolitik; nach 1945 auch an Ralf DAHRENDORF, Gesellschaft und Demokratie. Für eine ausführliche Diskussion der Forschungsliteratur siehe Kap. 2.

² Vgl. Michael GEYER, Past as Future, in: Geoffrey Cocks/Konrad Jarausch, German Professions, S. 183-212.

Eher als eine anreihende erwartet man im Titel wohl eine entgegengesetzte Konjunktion, zumindest aber eine auf eine zeitliche Entwicklung hinweisende Präposition, denn zu unterschiedlich, ja unvereinbar scheinen die beiden Offiziersentwürfe zu sein. Man kann diesen Widerspruch mit dem Argument stehen lassen, daß die Geschichte eben widersprüchlich verlaufen sei. Zumindest implizieren dies griffige Formeln vom „doppelten Militarismus“ oder von der „unentschiedenen Konkurrenz“, nach denen das späte Deutsche Kaiserreich gleichermaßen von einem „bürgerlichen Militarismus“ mit antigouvernementalen Tendenzen und einem auf Bewahrung altpreußischer Traditionen ausgerichteten „konservativen Militarismus“ gekennzeichnet gewesen sein soll, gewissermaßen in eine unauflösbare Pattsituation zwischen zwei starren Blöcken geraten war, mit gravierenden Konsequenzen für die deutsche Geschichte nach 1918.³

Man kann aber auch versuchen, und dieser Interpretationsgang soll hier beschritten werden, diesen Widerspruch aufzulösen oder zumindest zu erklären. Dies setzt voraus, daß die beiden erwähnten, als Idealtypen verstandenen Offizierkonzeptionen erstens im Prozeß ihrer Entstehung und Umwandlung und zweitens in ihrer Beziehung zueinander im 19. und 20. Jahrhundert untersucht werden. Etwas konkreter bedeutet dies, daß der historische Verlaufsprozeß der militärischen Modernisierung in Preußen und Deutschland weder als zwangsläufig noch als linear gedacht wird. Nicht die, ob nun rechtzeitige oder verspätete, Ablösung des Alten durch das Neue ist das alleinige Thema dieser Arbeit, sondern die Windungen und Umwege dieses Prozesses, die vielfältigen wechselseitigen Beziehungen und Einflußnahmen der hier unterschiedenen Offizierskonzeptionen. In der unter Historikern beliebten Farbenmetaphorik hieße das, daß es hier nicht darum geht, die Frage zu entscheiden, ob die Geschichte nun in ineinander fließenden Grautönen oder in Schwarz-Weiß zu malen ist. Vielmehr soll geklärt werden, wie diese Farben zueinander stehen, sich wechselseitig beeinflussen, gar ergänzen und ob neben Vermischung oder

3

Stig FÖRSTER, Der doppelte Militarismus; Hansjoachim HENNING, Die unentschiedene Konkurrenz. Für die Anwendung des Konzeptes im Rahmen einer Gesamtdeutung der preußisch-deutschen Militärentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert vgl. Klaus-Jürgen MÜLLER, Armee und Drittes Reich, v.a. S. 9-37.

Abrenzung nicht die schichtenartige Überlagerung als eine dritte Möglichkeit gegeben ist.⁴

Diese Arbeit behandelt den Prozeß der militärischen Modernisierung in Preußen und Deutschland zwischen 1860 und 1935. Die beiden Jahreszahlen verweisen auf tiefe Brüche nicht nur in der Organisationsgeschichte des Militärs und eignen sich sehr viel mehr als zeitlicher Rahmen als die rein politikgeschichtlich begründbaren „Wendjahre“ 1871 und 1933. Sowohl bei der Re-Organisation des preußischen Heeres 1860 wie bei der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht 1935 handelt es sich um derart einschneidende Wendepunkte, daß man mit guten Argumenten von zwei militärischen Revolutionen sprechen kann. Die Roonsche Heeresreform sicherte dem preußischen Adel auf lange Sicht die von liberalen bürgerlichen Kritikern attackierte Vorrangstellung im Offizierkorps, indem sie die Kommandogewalt des Königs rettete und die unliebsame bürgerliche Konkurrenz in der Landwehr ausschaltete. Doch katapultierte sie gleichzeitig die Armee in ein neues Zeitalter militärischer Gewaltorganisation, das neuartige institutionelle Zwänge schuf, mit denen gerade der privilegierte Adel zurechtkommen lernen mußte. Die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht, die „Loslösung von Versailles“ und der nahezu zeitgleiche Start des nationalsozialistischen Rüstungsprogramms markieren bedeutende Stationen auf dem Weg zur „nationalsozialistischen Armee“, deren Führungskonzept, Rekrutierungsmaßstäbe und Repräsentationsformen mit adligen Traditionen nicht mehr viel gemeinsam hatten. Dennoch hat gerade der Adel von der massiven personellen und materiellen Aufrüstung der Wehrmacht profitiert und finden sich infolge dessen adlige Namensträger wieder in großer Zahl in militärischen Spitzen- und Schlüsselpositionen. Dazwischen liegt ein Zeitraum von 75 Jahren, der für die Institution Militär wie für den Adel als soziale Gruppe mehr von Brüchen als von Kontinuitäten, mehr von dynamischem Wandel als von statischer Beharrung geprägt ist und in dem sich die Bedingungen militärischen Handelns radikal änderten.

Behandelt wird die Beziehungsgeschichte zwischen Militär und Adel auf dem Gebiet des Deutschen Reiches von 1871. Es wird sofort

⁴ Zum ermüdenden „Farbenstreit“ siehe Thomas NIPPERDEY, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, Bd. 2, S. 905 und zuletzt Hans-Ulrich WEHLER, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 4, S. XXf, in dem es m. E. nicht nur um die Urteilsfähigkeit des Historikers gehen sollte, sondern auch sehr viel mehr um die ständige Reflexion der Position des Urteilenden in Beziehung zu seinem Urteil, wie zu den Verurteilten. Denn manchmal hat der Richter mit dem Angeklagten mehr Gemeinsamkeiten als ihm lieb sein kann.

einleuchten, daß dies nicht flächendeckend, sondern nur mit zeitlichen und thematischen Schwerpunktsetzungen geschehen kann. Generell liegt der Schwerpunkt auf Preußen, insbesondere den sogenannten altpreußischen Gebieten. Dies liegt nicht nur an der geographischen, der politischen oder der ökonomischen Bedeutung, sondern v.a. an dem großen Einfluß, den das preußische Militärsystem und der preußische Adel auf die anderen Gebiete des Reiches übte. Waren die Klagen über die Vernachlässigung des „dritten Deutschlands“ eine Zeit lang berechtigt,⁵ so sollte nicht umgekehrt der Fehler gemacht werden, die Geschichte von Militär und Adel in Deutschland an den preußischen Besonderheiten vorbeizuschreiben. Regionale Partikularentwicklungen werden auch in dieser Studie nicht ignoriert, doch darf ihre Bedeutung nicht überschätzt werden. Sollte gelegentlich der Eindruck der Preußenlastigkeit entstehen, so mag dieser nicht ganz unbegründet sein – doch wer die militärische Geschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert angemessen verstehen und analysieren will, kommt an den preußischen Gegebenheiten nicht vorbei.⁶

Auch behandelt wird die Geschichte des deutschen Adels in seinen Beziehungen zur Militärorganisation unter den Bedingungen von drei politischen und gesellschaftlichen Systemen. Diese kann nicht isoliert von der gesellschaftlichen Umgebung geschrieben werden, d. h. sie beinhaltet implizit – gelegentlich auch ausgesprochen – eine Beziehungsgeschichte zwischen Adel und Bürgertum im Militär. Dies in zweifacher Hinsicht: Zum einen wird unter „Bürgertum“ in herkömmlicher Weise die soziale Gruppe verstanden, die in zunehmendem Maße in das Offizierkorps strömte und den adligen Offizieren ihren historisch gewachsenen Vorrang streitig machte, die von außen als Zivilgesellschaft in das Offizierkorps hineinwirkte, aber auch von diesem beeinflusst wurde. Zum anderen steht hinter dem Begriff „Bürgertum“ ein neuartiges, modernes Verständnis des Militärberufs. Professionalität, leistungsbezogene Expertenschaft auf einem klar abgegrenzten Fachgebiet mit eigenen, regelhaften

⁵ Siehe aber die immer noch vorzügliche Arbeit von Hermann RUMSCHÖTTEL, Das bayerische Offizierkorps sowie die regionalen Untersuchungen gemischter Qualität in: Hanns-Hubert HOFMANN (Hg.), Das deutsche Offizierkorps.

⁶ In einem ebenso anregenden wie eigenwilligen *think paper* wies Hartwin Spenkuch, die langsam doch zum Ladenhüter verkommene Sonderwegsdebatte resümierend, noch einmal eindringlich auf die strukturellen Besonderheiten Preußens in Deutschland hin, über die in mancher einfühlsamen kulturhistorischen Arbeit allzu leichtfertig hinweggesehen wird. Seiner These vom „preußischen Sonderweg“ hingegen scheint mir nur kurze Lebenszeit vergönnt zu sein. Vgl. Hartwin SPENKUCH, Vergleichsweise besonders? Politisches System und Strukturen Preußens als Kern des deutschen Sonderwegs, in: GG 29 (2003), S.

Ausbildungs- und Qualifikationsprinzipien, ist auch dann als ein bürgerliches Konzept zu verstehen, wenn damit nicht unmittelbar ein quantitativer Anstieg von bürgerlichem Personal verbunden ist.⁷

Schlägt man eine beliebige militärische Offiziersrangliste, eine Regimentsgeschichte, eine adlige Familiengeschichte oder ein wissenschaftliches Werk zur Geschichte des preußisch-deutschen Militärs vor 1914 auf, so fallen sofort die immergleichen Namen von nicht einmal einhundert preußischen Adelsfamilien ins Auge. Geschlechter wie v. Alvensleben, v. Arnim, v. Below, v. Bredow, v. Bülow, v.d. Goltz, v. Kleist, v. Stülpnagel oder v. Wedel, um nur einige wenige zu nennen, beeindruckten durch Quantität, Qualität und Kontinuität des militärischen Dienstes vom 18. Jahrhundert bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Die Geschichte des preußischen Adels, so der Minimalkonsens zwischen adliger Selbstsicht und wissenschaftlicher Analyse, war eng verwoben mit der Geschichte des preußisch-deutschen Militärs, besser: dessen Offizierkorps. Ähnliches, wenn auch in weit geringerem Umfang, läßt sich im 19. Jahrhundert auch für andere deutsche Adelslandschaften feststellen. So standen beispielsweise die v. Gebsattel und Kreß v. Kressenstein in Bayern oder die v. Carlowitz, v.d. Decken und v. Hausen in Sachsen, was die erfolgreiche Platzierung von Familienangehörigen in den kleineren Verhältnissen der jeweiligen Offizierkorps angeht, ihren (alt-)preußischen Standesgenossen in nichts nach. Hinzu kommen noch die unzähligen Einzelkarrieren von Angehörigen aus eher militärfernen Adelsfamilien, die im Laufe des 19. Jahrhunderts stark ansteigende Zahl von nobilitierten Berufsoffizieren sowie die herausgehobenen Spitzen- und Ehrenpositionen besetzt v.a. von Vertretern des Hochadels. Die Geschichte des preußisch-deutschen Offizierkorps, ja des Militärs insgesamt, ist ohne die Geschichte des Adels nicht zu verstehen. Umgekehrt gilt allerdings auch, daß die Geschichte insbesondere des preußischen Adels ohne Berücksichtigung der militärischen Geschichte nur höchst unzureichend erfaßt werden kann. Dies bedeutet jedoch nicht, daß die staatliche Institution „Militär“ und die soziale Gruppe „Adel“ im Modernisierungsprozeß in eins zusammenfielen. Weder ist der Adel im modernen Militär aufgegangen, noch war er in der Lage, dieses ausschließlich nach eigenen Maßstäben zu formen. Das Militär,

⁷ Beispielsweise kann die Geschichte des preußisch-deutschen Generalstabes, die auf den neuesten Stand der Forschung zu bringen ein dringendes Desiderat der Forschung darstellt, nur im Zusammenhang mit generellen (bürgerlichen) Professionalisierungsprozessen im 19. Jahrhundert geschrieben werden, obwohl noch um 1900 der bürgerliche Anteil an Generalstabsoffizieren gerade einmal 40% betrug.

auch das Offizierkorps, entwickelte zunehmend eine handlungsrelevante Eigenlogik, die sich aus seiner professionellen Funktion heraus ergab. Doch ebenso wirkten spezifisch adlige Traditionen und Interessen wie selbstverständlich in das Korps bis in die Entscheidungsspitzen hinein. Thomas Nipperdeys These, daß weder das Bürgertum sich feudalisierte noch der Adel sich verbürgerlichte, ist sicherlich zuzustimmen.⁸ Und doch bezogen sich beide soziale Großgruppen aufeinander, gab es – wenn nicht im Militär, wo dann? – vielfältige Berührungspunkte, gemeinsame Felder, Abstoßungs- und Einschließungsprozesse, die in erheblichem Maße auf Adel und Bürgertum zurückwirkten und diese veränderten. Welche adlig-bürgerlichen Teilgruppen unter welchen Bedingungen und sozialen wie politischen Kosten aufeinander zuzugingen und wer die Gewinner oder Verlierer in diesem ständigen Aushandlungsverfahren waren, ist ebenfalls eine Leitfrage dieser Studie.⁹

Die genannten Leitfragen werden in vier, teils systematisch, teils chronologisch geordneten, Kapiteln behandelt:

I.) Der Adel als Kriegerstand

Der Anspruch des Adels auf militärische Führungspositionen basierte auf der Vorstellung, daß vermeintlich zeitlose ‚kriegerische Tugenden‘ sich nicht ohne weiteres erwerben lassen würden, sondern auf generationentiefer Weitergabe durch Vererbung und Erziehung beruhten. Diese Tugenden waren eingebettet in allgemeine, auch nichtmilitärische Wertsetzungen, die adliges Selbstverständnis und adligen Habitus bestimmten und an anderer Stelle als ‚Adeligkeit‘ bezeichnet wurden.¹⁰ Die wesentlichen Elemente dieses spezifisch adligen militärischen Codes, die Rückwirkungen der Fixierung auf adlig-militärische Traditionen auf das adlige Selbstverständnis in der bürgerlichen Gesellschaft sowie die grundlegenden Mechanismen der Weitergabe von Sinn schöpfenden ritterlichen Traditionen sind Gegenstand des ersten Teils der Arbeit. Voraussetzung für die

⁸ NIPPERDEY, Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 1, S. 417f.

⁹ Heinz REIF, Adel im 19. und 20. Jahrhundert, S. 119f. Dies auch die übergreifende Fragestellung des Forschungsprojekts ‚Elitenwandel in der gesellschaftlichen Modernisierung‘, in dessen Rahmen diese Arbeit entstanden ist. Bislang sind erschienen: Heinz REIF (Hg.), Adel und Bürgertum in Deutschland. Entwicklungslinien und Wendepunkte im 19. und 20. Jahrhundert, 2 Bde.; René SCHILLER, Ländliche Eliten im Wandel?; Stephan MALINOWSKI, Vom König zum Führer; Wolfram THEILEMANN, Adel im grünen Rock; Martin KOHLRAUSCH, Der Monarch im Skandal, Phil. Diss., Florenz 2003.

¹⁰ Vgl. Marcus FUNCK/Stephan MALINOWSKI, Geschichte von oben. in: Historische Anthropologie 7 (1999), S. 237-270; ausführlich: MALINOWSKI, Vom König zum Führer, S. 47-114.

Erschließung der dezidiert gegen die zivile bürgerliche Gesellschaft entworfenen Werthaltungen und der dahinter liegenden Sinnstrukturen ist die verstehende Annäherung an diesen Code aus der Perspektive des Adels. Weniger das reale Geschehen, als vielmehr die erschriebene adlige Selbst- und Weltsicht in bezug auf das Militärische ist hier von Interesse. Untersucht wird also das Gepäck, mit dem der Adel den Weg in die militärische Moderne beschritten hat, und nicht der Weg. Der zentrale Ort sowohl der Werteproduktion als auch der Wertevermittlung war die adlige Familie. Bevor ein adliger Knabe die Kadettenanstalt besuchte, in ein Regiment aufgenommen und schließlich zum Offizier ernannt wurde, war er schon ein Adliger. Nicht zuletzt deshalb ist es unabdingbar, den adligen Offizier in seinem Herkunftsmilieu in Reinform zu untersuchen und nach der Bedeutung der Adelsfamilie für die Ausformung des adligen-militärischen Habitus zu fragen.

II.) Der Adelskrieger in der bürgerlichen Gesellschaft 1860-1914

In diesem Abschnitt werden auf mehreren Ebenen das Aufeinanderprallen des adligen Selbstentwurfes mit den Mechanismen der militärischen Organisation untersucht und Antworten auf die Frage gesucht, wie sich der Adel im institutionellen Wandel des Militärs und angesichts der wachsenden bürgerlichen Konkurrenz im Offizierkorps vor 1914 behauptet hat. Zunächst werden die Besonderheiten der für adlige Offiziere typischen Karrierewege nach Waffengattungen, Dienstgraden und Positionen analysiert. Hieran schließt eine Untersuchung der relativ autonomen Lebenswelten der Regimenter, in der sich adlige Auffassungen von militärischem Dienst am ehesten entfalten konnten, die aber auch unter argwöhnischer Beobachtung adliger wie bürgerlicher Kritiker stand. Schließlich werden anhand einzelner, konkreter Themenfelder sowohl die zunehmende interne Differenzierung des Offizierkorps, als auch das Ausmaß von Annäherung und Abgrenzung zwischen adligen und bürgerlichen Teilgruppen bestimmt.

III.) Die Transformation der adligen Militärclans 1914-1920

Der Erste Weltkrieg markiert die schärfste Zäsur der politischen und sozialen Geschichte des deutschen Adels im 19. und 20. Jahrhundert: Die immensen Todesziffern und die tiefgreifende Militarisierung sämtlicher Lebensbereiche der Familien, die totale Kriegsniederlage und der klägliche Zusammenbruch der Monarchie, die Auflösung bzw. Dezimierung traditioneller Versorgungseinrichtungen und der relative

soziale und wirtschaftliche Abstieg großer Teile des Adels, die gewalttätigen Realitäten und Fiktionen von Revolution und Gegenrevolution bezeichnen die äußeren Faktoren beschleunigter Niedergangserfahrung sowie die Grundbedingungen radikaler Werteverstärkungen innerhalb des gesamten Adels. Man könnte diese kurze Zeitphase der totalen Mobilmachung des Adels durchaus als die Sattelzeit adliger Radikalisierung und Selbstaflösung von einem traditional-konservativ begründeten zu einem totalitären Herrschaftsmodell bezeichnen. Die schmerzhaften Erfahrungen des Wandels in der Kriegführung wie im sozialen und politischen Gefüge des Deutschen Reiches sind ebenso Gegenstand dieses Abschnittes wie die zunehmend aggressive Suche der adligen wie bürgerlichen Deprivierten nach alternativen gesellschaftlichen Ordnungsmodellen zwischen 1918 und 1920.

IV.) Frontgemeinschaft – Führerheer – Volksgemeinschaft. Militäradel zwischen Stand und Profession 1920-1935

In diesem Abschnitt wird zunächst aus der Perspektive der militärischen Führung die Suche nach einem neuen, tragfähigen Offizierkonzept behandelt. Diese Suche war begleitet von einer intensiven, durchaus kontroversen Auseinandersetzung mit der militärischen Vergangenheit und gleichzeitig geprägt von den politischen, militärischen und sozialen Unzulänglichkeiten der Gegenwart. Fast zwangsläufig stieß man dabei auf die Frage nach dem Umgang mit dem aristokratischen Offiziersmodell der Vorkriegszeit. Dem deutschen Adel, zumal dem preußischen, war mit Kriegsniederlage, Revolution und den Versailler Beschränkungen seine stärkste professionelle und soziale Bastion abhanden gekommen. Wie sich der Militäradel unter völlig veränderten Bedingungen innerhalb wie außerhalb des Militärs gegenüber der Reichswehr neu positionierte, ohne daß er auch nur annäherungsweise die Aussicht hatte, die alten angestammten Vorrechte wiederzuerlangen, wird im zweiten Teil dieses Abschnittes untersucht. Welche Wege die verschiedenen Adelsgruppen auch einschlugen, sie reichen von der selbstbeschränkenden Eingliederung in den Militärapparat über die in einigen Fällen mögliche Anknüpfung an Traditionen der Vorkriegszeit bis hin zur aggressiven Wiedererfindung als „Schwert der Nation“ in Opposition zum institutionalisierten Militär, sie führten in keinem Fall zu einer tragfähigen Alternative zum nationalsozialistischen Regime, sondern direkt in dieses hinein.

Drei Begriffe, denen in dieser Studie zentrale Bedeutung zukommt, sollen an dieser Stelle kurz eingeführt werden: Elite, Professionalität und Militäradel. Am einfachsten ist die Klärung des Elitenbegriffes ex negativo. Nicht verwendet wird der Begriff in seiner normativen Bedeutung, nach der Personen, die sich durch hervorragende Eigenschaften und Leistungen auszeichnen, besonders für Positionen mit großer Verantwortung und Leitungsfunktion eignen. Erst am Ende des 19. Jahrhunderts erhielt der Elitebegriff seine volle Ausprägung, da seine theoretische Fundierung eng verbunden war mit der Entfaltung der modernen Industriegesellschaft, der Egalisierung von Ausleseverfahren, Differenzierung in gesellschaftliche Teilsysteme, Spezialisierung von Leistungswissen und dem gleichzeitigen Verlust einer verbindlichen Werteordnung.¹¹ Erst mit dem vollständigen Übergang von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft, der Erweiterung von politischen Partizipationschancen, der Erhöhung von sozialer Mobilität jenseits der ständischen Ordnung sowie der funktionalen Ausdifferenzierung der modernen Industriegesellschaft wurde Elitebildung zu einer politischen und gesellschaftlichen Gestaltungsaufgabe. So ist es kein Zufall, daß die ersten systematischen Elitetheorien erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelt wurden, weil mit ihnen auch Modelle zur Steuerung von Herrschaft und zur Abfederung revolutionärer Bewegungen in der Gegenwart entwickelt wurden.¹² Die historische Forschung hat diesen

¹¹ Hier stimme ich mit der älteren Eliteforschung überein, die allerdings noch den einsetzenden Demokratisierungsprozess als Kriterium hinzugefügt hätte. Vgl. Peter DREITZEL, *Elitebegriff und Sozialstruktur*, S. 6. Wie Dreitzel, im Anschluß an Max Weber, sehe auch ich in der Verpflanzung des modernen Elitebegriffes in frühere Epochen keinen Erkenntnisgewinn. Dagegen plädieren Wolfgang SCHLUCHTER, *Der Elitebegriff als soziologische Kategorie*, in: *KZfSS* 15 (1963), S. 233-256 und Günter ENDRUWEIT, *Elitebegriffe in den Sozialwissenschaften*, in: *ZfP* 26 (1979), S. 30-46 für eine „ahistorische Definition der Elite“. Der zur Beschreibung der multifunktionalen Fähigkeiten des Adels in unterschiedlichen Herrschaftsbereichen der Gesellschaft von Karl-Ferdinand WERNER, *Mehrzweckelite*, in: Rainer Hudemann/Georges-Henri Soutou (Hg.), *Eliten*, Bd. 1, S. 17-32 eingeführte Begriff der „Mehrzweckelite“ hat im späten 19. und 20. Jahrhundert einen hoffnungslos romantischen Beigeschmack. Überhaupt leuchtet mir der Begriff nicht ein, weil mit ihm Qualitäten benannt werden, für die mit „Stand“ eine passende Begriffskategorie schon existiert.

¹² Überhaupt scheint mir die historisch-soziologische Eliteforschung stärker als andere Forschungsfelder immer eingebettet zu sein in gegenwartsbezogene Diskurse über Rekrutierung, Ausbildung und Kontrolle von Führungspersonal in der Gesellschaft. Dies gilt für die Verächter der Massengesellschaft, Vilfredo Pareto, Gaetano Mosca und Raymond Aron, wie für die nach demokratiefähigen Elitenmodellen suchenden deutschen Soziologen nach 1945, Ralf Dahrendorf, Hans-Peter Dreitzel, Wolfgang Zapf. So wundert es auch nicht, daß nach 30 Jahren des Schweigens die Eliteforschung seit 1989 wieder einen Aufschwung erfahren hat, weil von ihr Modelle zur Steuerung des Demokratisierungsprozesses in den postkommunistischen Staaten erhofft werden. M. E. die besten (älteren) politikwissenschaftlichen bzw. soziologischen Zusammenfassungen in deutscher Sprache:

Ansatz weitgehend aufgenommen, Uneinigkeit herrscht eigentlich nur noch über die Frage, wann der Ablösungsprozeß der ständischen Gesellschaft tatsächlich einsetzte bzw. abgeschlossen war.¹³ So wurden unterschiedliche staatliche und nichtstaatliche Institutionen im Verlauf des 19. Jahrhunderts unter dem Aspekt der modernen Elitenbildung untersucht, das Militär, speziell das Offizierkorps, jedoch blieb von diesem Forschungstrend weitgehend ausgeschlossen.¹⁴ Es wurde als Bastion des Vormodernen, als ein in die ausdifferenzierte moderne Gesellschaft hineinragender ständischer Block gedeutet, das den Übergang vom Gesellschaftsstand zum Berufsstand vollständig erst während des Zweiten Weltkriegs schaffte. Dabei bietet gerade das Militär augenscheinlich Anknüpfungspunkte für eine elitentheoretisch fundierte Untersuchung: 1.) Es bezog seine Wertschätzung, seine gesellschaftliche Bedeutung primär aus einem funktionalen Auftrag, nämlich der Landesverteidigung. 2.) Aus diesem Auftrag heraus schöpfte sich eine eigene militärische Identität und Interessenpolitik, die nicht notwendigerweise mit den Interessen der im Militär maßgeblichen sozialen Gruppen übereinstimmen mußte. 3.) Qualifikations- und Beförderungsbedingungen wurden in einem zunehmenden Maße vereinheitlicht. 4.) Gerade das Offizierkorps differenzierte sich in eine Vielzahl von Teileinheiten – planerische Behörden, Verwaltungseinrichtungen, Kampftruppen, unterstützende Truppen etc. – die einer jeweils eigenen fachlichen Ausbildung bedurften. 5.) Schließlich wurde seit dem späten 19. Jahrhundert auch der Wertekonsens der Offiziere brüchig, freilich sehr langsam und unspektakulär.

Es existieren also genügend Argumente, die für ein Verständnis des Offizierkorps als einer moderne Institution sprechen und dessen Untersuchung mit modernen Elitebegriffen stützen. Von der Vielzahl in der wissenschaftlichen Diskussion kursierenden Ansätze eignen sich für eine klar gegliederte und stark hierarchisierte Institution wie das Militär zunächst die der Positionselite und der Funktionelite. Die Vorteile des Positionsansatzes, mit dem gemeinhin die Führungspositionen einflußreicher Organisationen vermessen werden,

Dietrich HERZOG, Politische Führungsgruppen und Wolfgang FELBER, Eliteforschung in der Bundesrepublik Deutschland.

¹³ Zusammenfassend und mit unterschiedlicher Akzentuierung Lothar GALL, Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft; Heinz REIF, Von der Stände- zur Klassengesellschaft, in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Scheidewege der deutschen Geschichte, S. 79-90.

¹⁴ Vgl. aber die Beiträge von Manfred MESSERSCHMIDT, Klaus-Jürgen MÜLLER und Bernhard KROENER, in: Soutou/Hudemann (Hg.), Eliten in Deutschland und Frankreich.

liegen auf der Hand: Mittels einfacher Zähl- und Rechenübungen können so die Anteile bestimmter sozialer Gruppen in einer Langzeitperspektive bestimmt sowie Rekrutierungs- und Beförderungsmuster ermittelt werden.¹⁵ Doch ebenso eindeutig sind die gravierenden Nachteile, die mit dem Positionsansatz verbunden sind: Nahezu zwangsläufig bleibt die Bedeutung der zugrundegelegten Positionen statisch, bleibt sie dem historischen und gesellschaftlichen Wandel entzogen. Dienstgrade, Rangklassen und Positionen eignen nur dann als Parameter für eine quantitative Analyse, wenn ihre konkreten Bedeutungen, die mit ihnen verbundenen Einfluß- und Machtchancen differenziert in Beziehung zueinander gesetzt werden. An dieser Stelle führt der Funktionsansatz weiter, mit dessen analytischen Mitteln, der tatsächliche Ort einer Position oder eines Teilsystems in Beziehung zum Ganzen bestimmt, der Handlungsspielraum eines individuellen Akteurs im Rahmen eines funktional gegliederten Systems ermittelt werden kann.¹⁶ Ein weiterer Vorteil dieses Ansatzes ist, daß militärisches Denken und Handeln, die von außen besehen Züge von Irrationalität tragen, in einem inneren Funktionszusammenhang durchaus einer eigenen Logik folgen, einen rationalen Kern beinhalten und somit verstehbar gemacht werden kann.¹⁷ Und doch stößt auch der Funktionseleitenansatz an die Grenzen seiner Erklärungskraft, insbesondere wenn Fragen nach der sozialen Schätzung, der Repräsentation von Erfolg, Sinnzusammenhängen oder allgemein verbindlichen Leitwerten aufkommen. Mit dem altmodisch klingenden, mittlerweile jedoch wieder zu wissenschaftlichen Ehren gekommenen Begriff der Wertelite können solche Fragekomplexe am ehesten erschlossen werden.¹⁸ Danach bestimmen eben nicht nur eine

15 In der militärhistorischen Forschung hatte das Zählverfahren wohl auch aufgrund der Ranglisten als vorzügliches Quellenmaterial geradezu Fetischcharakter angenommen. Mit dennoch z.T. sehr differenzierten und weiterführenden Ergebnissen: DEMETER, Offizierkorps; BALD, Kaiserheer; DERS., Offizier; HUGHES, King's Finest; MESSERSCHMIDT, Preußische Armee, in: Handbuch der Militärgeschichte, Bd. IV/2; STUMPF, Wehrmacht-Elite.

16 Von militärhistorischen Arbeiten argumentieren am pointiertesten in diese Richtung Michael GEYER, Deutsche Rüstungspolitik; Arden BUCHHOLZ, Prussian War Planning und daran anknüpfend Mark STONEMAN, Bürgerliche und adlige Krieger, in: Heinz Reif, Adel und Bürgertum, Bd. 2, S. 25-63. Weit ausgreifend ist GEYER, Past as Future.

17 Vgl. Thomas MERGEL, Politikbegriffe in der Militärgeschichte, in: Thomas Kühne/Benjamin Ziemann (Hg.), Militärgeschichte, S. 141-156.

18 Es gab eine Phase in der soziologischen Eliteforschung, in welcher der Begriff der Wertelite für die Analyse pluraler Demokratien als unbrauchbar galt und deshalb auch von strukturalistisch orientierten Historikern nicht verwendet wurden. Im Zuge der Neuorientierung der Eliteforschung nach 1989/91 und der Suche nach verbindlichen gemeinsamen Werten ist auch die Suche nach den diese repräsentierenden Eliten wieder aufgenommen worden. Vgl. Anton STERBLING, Modernisierung und soziologisches Denken.

besondere Position oder Funktion innerhalb eines institutionellen Systems über die Elitezugehörigkeit, sondern auch die Fähigkeit, diese Institution und die in ihr getroffenen Entscheidungen nach außen hin sinnhaft zu repräsentieren. Außerdem erhält auch der in der modernen Eliteforschung zentrale Begriff der „Leistung“ seine spezifische Qualität erst nach einer wertgebundenen Verständigung darüber, was Leistung eigentlich sein soll und wie sie bemessen werden kann.¹⁹

Aus der Perspektive der Adelforschung können diese drei Ansätze fruchtbar miteinander verbunden werden. Ausmaß und Grenzen der Beharrungskraft einerseits, der Wandlungsfähigkeit andererseits können über die flexible Handhabung von Positions- und Funktionsanalyse relativ eindeutig ermittelt werden. Doch würde man damit, neben der Vielzahl von im Hintergrund wirkenden „grauen Eminenzen“, die in den Elitetheorien gewöhnlich nicht vorgesehen sind, der historischen Führungsschicht „Adel“ insgesamt mit der Erfahrung von tausend Jahren Herrschaftspraxis nur unzureichend gerecht werden. Abgesehen davon, daß es schlichtweg unrealistisch ist zu erwarten, der Adel hätte sich binnen weniger Jahrzehnte als Herrschafts- und Wertelite von der historischen Bühne verabschiedet, ist es der historischen Entwicklung unangemessen, Bewußtseinslagen, Habitus und Verhaltensweisen adliger Offiziere ausschließlich nach den Standards der modernen Gesellschaft zu beurteilen. So war noch um 1900 die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß ein adliger Minderjähriger aufgrund seiner Herkunft Teil der gesellschaftlichen Elite werden würde, also schon allein aufgrund seiner Familienangehörigkeit zur Elite zu zählen ist. Aus dem Militärbereich könnte man als Beispiel anführen, daß der Adelsnachwuchs nicht selten auf vorgezeichneter Bahn und zunächst ohne eigenes Zutun ins Kadettenkorps überwiesen oder vom Stammregiment der Familie aufgenommen wurde. Demnach spielte neben dem weitläufigen Adels-Netzwerk ein historisch begründetes Vertrauen weiter Bevölkerungskreise in die Elitefähigkeit des Adels durchaus eine gewichtige Rolle bei der Rekrutierung von militärischem Nachwuchs. Insofern gilt es, Herkunftskategorien differenziert und frei von den gängigen Stereotypen für die Analyse fruchtbar zu machen, d.h. die

¹⁹ Einen vierten Begriff könnte man noch anführen, der bspw. bei der Beschäftigung mit der preußischen Gardekavallerie eine Rolle spielen wird: Prominenz. In Differenz zur Zugehörigkeit zu einer Elite bemißt sich Prominenz ausschließlich aus dem Reichtum an Beachtung, den man genießt. Damit verbunden ist in erster Linie eine soziale Vorzugsstellung, aber nicht notwendigerweise eine Herrschaftsstellung. Georg FRANCK, Ökonomie der Aufmerksamkeit u. DERS., Prominenz und Poulismus, in: BD 11 (2000), S. 19-28.

Eigenheiten des historischen Adels herauszuarbeiten, die dieser für sich gewinnbringend in den Offiziersberuf moderner Prägung einbringen konnte. Denn, darüber herrscht in der neueren Adelforschung Einigkeit, in die Schraubzwängen der Modernisierungstheorie läßt sich der Adel ohne gravierenden Erkenntnisverlust nicht pressen.²⁰ Angestrebt wird nicht die dogmatische Anwendung eines der vorgestellten Ansätze, der ja die Vorstellung von deren Unvereinbarkeit zugrunde liegt, sondern die flexible Handhabung in einem dem jeweiligen historischen Bezugspunkt angemessenen Mischungsverhältnis.

Als zweiter Begriff ist „Professionalisierung“ hier kurz einzuführen. Die Ausbildung von Professionen zählt im Rahmen modernisierungstheoretischer Modelle zu den Säkularentwicklungen im Übergang von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft. Als Charakteristika einer Profession gelten geregelte Ausbildungs- und Qualifikationsgänge, das Aufkommen eines hochspezialisierten Expertentums mit eigenem Berufsethos, die Bildung berufsständischer Vertretungen sowie die scharfe Abgrenzung nach außen bzw. die hartnäckige Verteidigung des Monopols der Expertenschaft auf einem professionellen Feld.²¹ Als mustergültig für den Prozess der Professionalisierung gelten die mittlerweile sehr gut untersuchten freien Berufe, die bürgerlichen Berufe schlechthin. Auf der Liste dieser bürgerlichen Berufe fehlt jedoch der Offiziersberuf, obwohl er sämtliche der oben genannten Kriterien erfüllt. Die Leugnung des professionellen Charakters des Offiziersberufes mag mit der historisch erklärbaren Militärferne der Mehrzahl der Fachhistoriker oder der Identifikation des Militärs mit dem Ständischen und Antibürgerlichen schlechthin zu begründen sein, analytisch hilfreich ist sie jedoch nicht. Weder die antithetische Gegenüberstellung von Profession und aristokratischem Kriegerhabitus noch die adlige Vorstellungen von einer besonderen Berufung zum Offiziersdienst vollständig vereinnahmende Ausweitung des Professionbegriffs dürften weiterführend sein. Vielmehr haben wir es mit einem spannungsreichen Verhältnis zwischen unterschiedlichen Selbstentwürfen von Offizieren zu tun, das in konkreten

²⁰ So schon Heinz REIF, Adel in der modernen Sozialgeschichte, in: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hg.), Sozialgeschichte, Bd. 4, S. 34-60.

²¹ Grundlegend Werner CONZE, Art. Beruf, in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 1, hg. v. Otto BRUNNER/Werner Conze/Reinhart Koselleck, S. 490-507; Geoffrey COCKS/Konrad JARAUSCH (Hg.), German Professions 1800-1950; Charles MCCLELLAND, The German Experience of Professionalization; Hannes SIEGRIST (Hg.), Bürgerliche Berufe.

Entscheidungsmomenten unterschiedliche Handlungsweisen hervorbrachten. Auch bei der Bestimmung dieses Verhältnisses müssen sowohl institutionelle Faktoren, insbesondere die Position des Individuums im System Militär, als auch außermilitärische Herkunftsbedingungen nach adlig-bürgerlichen Teilgruppen differenziert berücksichtigt werden.

Drittens ist schließlich einzuführen, der hier bevorzugt verwendete Begriff des „Militäradels“. Einen reinen Militäradel, also einen auf der Grundlage von militärischer Leistung und einem besonderen Treueverhältnis von der Krone systematisch geschaffenen Militärstand wie etwa der napoleonische oder der habsburgische ‚Kasernen- und Tornisteradel‘ mit seinen gelegentlich skurril klingenden Namensschöpfungen, hat es in Preußen-Deutschland in nennenswertem Umfang nicht gegeben.²² Sicherlich, am Vorabend des Ersten Weltkrieges war immerhin jede zwanzigste Adelsfamilie in Preußen im 19. Jahrhundert ein Produkt von mit Standeserhebung belohnten militärischen Verdiensten,²³ die Nobilitierungspolitik v.a. der preußischen Könige richtete sich – mit allerdings leicht abnehmender Tendenz – vornehmlich auf bürgerliche Offiziere²⁴ und die Zahl der nach 1870/71 nobilitierten Generale war weitaus höher als gemeinhin angenommen.²⁵ Jedoch kann von einer gezielten Nutzung der Nobilitierung zum Aufbau einer bürgerlich-adligen Militärelite nicht die Rede sein. Dafür blieb die Zahl der Standeserhebungen insgesamt zu gering und die Auswahl der Adelsanwärter zu willkürlich. Gemessen an der Steigerungsrate der Offiziersstellen im Heer und in der Marine machten die Hohenzollern von der Nobilitierung bürgerlicher Offiziere insgesamt nur defensiven Gebrauch. Hinzu kommt, daß die Nobilitierung in erster Linie dann erfolgte, wenn ein bürgerlicher Offizier für die Übernahme einer hohen

22 Zur thesesianischen Nobilitierungspolitik: Manfred HOCHEDLINGER, *Mars Ennobled: The Ascent of the Military and the Creation of a Military Nobility in Mid-Eighteenth-Century Austria*, in: *GH* 17 (1999), S. 141-176. István DEÁK, *Der k.(u.)k. Offizier 1848-1918*, S. 188-198 betont die erdrückende Dominanz des habsburgischen Militäradels im k.(u.)k. Offizierkorps und gleichzeitig die scharfe soziale Trennlinie zwischen diesem und den zumeist hochvermögenden altadligen Familien.

23 René SCHILLER, „Immer nach oben“. *Elitenergänzung durch Nobilitierung*, in: *Leben und arbeiten im märkischen Sand*, hg. v. Bernd Kölling and Ralf Pröve, S. 49-89.

24 Lamar CECIL, *The Creation of Nobles in Prussia, 1871-1918*, in: *AHR* 75 (1970), S. 757-795.

25 Günther MARTIN, *Gruppenschicksal und Herkunftsschicksal. Zur Sozialgeschichte der preußischen Generalität 1812-1918*; Ulrich TRUMPENER, *Junkers and Others. The Rise of Commoners in the Prussian Army, 1871-1914*, in: *CJH* 14 (1979), S. 29-47.

Kommandostelle oder für eine repräsentative Position in Aussicht genommen wurde oder die Reputation seiner Familie (etwa durch adlige Verwandtschaft, Erwerb von Grundbesitz) schon frühzeitig eine Nobilitierung nahelegte.

Pragmatisch verstanden sollen mit dem Begriff jene adligen Männer und ihre Familien erfaßt werden, die vom Offiziersberuf lebten und wenigstens militärische Teilidentitäten ausbildeten. Damit nicht gemeint, auch wenn sie in dieser Studie am Rande behandelt werden, sind hochadlige Schlachtenbummler in hohen Ehrenstellungen, aber ohne wirkliche Entscheidungsbefugnis. Ebenso zurückhaltend sollte man bei den nur zeitweilig im Militär verbliebenen Offizieren sein, die sich später anderen Berufsfeldern zuwendeten.²⁶ Zu den Spezifika v.a. des preußischen Militäradels zählt jedoch, daß seine Mitglieder aufgrund direkter verwandtschaftlicher Beziehungen, ständischer Solidarität oder nicht zuletzt aufgrund der als „Adeligkeit“ bezeichneten kulturellen Gemeinsamkeiten eng mit anderen Adelsgruppen verwoben blieben. Der Militäradel ist deshalb als eine Teilgruppe des Kleinadels zu beschreiben. Die Verwendung des Begriffes ist lohnenswert: Im Unterschied zur rein adelsrechtlichen Unterscheidung zwischen hohem und niederem Adel trifft er eine Aussage über die ökonomische und soziale Lage dieser Teilgruppe. Hingegen vermeidet er unnötige Verallgemeinerungen und Stereotypisierungen, die dem ideologisch überfrachteten Kampfbegriff vom „Junkertum“ inhärent sind.²⁷ Zum kleinen Adel sollen v.a. jene Familien zählen, die schon vor dem Ersten Weltkrieg vom „Absinken in den Mittelstand“²⁸ betroffen, zu einem herrschaftlichen Lebensstil aus eigener Kraft nicht mehr fähig waren und gleichwohl die für sich reklamierte besondere Befähigung zum Herrschen nicht kampfflos aufgeben wollten. Ebenso müssen zum Teil die nichterbenden Söhne und nichtheiratenden Töchter als Träger der Familienlasten

26 Hierbei sind insbesondere jene Gutsbesitzersöhne gemeint, die sich während des Dienstes auf den Antritt ihres Erbes „vorbereiteten“. Selbstverständlich beeinflussten sie den Ton v.a. auf der Ebene der Regimenter, doch in verantwortliche Positionen kamen sie nur ausnahmsweise. Vgl. SCHILLER, Vom Rittergut zum Großgrundbesitz, S. 402-424.

27 Vgl. v.a. die Argumentation bei Hartwin SPENKUCH, Das preußische Herrenhaus, S. 179f. und der den Begriff historisierende Überblick von Heinz REIF, Junker, in: Etienne François/Hagen Schulze, Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 1, S. 520-536. Während dem von Hans ROSENBERG, Die Pseudo-Demokratisierung der Rittergutsbesitzeklasse, in: Machteliten und Wirtschaftskonjunkturen, S. 83-101 benutzten Junker-Begriff bei aller Unschärfe klare Definitionskategorien unterliegen, führt dessen beliebige Anwendung bei Francis L. CARSTEN, Geschichte der preußischen Junker zur totalen heuristischen Entwertung.

28 Hugo v. FREYTAG-LORINGHOVEN, Menschen und Dinge, S. 336.

hinzugezählt werden, selbst wenn sie aus eigentlich vermögenden Familien stammten. Relative Verarmung und Tendenzen zur „Proletarisierung“ in Teilen des kleinen Adels standen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der inneradligen Diskussion²⁹ und die Gründung der *Deutschen Adelsgenossenschaft* 1874 kann nur vor diesem Hintergrund verstanden werden. Mit enormem propagandistischen Aufwand und bescheidenen Erfolgen betrieb die DAG die finanzielle Stützung in Not geratener Standesgenossen als Gegenstück zu den Familienstiftungen des vermögenden Adels durch Einrichtung von Hilfsfonds, Erziehungsbeihilfen und Stipendien.³⁰ Durch den sozialen Absturz des kleinen Adels nach 1918 verschärfte sich die finanzielle Situation von Standesgenossen gerade aus militäradligen Familien zusehends und konnte weder durch staatliche Pensionszahlungen noch durch inneradlige Stützungsmaßnahmen und Stellenvermittlungen im Adelsblatt unter Kontrolle gebracht werden.³¹ Auch ist die Zuordnung des Militäradels zum kleinen Adel insofern sinnvoll als dadurch die Beschränkung der Analyse auf die adligen Spitzen innerhalb der militärischen Profession aufgegeben und v.a. die Masse der nach 1918 entlassenen, aber noch immer sehr militärnahen Offiziere in den Blick genommen wird.

Der Autor dieser Arbeit fühlt sich gleichermaßen dem Programm einer erneuerten Militärgeschichte wie jüngeren Ansätzen der Adelsforschung in Deutschland verpflichtet.³² Beide Forschungsfelder

29 Bspw. Stephan KEKULÉ v. STRADONITZ, Armut und Reichtum im deutschen Adel, in: DR 36 (1911), S. 35-42; ANONYM., Über Berufswahl, in: DAB 4 (1886), S. 102f. und GRAF BÜLOW v. DENNEWITZ-GRÜNHOF, Soziale Bedeutung und Aufgaben des Adels, in: ebda. 23 (1905), S. 761-765. Für eine Fülle von Nachweisen siehe MALINOWSKI, Vom König zum Führer, S. v.a. 260-282.

30 Neben dem Central-Hilfsverein, der zwischen 1888 und 1891 insgesamt 142 Familien mit bescheidenen 40.000 Mark unterstützt haben will, war die „Nobilitas. Verein zur Förderung und Unterstützung verarmter Edelleute“ die wichtigste Unterstützungsagentur der DAG vor 1914.

31 In einem „an den Adel auf dem Lande“ gerichteten Aufruf reagierte das Deutsche Adelsblatt 1921 – also kurz nach der Heeresreduzierung – auf die hohe Nachfrage von Standesgenossen, besonders von älteren und verheirateten Offizieren, die ohne Stellung waren, nach Unterkunft und Tätigkeit auf dem Lande und forderte Hilfe für diejenigen die „vorn an der Front Ihnen allen vier Jahren hindurch den Feind von Haus und Hof hielten.“ In: DAB (39/1921), S. 40. Zur Adelsgenossenschaft vgl. MALINOWSKI, Vom König zum Führer, S. 144-170 u. 321-335.

32 Für die beeindruckende Entwicklung der Militärgeschichte in Deutschland seit etwa zwanzig Jahren siehe die Beiträge in KÜHNE/ZIEMANN, Militärgeschichte. Neben dem älteren, noch skeptischen Überblick von 1987 liest sich die komprimierte Zusammenfassung des Forschungsstandes zur Geschichte des Adels im 19. und 20. Jahrhundert aus dem Jahr 1999 schon sehr viel optimistischer. REIF, Adel, in: Schieder/Sellin, Sozialgeschichte, S. 34-60 und DERS., Adel im 19. und 20. Jahrhundert.

fristeten, von einigen gewichtigen Ausnahmen abgesehen, in der universitären Historikerwelt ein eher kümmerliches Dasein am Rande. Zurecht ist bemerkt worden, daß sowohl die Militär- als auch die Adelsgeschichte nicht recht in das Programm der an den „fortschrittlichen“ Kräften in der industriellen Gesellschaft interessierten Sozialgeschichte hineinpassten. Wenn überhaupt, dann wurden in strukturalistischen Deutungen beide als „ständische Überhänge“ oder „feudale Relikte“ etikettiert. Die in den 1980er Jahren sich entfaltende Alltagsgeschichte hat zur Erforschung des Adels in Deutschlands nichts Wesentliches beigetragen, war ihr hauptsächliches Anliegen doch zunächst, bislang stumm gebliebenen sozialen Gruppen am Rande oder unteren Ende der Gesellschaft eine Stimme zu geben. Die Militärgeschichte hingegen hat in starkem Maße von dem durch alltagsgeschichtliche Ansätze bewirkten Perspektivwandel profitiert, allerdings mit der bedauerlichen Einschränkung, daß die gelegentlich naiv argumentierende „Militärgeschichte von unten“ den Umstand vergaß, daß es auch weiterhin ein „oben“ gab.³³ Erst die kulturhistorische Wende und die „Erweiterung“ der Sozialgeschichte, die im Grunde doch eine Neuorientierung darstellt, brachte nicht nur neuartige Fragestellungen und Methoden in die historische Debatte ein, sondern regte mit ihrer Kritik des Moderne-Paradigmas auch die Wiederbelebung zuletzt weitgehend vernachlässigter Forschungsfelder an.³⁴

33 Als Bilanz der alltagsgeschichtlichen Abwendung von der Sozialgeschichte der „zweiten Generation“ Alf LÜDTKE (Hg.), *Alltagsgeschichte*; Für die militärhistorische Forschung wichtig, wenngleich sich die programmatische Einleitung etwas sehr moralisierend liest und manche Beiträge zu sehr einem romantisierenden Blick auf die „Realität“ in den Schützengräben verpflichtet sind: Wolfram WETTE (Hg.), *Der Krieg des kleinen Mannes*;

34 Generell hierzu Ute DANIEL, *Kulturgeschichte*; und Christoph CONRAD/Martina KESSEL (Hg.), *Geschichte & Kultur. Zwischen kultur- und sozialhistorischen Ansätzen* vermittelnd Hans-Ulrich WEHLER/Wolfgang HARDTWIG (Hg.), *Kulturgeschichte heute* und v.a. Thomas MERGEL/Thomas WELSKOPP (Hg.), *Zwischen Kultur und Gesellschaft*. Mittlerweile ist ein nahezu vollständiges Verschwinden orthodoxer Positionen auf beiden Seiten zu beobachten, so daß man – insbesondere in der Forschungspraxis – in zunehmenden Maße von einer Konvergenz der Positionen ausgehen kann. Diese Konvergenz ist verbunden mit dem Namen Pierre Bourdieu, dessen Kapitaltheorie wichtige sozial- und kulturhistorische Positionen zu integrieren scheint. Vgl. Pierre BOURDIEU, *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*, in: Reinhard Kreckel (Hg.), *Soziale Ungleichheiten*, S. 183-198; DERS., *Die feinen Unterschiede. Anwendungsvorschläge für Historiker* finden sich bei Ingrid GILCHER-HOLTEY, *Kulturelle und symbolische Praktiken: Das Unternehmen Pierre Bourdieu*, in: Wehler/Hardtweig, *Kulturgeschichte*; Hans-Ulrich WEHLER, *Pierre Bourdieu*, in: ders. (Hg.), *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*, S. 15-44. Am hilfreichsten Sven REICHARDT, *Bourdieu für Historiker?*, in: Mergel/Welskopp, *Zwischen Kultur und Gesellschaft*, S. 71-93.

Wie kaum eine andere soziale Gruppe eignet sich der Adel für eine flexible und undogmatische kultur- und sozialhistorisch orientierte Herangehensweise. Die im 19. Jahrhundert eher zunehmende interne Differenzierung des Adels in Deutschland, die Grundlagen seiner ökonomischen, sozialen und schließlich politischen Machtstellung und die gesellschaftlichen Bedingungen, die den bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zähesten Verfechter sozialer Ungleichheit stützten, lassen sich wohl am besten mit bewährten sozialhistorischen Fragestellungen und Methoden untersuchen. Den inneren Zusammenhalt des Adels, seine scharf betonten Außengrenzen und die Besonderheiten seiner Lebenswelten und Wertvorstellungen angemessen zu untersuchen, verlangt jedoch auch die Anwendung kulturhistorischer Forschungsstrategien: Mentale Einstellungen und kulturelle Deutungsmuster, symbolisches Handeln, Familienbewußtsein und gemeinsame Erinnerungskultur in einer Studie über den Adel zu vernachlässigen, hieße an seinem Untersuchungsgegenstand vorbeizuschreiben.

Auch die Neuorientierung der Militärgeschichte hin zu einer „Kriegsgeschichte, die vom Tode spricht“³⁵ ist nicht ohne Einfluß auf die Anlage der Arbeit geblieben. Nicht in dem Sinne, daß nun permanent und ausschließlich von Kriegsvorbereitung, Militarisierung und schließlich vom Prinzip des Tötens und Getötet-Werden die Rede wäre. Es gab durchaus Phasen in der Geschichte des preußisch-deutschen Militärs, in denen die öffentlich dokumentierte Kriegsbereitschaft auch der Offiziere eher auf die Ausgestaltung der Friedensgesellschaft denn auf die Formierung der Kriegsgesellschaft zielte.³⁶ Vielmehr ist gerade zum Verständnis des preußischen Militäradels die Feststellung wichtig, daß in seinem Selbstverständnis der Frieden für eben nicht der erstrebenswerte Normalzustand war und daß ein kriegerischer Habitus auch in Friedenszeiten sein Handeln mit bestimmte.³⁷

35 Michael GEYER, Eine Kriegsgeschichte, die vom Tod spricht, in: *Mittelweg* 36 (1995), S. 57-77.

36 Beispiele dafür finden sich in Ute FREVERT (Hg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*; s.a. Jakob VOGEL, *Nationen im Gleichschritt*.

37 Berühmt – und ohne seinen kleinadligen Hintergrund nicht zu verstehen – ist bspw. die Antwort, die Helmuth v. Moltke (d. Ä.) auf die Frage nach dem „ewigen Frieden“ gab: „Der Frieden ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ist ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen.“ Brief von Hellmuth v. Moltke an Johann Kaspar Bluntschli vom 11.12. 1880, in: *Hellmuth v. Moltke, Gesammelte Werke*, Bd. 3, S. 154.

Jede Studie, die sich mit der Geschichte des preußischen-deutschen Militärs vor 1945 befaßt, hat mit dem Faktum des unwiederbringbaren Verlustes zentraler Aktenbestände zurechtzukommen. Die in Dresden, München und Stuttgart verwahrten Gegenüberlieferungen der nichtpreußischen Kontingente sowie die Marinebestände in Freiburg bieten einen gewissen Ausgleich, der freilich seine Grenzen hat. Beispielsweise können die für eine Arbeit über den Adel im Offizierkorps wichtigen Fragen nach der Rekrutierungspolitik und dem Beförderungswesen ohne Unterlagen zu Bewerberzahlen, Bewerberströmen und Auswahl- bzw. Qualifikationsverfahren nur unzureichend beantwortet werden, will man sich nicht auf den düftigen Befund beschränken, daß der Adel im Königsheer protegiert und bevorzugt wurde. Hier bleiben wir auf die kritische Lektüre älterer Arbeiten angewiesen. Konzeption und Perspektive der Arbeit legten es nahe, neben den erhalten gebliebenen Quellenbeständen aus staatlicher oder halbstaatlicher Produktion, verstärkt das überlieferte „subjektive“ Quellenmaterial zu nutzen. So wurden zum einen über einhundert Nachlässe von adligen (und einigen ausgewählten bürgerlichen) Offizieren ausgewertet. Dieser Korpus umfaßt Erinnerungen, Tagebücher, Briefwechsel, schriftliche Korrespondenzen privater und dienstlicher Art von Offizieren unterschiedlicher Herkunft, Altersstufen, Dienstgrade und Dienststellungen. Neben den zahlreichen Familiengeschichten, genealogischen Handbüchern, Regimentsgeschichten und Offiziersbiographien bilden vor allem veröffentlichte und unveröffentlichte Tagebücher, Briefwechsel und v.a. Autobiographien eine weitere Quellengrundlage. Besonders hervorzuheben sind die annähernd 200 systematisch ausgewerteten Autobiographien adliger Autoren.³⁸ Diese Autobiographien habe ich auf drei Ebenen auszuwerten versucht: Erstens in herkömmlicher Weise als Lieferanten wichtiger Fakten und Informationen, die über andere Quellengruppen nicht zu erschließen sind. Autobiographien gewähren, freiwillig oder unfreiwillig, Einblick in adlige Netzwerke und Karrierewege, Personenkonstellationen in Entscheidungs-

³⁸ Für eine Diskussion des „Quellenwertes“ von Autobiographien gerade für die Adelsgeschichte FUNCK/MALINOWSKI, *Geschichte von oben*, v.a. S. 236-247 (dort auch weitere Literatur); Sabine WEHKING, *Zum politischen und sozialen Selbstverständnis preußischer Junker 1871-1914*, in: BDLG 121 (1985), S. 395-448; Katharina SCHLEGEL, *Zum Quellenwert der Autobiographie*, in: GWU 4 (1986), S. 222-233. Generell: Kenneth BARKIN, *Autobiography and History*, in: *Societas* 6 (1976), S. 83-108 und neuerdings Martina WAGNER-EGELHAAF, *Autobiographie*, Stuttgart 2000. Zur Einordnung der Adelsautobiographien im 20. Jahrhundert siehe FUNCK/MALINOWSKI, *Masters of Memory*, in: Alon Confino/Peter Fritzsche, *Memory Work*, S. 86-103.

situationen, lebensweltliche Realitäten und nicht zuletzt in die politischen Orientierungen ihrer Verfasser. Zweitens sind Autobiographien jedoch in hohem Maße Kunstprodukte, mit denen sich ihre Verfasser in einen bereits vorhandenen Publikationsstrom einschreiben und sich ihrer Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe vergewissern. Die z.T. sehr markanten Selbstbeschreibungen adliger Autobiographen geben weniger reales Geschehen, sondern Wunschbilder und Weltsichten wieder, die allerdings nicht einfach als Fiktionen abgehandelt werden können. Es wäre zwar naiv zu glauben, daß die in Autobiographien formulierten Selbstsichten einfach adlige Mentalität spiegeln, aber doch geben sie Hinweise auf Elemente von „Adeligkeit“, die durchaus Handlungsrelevanz besaßen. Auf einer dritten Auswertungsebene sollte es schließlich darum gehen, worüber nicht geschrieben bzw. offensichtlich gelogen wird.³⁹ Weniger um den Autoren Irrtümer nachzuweisen, was mit den herkömmlich Methoden der Quellenkritik ein Leichtes ist, sondern um herauszuarbeiten, welche Realitäten in der adligen Welt- und Eigenwahrnehmung keinen Platz fanden. So ist beispielsweise in höchstem Maße erklärungsbedürftig, daß in adligen Autobiographien zwar sehr viel kriegerisches Gedankengut transportiert, im Krieg sehr häufig gestorben, aber nur ausnahmsweise getötet wird. Insgesamt bieten gerade die Autobiographien eine Zugriffsmöglichkeit auf einen spezifisch adligen Code, der sich wesentlich von vergleichbaren bürgerlichen Konstruktionen unterscheiden haben dürfte und in dieser Studie vorrangig auf seine militärisch-kriegerischen Komponenten hin untersucht wird.

³⁹ In dieser Übung meisterhaft ist die sozialpsychologische Arbeit von Klaus THEWELEIT, Männerphantasien. Einige allgemeine Hinweise bei Jürgen KUCZYNSKY, Lügen, Verfälschungen, Auslassungen, Ehrlichkeit und Wahrheit – Fünf verschiedene und für den Historiker gleich wertvolle Elemente in Autobiographien, in: Peter Alheit/Erika Hoerning (Hg.), Biographisches Wissen, S. 24-37.

2. VOM „OFFIZIERTUM“ ZUR MILITÄRELITE.
ADEL, MILITÄRISCHE MODERNISIERUNG UND ELITENWANDEL IM 19.
UND 20. JAHRHUNDERT

Es wäre vermessen, einen Mangel an wissenschaftlicher Literatur zu dem durch die Begriffspaare „Adel“ und „Elite“, „Militär“ und „Modernisierung“ angedeuteten Themenkomplex zu behaupten. Das Gegenteil ist der Fall. Zeitgenössische Beobachter wie Historiker haben genau darin, eine der zentralen Ursachen für den Fehllauf der deutschen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert konstatiert und eine geradezu unüberschaubare Zahl an Publikationen produziert.⁴⁰ Im Folgenden soll hierzu kein ausführlicher Forschungsbericht vorgelegt, sondern in Auseinandersetzung mit der historischen Literatur der konzeptionelle Rahmen dieser Arbeit festgelegt werden.⁴¹

Wer sich mit der Beziehungsgeschichte zwischen Adel und Militär im 19. und 20. Jahrhundert beschäftigt, hat sich mit vier Forschungslinien auseinanderzusetzen. Die neoborussische an politikhistorischen Fragestellungen interessierte Forschungstradition, die mit Gerhard Ritters voluminöser Arbeit über das Verhältnis zwischen „Staatskunst“ und „Kriegshandwerk“ einen grandiosen und einflußreichen Abschluß fand;⁴² die in der DDR im Dogmatismus erstarrte marxistische Schule, die unter dem Schlagwort vom „preußisch-deutschen Militarismus“ vorrangig den Zusammenhang von militärischer Politik und kapitalistischer Gesellschaft, die Allianz von Bürgergesellschaft und spätfudalen Kräften in den Blick nahm;⁴³ die kritische Militarismusforschung, die seit den 1960er Jahren unter Anwendung vornehmlich strukturhistorischer Ansätze das preußische Modell der militärischen Modernisierung auf den

⁴⁰ Trotz dieser Fülle an v.a. unter dem Banner der „Militarismusforschung“ verfaßten wissenschaftlichen Literatur existiert weiterhin keine Studie über den Adel im Militär.

⁴¹ Neuere Literaturüberblicke: Heinz REIF, Adel im 19. und 20. Jahrhundert, S. 57-120; Themenheft „Eliten im Zeitalter des Populismus“, in: Berliner Debatte INITIAL 11 (2000); KÜHNE/ZIEMANN, Militärgeschichte in der Erweiterung. Konjunkturen, Interpretationen, Konzepte, in: DIESS., Militärgeschichte?, S. 9-46.

⁴² Gerhard RITTER, Staatskunst und Kriegshandwerk, 4 Bde. Zur Ehre Ritters muß betont werden, daß die rein apologetischen Arbeiten von Walter HUBATSCH oder Walter GÖRLITZ die von ihm gesetzten wissenschaftlichen Standards niemals erreichten.

⁴³ Zusammenfassend Jürgen ANGELOW, Militärgeschichtsschreibung der ehemaligen DDR, in: Kühne/Ziemann, Militärgeschichte, S. 73-89.

Fluchtpunkt 1933 hin untersuchte;⁴⁴ und schließlich jüngere Ansätze, die in sehr viel stärkerem Maße als bisher einmal dem Militär eine gewisse Eigenrationalität zubilligen und dieses gleichzeitig in den allgemeinen Entwicklungszusammenhang der sich industrialisierenden Gesellschaft stellen.⁴⁵ Ausführlicher diskutiert werden nur die beiden letzten Ansätze, weil sie in erheblichem Maße den Forschungsgegenstand konturiert und nicht alleine deshalb auch die Fragestellung und Anlage dieser Arbeit beeinflusst haben.

Seit den 1960er Jahren dominierte ein Interpretationsmodell die wissenschaftliche Diskussion, das in Anknüpfung an einige vor 1933 verfaßte Studien v.a. die vormodernen Überhänge in der Struktur der militärischen Gesellschaft, die Beharrungskraft des Adels bei gleichzeitiger „Feudalisierung“ des Bürgertums für das „Militarismusproblem“ in Deutschland verantwortlich machte.⁴⁶ Vier Argumentationslinien sehe ich von besonderer Bedeutung. Erstens überlagerte bis in die 1930er Jahre hinein eine künstlich erhaltene Herkunftshierarchie professionell-funktionale Hierarchiestrukturen. Die adlig-konservative Militärelite verhinderte nach der Reorganisation des preußischen Heeres von 1860 mittels einer, die Reformen von 1808/14 zurücknehmenden, manipulativen Ergänzungspraxis durch die Regimenter ein Eindringen weiter Bevölkerungskreise in das Offizierkorps. Erst durch den „Zwang der großen Zahlen“ infolge der kontinuierlichen Heeresvermehrungen nach 1871 sahen sich Krone und Militärelite gezwungen, dem „Adel der Gesinnung“ den Zugang zu Offiziersstellen zu ermöglichen, die bis

44 Zum „Militarismusproblem“ für viele andere Volker BERGHANN, *Militarism*; Wilfried v. BREDOW, *Moderner Militarismus*. Die wichtigsten diesem Ansatz geschuldeten Studien über das Offizierkorps: Gordon A. CRAIG, *The Prussian Army*; Martin KITCHEN, *The German Officer Corps*; Manfred MESSERSCHMIDT, *Militär und Politik in der Bismarckzeit und im Wilhelminischen Deutschland* sowie dessen hervorragenden Beitrag im Handbuch zur deutschen Militärgeschichte, Bd. IV; Wolfgang SAUER, *Die Mobilmachung der Gewalt*, in: Karl Dietrich Bracher, *Die nationalsozialistische Machtergreifung*, S. 685-966; Francis L. CARSTEN, *Reichswehr and Politics*.

45 An die bereits erwähnten konzeptionellen Vorarbeiten Michael Geyers aus den 1980er Jahren haben mittlerweile viele Autoren angeknüpft – nur leider beschäftigen sich diese nicht mit militärischen Führungsgruppen. Vgl. den Forschungsüberblick bei Marcus FUNCK, *Militär, Krieg und Gesellschaft*, in: Kühne/Ziemann, *Militärgeschichte*, S. 157-174. Gleiches gilt für die kulturhistorisch gewendete Militärgeschichte, die sich vorzugsweise anderen Themen zuwendet, so daß wir mit der unbefriedigenden Situation konfrontiert sind, daß sobald die Rede auf das militärische Führungspersonal kommt, zwanzig Jahre alte, überprüfungsbedürftige Forschungsergebnisse referiert werden.

46 Zu den älteren Studien, von denen selbstverständlich auch vorliegende profitiert hat, zählen Eckart KEHR, *Der Primat der Innenpolitik*, hg. v. Hans-Ulrich Wehler; Franz Carl ENDRES, *Soziologische Struktur und ihre entsprechenden ideologien des deutschen Offizierkorps vor dem Weltkriege*, in: AfSS 58 (1927), S. 282-319; Karl DEMETER, *Das deutsche Offizierkorps in seinen historisch-soziologischen Grundlagen*.

dahin dem „Adel der Geburt“ vorbehalten waren.⁴⁷ Das Phänomen der Adelspyramide, je höher der Rang desto höher der Adelsanteil, blieb trotz der Tendenz zur „Verbürgerlichung“ des Offizierkorps bis in die 1930er Jahre hinein bestehen, so daß Hans-Ulrich Wehler in seiner gesellschaftsgeschichtlichen Synthese folgern konnte: „Gegen die machtvolle Verbürgerlichung auch dieser Berufsklasse hat sich der Adel im Grunde vorzüglich behauptet.“⁴⁸ Diese restriktiv-exklusive Rekrutierungspolitik wurde ermöglicht durch eine künstliche Niederhaltung der Bildungsvoraussetzungen,⁴⁹ die Gewährung zahlreicher Exemtionen von der Pflicht zur Primareife sowie die Erweiterung der Kadettenanstalten und die Bevorzugung von deren Absolventen in der Regimentszuteilung, aber auch im Avancement.⁵⁰ Zweitens bildete das adlig-bürgerliche Offizierkorps einen einheitlichen Korpsgeist aus, der vornehmlich auf aristokratischen Werthaltungen basierte und ganz auf die Hohenzollerndynastie ausgerichtet war.⁵¹ Das Selbstverständnis des Offizierkorps vor 1914, Führer der Königsarmee und Garant der wilhelminischen Ordnung zu sein, wurde im Verlauf des Ersten Weltkrieges zwar erschüttert, ließ sich in der Restaurationsphase der Reichswehr jedoch weitgehend problemlos in einen abstrakten Staatsbegriff überführen.

Drittens verstand sich das Offizierkorps als „Schule der Nation“ und gesamtgesellschaftliches Erziehungsinstitut. Es gelang der adligen Militärelite, zentrale Wertvorstellungen der Zivilbevölkerung zu vermitteln, was Franz Carl Endres mit seiner berühmten Formel

47 Die zuverlässigste Arbeit zur Rekrutierung der Offiziere steht ganz im Banne dieser Annahme: BALD, Vom Kaiserheer zur Bundeswehr. Zitat aus Manfred MESSERSCHMIDT, Militär, Politik, Gesellschaft, in: Hudemann/Soutou, Eliten, S. 255. Die beiden Adels-Begriffe sind einem Erlaß Wilhelms II. von 1888 entnommen, der 1890 und 1902 als Allerhöchste Kabinettsordre veröffentlicht wurde.

48 Zur Adelspyramide siehe BALD, Offizier, S. 93-96. WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 819.

49 Manfred MESSERSCHMIDT, Militär und Schule in der wilhelminischen Zeit, in: ders. Militärgeschichtliche Aspekte, S. 64-101; HUGHES, King's Finest, 60-66; vgl. auch DEMETER, Offizierkorps, S. 72-112.

50 Zu den Kadettenanstalten siehe Jürgen-Klaus ZABEL, Das preußische Kadettenkorps, der den „Charakter des Kadettenkorps als Herrschaftsmittel der spätfudalen Kräfte“ betont (S. 224). Als dringendes Korrektiv: John MONCURE, Forging the King's Sword, mit den exakten Zahlen zum auf ein Drittel schwindenden Adelsanteil in den Kadettenanstalten nach 1900. Bei der Frage nach Beförderung noch immer unerreicht Hans MEIER-WELCKER (Hg.), Untersuchungen zur Geschichte des Offizierkorps. Anciennität und Beförderung nach Leistung.

51 Vgl. aber die knappen Hinweise auf die parallele Existenz von Offizierskonzeptionen – „Gardeoffizier“, „Technikoffizier“, „Generalstabsoffizier“, „Frontoffizier“ –, welche die Vorstellung von einer konfliktfreien monolithischen Homogenität im Offizierkorps in Frage stellen, bei Wilhelm DEIST, Zur Geschichte des preußisch-deutschen Offizierkorps 1888-1918, in: ders., Militär, Staat und Gesellschaft, S. 43-56.

„Militarismus ist die Geistesverfassung der Nichtmilitärs“ auszudrücken versuchte.⁵² Die entscheidenden Vermittler des adligen Herrschaftsanteile stützenden preußischen Militarismus waren neben den Kriegervereinen die v.a. aus dem Bildungs- und Wirtschaftsbürgertum stammenden Reserveoffiziere.⁵³ Diese übernahmen die während der Militärzeit, zumeist handelte es sich dabei um das Einjährig-Freiwillige Jahr, angeeigneten Werthaltungen und eingeübten Verhaltensweisen und übertrugen diese auf das bürgerliche Arbeits- und Alltagsleben in den Amtsstuben, Betrieben, Schulen und Familien. Viertens und nicht zuletzt fungierte die Königsarmee als innenpolitischer Machtfaktor, als letztes Bollwerk gegen Liberalismus und v.a. Sozialdemokratie, was besonders in martialischen Reden, Staatsstreichplänen und militärischen Einsätzen bei Arbeiterunruhen zum Ausdruck kam.⁵⁴ Die primär innenpolitische Ausrichtung der Armee schließlich verhinderte eine umfassende Modernisierung bspw. der Kriegstechnik und der operativen Planung, was den äußeren Sicherheitsinteressen zuwider lief und erhebliche Defizite in der Kriegsvorbereitung zur Folge hatte, die sich während des Ersten Weltkriegs auf die Kriegführung ausführen sollte.⁵⁵ Auf das Problem der Adel-Bürgertum-Beziehungen im Militär bezogen läßt sich diese Interpretation dahingehend zusammenfassen, daß es im Offizierkorps zu einer „gesinnungsmäßigen“ Verschmelzung beider Gesellschaftsgruppen bei gleichzeitiger Abgrenzung nach unten hin gab. Dabei gab das ins Offizierkorps drängende Bürgertum vorhandene Bestände von „Bürgerlichkeit“ auf und integrierte sich statt dessen in

52 In diesen Zusammenhang ist auch die These von der im 18. Jahrhundert einsetzenden „sozialen Militarisierung“ zu sehen, die zumindest von der Interessenidentität von Rittergutsbesitzer und Kompaniechef ausgeht. Neuere Forschungen legen nahe, die von Otto BÜSCH, *Militärsystem und Sozialleben im alten Preußen 1713-1807* implizierte Langzeitwirkung nicht überzubewerten. Vgl. Frank GÖSE, *Zwischen Garnison und Rittergut. Aspekte der Verknüpfung von Adelsforschung und Militärgeschichte am Beispiel Brandenburg-Preußens*, in: Ralf Pröve (Hg.), *Clio in Uniform? Probleme und Perspektiven einer modernen Militärgeschichte der Frühen Neuzeit*, S. 109-142; Peter H. WILSON, *Social Militarization in Eighteenth-Century Germany*, in: *GH 18* (2000), S. 1-39, v.a. 23-29 und E. MELTON, *The Prussian Junkers 1600-1786*, in: H.M. Scott (Hg.), *The European Nobilities of the Seventeenth and Eighteenth Centuries*, S. 71-109.

53 Thomas ROHKRÄMER, *Der Militarismus der „kleinen Leute; mit starker Feudalisierungsthese: Hartmut JOHN, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich. Die Forschungsergebnisse beider Arbeiten sind mittlerweile erheblich korrigiert worden. Siehe bspw. Ute FREVERT, Die kasernierte Nation*, S. 207-300.

54 Reinhard HÖHN, *Sozialismus und Heer*, 3 Bde., hier: Bd. 3, S. 66-86.

55 Sehr pointiert Bernd-Felix SCHULTE, *Die deutsche Armee 1900-1914. In der Argumentation vorsichtiger Stig FÖRSTER, Militär und staatsbürgerliche Partizipation*, in: Roland G. Foerster (Hg.), *Die Wehrpflicht*, S. 55-70. Die Modernisierungsfähigkeit hingegen betont Dennis SHOWALTER, *Army and Society in Imperial Germany*, in: *JCH 18* (1983), S. 583-618.

eine aristokratisch-militärische Wertegemeinschaft, deren gesamtgesellschaftliche Wirkungskraft auch den Ersten Weltkrieg und die Revolution von 1918 überdauerte. Das von Bald entwickelte Modell der „sozial erwünschten Kreise“, das z.T. sehr heterogene adlige und bürgerliche Teilgruppen zusammenfaßt, ist ganz auf der Linie von Fritz Fischers „Bündnis der Eliten“, das nach Klaus-Jürgen Müller aufgrund der Feudalisierung des Bürgertums und der Verbürgerlichung des Adels im Militär schließlich zur Ausbildung einer „komplexen symbiotischen Elite“ führte.⁵⁶ Alles in allem blieb das Offizierkorps nach dieser Lesart bis zur „nationalsozialistischen Revolution“ eine in defensiver Beharrung erstarrte „statische Elite in einem sich rapide wandelnden gesellschaftlichen Kosmos“.⁵⁷

Aus unterschiedlichen Perspektiven sind die hier zugespitzt formulierten Positionen kritisiert und für gesellschaftliche Teilbereiche außerhalb des Offizierkorps auch widerlegt worden. Einmal hat die historische Bürgertumsforschung in einer ganzen Reihe von Einzeluntersuchungen den Nachweis erbracht, daß von einem generellen Defizit an „Bürgerlichkeit“ im deutschen Bürgertum nicht die Rede sein kann, und die These von der „Feudalisierung des Bürgertums“ beerdigt.⁵⁸ Doch hat sie es weitgehend versäumt, den Bürger als Soldaten und v.a. als Offizier zu untersuchen, so daß wir uns diesbezüglich noch in einer Zone der bloßen Vermutungen und Meinungen bewegen.⁵⁹ Dies gilt auch weitgehend für jene Historiker, die seit den 1980er Jahren die bis dahin dominante Lesart deutscher Geschichte, insbesondere die Sonderwegsthese zunächst theoretisch

56 BALD, Kaiserheer, S. 21; Fritz FISCHER, Bündnis der Eliten; Klaus-Jürgen MÜLLER, Armee und Drittes Reich, S. 14.

57 MESSERSCHMIDT, Militär, Politik, Gesellschaft, S. 259. Auch eine der jüngsten größeren Studien über das Offizierkorps, immerhin mit einem eigenen Abschnitt über den Adel im Heer, kommt über diese Sicht nicht hinaus. Vgl. Heiger OSTERTAG, Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich, v.a. 38-88.

58 Für das „Programm“ der historischen Bürgertumsforschung vgl. Jürgen KOCKA, Das europäische Museter und der deutsche Fall, in: ders. (Hg.), Bürgertum im 19. Jahrhundert, Bd. 1, S. 9-75. Empirische Widerlegungen im Falle des Wirtschaftsbürgertums u.a. bei Dolores L. AUGUSTIN, Patricians and Parvenues und Morten REITMAYER, Bankiers im Kaiserreich. Die den Junkern zugewiesene Rolle in der Sonderwegsforschung faßt zusammen Shelley BARANOWSKI, East Elbian Landed Elites and Germany's Turn to Fascism. The Sonderweg Controversy Revisited, in: EHQ 26 (1996), S. 209-240.

59 Ausnahmen sind Ute FREVERT, Ehrenmänner, Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, v.a. S. 109-162; DIES., Die kasernierte Nation. Eine wesentliche Korrektur des bisherigen Forschungsstandes verspricht die Groener-Biographie von Mark Stoneman. Siehe: Mark STONEMAN, Bürgerliche und adlige Krieger, in: Reif, Adel und Bürgertum, Bd. 2, S. 25-63. Ältere Arbeiten MARTIN, Bürgerliche Exzellenzen; Ulrich TRUMPENER, Junkers and Others. The Rise of Commoners in the Prussian Army, 1871-1914, in: CJH 14 (1979), S. 29-47; vgl. auch die Hinweise bei DEMETER, Offizierkorps, S. 5-71.

kritisierten, dann empirisch zu widerlegen versuchten.⁶⁰ Immerhin entstanden im Umkreis der Debatte über die Frage nach der Rolle der Eliten im Prozeß der politischen Radikalisierung einige wichtige Studien über die zahlreichen militärnahen Verbände, die nicht zuletzt von ehemaligen Offiziere als Plattform genutzt wurden.⁶¹ Die Ergebnisse der Forschungen zur radikalen „Neuen Rechten“ in den wilhelminischen Massenbewegungen aufgreifend, aber auch in expliziter Anknüpfung an die älteren Arbeiten Gerhard Ritters legte Stig Förster unter dem Schlagwort vom „doppelten Militarismus“ eine Interpretation der Heeresrüstungspolitik vor, die beide Ansätze zu vereinen versucht.⁶² Schon Ritter hatte, mit der Absicht, die konservativen Eliten aus ihrer Verantwortung für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges argumentativ zu entlassen, in seinem nostalgischen Abgesang auf das alte preußische Königsheer, den neu aufkommenden (bürgerlichen) Nationalismus, die Emotionalisierung von Politik im Zeitalter der Massengesellschaft und der Volksheere als neue unkontrollierbare Kräfte gekennzeichnet.⁶³ Förster unterscheidet einen von den alten Eliten, vom Adel getragenen staatsnahen und den status quo sichernden „konservativen Militarismus“ und einen tendenziell antigouvernementalen, die Grenzen des wilhelminischen Herrschaftskompromisses sprengenden „bürgerlichen Militarismus“. Dem interpretatorischen Konzept war insofern Erfolg beschieden als Klaus-Jürgen Müller in einem resümierenden Literaturbericht über die Geschichte des preußisch-deutschen Militärs vor dem Zweiten Weltkrieg künftigen Arbeiten damit den Rahmen setzte: Nämlich „einmal die *vorindustriell-junkerliche Tradition des preußisch-*

60 Geoff ELEY, *Army, State, and Civil Society: Revisiting the Problem of German Militarism*, in: ders. (Hg.), *From Unification to Nazism*, S. 85-109 leistet dies jenseits von einigen grundsätzlichen Überlegungen jedenfalls nicht. Auslöser der überhitzten Kontroverse David BLACKBOURN/Geoff ELEY, *Mythen deutscher Geschichtsschreibung*; anstatt einer detaillierten Rekonstruktion der Debatten vgl. die Zusammenfassungen bei Geoff ELEY, *Is there a history of the Kaiserreich?*, in: ders. (Hg.), *Society, Culture and the State in Germany 1870-1930*, S. 1-42 und Hans-Ulrich WEHLER, *Aufbruch oder Sackgasse? Das Kaiserreich auf dem Prüfstand*, in: ders. (Hg.), *Politik in der Geschichte*, S. 98-136.

61 Zu nennen sind hier u.a. Geoff ELEY, *Reshaping the German Right*; Roger CHICKERING, *We Men Who Feel Most German. A Study of the Pan-German League*; DERS., *Der Deutsche Wehrverein und die Reform der deutschen Armee 1912-1914*, in: *MGM 25* (1979), S. 7-33; Marilyn S. COETZEE, *The German Army League*.

62 Stig FÖRSTER, *Der doppelte Militarismus*; DERS., *Alter und neuer Militarismus im Kaiserreich*, in: *Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914*, S. 122-145.

63 RITTER, *Staatskunst und Kriegshandwerk*; vgl. auch GÖRLITZ, *Junker*, S. 262, wo – in der für den Autor typischen Sprache – den Adel im Heer die „wimmelnden Massen der Millionen überfluteten.“

deutschen Militärstaates und, zum anderen die *moderne kapitalistisch organisierte Industriegesellschaft*.⁶⁴

Eine grundsätzliche Neuorientierung der Forschung setzte mit den Arbeiten Michael Geyers ein, der gegen die gängigen Vorstellungen einer unbeweglichen „feudalen“ Offizierskaste argumentierte, indem er das Militär und dessen Offizierkorps konsequent in den Zusammenhang mit der Dynamik der industriellen Gesellschaft stellte. Vier Aspekte der Gesamtdeutung sind für diese Studie von Bedeutung: Erstens war im Zuge der „Vergesellschaftung der Gewalt“ das Militär nicht mehr exklusiv für Planung, Organisation und Durchführung von Kriegen zuständig, sondern eingebettet in ein nationales System, das militärische wie zivile Einrichtungen umfaßte. Zweitens transformierte das Offizierkorps, schon vor 1914 beginnend, von einem Gesellschaftsstand in einen Berufsstand, von einer herkunftsorientierten Kaste kriegerischer Herren in einen leistungsorientierten Expertenstab. Drittens brach die soziale Homogenität des Offizierkorps auf und differenzierte sich dieses in streng arbeitsteilig getrennte Segmente, deren Zusammenhalt nur noch auf vorwiegend fachmilitärischen Teilidentitäten beruhte. Viertens schließlich reagierten die Offiziere mit dem Aufbau einer theatralischen feudalen Fassade, wurde der Verlust von sozialer und kultureller Homogenität bzw. Identität durch ein ideologisches Surrogat kompensiert. Nach diesem Modell verlor der Adel bereits vor dem Ersten Weltkrieg seine soziale und kulturelle Überlegenheit im Offizierkorps, was freilich durch staatliche Protektion noch weitgehend überdeckt werden konnte, erhielt allerdings bei der bewußten Produktion sozialer Mythen über das Militär eine neue Bedeutung v.a. als Wertelieferant. Abgesehen davon fiel es den alten preußischen Militärfamilien mit ihrer langen Tradition als staatsnahe Funktionselite verhältnismäßig leicht, sich in die neuen professionellen Strukturen einzufügen. Dies um so mehr als sie in den Regimentern der Kavallerie und der Garde unterhalb der Führungsebene einen ihnen gemäßen Lebensstil pflegen und somit den Anschein kontinuierlicher aristokratischer Dominanz aufrecht erhalten konnten. Während der Adel bei der Wiedererfindung des Offizierkorps als „neofeudale“ Institution wenigstens noch indirekt die Außendarstellung des Militärs mitgestaltete, bilanzierte ein englischer Historiker, die Annahmen Geyers weiterführend, daß bei der Erklärung der Beziehungen zwischen Militär und nationalsozialistischer Herrschaft – denn diese

64

MÜLLER, Armee und Drittes Reich, S. 13 (Hervorhebungen im Text).

Beziehung blieb weiterhin der Fluchtpunkt der Forschung – die Herkunftskategorien „Adel“ und „Bürgertum“ keinen heuristischen Wert mehr besäßen.⁶⁵

Die Adelforschung, die seit einiger Zeit erhebliche Fortschritte in Quantität und Qualität der Publikationen gemacht hat, kann sich mit solchen Befunden nicht zufrieden geben. Doch hat sie ein Manko: Sie hat sich mit dem Militär bislang vornehmlich im Zusammenhang mit der Positionierung adliger Offiziere beschäftigt, jedoch weder mit den Wirkungen des militärischen Dienstes auf den Adel noch mit den Adel-Bürgertum-Beziehungen innerhalb des Offizierkorps jenseits des Feudalisierungstheorems. Dies hängt auch mit der die Adelforschung noch immer dominierenden Frage nach Erfolg oder Mißerfolg, nach Beharrung und Niedergang des Adelsstandes in der nachständischen Gesellschaft zusammen. Immerhin wurden v.a. in Teilstudien über Adelsregionen oder gar einzelne Adelsfamilien die Differenziertheit des „deutschen Adels“ herausgearbeitet, maßgebliche Mechanismen und Strategien des „Obenbleibens“ untersucht und in ersten Zügen die Spezifik adliger Weltwahrnehmung und -deutung in der Moderne, wobei das Hauptaugenmerk noch immer auf dem grundbesitzenden Adel liegt.⁶⁶ An dieser Stelle soll jedoch nicht die gesamte Forschung zur Geschichte des Adels im 19. und 20. Jahrhundert referiert, sondern nur die für diese Studie relevanten Aspekte kurz zusammengefaßt werden.

In Abwendung von Ansätzen, die ausschließlich in den Kategorien „Beharrung“ und „Niedergang“ des Adels argumentierten, richtet sich die Forschung zusehends auf die Problematik der Elitenbildung aus Adel und Bürgertum in Deutschland.⁶⁷ Dabei wurde konzeptionell wie

⁶⁵ McGregor KNOX, *Italy and Germany from Unification to Militant Dictatorship, 1860-1933*, in: ders. *Common Destiny. Dictatorship, Foreign Policy, and War in Fascist Italy and Nazi Germany*, S. 7-52. Interessanterweise kommt MESSERSCHMIDT, *Militär, Politik, Gesellschaft*, S. 257 auf entgegengesetztem Weg zu einem ganz ähnlichen Ergebnis: „Für das aktive Offizierkorps spielte die Konkurrenz von Adel und Bürgertum nur noch eine untergeordnete Rolle.“

⁶⁶ Zur inneren Differenzierung des Adels in Deutschland vgl. den Überblick von REIF, *Adel im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 1-9. Generell zum „Obenbleiben“ in der Moderne: Rudolf BRAUN, *Konzeptionelle Bemerkungen zum Obenbleiben. Adel im 19. Jahrhundert*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Europäischer Adel 1750-1950*, S. 87-95, der in seinen Ausführungen über den Adel im Offiziersdienst auffällig farblos und in alten Deutungsmustern verfangen bleibt.

⁶⁷ So auch die von REIF, *Adel im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 119f. formulierte Fragestellung, die dem Forschungsprojekt zugrunde liegt, in dessen Rahmen diese Arbeit entstand. Hartwin SPENKUCH, *Das preußische Herrenhaus. Adel und Bürgertum in der ersten Kammer des Landtages* hat diese Frage weit über die im Titel angezeigte Institution hinaus aufgenommen und die Ansätze wie das Scheitern der Bildung einer *composite elite* nach englischem Vorbild detailliert ausgeführt.

empirisch darauf verzichtet, Annäherungs- und Abstoßungsprozesse der beiden Großgruppen in unzulänglicher Generalisierung zu analysieren, sondern vielmehr jene adligen und bürgerlichen Teilgruppen herangezogen, die dafür überhaupt in Frage kamen. Außerdem ist man mittlerweile von dem starren, linearen Modell der „Verschmelzung“ bzw. „Abgrenzung“ abgekommen und interessiert sich für genutzte und ungenutzte Möglichkeiten, für Windungen und Wendungen, kurz: auch für konkrete Ereignisse und Handlungssituationen, die den Prozeß der Elitenbildung befördert oder behindert haben. Für eine Untersuchung von Adel und Bürgertum im Offizierkorps bedeutet dies, daß man nicht von vornherein vom Militär, dem preußischen zumal, als einem reaktionären Hort ausgehen, sondern auch dessen integrative Funktion berücksichtigen sollte. Wenn es einen institutionellen Ort im Kaiserreich gegeben hat, an dem Elitenbildung einigermaßen erfolgversprechend hätte verlaufen können, dann war es das Offizierkorps.

Letztlich, auch darüber sollte mittlerweile Konsens in der Adelforschung bestehen, bleibt die Geschichte des Adels im 19. und 20. Jahrhundert dennoch eine Geschichte des Niedergangs und des „Abschieds von Macht und Würden“.⁶⁸ Strittig bleibt, ob man den Abschied, wie Lieven es nahelegt, auf die Vorkriegszeit verlegt, oder ob man nicht auch, wie Malinowski es mit Vehemenz, guten Argumenten und kaum zu widerlegenden empirischen Nachweisen überzeugend herausgearbeitet hat, das sehr geräuschvolle Abtreten des Adels auf die Jahre nach 1918 zu verlegen hat.⁶⁹ Niedergang bedeutet aber nicht nur, daß der Adel in seiner Gesamtheit sich als geschlossene Machtelite auflöste, sondern ganz konkrete Niedergangserfahrungen machte, die sein Handeln beeinflussten und ihn möglicherweise erst zu einem „deutschen Adel“ werden ließen.⁷⁰ Dabei ist endlich von der Fokussierung auf die reichsten, vornehmsten und erfolgreichsten Teile des Adels Abstand zu nehmen, die innerhalb einer winzigen Minderheit eine winzige Minderheit ausmachten. Als wahrnehmbarer, überaus bedeutsamer „Rest“ bleiben v.a. die sich im Nordosten

68 Dominic LIEVEN, Abschied von Macht und Würden. Der europäische Adel 1815-1914. Ein herausragendes nichtdeutsches Beispiel: David CANNADINE, The Decline of the British Aristocracy.

69 MALINOWSKI, Vom König zum Führer. Eckart CONZE, Von deutschem Adel, setzt in seiner Studie erst mit dem Jahr 1918 ein und plädiert hingegen sogar für eine Überwindung der politikgeschichtlichen Zäsuren und für die Fortführung der Adelsgeschichte über 1933/45 hinaus.

70 So CONZE, Von deutschem Adel, S. 15. Vgl. auch FUNCK/MALINOWSKI, Geschichte von oben, S. 244.

Deutschlands konzentrierenden militärnahen Familien, die in dieser Studie auch aufgrund ihrer sozialen und ökonomischen Lage als Kleinadel bezeichnet werden.

Neben der verstärkten Untersuchung von Adel-Bürgertum-Beziehungen hat man mittlerweile begonnen, sich auch den sozialen Binnenstrukturen, den Lebenswelten, der Adelskultur und den kreativen Selbstschöpfungen des Adels zuzuwenden. Dies weniger in der Absicht einen autonomen Adel in Reinform zu konstruieren, sondern vielmehr um adliges Selbstverständnis, die sozialen und kulturellen Bedingungen adligen Handelns in der bürgerlichen Gesellschaft und die aus eigener Kraft geschöpften Abwehrstrategien gegen die bürgerliche Konkurrenz zu ermitteln. Solche dauerhaften, historisch tief in der Adelskultur gegründeten Handlungs- und Verhaltensdispositionen einerseits und die im Zuge des gesellschaftlichen Wandels anhaltenden Bemühungen um eine ständige Wiedererfindung des Adels andererseits, sollten auch für eine militärhistorische Studie von Bedeutung sein, erhalten wir doch durch deren Analyse auch Aufschluß darüber, was „Adel“ in verschiedenen historischen Phasen und Situationen für einen Teil des Bürgertums überhaupt attraktiv machte.

Eine Studie, die sich mit der Geschichte des preußischen Militäradels, der Beziehungsgeschichte zwischen Adel und Militär im 19. und 20. Jahrhundert beschäftigt, kann sich mit diesem Befund nicht zufrieden geben. Es gilt also, die Erklärungskraft der Kategorie „Adel“ für die militärische Entwicklung Preußens und Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert wiederzuentdecken, sie gleichzeitig jedoch in ihren sozialen und kulturellen Relationen zu untersuchen, sie in den Zusammenhang sich rapide wandelnder gesellschaftlicher Bedingungen zu stellen.

Dies soll in dieser Studie unter fünf Grundbedingungen geschehen: Erstens ist dem Adel, gerade den militäradligen Familien des alten Preußens, durchaus eine eigene Verhaltenslogik und -rationalität zuzugestehen. Es ist nicht plausibel, die Konzentration auf den militärischen Dienst von vornherein als Verengung der gesellschaftlichen Gestaltungsperspektiven oder gar als Verweigerung gegenüber der modernen Berufswelt zu sehen. Zum einen war der Offizierberuf um 1900 ebenso wie um 1930 alles andere als vormodern, in seinen alltäglichen professionellen Anforderungen nicht minder modern als bspw. akademische Berufe. Zum anderen konzentrierte sich der Adel in einem Berufsfeld, in dem er in der

Selbst- wie in der Fremdwahrnehmung gegenüber dem Bürgertum einen eklatanten Vorsprung an professioneller Expertise sowie an sozialer und kultureller Ausstrahlung besaß. Die preußisch-deutschen Einheitskriege, ohne deren erfolgreichen Verlauf die Renaissance des Adelskriegers gar nicht zu denken wäre, wurden schließlich von Königsheeren mit durchweg adligen Offizieren in den Kommandostellen gefochten und nicht von einer Bürgerwehr. Insofern ist es zunächst nachvollziehbar, daß sich der Adel auf einem sozialen und kulturellen Feld konzentrierte, auf dem seine Erfolgschancen am größten waren.

Zweitens ist es weder historisch noch wissenschaftlich haltbar, den Adel in seiner Gesamtheit als quasi natürlichen Träger des preußisch-deutschen Militarismus, als bewegungslosen und zur Anpassung unfähigen Dinosaurier zu deuten, der sich der (militärischen) Modernisierung defensiv entgegenstellte bis er von ihr unwiederbringlich hinweggefegt wurde. Bei aller Differenz im Detail wie im Großen haben die Interpretationen von Ritter, Wehler und auch Förster eines gemeinsam: „Adel“ und „Altpreußentum“, die Begriffe werden ja durchaus synonym verwendet, werden eine zeitlose Qualität zugewiesen, die – je nach Standpunkt – 1870/71, 1914/18 oder 1933/45 erst durch massiven Veränderungsdruck von außen marginalisiert wurde.

Drittens ist die von der neueren Adelforschung zurecht akzentuierte starke Binnendifferenzierung gerade des deutschen Adels zu berücksichtigen. Dies gilt nicht nur für die adelsrechtlichen, regionalen, konfessionellen oder sozialen Unterschiede, sondern genauso für die professionellen. Bevor man sich auf die Suche nach den Gemeinsamkeiten zwischen einem Offizier der Garde du Corps aus standesherrlicher Familie mit einem militäradligen Offizier der Infanterie in einer trostlosen Garnison oder einem nobilitierten Generalstabsoffizier macht, sollte man die unterschiedlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen dieser Offizierstypen in den Blick nehmen; dies jedoch nicht, um am Ende einen bunten, aber zusammenhanglosen Flickenteppich von Einzelgeschichten zu knüpfen, sondern um das Wechselspiel von Nähe und Distanz, Fremdheit und Vertrautheit, kurz: die möglichen und tatsächlichen Relationen dieser unterschiedlichen Offiziersgruppen genauer analysieren zu können.

Viertens sollten die sozialen Realitäten auch der adligen Offiziere mit den sozialen Mythen in Beziehung gesetzt werden. So sagt bspw. die in den quantitativen Analysen von Demeter bis Bald benutzte Kategorie des „Gutsbesitzersohnes“ nichts darüber aus, ob dieser

Offizier tatsächlich noch reale Bindungen an das Landleben oder gar den Gutsbesitz der Familie hatte und sein Verhalten danach richtete. Hingegen blieben Gutsbesitz und ländliches Leben als Ideal adliger Lebensführung, als kulturelle Kategorie durchaus bestehen. Der etwas genauere Blick auf die Garnisonen und die Regimenter eröffnet die Chance, solche Realitäten und Fiktionen in ihren Zusammenhängen und Wechselwirkungen zu analysieren und nicht nur ideologiekritisch als „falsches Bewußtsein“ zu demaskieren.

Fünftens schließlich legt es die Anlage dieser Studie nahe, von der Existenz eines spezifisch adligen militärischen Codes, von adligen „Mentalitätskernen“ auszugehen, die im Prozeß der Modernisierung nicht einfach verschwanden.⁷¹ Neben der Benennung dieser Mentalitätskerne und der Prüfung ihrer Handlungsrelevanz wird es auch darum gehen müssen, in welche eigenen Sinnzusammenhänge adlige Offiziere ihren militärischen Dienst stellten, ob dieser nun als „modern“ etikettiert werden kann oder nicht. Des weiteren, an diesem Punkt verläßt die Studie das eng definierte militärhistorische Terrain, waren an der Formulierung dieses Codes nicht nur die Offiziere, sondern auch deren Frauen, Familien, die Gesamtgruppe des Adels und nichtadlige Bevölkerungsgruppen beteiligt. In einer Vielzahl von Diskursen nahmen adlige und bürgerliche Teilgruppen Einfluß auf die Bestimmung des eigentlich „Aristokratischen“ am Offiziersdienst – allerdings mit erheblichen Rückwirkungen auf die gesamte Adelsgesellschaft.

71

REIF, „Adeligkeit“, S. 2-5.

3. WEGE IN DIE MILITÄRISCHE MODERNE: VIER BIOGRAPHISCHE SKIZZEN VOM KAISERREICH ZUM NATIONALSOZIALISMUS

Die folgenden vier biographischen Skizzen erheben nicht den Anspruch, die Lebensgeschichten der behandelten Offiziere im Detail auszuleuchten. Sie beschränken sich auf Aspekte, die für diese Arbeit von besonderer Relevanz sind. Ihr Zweck ist zunächst, auf der Ebene des einzelnen Offiziers in Fragestellung, Probleme und Themenvielfalt vorliegender Studie lebensnah einzuführen. Darüber hinaus illustrieren sie den konzeptionellen Ansatz dieser Arbeit, nach dem die komplexe Geschichte der militärischen Modernisierung, der Beziehungen zwischen Adel und Bürgertum im preußischen, später deutschen Offizierkorps mit zwar griffigen, aber eindimensionalen und linear verlaufenden Deutungsangeboten nur höchst unzureichend analysiert werden kann. Die ausgewählten Personen repräsentieren nicht einen in ihrer jeweiligen Zeit hegemonialen Offizierstypus in Reinform. Vielmehr handelt es sich bei ihnen um hybride Erscheinungen, mit je eigenem, vielfach gebrochenem Selbstverständnis als Offizier zwischen ständischem und professionellem Berufsethos. Beliebig ist die Auswahl jedoch nicht. Die vier Skizzen behandeln Offiziere, deren Karrieredaten den Zeitraum dieser Studie markieren. Der älteste Offizier begann seinen Militärdienst Ende der 1860er Jahre, der jüngste war noch im zweiten Weltkrieg aktiver Offizier. So stehen die ausgewählten Personen stellvertretend für Offiziersgenerationen mit unterschiedlichen Erfahrungen sowie gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen. Sämtliche ausgewählte Offiziere waren adlig: Ein Nobilitierter, ein Briefadliger, ein Uradliger aus einer Militärfamilie ohne Gutsbesitz, ein Uradliger aus einer Militärfamilie mit Gutsbesitz. Sämtliche Offiziere absolvierten erfolgreiche Karrieren, dienten wenigstens zeitweilig im Generalstab und beendeten ihre Karrieren als Generale: Ein Generalfeldmarschall, ein Generaloberst, ein General und ein Generalmajor. Sämtliche Offiziere wurden schließlich von dramatischen militärischen und politischen Wandlungen und Brüchen in allerdings unterschiedlichen Lebenssituationen erfaßt. Sie mußten nicht nur ihren gesellschaftlichen und militärischen Status als Offizier im Prozeß der „Industrialisierung des Krieges“ neu definieren, sondern sich auch in drei Staatsformen politisch positionieren. Über die individuellen Lebensläufe hinaus werden vier Themenkreise umrissen, die im Kontext dieser Arbeit von

zentraler Bedeutung sind: Erstens der Zugang zum Offizierberuf als bewußte, individuelle Wahlentscheidung einerseits und durch Herkunft und Milieu vorgegebene Selbstverständlichkeit andererseits; zweitens die Bedeutung von Bildung und (militärfachlicher) Leistung gegenüber Herkunft und Charakter für die Auswahl der Offiziersbewerber und für deren weiteres Avancement; drittens die konkrete Ausgestaltung langfristiger sozialer Wandlungsprozesse wie „Aristokratisierung“ oder „Professionalisierung“ im Offizierkorps; und viertens die Erhebung des Offiziers zur nationalen Ikone, zum „Militärstar“ oberhalb der sozialen und kulturellen Gräben durch Zuschreibung von außen. Um den bewußt gewählten erzählerischen Stil dieser lebensgeschichtlichen Studien nicht unnötig zu belasten, wurde auf ausführliche Belege verzichtet, zumal die hier angesprochenen Themen in späteren Kapiteln wieder aufgegriffen werden.

3.1. Der Offizier im Aufstieg: August v. Mackensen (1849-1946)

August Mackensens Weg in das preußische Offizierkorps war ein bürgerlicher Weg *par excellence*, nicht durch Familientraditionen vorbestimmt, sondern in freier Entscheidung gegen den Willen des Vaters eingeschlagen.⁷² Dieser, als Gutsverwalter bzw. -pächter im Dienst verschiedener preußischer Adelsfamilien (Grafen Alten, Fürsten zu Lynar, Frhrn. Senfft v. Pilach) tätig, sah die Zukunft des Sohnes in der wissenschaftlich betriebenen Landwirtschaft und nicht im Offiziersdienst, dessen hohe Kosten und Beförderungsrissen er scheute. Jedoch, schon den 13-Jährigen soll es zu den Husaren gezogen haben. Die volkstümliche Popularität des Blücher-Mythos, das Image militärischer Verwegenheit und das generelle soziale Prestige der Reiterei mögen den jungen Mackensen angezogen haben, doch v.a. galten Husarenregimenter – die „leichte Reiterei“ – als die sozial am ehesten durchlässigen der preußischen Kavallerie. Jedenfalls war die Militärbegeisterung des Heranwachsenden im bürgerlich-ländlichen Milieu nichts Besonderes, außergewöhnlich war jedoch die Hartnäckigkeit, mit der Mackensen an der Realisierung seines Jugendtraumes festhielt. Der Eintritt als Einjährig-Freiwilliger in die

⁷² Wenn nicht anders angegeben, stützt sich diese Skizze auf die empirisch erschöpfende, doch analytisch anspruchslose Mackensen-Biographie von Theo SCHWARZMÜLLER, *Zwischen Kaiser und „Führer“. Generalfeldmarschall August von Mackensen. Eine politische Biographie*, auf die im Stile der Denkwürdigkeiten gehaltene Publikation August V. MACKENSEN, *Briefe und Aufzeichnungen des Generalfeldmarschalls aus Krieg und Frieden*, bearb. v. Wolfgang Foerster sowie auf den eingesehenen Mackensen-Nachlaß, in: BA-MA, N 39 (v. Mackensen).

preußische Armee gelang ihm 1869 erst im zweiten Anlauf, nachdem er zunächst für untauglich befunden worden war. Das 2. Leib-Husaren-Regiment Nr. 2 nahm ihn als Avantageur auf. Sicherlich zählte das Kavallerieregiment zu den aristokratisch geprägten Regimentern im preußischen Heer, doch war der Einjährig-Freiwilligendienst von Bürgern in diesen Regimentern schon in den 1860er Jahren nichts Ungewöhnliches. Außerdem stand das Regiment in Posen, die Mackensen zugeteilte Schwadron gar in Lissa, beides wenig angesehene Grenzgarnisonen und damit für bürgerliche Aufsteiger besonders offen. Nach Abschluß des Einjährig-Freiwilligen-Jahres verließ Mackensen auf Geheiß des Vaters die militärische Laufbahn. Doch der Krieg 1870/71, in dem der junge Husar auch höheren Stellen durch seinen besonderen Schneid auffiel, bescherte ihm das Patent als Reserveleutnant, das Eiserne Kreuz und scheint letztlich den Ausschlag dafür gegeben zu haben, sich den Plänen des Vaters ernsthaft zu widersetzen. Erst im vergleichsweise fortgeschrittenen Alter von 24 Jahren setzte sich August Mackensen durch und trat als Leutnant in die preußische Armee ein. Der Entscheidungsprozeß verlief auf verschlungenen Pfaden und zog sich über insgesamt fünf Jahre hin. August Mackensen war ein bürgerlicher Seiteneinsteiger, dessen Stammbaum und bisheriger Lebenslauf nicht unbedingt auf eine der erstaunlichsten militärischen Aufstiegsgeschichten des Kaiserreichs hoffen ließ.

Die Entscheidung Mackensens für den Offizierberuf, für die Kavallerie war eine individuelle, getroffen in Auseinandersetzung mit seinem familiären Umfeld. Doch mit dem Willen des einzelnen allein wäre diese Entscheidung nicht durchzusetzen gewesen. Dazu bedurfte es zusätzlicher Qualifikationen, die er allesamt einbrachte. Mackensen, der gewiß nicht dem gebildeten Offizier vom Typus des Generalstäblers entsprach, profitierte dennoch von seiner formalen Ausbildung. Nach der auch in ländlichen Bürgerfamilien üblichen Hauserziehung besuchte er zunächst ein staatliches Gymnasium, dann mit 16 Jahren das Realgymnasium der Franckeschen Stiftungen in Halle, wo er mit der Primareife abschloß. Nur über das Bildungsprivileg des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes und dem damit verbundenen Status des Reserveoffizieraspiranten konnte er sich Zugang zu der ansonsten weitgehend abgeschlossenen Welt des Kavallerieoffizierkorps verschaffen. Auch nach der von seinem bürgerlichen Eskadronchef, einem Onkel Erich Ludendorffs, betriebenen Übernahme in das aktive Offizierkorps, der ein abgebrochenes Studium der Landwirtschaft in Halle vorangegangen

war, fiel Mackensen eher als beflissener bürgerlicher Streber auf, der anspruchslos, sparsam und ernst an seiner weiteren Karriere arbeitete. Nicht zuletzt aufgrund seiner Leistungen in Krieg und Frieden gelang es ihm, für das Fortkommen wichtige Adjutantenstellen zu besetzen und schon 1876 die Versetzung zur 1. Kavalleriebrigade nach Königsberg zu erreichen. Zu den Friedensleistungen, die ihm schon als Leutnant Anerkennung und Bekanntheit in der gesamten preußischen Armee verschafften, zählten seine kriegshistorischen Arbeiten, v.a. die Geschichte seines Regiments im Krieg 1870/71, die vom späteren preußischen Kriegsminister und Begründer der „applikatorischen Methode“ der Kriegsgeschichtsschreibung Julius v. Verdy du Vernois zur Veröffentlichung vorgeschlagen und hymnisch gelobt wurde.⁷³ Mit dieser Publikation löste Mackensen wohl auch die Eintrittskarte zum Großen Generalstab, in den er 1880 ohne vorherigen Besuch der Kriegsakademie berufen wurde. Dort betätigte er sich nicht nur als fleißiger Zuarbeiter, sondern – über den Dienst nach Vorschrift hinaus – auch als publikationsfreudiger Militärexperte und Kriegervereinsinitiator. Auch im weiteren Karriereverlauf nutzte Mackensen gezielt bürgerliche Bildungselemente, v.a. sein Schreib- und Redetalent, um sich das Wohlwollen seiner Vorgesetzten bis hin zum obersten Kriegsherrn zu sichern. Bildung und Leistung ermöglichten ihm den Einstieg in die Offizierslaufbahn und haben deren weiteren Verlauf gefördert, doch teilte er diese Qualitäten mit vielen anderen Offizieren. Es müssen also noch weitere Qualifikationsmerkmale zu seinem Erfolg beigetragen haben. Diese sind zunächst in seinem Elternhaus zu suchen, das obgleich bürgerlich, vielfach mit der Welt des Adels verwoben war. Auf die beruflichen Verbindungen des Vaters zu landgesessenen Adelsfamilien wurde bereits hingewiesen. Darüber hinaus existierten auch direkte verwandtschaftliche Beziehungen zu Nobilitierten und einer angeheirateten adligen Tante. 1879 heiratete er die Schwester eines gefallenen Regimentskameraden, die Tochter des ehemaligen Oberpräsidenten von Ostpreußen und 1865 nobilitierten Carl v. Horn. Seine zweite Ehefrau, Leonie v.d. Osten, geheiratet auf dem (ersten) Höhepunkt seiner Popularität 1908, stammte hingegen schon aus pommerschem Uradel. Zwangsläufig noch dichter geknüpft war Mackensens dienstliches Beziehungsnetz zum preußischen Adel. Die 1891 erfolgte Ernennung zum 1. Adjutanten des Chefs des Großen Generalstabes, Alfred Graf Schlieffen, markiert den wohl

⁷³ August v. MACKENSEN, Das 2. Leib-Husaren-Regiment Nr. 2 im Kriege gegen Frankreich 1870/71. Ein Beitrag zur Geschichte des Regiments.

entscheidenden Wendepunkt in seiner schon zuvor bemerkenswerten Karriere. Zwar hatte er schon zuvor in nur 15 Dienstjahren den Rang eines Majors erklommen und wäre an dieser Hürde mit Sicherheit nicht gescheitert, doch der direkte und häufige Zugang zu seinem obersten Kriegsherrn, dessen Vertrauen und Zuneigung Mackensen schnell gewann, machte ihn von seiner primär über berufliche Leistung begründeten Stellung weitgehend unabhängig. Nachdem er eine weitere voluminöse und offiziöse Regimentsgeschichte publiziert hatte, erhielt der Oberst 1893 das Kommando des 1. Leib-Husaren-Regiments in Danzig, in dessen Uniform und markanten Pelzmütze mit Totenkopffemblem er auf unzähligen Photographien bis an sein Lebensende posierte.⁷⁴ Der Ernennung zum Flügeladjutanten Kaiser Wilhelms II. (1895), als erster bürgerlicher Offizier überhaupt, folgten die Nobilitierung (1899) und schließlich die Beförderung zum Generalmajor (1900). Aus der Nähe zu Wilhelm II. bei Kaisermanövern, Orient- und Nordlandreisen und dem täglichen Umgang als dienstuender Adjutant (später auch als Generaladjutant) im Großen Hauptquartier ergaben sich auch enge familiäre Beziehungen, die Mackensen geschickt für die Karrieren seiner Söhne nutzte. Diese wurden langjährige Spiel- und Weggefährten der Kaisersöhne, der älteste Sohn auf ein Immediatgesuch hin dem 1. Garde-Regiment zu Fuß zugeteilt. Um die Jahrhundertwende war der Gutsverwalterssohn aus der preußischen Provinz Sachsen in die engste militärische Umgebung des preußischen Königs und deutschen Kaisers aufgestiegen. Mit dem militärischen verband sich der soziale Aufstieg bis hin zur engen Verflechtung mit dem landgesessenen preußischen Adel und dem Kaiserhaus, wobei er sich privatissime eine kritische Distanz zur Hohenzollernfamilie, insbesondere zu den Prinzen bewahrte. Der geradezu märchenhafte Aufstieg Mackensens bis hin zum Generalfeldmarschall illustriert vorzüglich die aktive Aneignung und Weitergabe adlig-militärischer Verhaltensweisen und Werthaltungen durch einen bürgerlichen Offizier bis hin zur Unkenntlichkeit seiner Herkunft.

Aufgrund welcher persönlichen Vorzüge jenseits von Bildung und Leistungsbereitschaft, welcher besonderen Charaktereigenschaften gelang es Mackensen, die Aufmerksamkeit der höfisch-militärischen Gesellschaft auf sich zu ziehen und sich der ursprünglich fremden Welt des Hofes anzupassen? Zunächst einmal ist zu betonen, daß ihm aufgrund seiner ländlich-konservativen Herkunft die Welt der Güter

⁷⁴ August v. MACKENSEN, Schwarze Husaren. Geschichte des 1. Leib-Husaren-Regimentes Nr.1 und des 2. Leib-Husaren-Regimentes Nr. 2, 2 Bde.

sehr wohl bekannt war. Sicherlich war der bürgerliche Aufsteiger Offizieren aus landgesessenen Adelsfamilien zunächst suspekt, doch konnte er ihnen auf nahezu gleicher Augenhöhe begegnen. Von ebenso großer Bedeutung waren bestimmte körperliche Eigenschaften: Der junge Mackensen wird im Geschmack der Zeit als Offizier von außergewöhnlicher Schönheit, mit Gardemaß, wohlgeratener Taille, perfekt angelegtem Schnauzbart und Adleraugen, als hervorragender Reiter und ausgesuchter Tänzer geschildert. Er war ein ebenso guter Unterhalter – klug genug, Zurückhaltung in der öffentlichen Kritik zu üben, wo sie ihm hätte schaden können, mit schmissigen vaterländischen Parolen öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen, auch in kritischen Lagen sich geschmeidig in Situationen einzupassen. Mackensens militärische Begabung hingegen beschränkte sich auf die üblichen kavalleristischen Tugenden, insbesondere den sogenannten Reitergeist. Schon sein Husarenritt im Krieg 1870/71 deutet persönlichen Schneid, Entschlußkraft, Tapferkeit, ja Todesmut an. In seinen späteren Kommandeursverwendungen förderte er in der Reiterei den Geist der Offensive und galt als unbedingter Verfechter der Kavallerieattacke. Daneben besaß er keine besonderen militärischen Begabungen, der Dienst im Generalstab, zumal als Adjutant, blieb nur eine vorübergehende Episode in seiner Karriere. Nicht ganz zu Unrecht wurde der Armeeführer aufgrund seines ungestümen Vorgehens und plötzlichen Haltes in der Schlacht bei Gumbinnen intern für die desaströse Räumung von Teilen Ostpreußens zu Beginn des Ersten Weltkrieges verantwortlich gemacht. Doch Mackensens späteres Mitwirken an siegreichen Schlachten an der Ost- und Balkanfront (Tannenberg, Masurische Seen, Lodz, Gorlice-Tarnow, Serbien, Dobrudscha) begründeten seinen Ruf als unbesiegbarer „neuer Marschall Vorwärts“. Bemerkenswert ist jedenfalls, daß Mackensen ausschließlich Armeen der Ostfront führte. Im Stellungs- und Verteidigungskrieg an der Westfront waren seine auf Bewegung und Offensive setzenden Fähigkeiten zu keiner Zeit gefragt. Zu seinen Führungsqualitäten ist schließlich auch zu zählen, daß er durchaus als fürsorglicher Vorgesetzter galt, dem die Bewahrung der Dienstfreude über alles ging. Berühmt und zu Propagandazwecken vielfach publiziert ist ein Kriegsbrief an seine Frau, in dem er sich eben nicht zum gewissenlosen Menschenschlächter, sondern zum innerlich zerrissenen, einfühlsamen Heerführer stilisiert: „Heute bin ich auch voller Erwartungen; aber sie liegen nicht auf dem Gebiete der Liebe, sondern beschäftigen sich mit einer Männer mordenden Schlacht. [...] Wie viele Todesurteile enthält mein Befehl zum Angriff? Dieser

Gedanke ist es, der mich vor jedem Gefecht bedrückt. Aber ich handele nach Befehl; im Zwange unabänderlicher Nothwendigkeit. [...] Das ist die Kehrseite der Führerstellung, meine geliebte Leonie.“⁷⁵

Während Mackensens Einstieg in die Armee durchaus als bürgerlich bewertet werden kann, war der Husar und spätere Generalfeldmarschall alles andere als ein Bürger-Offizier, vielmehr ein herausragender Vertreter des ‚feudalisierten‘ Offizierstypus. Seine von 1873 bis 1918 reichende militärische Karriere kann als Paradebeispiel für die Aristokratisierung eines bürgerlichen Offiziers gelten, wuchs und verfestigte sich Mackensens aristokratischer Habitus doch mit jeweils höherem Dienstgrad, höherer Dienststelle und gesteigerter öffentlicher Bekanntheit. Als Brigade- und Divisionskommandeur (1901/03), schließlich Kommandierender General des XVII. Armeekorps (1908) in Danzig galt er schon vor dem Ersten Weltkrieges in Militärkreisen als ein ‚Märchenprinz‘ der sich öffentlich feiern und dekorieren, die eigentliche Arbeit aber von seinen Generalstabsoffizieren erledigen ließ. Im Laufe des Ersten Weltkrieges verstärkten sich die „Eitelkeiten und Äußerlichkeiten“, so Hans v. Seeckt, ins Grotteske. Geradezu in Umkehrung der gängigen Bewertung adlig-bürgerlicher Arbeitsteilung in der preußischen Armee bezeichnete Mackensen seinen zeitweiligen Generalstabschef als „seinen Gneisenau“. Der aristokratisierte Bürger gab die Fassade, der adlige *professional* sicherte das Funktionieren des Hauses.⁷⁶ So ließ es Mackensen sich nicht nehmen, mit theatralischen Gesten in frisch eroberte Städte hineinzureiten, obwohl die Kavallerie auch an der Ostfront schon 1915 vornehmlich als bewegliche Infanterie eingesetzt wurde. Auch wurden ihm Ehrungen zuteil, die seine bürgerliche Herkunft weiter verwischten: So erhielt er neben Generalfeldmarschallsrang und sämtlichen denkbaren Orden, den Ehrentitel eines Chefs zweier Regimenter. Das Infanterie-Regiment Nr. 129 trug seit 1916 sogar seinen Namen, eine Ehre, die nahezu ausnahmslos adligen Namensgebern vorbehalten war. Nachdem er 1919 seinen Abschied genommen hatte, erwarb er ein kleines Gut bei Stettin, zählte zu den nach außen hin treuesten monarchischen Siegelbewahrern im Reich und war v.a. als „Reisender für nationalen Rummel“ (Theo Schwarzmüller) unterwegs. An der bis heute wirksamen totalen Aristokratisierung des einstmals bürgerlichen

⁷⁵ Brief an seine Frau Leonie v. MACKENSEN vom 28.4. 1915. Zitiert nach: Alfred R. MAYER, Soldatenbriefe großer Männer, S. 290.

⁷⁶ Vgl. die Kritik an Mackensen und das gleichzeitige Lob für Seeckt bei Schulenburg, Erlebnisse, in: BA-MA, N 58/1, fol. 99.

Offiziers haben viele gearbeitet: Mackensen selber, die höfische Zentrale, das Offizierkorps in seiner Gesamtheit, die wilhelminische Massenöffentlichkeit. So scheinen Bedürfnisse sowohl des Individuums als auch der jeweiligen gesellschaftlichen Umgebung erfüllt worden zu sein, die nur durch die Analyse der wechselseitigen Bezogenheit von Erwartungen, Erfahrungen und Projektionen zu verstehen sind. In diesem Sinne bot Mackensen eben doch eine typisch bürgerliche Projektionsfläche. Der dynamische „Lebensaufstieg“⁷⁷ als bürgerlicher Truppenoffizier der Kavallerie war nur im Rahmen aristokratischer Lebensführung und Werthaltung plausibel denkbar, nur unter dem Schirm feudalen Gepräges, konnte sich der bürgerliche Offizier ins Zentrum adliger Militärtradition hinein bewegen.

Schließlich wurde Mackensen zur nationalen Repräsentationsfigur erhoben, insofern war er weniger eine „Kreatur des Kaisers“ (Kurt Tucholsky), als vielmehr ein Produkt der Sehnsüchte der wilhelminischen Gesellschaft. Neben militärisch-höfischen Titeln und Dekorationen erhielt er mehrere Ehrendoktorwürden und Ehrenbürgerschaften zugetragen, wurden Straßen, gar Orte nach ihm benannt. Dabei profitierte er natürlich von der generellen Popularisierung des Offiziers seit 1870/71. Einmal repräsentierte die Armee, die vor 1914 noch weitgehend eine Armee der Offiziere war, in einfachster und einleuchtender Weise den Erfolg der gesamten Gesellschaft weit über das rein Militärische hinaus, und zum anderen entwickelte es sich insbesondere unter Wilhelm II. zur ersten die Nation integrierenden Institution. Es muß nicht weiter diskutiert werden, daß Mackensens Lebensgeschichte vor 1914 eine spektakuläre Erfolgsgeschichte gewesen war. Wichtiger ist wohl, daß diese Erfolgsgeschichte Projektionsfläche für vielfältige Sehnsüchte bot, weil ihr Startpunkt jenseits der festgefügtten adlig-militärischen Führungsschichten „im Volk“ verortet werden konnte. So existierten mehrere Mackensen-Legenden nebeneinander, die einmal den ritterlichen, feudalen Krieger, dann den bürgerlichen Aufsteiger und schließlich den „Bauernsohn“ feierten.⁷⁸ Er war eben nicht nur Chef und Namensgeber eines Regimentes, sondern in den 1920er Jahren auch Namensgeber einer Siedlung des sozialen Wohnungsbaus und schließlich seit 1935 als „Sprößling eines deutschen Bauerngeschlechts“ Erbhofbesitzer in der Uckermark. Die vielfältige Bespielbarkeit des Husarenoffiziers nutzte auch das

⁷⁷ So der bezeichnende Titel des Erinnerungswerks August v. MACKENSEN, Ein Lebensaufstieg.

⁷⁸ Feldmarschall v. MACKENSEN. Eine Festschrift zu seinem 80. Geburtstage, S. 1.

nationalsozialistische Regime, das ihn für traditionselige Veranstaltungen medienwirksam als Staffage einsetzte. Umgekehrt setzte Mackensen seine Popularität, trotz gelegentlich aufflackernder christlich-monarchistisch begründeter Vorbehalte gegenüber dem Nationalsozialismus, bis zuletzt für die „nationale Sache“ ein.

August v. Mackensens märchenhafte Erfolgsgeschichte basierte auf der grundsätzlichen Widersprüchlichkeit der militärischen Modernisierung in Deutschland. Sie war bürgerlich als Mackensen durch die zunächst kriegsbedingte soziale Öffnung des Heeres nach individueller Entscheidung über Bildung sowie Leistung Zugang zum Offizierkorps erhielt und zunächst nur über die militärische Position seine Wirkung entfalten konnte. Sie war neofeudal, da Mackensen kraft königlicher Huld in eines der Machtzentren der Armee vorstieß und von dort aus dauerhaft zur Repräsentationsfigur vermeintlich unwandelbarer aristokratisch-kriegerischer Tugenden aufstieg. Darüber hinaus war sie eng mit der deutschen Nationsbildung verwoben bis zu dem Grad, daß Mackensen nicht mehr als Repräsentant einer sozialen Klasse oder militärischen Elite sondern der unwandelbaren und unerschütterlichen Qualitäten deutschen Beharrungswillens wahrgenommen und gedeutet wurde.

3.2. Der Offizier im Übergang: Hans v. Seeckt (1866-1936)

Die Lebensgeschichte Hans v. Seeckts, der 1915/16 als Generalstabschef der 11. Armee eng mit v. Mackensen zusammenarbeitete, liest sich zunächst wie ein zeitlicher verschobener Gegenentwurf zu der des Generalfeldmarschalls.⁷⁹ Zwar wurde das v. Seecktsche Adelsdiplom erst im 18. Jahrhundert durch den Kaiser bestätigt, hatte die stark bürgerlich durchgesetzte Familie im frühen 19. Jahrhundert ihren bescheidenen Grundbesitz verloren und hatten die Großväter noch als schwedische Untertanen gedient. Doch genoß Seeckt eine typisch preußisch-militäradlige Erziehung und Sozialisation. Seit der Generation der Großväter hatte sich der Offizierberuf in der engeren Familie durchgesetzt. Auch Seeckts Entscheidung für die Offizierkarriere scheint keine individuell getroffene, sondern eine Selbstverständlichkeit gewesen zu sein. Sein Weg in das exklusive Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1, in das er 1885 eintrat, führte über das Dienstzimmer des Vaters,

⁷⁹ Diese Überlegungen basieren auf der noch immer maßgeblichen Biographie von Hans MEIER-WELCKER, Seeckt sowie auf den relevanten Teilen des umfangreichen Nachlasses in: BA-MA, N 266 (v. Seeckt).

der ebendort bis 1874 ein Bataillon geführt hatte und als Generalmajor (später Kommandierender General des V. Armeekorps in Posen) über beste Beziehungen verfügte. Der Zugang zum Offizierkorps basierte in erster Linie also weder auf Bildung noch auf einer vorfriderizianischen Familientradition, sondern auf dem in relativ kurzer Zeit erzielten militärischen Berufserfolg des Vaters. Als Seeckt die Offizierslaufbahn einschlug, hatte sich die Familie über den Beruf des Offiziers im preußischen Adel reetabliert, ohne jedoch zu dessen inneren Kern zu zählen. Von vornherein war er eingesponnen in ein Netz vielfältiger geselliger und beruflicher Beziehungen, das bürgerliche Offiziere sich erst erarbeiten mußten. 1888 wurde er zur Totenwache im Sterbezimmer Wilhelms I. kommandiert und kurz darauf, auf Empfehlung des Vaters an den Oberhofmarschall August Graf zu Eulenburg, wurde der Leutnant, der als elegante Erscheinung und vorzüglicher Tänzer galt, zu allen Hoffestlichkeiten befohlen. Damit öffneten sich automatisch die Tore zur ‚besseren Gesellschaft‘ Berlins. Nach der *Season* 1891, die von Januar bis März gedauert hatte, schrieb Seeckt, „68mal bin ich aus gewesen, kleine Sachen, 6 Uhr Tees und Diners bei guten Bekannten nicht mitgerechnet.“⁸⁰ Noch bevor die eigentliche militärische Karriere begonnen hatte war er aufgrund seiner Herkunft, der sozialen Stellung des Vaters, bereits in der Berliner Gesellschaft angekommen und in deren soziale und kulturelle Elite integriert, was ihm bei jungen Offizieren der Garde allerdings den Ruf eines „Fatzkes“ einbrachte.⁸¹

Wenngleich der Faktor Bildung dabei von nachgeordneter Bedeutung blieb, war Seeckt schon als junger Offizier hochgebildet. Nach wechselnden Schulstationen, die den Laufbahnstationen des Vaters folgten, besuchte er das Gymnasium Protestantikum in Straßburg, wo er 1885 die Reifeprüfung bestand. Doch beschränkte sich sein Bildungsverständnis nicht auf die formale Schulausbildung. Seeckt, der im Gespräch schon einmal Klassiker lateinisch oder griechisch zitierte, besuchte historische Vorlesungen an der Berliner Universität (Treitschke), zeigte bis an sein Lebensende großes Interesse am kulturellen Geschehen, verreiste viel, auch weit über Europa hinaus, und verband wann immer möglich dienstliche Tätigkeiten mit seinen privaten kulturellen Interessen. Die Ehe (seit 1893) mit der klugen, aber exzentrischen Dorothea Fabian, eine

⁸⁰ Brief Hans V. SEECKTS an seine Schwester vom 5.4. 1891, in: BA-MA, N 247/67, zit. nach MEIER-WELCKER, Seeckt, S. 23.

⁸¹ Friedemann Frhr. V. MÜNCHHAUSEN, Erinnerungen, Typoskript o.J. (Privatbesitz Franz Frhr. v. Hammerstein).

Urenkelin von Ernst Moritz Arndt, wurde in Militärkreisen mit Verwunderung zur Kenntnis genommen, galt doch die Gattin von Herkunft, Verhalten und Aussehen als nicht standesgemäß. Tatsächlich scheint Seeckts Ehefrau vor 1914 zuweilen ein Diensthindernis gewesen zu sein, doch nach 1918 „machte sie einen der interessantesten Berliner Salons“⁸², der zu einem künstlerischen, intellektuellen und politischen Mittelpunkt der Reichshauptstadt wurde. Natürlich war die breite Bildung auch dem Offizier Seeckt von Nutzen. 1893 wurde er für drei Jahre zur Kriegsakademie kommandiert, 1897 in die Aufmarsch-Abteilung des Großen-Generalstabes versetzt. Seitdem diente er, mit kurzen Unterbrechungen durch Truppenkommandos, in verschiedenen Generalstabsstellungen. Bei Ausbruch des Weltkrieges hatte der Oberstleutnant die Stelle des Chefs des Generalstabes des III. Armeekorps in Berlin inne. In seinem militärischen Denken war er gänzlich ein Produkt der Schule des Generalstabes, obwohl er gegenüber Alfred Graf Schlieffen und dessen Adepten eine kritische, innere Distanz bewahrte. 1919/20 mit der Neuorganisation des Friedensheeres betraut, gelang es ihm, im Zusammenspiel mit Wilhelm Groener, Institution und Idee des Generalstabes trotz dessen formaler Auflösung im Reichsheer zu stärken. In der Praxis bedeutete dies u.a. die bevorzugte Übernahme und Beförderung ehemaliger, besonders befähigter Generalstabsoffiziere und seit 1921 die stetige Weiterbildung auch der Truppenkommandeure bei den sogenannten Führerreisen. Bildung, dies verdeutlichen auch entsprechende Befehle Seeckts als Chef der Heeresleitung zwischen 1920 und 1926, war ihm jedoch nicht Selbstzweck. Vielmehr legte er besonderen Wert auf den charakterbildenden Aneignungsprozeß von allgemeiner oder spezifisch militärischer Bildung, weil er darin eine entscheidende Voraussetzung für die Rückgewinnung des gesamtgesellschaftlichen Elitestatus der Offiziere sah. So heißt im Erlaß „Die Grundlagen der Erziehung des Heeres“ vom 1. Januar 1921: „Das Wissen soll sich nicht auf das Berufsgebiet beschränken, es soll die allgemeine Bildung heben und den Soldaten für sein ganzes Leben zu wertvollem und nützlichem Volksgenossen erziehen. Wichtiger als Wissen und Können ist aber das Sein, und die Festigung des Charakters steht der Bildung des Verstandes voran. So allein können wir das Ziel erreichen, das wir uns gesetzt haben, nicht eine kleine Schar von Berufssoldaten heranzubilden, sondern Führer des Volkes in der Stunde der

⁸² Kurt FRHR. V. REIBNITZ, Gestalten rings um Hindenburg. Führende Köpfe der Republik und der Berliner Gesellschaft von heute, S. 80.

Gefahr.“⁸³ Auch in Publikationen aus der Zeit nach seiner Entlassung stellte er die Erziehung und den Charakter deutlich der Ausbildung und dem reinen Fachwissen voran,⁸⁴ doch bestand nach seinem Verständnis zwischen diesen eigentlich kein Gegensatz, zumal beides nicht einfach aus der ständischen Lage heraus in der Persönlichkeit angelegt war, sondern von außen angeregt und entwickelt werden mußte. In diesem Punkt setzte er sich deutlich von kleinadlig preußischen Anschauungen ab, obwohl er deren militärischen Tugendkatalog im Grundsatz teilte. Am ehesten läßt sich Seeckt als sachlichen Generalstabsoffizier beschreiben, dessen monarchistisch-konservative Grundeinstellung von dem auch nach 1918 ungebrochenen Glauben an einen spezifisch preußischen Staatsgedanken und an die Unwandelbarkeit preußischer Soldatentugenden eingehegt war. Dabei unterschied er sich in seiner unerbittlichen Nüchternheit markant von dem jovialen, ständig Bestätigung erheischenden wilhelminischen Stil v. Mackensens, über den er meinte, er sei zu denen zu zählen, die an der allerhöchsten Ungnade einfach eingehen müßten, weil ihm die innere Freiheit fehle.⁸⁵ Von dieser Gefahr war Seeckt vollständig frei, galt er doch im Umgang nach oben wie nach unten als ausgesprochen eisig und verschwiegen, so daß im Ersten Weltkrieg der Spitzname „gefrorenes Handtuch“ die Runde machte. Überhaupt bewahrte er sich in ständiger Bemühung um absolute planerische Handlungsfreiheit in militärpolitischen Angelegenheiten die „innere Freiheit“ vor 1918 ebenso wie danach nach allen Seiten hin.

Es verwundert daher wenig, daß Seeckt die absolute Staatsautorität über die Frage der Staatsform stellte. Er war Monarchist, äußerte sich während des Krieges zumeist positiv über den persönlichen Mut, die praktische Nüchternheit und Schlichtheit Wilhelms II., war aber kein glühender, starrer Kaiserverehrer.⁸⁶ Es ist bezeichnend, daß er unter

83 Erlaß des RWM, CdH, General v. SEECKT vom 1.1. 1921, zitiert nach: Offiziere in Dokumenten aus drei Jahrhunderten, hg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt, S. 225. Vgl. auch Seeckts Grußwort anlässlich der 350-Jahr-Feier des .Gymnasiums in Karlsruhe: „Die Frage, was das Gymnasium denn dem werdenden Soldaten an praktisch brauchbarer Vorbildung für den erwählten Beruf mitzugeben habe, ist töricht. Der Frager weiß nicht, daß das Wissen an sich und mehr noch das Ringen um das Wissen den Charakter entwickelt und daß es der Charakter ist, der den Führer macht.“ Edgar v. SCHMIDT-PAULI, General v. Seeckt, S. 19.

84 Bspw. Hans v. SEECKT, Gedanken eines Soldaten.

85 Briefe SEECKTS an seine Frau vom 15. und 21.6. 1915, in: BA-MA, N 249/57.

86 Seine politische Position vor 1918 scheint am ehesten im Umfeld eines militärisch eingerahmten „sozialen Kaisertums“ Naumannscher Prägung zu verorten zu sein. MEIER-WELCKER, Seeckt, S. 63 zitiert einen Brief vom Juli 1915, in dem Seeckt ein Gespräch mit dem Oberpräsidenten von Hannover wiedergibt: „Wir [...] sind hier draußen solche

dem Regime Hindenburg-Ludendorff, das ihm auch aus Konkurrenzgründen innerlich fremd blieb, bei zweifacher Gelegenheit die faktische und symbolische Ausschaltung des Kaisers als obersten Kriegsherrn kritisierte.⁸⁷ Durch seine Verwendung als Generalstabschef der ottomanischen Armee seit dem Jahreswechsel 1917/18 erlebte Seeckt die militärischen und politischen Entwicklungen bis zum November 1918 nur aus der Ferne. Der ernsthafte Kandidat für die Nachfolge Ludendorffs hat denn auch die militärisch aussichtslose Lage im Herbst 1918 weitgehend verkannt. Um so erstaunlicher, daß Seeckt unmittelbar nach dem Sturz der Monarchie, die neuen staatlichen Verhältnisse als wenigstens vorläufig unabänderlich akzeptierte, sich für künftige Aufgaben bereithielt und schon im Dezember 1918 aktiv am politisch-militärischen Geschehen teilnahm.⁸⁸ Noch oberhalb der Monarchie stand für ihn kurzfristig die Aufrechterhaltung der Ordnung und mittelfristig die Wiederaufnahme staatlicher Machtpolitik. Mit der alten Armee, nach seiner Einschätzung ein Leichnam, der sich nicht einfach „galvanisieren“ ließ,⁸⁹ war dieses Programm nicht zu verwirklichen. Die von Seeckt angestrebte „neuen Armee“ atmete durchaus den Geist der Vorkriegszeit, die Rekrutierungsmuster waren jedenfalls nahezu deckungsgleich, doch ihr Fundament war nicht in der Monarchie und schon gar nicht in der Republik verankert, sondern in den Planungs- und Führungsprinzipien des preußischen Generalstabs. Dem letztlich gescheiterten Konzept, die Reichswehr als ein nur ihr selbst verpflichtetes „unpolitisches“ Werkzeug außerhalb von Partei- und Standesinteressen zu halten bzw. nach taktischen Gesichtspunkten einzusetzen entsprach das individuelle Verhalten des Chefs der Heeresleitung. Außer dem Johanniterorden, dem er seit 1902 angehörte, mied er die Mitgliedschaft in ständischen Vereinigungen. Von der Deutschen Adelsgenossenschaft wie auch von den Offiziersverbänden, in denen er Partikularinteressen vertretende Gewerkschaften sah, hielt er wenig und schlug den nach seiner

Idealisten geworden und denken, das Marsch, marsch-hurra der Infanterie, das keine Standesunterschiede kennt, nur den Mann selbst, sollte auch in der Heimat etwas ertönen. [...] [W]ir müssen die richtige Mitte zwischen Militärdiktatur und Sozialdemokratie finden später, zu beiden paßt der Kaiser ganz von selbst, ich wäre aber auch mit dem (Kaiser) für beides ganz zu haben, sie hätten viel Ähnlichkeit.“

87 Vgl. den Brief SEECKTS an seine Frau vom 23.12. 1916, in: BA-MA, N 249/59 und die berühmte Randbemerkung „Wo bleibt der Oberste Kriegsherr?“ zu Ludendorffs gedruckter Rede anlässlich Hindenburgs 70. Geburtstag, in: ebda., N 249/9, u.a. wiedergegeben in Friedrich SYBEN, Offiziere. Anekdoten aus vier Jahrhunderten, S. 341.

88 MEIER-WELCKER, Seeckt, S. 199f.

89 Friedrich v. RABENAU, Seeckt. Aus seinem Leben 1918-1936, S. 126.

Verabschiedung ihm angetragenen Beitritt aus. Seine bevorzugten politisch-geselligen Verkehrsformen lagen in der Welt der Klubs, der Salons und des Büros – er war eine ganz „urbane Erscheinung“.⁹⁰ Dies waren Orte, wo Seeckts Maxime über das Verhältnis zwischen Generalstabschef und Kommandeur auch im Zivilen praktisch angewendet werden konnte: „Unter vier Augen wird der Entschluß gefaßt, und wenn die beiden Männer heraustreten, so ist es eben ein Entschluß.“⁹¹ Ebenso wie in seinem „unpolitischen“ Staatsverständnis lag in dieser Art der Legitimierung und Ausübung von Herrschaft ein rückwärtsgewandter Wesenszug, der Seeckt in staats- und militärpolitischen Fragen bis 1926 mitunter an einzelne Repräsentanten der Republik heranführte, doch letztlich seinen Sympathien für die parlamentarische Republik sehr enge Grenzen zog.

War Seeckt nun „letzter Garde-General preußischen Stils“, wie Werner v. Blomberg es formulierte, oder Vertreter eines neuen, von „junkerlichen Traditionen“ abgelösten Offizierstypus, der schon während des Krieges hinter einer repräsentierenden Fassade nüchterner „Eroberer, Erfinder und Arbeiter“ gleichzeitig gewesen war?⁹² Blombergs gleichermaßen bewundernd und abschätzig gemeinte Bemerkung fußte auf einer heftigen Auseinandersetzung, die der Chef der Ausbildungsabteilung im Truppenamt (Generalstab) mit seinem Vorgesetzten über Ausbildung, Ausrüstung und Verwendung der Kavallerie hatte. Sicherlich ist richtig, daß Seeckt gegen alle militärische Vernunft hartnäckig an der offensiv aufgestellten Kavallerie als Kampfwanne festhielt.⁹³ Doch der „Lanzenstreit“, in dem es auch um die Zeitgemäßheit und Öffentlichkeitswirksamkeit militärischer Symbolik ging, entzündete sich nicht an der Motorisierung des Heeres schlechthin, sondern an dem Tempo, der Radikalität der Modernisierungsschritte sowie der weitreichenden gesellschaftlichen

⁹⁰ EBDA., S., 437 (nach einem Beitrag von Erich Wentscher in der Zeitschrift *Deutscher Wille*).

⁹¹ Hans v. SEECKT, Der Chef des Generalstabes, in: ders., Gedanken eines Soldaten, S. 163. Dies scheinen auch die Situationen gewesen zu sein, in denen Seeckt das Monokel und die Fassade des Unnahbaren fallen ließ. So jedenfalls Theodor WOLFFS „Nachruf“ auf Seeckts Verabschiedung, in: BT, Nr. 473 vom 7.10. 1926: „Herr v. Seeckt, nach außen hin kalt, fast starr mit seinem Monokel, fast unbewegte Statue, abweisend und unnahbar, gewann in der nicht dienstlichen Unterhaltung diejenigen, mit denen er sprach, durch eine zwanglose, feine und ritterliche Liebenswürdigkeit. Immer blieb jener Eindruck, der sich am besten durch das Wort ‚Gentleman‘ wiedergeben läßt.“

⁹² Das Blomberg-Zitat aus: Werner v. BLOMBERG, Erinnerungen bis 1933, in: BA-MA N 52/2, fol. 95f. Dagegen: Ein neuer Offizierstypus in Preussen!, in: Neue Züricher Zeitung vom 15.4. 1920, in: BA-MA, N 249/10.

⁹³ Vgl. die Argumentation in Hans v. SEECKT, Neuzeitliche Kavallerie. Einige Gedanken über ihre Ausbildung und Verwendung, in: ders., Gedanken eines Soldaten, S. 117-151.

Konsequenzen. Andererseits ist es zwar zutreffend, daß Seeckt „junkerlichen Traditionen“ fern stand – bereits vor dem Krieg hatte er gegen den interessenpolitischen Egoismus der preußischen Agrarier gewettert. Dennoch blieb Seeckt einem dezidiert aristokratischen Habitus verhaftet, der um so stärker hervortrat je mehr er es mit Personen, insbesondere Sozialdemokraten aus gänzlich anderen Herkunftswelten zu tun hatte.⁹⁴ In dienstlichen, v.a. personellen Geschäften artete sein Aristokratismus zu einem wahren Byzantinismus aus, was ihm massive Vorwürfe seiner jüngeren Mitarbeiter im Reichswehrministerium einbrachte, die wesentlich zu seinem Sturz 1926 beitrugen. Nicht nur, weil er die Reichswehr in einer Phase des Übergangs führte, war Seeckt ein Offizier des Übergangs. Mit seiner scharfen und nüchternen Beobachtungsgabe erkannte er das Morsche und Alte im preußischen „Offizierium“ und leitete dessen sukzessive Ablösung ein. Dagegen verteidigte er halsstarrig vermeintlich ewig gültige soldatisch-preußische Werthaltungen, die gleichermaßen in den Traditionen der Garde und des Generalstabs wurzelten. Vor den Konsequenzen einer forcierten Modernisierung scheute er zurück, weil er das nach 1918 maßgeblich von ihm konzipierte „Führerheer“ nur als eine geschlossene professionell-aristokratische Elite mit militärischem und gesellschaftlichem Führungsanspruch denken konnte und eine beschleunigte Desintegration des seit 1920 mühsam wieder aufgebauten Offizierkorps befürchtete. Daneben legte er nie die Pose des Feldherrn ab, so etwa wenn er den Weltkrieg als eine einmalige militärische Verirrung abtat, da in diesem nicht die Überlegenheit der Schlachtenführung, sondern die Maschine über den Menschen gesiegt habe.⁹⁵ Der ihm zugeschriebene Attentismus hatte also durchaus soziale und mentale Wurzeln, die nicht alleine, aber doch auch mit seiner Herkunft, Erziehung und Sozialisation zu erklären sind. Eine derart komplexe und dabei verschlossene Persönlichkeit eignete sich allerdings nicht zum Nationalhelden. Selbst die mitunter am Rande der Geschichtsfälschung balancierende Biographie Friedrich v. Rabenaus vermochte nicht, den verstorbenen Generaloberst im Dritten Reich zu

94 In diesem Zusammenhang sind auch die habituellen Erholungsphasen zu nennen, die Seeckt sich nach allzu langem „sozialistischen Umgang“ auf preußischen Gütern, etwa der Grafen Dönhoff-Friedrichstein und Schlieben-Sanditten in Ostpreußen oder bei seinem engen Freund Joachim v. Winterfeld-Menkin in der Neumark gönnte, um in seinen Ansichten und seiner Erziehung nicht „ganz herunter“ zu kommen. Vgl. MEIER-WELCKER, Seeckt, S. 214f.

95 Hans v. SEECKT, Persönlichkeit und Idee im Feldherrntum, Vortrag 1931, in: ders., Gedanken eines Soldaten, S. 132-150.

popularisieren.⁹⁶ Es mangelt nicht an Symbolik, daß bei Seeckts Beerdigung das Familienwappen mit begraben wurde, da er, kinderlos, der letzte männliche Vertreter seines Geschlechts gewesen war.

3.3.) Der Offizier in der Moderne: Joachim v. Stülpnagel (1880-1968)

Joachim von Stülpnagel kam in der schlesischen Festung Glogau in der Kasernenstraße zur Welt, womit schon einiges über die ihn prägende Lebenswelt gesagt ist.⁹⁷ Die weitverzweigten Familien des Vaters wie der Mutter zählten zum engen Kern des (alt-)preußischen Adels mit einer langen Tradition erfolgreichen militärischen Dienstes in der preußischen Armee. Die Großväter, Ferdinand v. Stülpnagel und Paul Bronsart v. Schellendorf zählten zu den herausragenden preußischen Generalen der 1870er Jahre, letzterer wurde 1883 sogar zum Kriegsminister ernannt, und auch der Vater erreichte Generalsrang. Seine engere Familie ist als typischer preußischer Militär-Clan zu bezeichnen, der seit Mitte des 18. Jahrhunderts die Söhne kontinuierlich ins Militär schickte, ohne über ökonomisch nennenswerten Grundbesitz zu verfügen: In den 1920er Jahren avancierte Joachim v. Stülpnagel in der fünften Generation zum General. Obwohl die Familie ausschließlich von dem berufsmäßig erworbenen Gehalt des Vaters lebte und infolge von Versetzungen mehrfach den Wohnort wechseln mußte, blieb sie eng mit dem Grundbesitz verwoben. Beide Großväter hatten versucht, sich über den militärischen Beruf und königliche Dotationen im Grundbesitz zu reetablieren, was allerdings nur dem Großvater mütterlicherseits gelang. In seiner Autobiographie erinnert Stülpnagel dieses Rittergut als festen Orientierungspunkt seiner Kindheit, das zeitweilige Landleben als „Grundlage für [s]eine stete Liebe zur Natur und [s]ein Freiheitsbedürfnis.“ Das Einschlagen der Militärlaufbahn folgte auch bei Stülpnagel keinem individuellen Entscheidungsprozeß, sondern einer über Generationen vorgezeichneten Bahn. „Blut und Erziehung bestimmten mich zum Soldaten,“ heißt es im Rückblick. Im Klartext bedeutete dies die Überweisung in die Potsdamer Kadettenvoranstalt

⁹⁶ Friedrich v. RABENAU (Hg.), Seeckt – Aus meinem Leben 1866-1917 u. DERS., Seeckt – Aus seinem Leben 1918-1936.

⁹⁷ Zwar hat Joachim v. Stülpnagel keinen Biographen gefunden, doch eine umfangreiche Autobiographie hinterlassen, auf die sich dieser Abschnitt neben anderen Nachlaßstücken v.a. stützt. Joachim v. STÜLPNAGEL, 75 Jahre meines Lebens, in: BA-MA, N 5/27, 1-5. Am intensivsten mit der Rolle Stülpnagels in der Reichswehrführung beschäftigt hat sich Michael GEYER, Aufrüstung oder Sicherheit? Die Reichswehr in der Krise der Machtpolitik 1924-1936.

im Alter von zwölf Jahren. Der bürgerliche Bildungs- und Leistungsbegriff spielte bei Stülpnagels Eintritt in die Armee keine Rolle, Herkunft und Familienbeziehungen allein garantierten einen erheblichen Startvorsprung in der Karriere. Dieser wurde durch enge persönliche Kontakte zum Kaiserhaus noch ausgebaut: Beide Großväter und der Vater standen in einem immediaten Dienstverhältnis zu ihrem obersten Kriegsherrn und Stülpnagel diente in seiner Kadettenzeit 1897/98 als Leibpage Wilhelms II. So überrascht es wenig, daß er nach einem Immediatgesuch in die Leibkompanie des 1. Garde-Regiments zu Fuß versetzt und zeitweilig zum Begleitoffizier von zwei im Regiment dienstuenden Kaisersöhnen ernannt wurde. Bis hierhin verlief die militärische Karriere ganz im Rahmen des Musters altpreußisch-adliger Offiziersöhne, Kadettenkorps und Garde produzierten eine auf Hof und Kaserne in Potsdam beschränkte Weltsicht. Dazu paßt auch, daß sich die Reisetätigkeiten auf den Raum zwischen Rügen und Riesengebirge beschränkten.

Und doch geht Stülpnagel nicht in dem knapp skizzierten Bild des Potsdamer Kadetten und Gardeoffiziers auf. Bereits in der Kadettenanstalt fiel er durch besondere Leistungen auf, wurde in die Selektta versetzt, die er mit einer Art Militärabitur und dem Privileg bevorzugter Beförderung abschloß. Neben dieser formalen, in militärische Strukturen eingebetteten Bildungsleistung eignete er sich auch privat zusätzliche Qualifikationen an. In seiner Leutnantszeit im 1. Garde-Regiment zu Fuß, wo er sich „innerlich nicht voll ausgefüllt und in [s]einer menschlichen Entwicklung gehemmt“ fühlte, betreute er die Truppenbibliothek, besuchte Vorlesungen in Nationalökonomie (Schmoller) an der Berliner Universität, bearbeitete von seinem Vater zugesandte Generalstabsaufgaben, reiste mit elterlichem Geld nach Genf und Paris, wo er drei Monate lang Sprachkurse besuchte, und nahm privaten Nachhilfeunterricht in modernem Bankenwesen. Noch als Oberstleutnant Anfang der 1920er Jahren nahm er regelmäßig an einem privaten Gesprächskreis zwischen politisch denkenden Generalstabsoffizieren und Industriellen teil. Zwar beruhte nicht der Einstieg in das Offizierkorps, wohl aber die weitere Laufbahn auf der Bereitschaft, sich bürgerliche Bildung anzueignen und sich intensiv mit modernen gesellschaftlichen Entwicklungen auseinanderzusetzen. So lebte Stülpnagel nach seiner Heirat auch nicht auf dem Land oder in Potsdam, sondern in Berlin, dessen Modernität und Atmosphäre im Vorkriegsjahrzehnt er im Unterschied zu den weit verbreiteten Moloch-Stilisierungen seiner Standesgenossen geradezu begeistert schildert.

Mit dem Abschluß der Kriegsakademie und der Kommandierung, später Versetzung in den Großen Generalstab nahm seine militärische Laufbahn die entscheidende Wendung. Dort arbeitete der Oberleutnant in der von Erich Ludendorff geführten Aufmarschabteilung: „Er war der Mann und Soldat, der nächst meinem Vater den stärksten Einfluß auf meine soldatische Entwicklung gehabt hat. Wir Offiziere hingen damals in größter Verehrung an ihm und bewunderten seine Willenskraft und Arbeitsleistung. Er lebte nur in seiner militärischen Aufgabe [...]“. In zunehmendem Maße entwickelte Stülpnagel eine aus der militärischen Berufsarbeit geschöpfte kritische Distanz zu den „Friedenserscheinungen“ im wilhelminischen Militär. Ein Kürassierkommandeur, der im Kaisermanöver mit gezogenem Säbel auf Infanterie zuritt und trotz Gegenfeuers einfach nicht sterben wollte, erregte ebenso sein Unverständnis wie die theatralische Außendarstellung der Flotte. Im Generalstab bearbeitete Stülpnagel u.a. den „Handstreich auf Lüttich“, dessen Verzögerung infolge hartnäckigen belgischen Widerstands er Anfang August 1914 im X. Armeekorps auch persönlich erlebte. Retrospektiv machte er sich und dem Generalstab den Vorwurf, den modernen Krieg, insbesondere die Abwehrkraft der schweren Artillerie und der Maschinengewehre, nicht phantasievoll genug gedacht zu haben. Stabs- und Frontstellungen v.a. im Gardekorps an der Ost- wie an der Westfront folgte Anfang September 1918 der Ruf der Obersten Heeresleitung. Mittlerweile zum Major avanciert, führte der ausgewiesene Experte für defensive Kriegführung aus „Ludendorffs Stall“ unter Oberst Wilhelm Heye die Operationsabteilung und koordinierte im September und Oktober 1918 die extrem verlustreichen Abwehrschlachten an der Westfront. In einem Gespräch mit Ludendorff forderte er Mitte September die Einleitung von Waffenstillstandsverhandlungen und im Falle von deren Scheitern einen (Selbst-) Zerstörungs-Endkampf unter Mobilisierung des „heroischen letzten Widerstandswillens“.⁹⁸ Für sein weiteres militärisches Denken schloß er aus den Erfahrungen des Weltkrieges, „daß nicht mehr die Heere allein die Kriegsentscheidung herbeiführten, daß jetzt die gesamte Volkskraft zum Einsatz gebracht werden mußte und daß es letzten Endes nicht mehr um ein paar gewonnene Provinzen und eine Kriegskontribution, sondern um die Existenz von Volk und Staat.“ Während diese banale Einsicht von vielen geteilt wurde, haben nur wenige Offiziere der späteren

⁹⁸ Vgl. zu den Endkampf-Phantasien und Endkampf-Planungen im Angesicht der Niederlage: Michael GEYER, *Insurrectionary Warfare: The German Debate about a Levée en Masse in October 1918*, in: *JMH* 73 (2001), S. 459–527.

Reichswehr daraus derart radikale Konsequenzen gezogen. Der militärisch aussichtslose Kampf aller gegen feindliche Übermacht als „heroische Geste“, die Auflösung des Krieges in eine Serie von terroristischen Kleinkriegen bis hin zur Selbstvernichtung wurde auf der Grundlage der realen Möglichkeiten der Reichswehr zu einer *idée fixe*, auf die Stülpnagel anlässlich der Veröffentlichung der Friedensbedingungen und des Scheiterns des Ruhrkampfes in seiner berühmten Denkschrift „Gedanken über den Krieg der Zukunft“ von 1924 zurückkam.⁹⁹

Die Frage des Weiterdienens stellte sich Stülpnagel nicht mit der Abdankung seines obersten Kriegsherrn, dem er rückblickend Versagen vorwarf, sondern erst mit der Annahme des Friedensvertrages. Sicherlich bevorzugte er die Monarchie als Staatsform, doch weniger aufgrund tiefer emotionaler Bindungen zu einer Person.¹⁰⁰ In dem von ihm angestrebten totalen Wehrstaat hätte ein Monarch in erster Linie als repräsentative Figur zur Absicherung der Bedürfnisse der Armee Platz gehabt. Obendrein sah er diese Entscheidung nur von nachgeordneter Dringlichkeit bzw. aufgrund der politischen Kräfteverhältnisse als vorläufig nicht realisierbar. Schon 1919/20 verkehrte er mit radikalen Nationalisten um die früheren Generalstabskollegen Erich Ludendorff, Max Bauer und Waldemar Pabst, über die er auch mit Hitler in Verbindung kam, und gehörte 1923 zu den „Feuerköpfen“, die Seeckt zur Etablierung eines Direktoriums unter militärischer Führung drängten. Dessen damaliges Zögern und spätere Unwilligkeit die personelle und materielle Modernisierung der Reichswehr weiter voranzutreiben, trieb Stülpnagel neben anderen jüngeren Offizieren in der Reichswehrführung in zunehmend scharfen Gegensatz zum Chef der Heeresleitung und trug gewichtig zu dessen Sturz bei.¹⁰¹ Seine Ernennung zum Chef des Heerespersonalamtes 1927 unter dem Chef der Heeresleitung Wilhelm Heye bezeichnete Stülpnagel als „ein revolutionäres Programm“, das personalpolitisch v.a. eine Verabschiedungswelle, die systematische Anwendung von

⁹⁹ Joachim v. STÜLPNAGEL, Gedanken über den Krieg der Zukunft (1924), in: BA-MA, N 5/20.

¹⁰⁰ Für Stülpnagels „ruhige“ Politik zur Wiederherstellung der Monarchie vgl. den Brief Joachim v. STÜLPNAGELS an Friedrich v.D. SCHULENBURG vom 12.12. 1919, in: BA-MA, N 5/19.

¹⁰¹ Als Eindruck für diesen „antiwilhelminischen“ Kurs vgl. den Briefwechsel zwischen den Obersten Alexander v. FALKENHAUSEN und Joachim v. STÜLPNAGEL vom 13.11. u. 20.11. 1926, in: BA-MA, N 5/21. Ebda.: „Wir machten uns in allzu Vielem Theater vor und erzogen keine Charaktere, sondern bequeme Menschen. Haben wir nicht aus der Wilhelminischen Zeit gelernt?“.

Vorausbeförderungen und die radikale Verjüngung der Reichswehr beinhaltete. Er selber wurde seit 1918 innerhalb von nur elf Jahren viermal befördert und war mit 48 Jahren neben Werner v. Blomberg der jüngste General der Reichswehr. Stülpnagel, Befehlshaber im Wehrkreis III (Berlin), galt 1930 als erster Kandidat für die Nachfolge Heyes, wurde aber auf Betreiben Schleichers übergangen, worauf er seinen Abschied einreichte. Der Grund für die Ausbootung Stülpnagels lag auch in seiner offenkundigen Sympathie für die nationalsozialistische Bewegung, trotz der v.a. vom *Völkischen Beobachter* auch gegen ihn gerichteten Hetze gegen die „politisierenden Bürogenerale“.¹⁰² Neben Blomberg, mit dem er bis zur Verabschiedung viele Gemeinsamkeiten in militärpolitischen Fragen wie auch im Karriereverlauf teilte, zählte er in der Generalität der Reichswehr zu den Exponenten eines ungeduldigen, radikal-totalitären Kurses, der beide nah an die NSDAP heranführte.¹⁰³ Nach der Verabschiedung arbeitete Stülpnagel als Redakteur, später als Geschäftsführer für die rechtsorientierte Berliner Börsen-Zeitung – im Besitz eines Onkels seiner Frau –, für die er schon seit Mitte der Zwanziger Jahre geschrieben hatte, um sein Gehalt aufzubessern und engagierte sich u.a. in der *Gesellschaft zum Studium des Faschismus*, die der Beobachtung und Rezeption des italienischen Faschismus verpflichtet war.¹⁰⁴ Zu der von ihm insgeheim erhofften Reaktivierung in verantwortlicher Stellung ist es v.a. aufgrund der Vorbehalte Blombergs nach 1933 jedoch nicht mehr gekommen.

Auch in seinem nicht unmittelbar politischen Verhalten deutet Vieles darauf hin, daß Stülpnagel für einen neuen, modernen Offizierstypus stand. Als er nach der Annahme des Versailler Vertrages über seinen Abschied nachdachte, sondierte er u.a. bei einem „Autofreund“ Möglichkeiten einer Tätigkeit in der Industrie. In wirtschaftlich bedrängter Lage will er sogar daran gedacht haben, „Gärtner, Buchhändler oder Archivar zu werden. Meine Frau

¹⁰² Vgl. die Beispiele in: Otto-Ernst SCHÜDDEKOPF, *Das Heer und die Republik. Quellen zur Politik der Reichswehrführung 1918-1933*, S. 277 (FN) u. 295-297.

¹⁰³ Vgl. die Hinweise in BLOMBERG, *Erinnerungen über den gemeinsamen Kampf gegen das „System Seeckt“*, die Revolutionierung des Personalwesens, den militärischen Strategiewechsel, die nahezu parallelen Vorausbeförderungen und schließlich die ebenfalls fast zeitgleiche Abschiebung aus dem Reichswehrministerium 1930/31.

¹⁰⁴ In der Gesellschaft, deren Vorsitzende Carl Eduard v. Sachsen-Coburg und Gotha und Waldemar Pabst waren, traf Stülpnagel auf alte Bekannte wie ehemalige Konkurrenten aus der rechten Szene: u.a. Friedrich Minoux und Fritz Thyssen, Franz Ritter v. Epp, Hjalmar Schacht, Kronprinz Wilhelm, Hans Frank, Hermann Göring und seinen Chefredakteur in der Börsen-Zeitung Walter Funk. Mitgliederverzeichnis der Gesellschaft zum Studium des Faschismus e.V., in: BA-MA, N 324/32, fol. 45-50.

beschäftigte sich mit dem Gedanken, in unserer Wohnung eine Teestube aufzumachen.“ Auch engagierte er sich kurzzeitig als Interessenvertreter für die wirtschaftlichen Belange verabschiedeter Offiziere, was Seeckt als gewerkschaftliche Interessenpolitik noch strikt abgelehnt hatte. Die Familie war sicherlich nicht arm, doch konnte Stülpnagel selbst als General und Divisionskommandeur – eine Stellung, die von der Machtbefugnis her der eines Kommandierenden Generals der Vorkriegszeit entsprach – die Kosten für die aufwendige Repräsentation nicht mehr aufbringen, so daß er gegen Honorar Zeitungsbeiträge verfaßte. Es wäre jedoch zu einfach, die ökonomische Krise als alleinige Ursache für den Wandel sozialer Verhaltensweisen hervorzuheben. Stülpnagel, der zwei Pferde besaß, in seiner Berliner Zeit auch regelmäßig ausritt und viel auf seine geselligen Verkehrsformen hielt, fuhr als Regimentskommandeur in Braunschweig mit dem Fahrrad zur Kaserne, vermied es aber in Uniform vor der Kasernenwache vorbeizuradeln. Der zivilistische Stil und die z.T. unorthodoxe Lebensführung einzelner Offiziere in der Zeit nach Seeckt deuten auf die zunehmende Auflösung des Offizierkorps als eine geschlossene Wertegemeinschaft hin. Die mitunter heftigen Diskussion über den „neuen Stil“, der von Offizieren a.D. wie von jungen Truppenoffizieren als Verfall infolge von schleichender Republikanisierung fehlgedeutet wurde, und die im Falle des Fahrradfahrers Stülpnagel verschämte Zurückhaltung in der militärischen Öffentlichkeit indizieren hingegen, daß diese Auflösung keineswegs vollständig und in sich gebrochen war. Überkommene herrschaftlich-aristokratische Attribute, zu denen auch das Sitzen zu Pferd zu zählen ist, hatten ihre symbolische Wirkungskraft noch nicht verloren, auch wenn er ihr realer politischer Gehalt gegen Null tendierte.

Stülpnagel war nicht der moderne, professionelle Offizier schlechthin – eher ein Offizier in der Moderne, d.h. ein Vertreter der von preußischer Militärtradition und Wilhelminismus herkommenden Militärelite, die nach 1914/18 unter dramatisch veränderten Bedingungen ihren Status als Offizier gesellschaftlich wie militärisch neu definieren mußte. Dies tat er mit erstaunlicher Radikalität und in deutlicher Absetzung vom „Staat-im-Staat“-Kurs der Ära Seeckt auf der Grundlage realistischer Planungen für den Zukunftskrieg. Mit der von ihm forcierten schleichenden Expansion der Militärführung in zivilgesellschaftliche Bereiche hinein ging auch ein Stilwandel in der Repräsentation militärischer Herrschaft einher. Auf die Frage „Junker

oder professioneller Offizier?“ zugespitzt,¹⁰⁵ ist die militärische Biographie Stülpnagels als Paradebeispiel für den fachmilitärisch enthemmenden Professionalisierungsschub der 1920er Jahre bei gleichzeitiger Beharrung auf gesellschaftlichem Führungsanspruch sowie – im Bereich der Repräsentation – auf „vornehmen“ Geselligkeitsformen zu deuten.

3.4.) Der Offizier im Untergang: Henning v. Tresckow (1901-1944)

Henning v. Tresckows Lebenslauf ist aus naheliegenden Gründen bislang vorwiegend auf seine Tätigkeit im Zusammenhang mit dem 20. Juli zugeschnitten worden.¹⁰⁶ In dieser Skizze hingegen wird der Schwerpunkt auf Tresckow als Vertreter des jüngeren Truppenoffizierkorps der Reichswehr gelegt und damit auf die letzte der im Rahmen dieser Arbeit behandelten Offiziersgenerationen. Wie Stülpnagel stammte Tresckow aus einer Familie des preußischen Uradels mit langer militärischer Tradition. Sein Vater Hermann v. Tresckow, General der Kavallerie, hatte kurz vor der Geburt des Sohnes seinen Abschied genommen, um das leidlich wirtschaftende Gut Wartenberg eines verstorbenen Onkels zu übernehmen. Wie in unzähligen Familien des preußischen Land- und Militäradels war auch die Kindheit Tresckows geprägt von einer gewissen Kargheit des adligen Landlebens, mittelmäßiger Hauserziehung, ständischer Abgeschlossenheit und einem unerschütterlichen Glauben an die preußische Sendung. Ab 1913 besuchte er als Zögling vom Alumnat des Klosters Loccum das Realgymnasium, das er nach dem Notabitur 1917 verließ, um sich als Fahnenjunker im Ersten Garde-Regiment zu Fuß zu melden. Bis dahin verlief auch sein Leben auf vorgezeichneter Bahn im Rahmen einer als selbstverständlich erachteten Ordnung und standen Entscheidungen im Einklang mit Familientraditionen. So war die „Wahl“ des Regiments natürlich keine individuelle, sondern eine durch adlige Herkunft und militärischen Status des Vaters vermittelte. Im Juni 1918 mit dem Leutnantspatent ausgestattet, wurde Tresckow als Zugführer einer Maschinen-Gewehrkompanie in den Abwehrschlachten der Westfront eingesetzt. Zwei

¹⁰⁵ Michael GEYER, Professionals and Junkers: German Rearmament and Politics in the Weimar Republic, in: Richard Bessel / E. J. Feuchtwanger (Hg.), Social Change and Political Development in Weimar Germany, London 1981, S. 77-133.

¹⁰⁶ Außer der problematischen Eloge von Bodo SCHEURIG, Henning v. Tresckow. Eine Biographie, basiert die Skizze auf zahlreichen biographischen Einzelstudien aus der Literatur über den militärischen Widerstand im Dritten Reich – und seit neuestem über dessen Verstrickungen in den Vernichtungskrieg der Wehrmacht.

generationsspezifische Kriegserfahrungen dürften sein militärisches Denken in den 1920er Jahren wesentlich beeinflusst haben: Zum einen unterschied sich 1918 der Frontalltag eines Leutnants im Truppendienst nur unwesentlich von dem eines Mannschaftssoldaten. Auf Kompanieebene differenzierte sich das Heer weniger nach einer durch Dienstgrade bestimmten Hierarchie, denn durch Leistung und Funktionalität im Kampf. Ohne die Gemeinschaftsromantik der Schützengrabensliteratur zu beschwören, ist gerade in den Abwehrschlachten die Einheit des Offizierkorps erheblich gestört, die Abgrenzung zu Nichtoffizieren aufgeweicht worden, weil sich die Kriegsordnung nicht mehr mit der hierarchischen Ordnung deckte. Zusätzlich erlebte er den Militärstreik, der auch die Garderegimenter erfaßt hatte, aus der Perspektive des direkten Vorgesetzten. Zwar erschütterte dies nicht seinen Standpunkt während der Revolution, scheint aber zumindest sein Denken für alternative militärische und politische Führungskonzepte geöffnet zu haben. Zum anderen kannte Tresckow den „ritterlichen“ Krieg nur aus den Heldengeschichten der Vorkriegszeit oder der Kriegspropaganda. Die von ihm erlebte Kriegsrealität war durch technischen Großeinsatz, Massensterben und nicht zuletzt von der Niederlage geprägt. Als Zugführer einer Maschinengewehrkompanie suchte er nicht den direkten Zweikampf, sondern verteilte massenhaften Tod aus der gedeckten Distanz. Es entzieht sich unserer Kenntnis, inwiefern bei Tresckow dadurch „jede einfältige Begeisterung“ für den Krieg gedämpft und er vor „hirnloser Tapferkeit“ bewahrt blieb.¹⁰⁷ Zumindest verblieb er auch nach Waffenstillstand, Rückmarsch und letzter Parade im Dienst, um kurz darauf im „Regiment Potsdam“ unter dem ehemaligen Gardisten Major Friedrich v. Stephani bei der Rückeroberung des von Spartakisten besetzten Berliner Zeitungsviertels und bei der Niederwerfung von Arbeiteraufständen im Ruhrgebiet militärisch wieder aktiv zu werden. Auch die mit Flammenwerfern, Maschinengewehren und leichter Artillerie geführten Häuserkämpfe erforderten weniger adlige Kriegertugenden, denn Härte, Verschlagenheit und Heimtücke.¹⁰⁸

¹⁰⁷ So SCHEURIG, Henning von Tresckow, S. 15.

¹⁰⁸ Für eine Stilisierung der Kämpfe „im Ton der Zeit“ vgl. Friedrich v. STEPHANI, Der Sturm auf das Vorwärtsgebäude, in: Hans Roden (Hg.), Deutsche Soldaten vom Frontheer und Freikorps über die Reichswehr zur neuen Wehrmacht, S. 39-44. Vgl. die Methoden der hier beschriebenen Kampfführung, v.a. die mittlerweile nachgewiesenen Geiselschießungen mit SCHEURIG, Henning v. Tresckow, S. 17: „Die Heftigkeit der Kämpfe kann ihn nicht erhitzen. Die gefangenen Auführer haben bei ‚Fackelschein und mit erhobenen Händen zu marschieren‘. Doch sicher bringt er sie ins Zellengefängnis nach Moabit.“ Dagegen verwendet Karl Otmar FRHR. v. ARETIN, Henning v. Tresckow, in:

Den Übergang in geregelte Friedensverhältnisse scheint Tresckow nicht so leicht geschafft zu haben. Nach der Heeresverkleinerung, dem gescheiterten Kapp-Putsch und der Konsolidierung der Weimarer Koalition nahm er im Herbst 1920 seinen Abschied. Die äußere Krise fiel bei ihm mit einer inneren Orientierungskrise zusammen, die geistige Enge des militärischen Truppendienstes, zumal unter der Flagge der Republik, befriedigte ihn nicht. Um seinem „Bildungsmangel“¹⁰⁹ beizukommen, besuchte er bis 1923 rechts- und staatswissenschaftliche sowie volkswirtschaftliche Kurse an den Universitäten in Berlin und Kiel. 1923 trat er in ein Bankhaus und erwirtschaftete durch Inflationsgewinne ein beträchtliches Privatvermögen, mit dem er 1924 eine Weltreise finanzierte und das wirtschaftlich bedrängte Gut der Eltern sanierte.¹¹⁰ Börsentätigkeit und Weltreise stehen für einen tiefen Bruch mit adligen Standeskonzentrationen und gewöhnlichen Vorstellungen vom „ewigen Preußentum“. Individualpsychologische Deutungsversuche beiseite gelassen, manifestierte sich darin ein antiwilhelminischer Affekt, der in weniger dramatischer Form bei der Mehrheit der Truppenoffiziere der Reichswehr zu finden ist. Auch verbarg sich dahinter die Suche nach neuen Führungskonzepten, die sich nicht mehr ausschließlich an überkommenen aristokratisch-militärischen Leitlinien orientierte.¹¹¹

Tresckows Wiedereintritt in die Reichswehr 1926 erfolgte nach Hindenburgs Übernahme des Reichspräsidentenamtes, damit auch der nominellen militärischen Kommandogewalt, und nach einer ersten Ablehnung auf dessen Fürsprache. Die Wahl der Truppeneinheit fiel auf das 9. (preußische) Infanterie-Regiment, in dem er schon 1919/20 gedient hatte und dessen Kompanien u.a. die preußischen Gardetraditionen weiterführten. Während die Widerstands-Biographen vornehmlich den hohen, allerdings leicht fallenden Adelsanteil und die

Rudolf Lill/Heinrich Oberreuter (Hg.), 20. Juli. Portraits des Widerstands, S. 307 den realitätsnäheren Begriff der „Abrechnung“.

¹⁰⁹ So sein Vetter und Hagiograph Fabian v. SCHLABRENDORFF, *Begegnungen in fünf Jahrzehnten*, S. 188.

¹¹⁰ Zur Weltreise, die er mit dem promovierten Ex- Offizier und Militärpublizisten Kurt Hesse durchführte, vgl. Kurt HESSE, *Der Geist von Potsdam*, S. 97-101, von dem die meisten späteren Tresckow-Biographen beschrieben haben.

¹¹¹ Die Wahl Hesses, ebenfalls ein „Suchender“, als Reisepartner war sicherlich nicht zufällig. In der Seeckt-Ära galt er als non-konformistischer Quertreiber, der bezeichnenderweise nach 1926 aufgrund der engen Freundschaft zum späteren Chef der Heeresleitung Wilhelm Heye von der Reichswehrführung für Auftragsarbeiten engagiert wurde. Für die Frühphase vgl. Kurt HESSE, *Der Feldherr Psychologos. Ein Suchen nach dem Führer der deutschen Zukunft u. DERS., Von der nahen Ära der „Jungen Armee“*. Dagegen die von Seeckt inspirierte polemisch-platte Gegenschrift von Friedrich v. RABENAU, *Die alte Armee und die junge Generation*.

soziale Geschlossenheit, das Potsdamer Preußentum und die durch die Macht der Tradition geförderte relative geistige Autonomie des Regiments „Graf Neun“ bis in den Nationalsozialismus hinein betont haben, zeigt der Blick auf den Truppenalltag v.a. nach dem Sturz Seeckts ein gewöhnliches Reichwehrregiment.¹¹² Infolge der Zentralisierung von Richtlinien- und Entscheidungskompetenzen waren den Regimentern im Unterschied zur alten preußischen Armee in Fragen der Erziehung und Ausbildung enge Grenzen gesteckt. Die oftmals im Zusammenhang mit dem Regiment und dem Offizier Tresckow hervorgehobenen Leistungen (Klassenausbildung, privat organisierte Weiterbildung, Sport, soziale Fürsorgemaßnahmen) erbrachten alle Reichwehrregimenter infolge von Anordnungen aus der Berliner Zentrale. Von diesem Regiment als einer besonders leistungsfähigen Eliteeinheit zu sprechen, geht an den strukturellen Realitäten der Reichswehr vorbei. Auch der Verweis auf den vermeintlich hohen Anteil von Regimentsoffizieren im Generalstab und in der Generalität greift erst ab den späten 1930er Jahren als die regimentale Einheit schon längst gebrochen war. Für den Truppenoffizier Tresckow der späten 1920er Jahre war die Erfahrung der Stagnation im Beförderungswesen in der Reichswehr von weitaus größerer Bedeutung als die bundesrepublikanische Rückwärtsprojektion eines Elitebewußtseins im Lichte der militärischen Widerstands gegen das NS-Regime.¹¹³ Bevorzugte Beförderungen durch Überspringen eines Dienstgrads oder Vorpatentierungen blieben in der Wahrnehmung der Truppenoffiziere v.a. auf die „Offiziersclique“ des Berliner Büros beschränkt. Nach elfjähriger Leutnantszeit profitierte Tresckow erst von der Umsetzung des Dezember-Programms von 1933, wurde ein halbes Jahr später zum Hauptmann ernannt und in die Kriegsakademie berufen. Sein eigener Aufstieg in der Militärhierarchie, der 1936 mit der Versetzung in den Generalstab gekrönt wurde, fiel also zusammen mit dem Aufstieg des

112 Für eine längst überfällige Berichtigung der sozialen und geistigen Kontinuität vom Kaiserreich bis zum 20. Juli 1944 als Teil der Graf-Neun-Legende siehe Wolfgang PETER, Militärische Massengesellschaft und Entprofessionalisierung des Offiziers, in: Die Wehrmacht. Mythos und Realität, hg. v. Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann, S. 359-370, wenngleich der enge Professionalisierungsbegriff stört. Für die *re-invention of tradition* der 1920er Jahre vgl. eine Nebenbemerkung bei Ekkehard KLAUSA, Preußische Soldatentradition und Widerstand – Das Potsdamer Infanterieregiment 9 zwischen „Tag von Potsdam“ und dem 20. Juli 1944, in: Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler, hg. v. Jürgen Schmäddeke/Peter Steinbach, S. 539.

113 Besonders auffällig ist diese Tendenz bei Hermann TESKE, Analyse eines Reichwehr-Regiments, in: WWR 12 (1962), S. 252-269.

Nationalsozialismus und der massiven personellen Aufrüstung. Mit den nur mittelmäßigen Berufsperspektiven verbunden war ein zweiter Aspekt, der die Entfremdung zwischen jungen Truppenoffizieren und den Offizieren der Reichswehrführung weiter verstärkte und schließlich in einen tiefen Gegensatz mündete. Hatten die „Abwehr des Bolschewismus“, Seeckts abstrakte Staatsidee oberhalb der Republik und die Illusion über die Kriegstauglichkeit der Reichswehr noch bis Mitte der Zwanziger Jahre als innerer Kitt des Offizierkorps ausgereicht, so zerbrach diese Einheit zusehends. Während die Reichswehrführung unter Groener und Schleicher aus Einsicht in die militärische Zwangslage einen Fluchtweg unter den Bedingungen der Republik suchte (und damit neue Zwangslagen schuf), blieb die Mehrzahl der Truppenoffiziere einer nostalgischen Vorstellung von militärischer Handlungsfreiheit verhaftet, welche die durch Versailler Vertrag und republikanische Staatsform gesetzten Grenzen sprengen mußte. Die Fragmentierung des Offizierkorps entlang diverser Linien – der Gegensatz „nationale Front“ und „republikanisches Büro“ machte nur einen Teil aus –, das immer wieder beklagte Fehlen einer klaren, Gemeinschaft stiftenden Vision jenseits der „Schlappheit“ der parlamentarischen Demokratie öffnete der nationalsozialistischen Subversion die Zugangswege. Schon 1929/30 begann Tresckow mit der Verbreitung nationalsozialistischer Propaganda im Offizierkorps seines Regiments und in der Potsdamer Garnison.¹¹⁴ Dem außen- und wehrpolitischen Programm der NSDAP, das den Offizieren alles versprach, was sie hören wollten, stimmte er vorbehaltlos zu und auch die krude Mittelstandsideologie eines Gottfried Feder soll seine öffentliche Zustimmung gefunden haben.¹¹⁵ Aus der Perspektive des Truppenoffiziers waren die Machinationen der Reichswehrführung seit 1930 ungeeignet, die ersehnte Aussöhnung zwischen Vergangenheit und Zukunft, die Verknüpfung äußerer Macht- und innerer

¹¹⁴ Die zeitliche Koinzidenz mit den „Ulmer Ereignissen“ war nicht zufällig. Zu den Beweggründen der Offiziere noch immer instruktiv Peter BUCHER, Der Reichswehrprozeß. Der Hochverrat der Ulmer Reichswehroffiziere 1929/30.

¹¹⁵ So SCHEURIG, Henning v. Tresckow, S. 44. Wenn dies zutrifft, dann sei hier auf einen Widerspruch in der Argumentation sämtlicher Tresckow-Biographen hingewiesen. Diese konstruieren nämlich schon für die späten zwanziger Jahre den Idealisten, der „Mein Kampf“ nicht gelesen hatte und frei war von antisemitischen Zügen. Im Zentrum des Federschen Wirtschaftsprogramms stand jedoch die „Brechung der Zinsknechtschaft des internationalen Kapitals“ und die Bekämpfung des „jüdisch-internationalen Börsenschwindels“. Feder zählte eben nicht zu den NS-Größen, die den Schulterschuß mit den „alten Eliten“ suchten, sondern zum eher volksnahen rassistisch-antiintellektualistischen Flügel vom Typ „alter Kämpfer“. Grundlegend zum Antisemitismus: Christof DIPPER, Der deutsche Widerstand und die Juden, in: GG 9 (1983), S. 349-380. Speziell zum Adelsantisemitismus Malinowski, Vom König zum Führer, S. 157-170, 321-358, 482-488.

Ausgleichspolitik zu erreichen. Diese Offiziere mußten geradezu zwangsläufig auf die dynamische NS-Bewegung stoßen, zumal sie nach Hitlers Legalitätseid vom Odium des Hochverrats befreit worden waren. Für Henning v. Tresckow, der allzuleicht militärischen Schauspielen Glauben schenkte, war denn auch der „Tag von Potsdam“, an dem der Oberleutnant in den Reihen seines Regiments paradierte, der schönste Tag in seinem bisherigen Leben.

Den jungen Tresckow allein aus der Dienststellung, aus dem Blickwinkel des unzufriedenen Truppenoffiziers zu bewerten, greift allerdings zu kurz. Natürlich blieb er auch seinem Herkunftsmilieu verhaftet, blieb eingebunden in die sozialen Netzwerke und die kulturelle Praxis des preußischen Adels. Familiären Zusammenhalt und Identität stiftete der Gutsbesitz, der nach dem Tod des Vaters von der Mutter geführt wurde. Wann immer möglich, verbrachte Tresckow dort Zeit mit Familie und Freunden. Im Unterschied zur großen Mehrheit seiner Regimentskameraden verfügte Tresckow somit über einen Orientierungspunkt jenseits des Dienstes. Der Landbesitz war nicht wie im Falle Mackensens Ergebnis einer langen und erfolgreichen Individualkarriere, sondern Mittelpunkt eines Jahrhunderts zurückreichenden Familiengedächtnisses, soziokulturelles Zentrum eines dienstlichen wie privaten Netzwerks und somit Voraussetzung für eine erfolgsversprechende Karriere. Soweit bekannt liefen seine außerdienstlichen Kontakte in den üblichen gesellschaftlichen Bahnen, 1926 heiratete er standesgemäß Erika v. Falkenhayn, Tochter des ehemaligen Kriegsministers und Chefs der 2. OHL. Wenn betont wurde, daß die Zugehörigkeit zum Infanterie-Regiment 9 auf die praktische militärische Arbeit nur geringen Einfluß nahm, so trifft dies für das gesellige Verhalten nicht zu. Obwohl der Monarchismus wilhelminischer Prägung von den Offizieren des Regiments wohl eher als Kuriosum betrachtet wurde, waren sie doch dem „Potsdamer Prinzenkoller“ erlegen.¹¹⁶ Insbesondere die von Traditionsverbänden und Regimentsvereinen organisierten gemeinsamen Geselligkeitsveranstaltungen zielten auf die Wiederherstellung einer regimentalen Identität in Anknüpfung an das Selbstverständnis v.a. der Garderegimenter als militärische und soziale Elite. Die aktiven Offiziere nahmen dieses Angebot zumeist

¹¹⁶ Otfried GRAF ZU FINCKENSTEIN, Nur die Störche sind geblieben. Erinnerungen eines Ostpreußen, S. 136. Den Regimentsvereinen der dem IR 9 verbundenen ehemaligen Garde gehörten sämtliche Hohenzollernprinzen an, schon ihr „privates“ Auftreten in Potsdam glich einem gesellschaftlichen Ereignis. Bekanntlich bot die Teilnahme eines Kaiserenkels an einer Übung des Regiments den Anlaß für Seeckts Sturz. Ausführlich die Darstellung bei MEIER-WELCKER, Seeckt, S. 501-513.

dankbar an, auch weil ihre Familiengeschichten teilweise eng mit der Geschichte der Traditionsregimenter verwoben waren. So blickte auch Tresckow im Offizierskasino täglich auf ein vom Regimentsverein des Ersten Garde-Regiments zu Fuß überlassenes Gemälde, auf dem ein Großonkel nach der Schlacht von St. Privat abgebildet war.¹¹⁷ Doch gerade seine frühe Wendung zum Nationalsozialismus verdeutlicht die Brüchigkeit des Traditionalismus vom „ewigen Preußen- und Soldatentum“. Die einschneidenden, generationsspezifischen Erlebnisse, die sein weiteres Verhalten in der Reichswehr beeinflussten, waren der späte Einsatz an der Westfront im Ersten Weltkrieg, das Trauma der Niederlage sowie die Niederschlagung der Revolution 1918/19 und das gleichzeitige Scheitern der Gegenrevolution 1920, zusammengenommen der Kollaps der alten Armee und der alten gesellschaftlichen Ordnungsstrukturen. Ein Rückfall in wilhelminische Herrschaftsmuster schien ihm daher nicht nur unmöglich, sondern auch nicht wünschenswert. Der auf Leistung gegründete aristokratische Elitismus Tresckows war auf Dauer nicht in die Republik integrierbar, doch grenzte er sich ebenso von den Exklusivitätsansprüchen des Wilhelminismus ab. Seine Wendung zum Nationalsozialismus schließlich erfolgte nicht aus der professionellen Führungsperspektive wie im Falle Stülpnagel oder Blomberg, sondern aus einer tiefen Sehnsucht, die von ihm als Leutnant persönlich erfahrenen Verwerfungen des Bürgerkrieges von 1918/19 zu überwinden.

117 HESSE, Geist von Potsdam, S. 70.¹¹⁸ Zum Begriff und Konzept „Adeligkeit“ vgl. REIF, „Adeligkeit“ – historische und elitentheoretische Überlegungen zum Adelshabitus um 1800 (unveröffentlichtes Manuskript); FUNCK/MALINOWSKI, Geschichte von oben. Mit starker Betonung der landesgeschichtlichen Perspektive MARBURG/MATZERATH, Schritt in die Moderne, S. 5-15.

Erster Teil

Der Adel als Kriegerstand im 19. und 20. Jahrhundert

4. SELBSTBESCHREIBUNGEN

Der Adel entwickelte gemäß seinen spezifischen Traditionen und Bedürfnissen einen eigenen militärischen Code, der über verschiedene Kanäle den Standesgenossen wie der bürgerlichen Öffentlichkeit vermittelt wurde. Mittels dieses Codes, der aus als genuin adlig erachteten Tugenden bestand, sollten inneradlige Bindungen verstärkt, die Außengrenzen zur bürgerlichen Gesellschaft deutlich konturiert und dem militärischen Dienst überhaupt erst gemeinsamer Sinn und Orientierung verliehen werden. Aus dieser dreifachen Funktion heraus läßt sich erklären, weshalb die Bedeutung des Tugendkatalogs seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beträchtlich zunahm. Der Adel war durch die wachsende Heterogenität der sozialen und lebensweltlichen Adels-Realität, durch das seit den Befreiungskriegen verstärkte Eindringen von Bürgern und von bürgerlichen Werten in das Offizierkorps und durch die Spezialisierung und Differenzierung des professionellen Militärs als erster Militärstand akut bedroht. Die fortwährende Arbeit an einer spezifisch adligen Interpretation des Offizierberufs war Teilaspekt einer allgemeinen Selbstbehauptungsstrategie, allerdings bezogen auf das für den Adel seit jeher bedeutsamsten Berufsfeld. Demnach beschränkte sich der

vermittelte Werte- und Verhaltenskodex auch nicht auf einen engen professionellen Bereich, sondern blieb eng verknüpft mit vorbildlicher adliger Weltdeutung und Lebensführung schlechthin, zumal in der Vorstellungswelt des Adels zivile und militärische Existenz nicht voneinander zu trennen waren. Somit wird in diesem Kapitel nicht angestrebt, den bislang ermittelten Wertbeständen des adligen Kulturmodells, in der historischen Forschung mittlerweile mit dem Konzept der „Adeligkeit“ analytisch fruchtbar gemacht,¹¹⁸ additiv um den einen oder anderen bislang zu wenig beachteten Punkt zu erweitern. Vielmehr soll adlige Mentalität und allgemeiner Adels-Habitus für die militärische Profession übersetzt bzw. der Nachweis über die grundsätzliche Vereinbarkeit, ja Einheit „ziviler“ und „militärischer“ Werte im Adel geführt werden.¹¹⁹

Die im folgenden untersuchten adlig-militärischen Werthaltungen und Verhaltensrichtlinien sind also durchaus anschlussfähig an zivile Muster: Die adlige Familie als ökonomisches, soziales und kulturelles Rückgrat des Adels, als Institution, in der das adlige Kulturmodell insgesamt reproduziert wurde, war eben auch der zentrale Ort der Vermittlung militärischer Werte, ja der Militarisierung weiter Teile des Adels seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Figur des „modernen Ritters“ und der mit dem Begriff der „Ritterlichkeit“ bezeichnete Verhaltenskodex, beinhaltet die Vorstellung von der Möglichkeit einer ganzheitlichen, formvollendeten Lebensweise, die sich bürgerlich-rationalen Erklärungen und Beschränkungen zu entziehen vermag. Die erstaunliche Karriere des „modernen Ritters“ vor 1914 kann als höchst erfolgreicher Versuch gedeutet werden, die poetische Ausstrahlungskraft des „unzersplitterten Seins“ und der autonomen Persönlichkeit für den Militäradel in der militärischen Massengesellschaft sowie damit verbunden den Anspruch auf Besonderheit, ja Auserwähltheit aufrecht zu erhalten. An diese Distinktionsleistung der Persönlichkeit geknüpft ist auch die Vorstellung, zur Herrschaft besonders befähigt und berufen zu sein. Der Paternalismus, das spezifisch adlige Herrschaftsmodell,¹²⁰ basiert

¹¹⁸ Zum Begriff und Konzept „Adeligkeit“ vgl. REIF, „Adeligkeit“ – historische und elitentheoretische Überlegungen zum Adels Habitus um 1800 (unveröffentlichtes Manuskript); FUNCK/MALINOWSKI, Geschichte von oben. Mit starker Betonung der landesgeschichtlichen Perspektive MARBURG/MATZERATH, Schritt in die Moderne, S. 5-15.

¹¹⁹ Wichtige Überlegungen zum Adels-Habitus im 19. und 20. Jahrhundert MALINOWSKI, Vom König zum Führer, S. 47-123; CONZE, Von deutschem Adel, S. 16-28. Allgemein: REIF, Adeligkeit; OEXLE, Aspekte der Geschichte des Adels, in: Wehler, Europäischer Adel, S. 19-56 und DILCHER, Alteuropäischer Adel, in: Ebda., S. 57-86.

¹²⁰ Den älteren Forschungsstand zusammenfassend: BERDAHL, Preußischer Adel: Paternalismus als Herrschaftssystem, in: Puhle/Wehler, Preußen im Rückblick, S. 123-145.

auf einer direkten, persönlichen Beziehung zwischen Herrscher und Beherrschten, und zwar nach unten wie nach oben. Somit ist auch das adlige Dienstverständnis weniger von bürokratischen Zwängen als von persönlicher Beauftragung geprägt. In die Verhältnisse des Militärs übersetzt bedeutet dies, daß der adlige Offizier sich eben nicht als funktionaler Teil einer Profession dachte, sondern als ein nur dem König als obersten Kriegsherrn verpflichtetes Mitglied eines Standes, dem die Soldaten zur Erziehung anvertraut waren. Daraus ergibt sich wiederum ein eigener Stil der militärischen Herrschaft im Frieden und der militärischen Führung im Krieg, der mit den bürgerlich-professionellen Ansprüchen des modernen Militärs nur unter Schwierigkeiten in Einklang zu bringen ist. Der fortwährende Anspruch auf Distinktion und Bevorzugung sowie die Beharrung auf einem traditionellen Herrschaftsmodell, frei von materiellem Gewinnstreben, finden ihre ruhmreiche Bestätigung in der Bereitschaft des Adels auf Verzicht und zum Opfer. Auf den Militäradel gewendet, findet diese Bereitschaft ihre Entsprechung erstens in der Konzentration auf wenige, sorgfältig ausgewählte militärische Tätigkeitsbereiche und zweitens in der Bewährung des einzelnen im Moment der Gefahr. Der ständige Appell an vorbildhafte Todesbereitschaft und Opfertum gehört zum festen Bestandteil des adeligen Kulturmodells, dies natürlich in der Erwartung auf Heldentum und somit erneuter Zuweisung von Vorrang und Ehre.

Die Selbstbeschreibungen sind vornehmlich aus Adels-Autobiographien geschöpft, die sich seit dem späten 19. Jahrhundert, v.a. jedoch nach Weltkrieg und Revolution zum zentralen Medium der schriftlichen Selbstvergewisserung entwickelten.¹²¹ Adlige Autoren nutzten dieses ursprünglich bürgerliche Genre in zunehmend großem Umfang und in eigener Weise. Nicht die selbstreflexive Fahrt ins Innere der Autoren ist das vorgegebene Ziel, sondern die Bestätigung

¹²¹ Zu den Autobiographien als historische Quelle allgemein: Kenneth D. BARKIN, *Autobiography and History*, in: *Societas. A Review of Social History* 6 (1976), S. 83-108.; Fritz REDLICH, *Autobiographies as Sources for Social History. A Research Program*, in: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 62 (1975), S. 380-390; neuerdings: Zur Spezifik der Adels-Autobiographien mit weiteren Literaturhinweisen: FUNCK/MALINOWSKI, *Geschichte von oben. Autobiographien als Quelle einer Sozial- und Kulturgeschichte des deutschen Adels in Kaiserreich und Weimarer Republik*, in: *Historische Anthropologie* 7 (1999), S. 236-270. Ferner: Katharina SCHLEGEL, *Zum Quellenwert der Autobiographie: Adlige Selbstzeugnisse um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert*, in: *GWU* 4 (1986), S. 222-232. Eine Kontextualisierung der autobiographischen Publikationsströme entlang der Hauptentwicklungslinien des deutschen Adels im 20. Jahrhunderts versuchen FUNCK/MALINOWSKI, *Masters of Memory*, in: *Confino/Fritzsche, The Work of Memory*, S. 86-103.

der eigenen Zugehörigkeit zur adligen „Erfahrungsgemeinschaft“¹²² und die Festschreibung bzw. vorsichtige Anpassung von adligen Wertmaßstäben und Verhaltensstandards. Funktional unterscheiden sich am Anfang des 20. Jahrhunderts geschriebene Autobiographien nur kaum von einhundert Jahre später publizierten Erinnerungswerken. Auch die erstaunliche Gleichartigkeit der inhaltlichen Botschaften von Autoren mit unterschiedlichem sozialen, regionalen oder geschlechtlichen Hintergrund erlauben es, den Strom der Publikationen von Adels-Autobiographien als einen in sich geschlossenen Korpus zu untersuchen.

Auf dieser Untersuchungsebene interessiert weniger die Frage nach der Wahrhaftigkeit der Schilderungen als vielmehr die Stilisierung und Konstruktion von Realität. In zahlreichen von Publikation zu Publikation, von Generation zu Generation weitergegebenen Anekdoten, deren Wahrheitsgehalt zumindest fragwürdig ist, präsentieren sich adlige Weltsicht und Selbstsicht in hochverdichteter Form. Gefragt wird demnach in erster Linie, wie sich Adlige in der realen Welt dachten, mit welchen Vorstellungen von sich und vom militärischen Beruf sie der Realität begegneten und siefügbar zu machen versuchten. Zu betonen ist, daß von hier aus kein direkter Weg zu tatsächlichem Handeln führen muß, zumal die Differenz von Schreibzeit und beschriebener Zeit v.a. nach 1918 die Erzählungen maßgeblich prägt.¹²³ Tatsächlich steht das reale Handeln der Autoren häufig quer zu den erschriebenen Handlungsanleitungen, doch bildet das aus der autobiographischen Literatur extrahierte militärische Wertesystem des Adels den Ausgangspunkt für die weitere Untersuchung des Verhältnisses von geburtsständischer Berufsauffassung und den eng gesteckten Handlungsmöglichkeiten der modernen militärischen Profession.

Auf drei weitere Schwierigkeiten ist noch hinzuweisen: Erstens waren die Anstrengungen um adlige Selbstvergewisserung und um Deutungshoheit über die Nationsarmee keineswegs statisch. Die Selbstbeschreibungen paßten sich durchaus neuen politischen, sozialen und fachmilitärischen Rahmenbedingungen an.¹²⁴ Doch bei allem

122 Conze, Von deutschem Adel, S. 15.

123 Beide Aspekte bleiben weitgehend unberücksichtigt bei Gotthard BREIT, Das Staats- und Gesellschaftsbild deutscher Generale beider Weltkriege im Spiegel ihrer Memoiren.

124 Ein hervorragendes Beispiel für die mehrfache Umdeutung und Neuerfindung eines als (in Preußen) vorbildlich erachteten adligen Lebenslaufs im 19. Jahrhundert präsentiert Ewald FRIE, Friedrich August Ludwig von der Marwitz (1777-1837). Adelsbiographie vor entscherteter Ständegesellschaft, in: Reif, Adel und Bürgertum I, S. 83-102. Ausführlicher: DERS., Friedrich August Ludwig von der Marwitz 1777-1837. Biographien eines Preußen.

Wandel, dramatisch beschleunigt durch Weltkrieg und Revolution 1914/18, wurde der adlig-militärische Tugendkatalog aus dem breiten, historischen gewachsenen Werte-Fundus des Adels geschöpft. Die adligen (und verstärkt auch bürgerlichen) Deuter formulierten so vermeintlich ewig gültige Gewißheiten militärischen Verhaltens, deren Fortbestand und Pflege die Präsenz des Adels bzw. der Adelsidee im Offizierkorps garantierte. Zweitens orientieren sich die hier präsentierten Leitbilder v.a. an Vorstellungen des altpreußischen Adels Ostelbiens. Zweifellos lassen sich zahlreiche regionale, soziale, konfessionelle und professionelle Unterschiede und Besonderheiten herausarbeiten. Das eigentlich Erstaunliche und historisch Bemerkenswerte besteht jedoch darin, in welchem Ausmaß die quantitativ bedeutendste Adelsgruppe den Ton angab und, langfristig gesehen, die Richtung des ideologischen Homogenisierungsprozesses im deutschen Adel bestimmte. Drittens schließlich lassen sich einige der hier als spezifisch adlig bezeichneten Wertbestände sicherlich auch in bürgerlichen Kontexten wiederfinden, selbst wenn sie bislang von der Forschung nur unzureichend behandelt wurden.¹²⁵ Dennoch sind die Stilisierungen von Ritterlichkeit und Ehre, Dienst und Pflicht, Härte und Opfer, in bürgerlichen Autobiographien vergleichsweise selten – ihr Platz am „bürgerlichen Werthimmel“ ist eher an der Peripherie zu suchen.¹²⁶ In den Adels-Autobiographien hingegen nehmen sie die Position und Funktion von Fixsternen ein, nach denen sich ein jeder orientieren kann und soll. Der Hauptunterschied jedoch dürfte in der Art der Aneignung und Vermittlung dieser Werte liegen. Im Unterschied zum Bürgertum gründete adlige Lebensführung in Vorstellung und Praxis auf Einheit und Geschlossenheit.¹²⁷ Nicht die individuelle Aneignung von Werten, in den Adels-Autobiographien

125 Bei den Ausnahmen sollte man mit dem grundlegenden Beitrag von Alf LÜDTKE, „Wehrhafte Nation“ und „innere Wohlfahrt“. Zur militärischen Mobilisierbarkeit der bürgerlichen Gesellschaft, in: MGM 30 (1981), S. 7-56 beginnen. Zum Zusammenhang von Bürgerlichkeit und Militärkultur im 19. Jahrhundert: Ute FREVERT, Herren und Helden. Vom Aufstieg und Niedergang des Heroismus im 19. und 20. Jahrhundert, in: van Dülmen, Erfindung des Menschen, S. 323-344; dies., Kasernierte Nation; Karen HAGEMANN, Der Bürger als „Nationalkrieger“. Entwürfe von Militär, Nation und Männlichkeit, in: dies./Pröve, Landsknechte, S. 74-102. Mark STONEMAN, Bürgerliche und adlige Krieger. Zum Verhältnis zwischen sozialer Herkunft und Berufskultur im wilhelminischen Armeekorps, in: Reif, Adel und Bürgertum II, S. 25-63.

126 Manfred HETTLING/Stefan-Ludwig HOFFMANN (Hg.), Der bürgerliche Werthimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts, Göttingen 2000.

127 Die Pluralität bürgerlicher Wertvorstellungen und deren hierarchische Anordnung als Ergebnis eines individuellen Erfahrungs- und Lernprozesses betont übereinstimmend die gesamte Bürgertumsforschung. Vgl. MAURER, Biographie des Bürgers; BUDDE, Bürgerleben; KASCHUBA, Bürgerlichkeit; HETTLING/HOFFMANN, Zur Historisierung bürgerlicher Werte, in: dies., Werthimmel, S. 7-21.

zumeist als Hinweis auf Entwurzelung und Orientierungslosigkeit gedeutet, sondern die selbstgewisse Übergabe bewährter Wertbeständen von Generation zu Generation innerhalb der Familie, des Geschlechts und der Gesamtgruppe des Adels ist demnach charakteristisch für den Aufbau des adligen Wertesystems. Auch aus diesem Grund ist es unabdingbar, die Suche nach spezifisch adligen Mentalitätskernen bei der Adelsfamilie zu beginnen.¹²⁸

4.1.) „Heldische Familien“. Die Adelsfamilie als „Militär-Clan“

In keiner Selbstbeschreibung aus adliger Feder im 19. und 20. Jahrhundert fehlt der Hinweis auf den jahrhundertalten, kontinuierlichen Militärdienst für Gott, König und Vaterland, ja auf den kriegerischen Ursprung der jeweiligen Familie wie des gesamten Standes.¹²⁹ Auch Dominic Lieven stellt in seiner vergleichenden Studie über den europäischen Adel lapidar fest: „Kriegführung war der älteste Beruf des Adels.“¹³⁰ Solche Befunde spiegeln jedoch ebenso die historische Wahrheit, wie sie dem Bedürfnis adliger Familien entsprechen, sich in eine kriegerische Geschichte einzuschreiben. Sicherlich war der Kriegsdienst seit jeher einer der ersten und vornehmsten Betätigungsfelder des europäischen Adels, doch gab es, je nach regionaler Adelstradition, durchaus alternative und

¹²⁸ Auch hier herrscht Einmütigkeit in der Forschung, dokumentiert durch die verhältnismäßig große Zahl an qualitativollen Familienbiographien und durch die Tatsache, daß jede noch so allgemein gehaltene Adelsstudie wenigstens ein Familienkapitel beinhaltet. Bspw. STEKL/WAKOUNIG, Windisch-Graetz; DORNHEIM, Adel in der bürgerlich-industrialisierten Gesellschaft; CONZE, Von deutschem Adel; REIF, Westfälischer Adel; DERS., „Erhaltung adligen Stamms und Namens“ – Adelsfamilie und Statussicherung im Münsterland 1770-1914, in: Neithard Bulst u.a. (Hg.), Familie zwischen Tradition und Moderne, S. 275-321; MALINOWSKI, Vom König zum Führer, S. 49-61; Rüdiger v. TRESKOW, Adel in Preußen: Anpassung und Kontinuität einer Familie 1800-1918, in: GG 17 (1991), S. 344-369; FUNCK/MALINOWSKI, „Charakter ist alles!“ Erziehungsideale und Erziehungspraktiken in deutschen Adelsfamilien des 19. und 20. Jahrhunderts, in: JHB 6 (2000), S. 71-92.

¹²⁹ Stellvertretend für die weiter unten aufgeführten autobiographische Zeugnisse, ein historischer Rundumschlag eines österreichischen Adligen, mit dem er für ein Zusammengehen der „alten Familien“ und neuadligen Militärfamilien gegen den „Geldadel“ plädiert. Gregor v. MARZIANI, Feudaladel, Militäraristokratie und „moderner Adel“, in: DAB 6 (1888), S. 741: „Es ist [...] leicht begreiflich, daß die neue Militäraristokratie dem alten Feudaladel ungleich näher steht, [...] denn Derjenige, der mit dem Degen in der Hand sich und seinen legitimen Nachkommen den Adel erringt, ist jedenfalls berechtigt und würdig dazu, um [...] in den Reihen der Familien des Uradels [...] aufgenommen zu werden, denn auch die Ahnherren dieser Geschlechter haben einst mit ihrem Schwerte und ihrem Blute ihren Nachkommen die Standesprivilegien erworben.“ (Hervorhebungen im Text).

¹³⁰ Dominic LIEVEN, The Aristocracy in Europe 1815-1914, S. 181. Vgl. u.a. Heinz GOLLWITZER, Die Standesherrn. Die politische und gesellschaftliche Stellung der Mediatisierten, S. 300 und Joachim v. DISSOW, Adel im Übergang. Ein kritischer Standesgenosse berichtet aus Residenzen und Gutshäusern, S. 117.

gleichwertige Möglichkeiten der Bewährung.¹³¹ Auch war der Kriegsdienst über die Jahrhunderte von sehr wechselhafter Attraktivität, sein Sozialprestige selbst im Adel starken Schwankungen unterworfen. So war der gesellschaftliche und militärische Status eines preußischen oder bayerischen Offiziers in den 1830er oder gar den 1850er Jahren ein gänzlich anderer als nach den drei Kriegen 1864 bis 1871. Schließlich muß man insbesondere für den Adel im deutschsprachigen Raum v.a. nach adelsrechtlichen, regionalen, konfessionellen und zunehmend auch sozio-ökonomischen Eigenentwicklungen differenzieren. Ohne die faktische Bedeutung des militärischen Engagements für Formierung, Verstetigung und Versorgung des Adels insgesamt minimieren zu wollen, muß doch einschränkend festgestellt werden, daß es sich bei der einseitigen Ausrichtung auf militärischen Dienst und kriegerische Traditionen in erster Linie um Phänomene des 19. Jahrhunderts und v.a. des altpreußischen Adels handelte – jedoch mit erheblichen Auswirkungen auf den gesamten Adel in Deutschland.

Zwei Aspekte der Adelsfamilie im 19. und 20. Jahrhundert sollen hier diskutiert werden: Erstens die Spezifika des adligen Familienbegriffes und damit verbunden die besondere Leistungsfähigkeit der adligen Familienorganisation gerade in Zeiten des Umbruchs sowie zweitens die erst nach den Einigungskriegen verstärkt einsetzende einseitige Deutung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in militärischen Kategorien, ja die Konstruktion einer durchgängigen Militärkontinuität nahezu des gesamten Adels in Deutschland in besonderer Qualität.

Größe, historische Tiefe und innere Geschlossenheit der Adelsfamilie sprengen die Dimensionen der bürgerlichen Kernfamilie. „Familie haben“ hatte und hat im Adel eine in mehrfacher Hinsicht andere und größere Bedeutung als in anderen Bevölkerungsgruppen. Zunächst fällt die schiere Größe der Familien ins Auge. Einige über das gesamte Reich verstreute preußische Geschlechter, wie z.B. die Familien v. Arnim, v. Bülow, v. Wedel, zählten dreihundert und mehr Familienangehörige. Zwar spielte sich der adlige Familienalltag vornehmlich im engeren Kreis der Kernfamilie ab, doch dachten sich deren Mitglieder auch als Teil einer größeren Familieneinheit, eines Geschlechts, auf dessen Gesamtwohl das individuelle Handeln ausgerichtet sein sollte. Davon zeugt bereits die adlige Verwendung der Begriffe ‚Vetter‘ und ‚Base‘, die sich auch dann als Mitglieder

¹³¹ Dies betont unter Benutzung des Begriffes der „Mehrzweck-Elite“ und mit Verweis auf Klerus, Verwaltungs- und Hofdienst, zurecht WERNER, Adel – Mehrzweck-Elite vor der Moderne?, in: Soutou/Hudemann, Eliten in Deutschland und Frankreich, S. 17-32.

einer Familie verstanden, wenn sie einander nie begegnet waren. Zeitlich und geographisch noch so entfernte Verwandtschaftsbeziehungen wurden im Familiengedächtnis und in genealogischen Kalendern vermerkt. Doch beschränkte sich der adlige Familienbegriff nicht nur auf die Träger eines gemeinsamen Familiennamens, sondern schloß auch anverwandte Geschlechter mit ein. Bei dem insgesamt auch im 19. Jahrhundert doch bemerkenswert endogamen Heiratsverhalten knüpfte sich so ein engmaschiges Netz von direkten oder indirekten Verwandtschaftsbeziehungen, das die gegenseitige soziale Kontrolle der einzelnen Familienmitglieder wie die Organisation von Karrieren in den angestammten Berufsfeldern des Adels auch in der bürgerlichen Gesellschaft erleichterte.¹³² Einige Armeeeregimenter und Klassen der Kadettenschulen ähnelten zeitweilig reinen Familientreffen¹³³ und es ist hinreichend bekannt, daß in der preußischen, stark abgeschwächt auch in der bayerischen Armee zahlreiche „Hausregimenter“ existierten, die von adligen Familien über mehrere Generationen hinweg beschickt wurden. Adlige Familiennetze funktionierten auf Regimentsebene insbesondere in den Offizierkorps bis 1914 vorzüglich, weil die für Personalangelegenheiten strategisch bedeutsamen Positionen vorwiegend mit Adligen besetzt wurden und weil das Ergänzungsprinzip der kooptativen Aufnahme, solche Offizieranwärter begünstigte, deren Namen schon vor Eintritt in die Armee bekannt waren. Das preußische Militärkabinett blieb ebenso eine Domäne des

132 Entgegen der älteren Literatur, die eine weitgehende Öffnung adligen Heiratsverhaltens hin zum höheren Bürgertum feststellte, betonen neuere Studien zurecht das Übergewicht adlig-adliger Heiraten bis weit ins 20. Jahrhundert. POMP/ WEHRY, Adel und bürgerliche Führungsschichten, S. 21; BUCHSTEINER, Pommerscher Adel, S. 369f.; PEDLOW, Hessian Nobility, S. 45; SCHILLER, Vom Rittergut zum Großgrundbesitz, S. 382-402. Nach diesen Angaben dürfte insgesamt noch fast 40% aller geschlossenen Ehen rein adlig gewesen sein. Allerdings fallen die je nach Position in der Adelsgesellschaft gravierenden Unterschiede im Heiratsverhalten auf. Zur Diskussion des relativ hohen (und im Laufe des 19. Jahrhunderts ansteigenden) Anteils adlig-bürgerlicher Ehen in den Familien v.a. des preußischen Militäradles s.u.

133 In einer Rezension bemerkt Ludwig Frhr v. Gebattel, daß er und seine sechs Brüder sowie drei Vettern und weitere enge Bekannte zeitgleich im exklusiven 1. Ulanen-Regiment in Bamberg dienten, dies aber reiner Zufall gewesen sei. Ludwig FRHR. v. GEBATTEL, Die historisch-soziologischen Grundlagen des deutschen Offizierkorps, in: Gelbe Hefte 6 (1929/30), S. 641-660. Vgl. für ähnliche Verhältnisse in der Hauptkadettenanstalt Lichterfelde Alexander GRAF BRANDENSTEIN-ZEPPELIN, Erinnerungen (1945), in: BA-MA, N 491/1, fol. 32. Bekannt ist auch die Bedeutung der im 3. Garde-Regiment zu Fuß vor 1914 geschlossenen Freundschaftsbande für die Geschichte der Weimarer Republik. Oskar v. Hindenburg trat in das Regiment ein, in dem auch sein Vater den militärischen Dienst begonnen hatte. Auch Kurt v. Schleicher und Kurt v. Hammerstein-Equord waren über Familiennetze in das Regiment gelangt. Die Familie v. Schlieffen hingegen sah in den Pasewalker Kürassieren ihr „Stammregiment“.

Adels wie die Kommandeursstellen jener Regimenter, denen beizutreten für adlige Offiziersanwärter überhaupt in Betracht kam.¹³⁴ Nur aufgrund der weitläufigen Verwandtschafts- und Bekanntschaftsverhältnisse im Adel gelang es, das Offizierskorps als Versorgungsanstalt für Adelssöhne, die entweder unwillig oder unfähig für alternative Berufstätigkeiten waren, zu bewahren. Allerdings sollte man sich von den immer gleich klingenden Namen nicht täuschen lassen: Wenn um 1900 in der Armee „etwa 60 Bülows, je 30 bis 50 Arnims, Bredows, Goltz', Kleists, Puttkamers, Schwerins und Wedels, je 20 bis 30 Belows, Bonins, Borckes, Dewitz', Knesebecks, Schulenburgs und Zitzewitz'“ dienten,¹³⁵ dann handelte es sich dabei nicht um Familien im engeren, bürgerlichen Sinn, sondern um Geschlechter, deren Angehörige sich in gänzlich unterschiedlichen ökonomischen, sozialen und militärisch-professionellen Lagen befinden konnten. Insofern kann auch von einer stark ansteigenden Tendenz zur Ideologisierung der Adelsfamilie gesprochen werden, da Vorstellungen von der Einheit des Geschlechts nicht mehr nur gewachsener Adelsmentalität entsprangen, sondern ebenso einem seit dem späten 19. Jahrhundert stärker werdenden Bedürfnis, reale Unterschiede, ja Gegensätze innerhalb des Geschlechts – sowie innerhalb des gesamten Adels – zu verwischen und abzubauen, so daß die „Familie des Adels“ zunächst eine imaginierte war.¹³⁶

Der Adel besitzt die einzigartige Fähigkeit, die eigenen Vorfahren nicht nur zwei bis drei Generationen, sondern fünf, zehn oder mehr Jahrhunderte zurückverfolgen und als Mitglieder einer einzigen Familie betrachten zu können. Auch die möglichst vollständige Erinnerung der Vorfahren hängt mit dem adligen Familienbegriff zusammen, der eine Gemeinschaft der Toten, der Lebenden und der Noch-Nicht-Geborenen postuliert: Ahnenreihen, genealogische Forschungen, Familiengeschichten, aber auch die gestaltete (und damit beherrschte) Umwelt, kontinuierlicher Besitz, Landschafts-, Orts- und Familiennamen sowie zahllose Erinnerungsgegenstände und dem Außenstehenden rätselhaft anmutende symbolische Praktiken suggerieren den Angehörigen eines Geschlechts eine tiefe innere Verbundenheit der Generationen, die mit dem Begriff der „Kette“

134 Zuletzt MESSERSCHMIDT, Militär, Politik, Gesellschaft, S. 252-259.

135 CARSTEN, Junker, S. 149. Ähnliche Aufzählungen bei OSTERTAG, Bildung, Ausbildung und Erziehung, S. 53-55; STOLBERG-WERNIGERODE, Unentschiedene Generation, S. 198 und WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 819.

136 MALINOWSKI, Vom König zum Führer, S. 49.

treffend bezeichnet wurde.¹³⁷ Diese im Adel häufig benutzte Metapher von der Geschlechterkette bezeichnet die Vorstellung von der Adelsfamilie als eine über Jahrhunderte gewachsene Gemeinschaft der lebenden, der toten und der zukünftigen Generationen, die in einem dem historischen Wandel scheinbar entzogenen historischen Kontinuum eingebettet blieb: „Du stehst, mein Kind, in einer langen Reihe, bist das Glied einer Kette, die Dich hält und die Du fortschmieden mußt!“ formulierte ein bayerischer Adliger vor jungen Standesgenossen.¹³⁸ In der Stilisierung des preußischen Landrates Joachim v. Winterfeld wird der Gang durch die familieneigenen Wälder zum Spaziergang mit längst verstorbenen Familienmitgliedern: „Beim Gange durch Birk- oder Eichwerder, durch die hohen Elsen und den Hau begleiten mich auf Schritt und Tritt meine Vorfahren. Ich lebe stark in der Vergangenheit und nicht nur meiner eigenen. Ich fühle mich als Glied einer langen Kette [...].“¹³⁹ Eingebunden in eine organisch gewachsene, gleichermaßen in die Vergangenheit und in die Zukunft weisende Ordnung, verpflichtete sich das adlige Individuum in seiner Lebensführung den überlieferten Anforderungen der „Kette“ gerecht zu werden, die Familientradition zu bewahren und weiterzugeben.¹⁴⁰ Die einzigartige zeitliche Tiefe adliger Familiengeschichte ist also Distinktionsmerkmal und ständig sich erneuernde Aufforderung zu hochwertiger Leistung, gleichzeitig aber ist sie eine wichtige Quelle jener adligen Stil- und Selbstsicherheit, welche die bürgerliche Adelskritik immer wieder beklagt, bzw. neidvoll konstatiert hat.¹⁴¹ In seinem Selbstverständnis ist der Adel

137 Zu den bis ins 20. Jahrhundert gültigen spezifisch adligen Erinnerungstechniken mit zahlreichen Beispielen spezifisch adliger Objekte und Medien der Erinnerung vgl. FUNCK/MALINOWSKI, Masters of Memory, in: Confino/Fritzsche, The Work of Memory, S. 86-103. Für Belege aus den Autobiographien: ALVENSLEBEN, Besuche, S. 37f., 42-46, 87f.; ARNIM, Mark, S. 29-31; BISMARCK, Erinnerungen einer 95-jährigen, S. 209; DISSOW, Adel, S. 20; DÖNHOF, Namen, S. 17f.; DIES., Kindheit, S. 63f.; HESSEN, Lüster, S. 7, 39, 84; HOHENLOHE, Leben, S. 241; HUTTEN, Luftschloß, S. 152; GUTTENBERG, Namen, S. 15-18; KROCKOW, Pommern, S. 255f.; LEHNDORFF, Menschen, S. 286f.; LÖLHÖFFEL, Landleben, S. 94; MALTZAN, Trommel, S. 10f., 176-178; MÜNCHHAUSEN, Dotterblumen, S. 30; NOSTITZ, Europa, S. 13f., 28f.; PAPEN, Wahrheit, S. 13; PUTLITZ, Unterwegs, S. 17; SACHSEN, Lebensweg, S. 227; SALBURG, Erinnerungen, S. 166f.; SCHULENBURG, Gewagt, S. 26; STAHLBERG, Preußen, S. 17f.; STENBOCK, Graf, S. 8; WILMOWSKY, Rückblickend, S. 15, 23.

138 Wilhelm FRHR. v. REITZENSTEIN, Rede in Aystetten vom 25.10.1931, in: DAM, DAG, LAB, Bd. 2, Hft. ‚Protokolle 24-34‘.

139 WINTERFELD, Jahreszeiten, S. 325.

140 Vgl. BRAUN, Ostpreußen, S. 12. „Wie alle Kinder lebten wir Geschwister in der Fülle der Gegenwart, lebten aber doch auch, ohne es zu ahnen, in der Vergangenheit.“

141 So beginnen sämtliche Erinnerungswerke mit einem genealogischen Abriß, in dem sich die Autoren in die Kontinuität einer erfolgreichen Familiengeschichte stellen. 1926 hieß es in der Zeitung eines adligen Familienverbandes: „Die Jahreszahl ‚1229‘ steht über

eine auserwählte Minderheit mit einer hochwertigen, auf Erfahrung und Tradition gestützten Qualifikation zu Herrschaft und Führung, die von Generation zu Generation weitervererbt wird. Die Aufgabe adliger Erinnerungsarbeit besteht darin, diese Auffassung innerhalb des Adels zu festigen, sie nach außen zu transportieren und zu repräsentieren. Die wichtigsten Funktionen adliger Erinnerungsarbeit bleiben im Laufe der Jahrhunderte gleich: Zusammenhalt nach Innen, Abgrenzung nach Außen, v.a. jedoch: Symbolische Hinweise auf die eigene Einzigartig- und Höherwertigkeit. Simmel verwendet zur Beschreibung dieses Selbstverständnisses die Metapher vom Edelmetall, das in ständigen Umschmelzungen die Form wechseln, niemals jedoch seine unvergängliche Wertschubstanz verlieren kann.¹⁴²

Die Gesamtheit dieser Hinweise hat das Ziel, die Selbst- und Fremdeinschätzung gleichermaßen zu bestimmen. Sowohl für die Bewahrung adliger Traditionen als auch für ihre Adaptation an die jeweilige Gegenwart spielt die adlige Erinnerungsarbeit eine kaum zu überschätzende Rolle. Gerade um das preußische Militär weitete sich nach 1870/71 die Arbeit an der Vergangenheit zu einem wahren Erinnerungskult aus. Dies ist als eine Reaktion auf die beschleunigte Auflösung der Einheit des „feudalen“ Offizierkorps gedeutet worden. Danach habe sich hinter der theatralischen Fassade des Wilhelminismus – Garde, Kavallerie und Flotte – eine Neubewertung aller Werte abgespielt, sich die soziale und kulturelle Geschlossenheit des Offizierkorps aufgelöst bzw. in einzelnen Segmenten konzentriert.¹⁴³ Ähnliches läßt sich für die Autobiographien adliger Offiziere insbesondere aus den preußischen Militärfamilien selbst nach 1945 feststellen: Je unheroischer sich die militärische Arbeit, zunächst in den über vierzig Friedensjahren nach 1871, dann in den Material- und Abnutzungsschlachten des Ersten Weltkriegs und den beengten Verhältnissen der Reichswehrzeit, schließlich auch in den Verstrickungen in das nationalsozialistische Herrschaftssystem und den Vernichtungskrieg gestaltete desto heroischer die Darstellungen der militärischen Vergangenheit; je mehr die Produktion und Beherrschung von moderner Militärtechnik an Bedeutung gewann, desto größer die Wertschätzung von charakterlichen Einstellungen; je

unserem Familienblatt: Sie will mahndend einem jeden unseres Geschlechts einprägen: Bald 700 Jahre urkundlicher Bülowischer Geschichte schauen auf Dich herab! Sei ihrer wert!“. In: LHM, Außenstelle Wernigerode, Rep. H (v. Bülow), Nr. 52, fol. 1. Die Funktion der Familiengeschichte erläutert anschaulich am Beispiel der Grafen Bernstorff CONZE, Von deutschem Adel, S. 342-349.

142 SIMMEL, Exkurs über den Adel, S. 825.

143 GEYER, Past as Future, in: Cocks/Jarusch, German Professions, S. 191-197.

stärker die Konzentration des Adels auf einzelne Regimenter der Garde und der Kavallerie, desto schillernder und autoritativer die Beschreibungen des dortigen Regimentslebens. Pointiert zusammengefaßt: Die adligen Offiziere stellten in ihren Selbstdarstellungen die aus der Vergangenheit geschöpfte „feudale Schauseite“ militärischen Herrentums heraus als sich das Offizierkorps in seinen realen Zusammenhängen zunehmend professionell gestaltete. Hierbei ging es weniger um die Bewahrung oder Neuerfindung einer populistischen Militärfolklore,¹⁴⁴ sondern durchaus um die herrschaftsrelevante Frage nach der Repräsentationsmacht über die Armee und – speziell für den Adel – um die Inszenierung als „Schwert der Nation“.

Allerdings zentrierte sich der adlige Erinnerungskult nicht allein um die Nation oder die Monarchie, sondern doch v.a. um die Adelsfamilie mit ihren in der Vergangenheit und Gegenwart erbrachten Leistungen. Im engeren Verwandtenkreis eines Geschlechts wurden einzelne herausragende Familienmitglieder in die Geschichte der Familie eingebettet, individuelle zu gemeinsamen Qualitäten des Kollektivs erklärt und so der Eindruck eines zeitlichen Kontinuums außergewöhnlicher Erfolge und Leistungen nach innen wie außen vermittelt,¹⁴⁵ während Querschläger aus dem Erinnerungsschatz getilgt wurden und der Durchschnitt darin keine Rolle spielt.¹⁴⁶ Ahnengalerien mit Portraits der Vorfahren in Feldherrenpose, hagiographische Würdigungen einzelner Spitzenmilitärs, Erinnerungsgegenstände wie erbeutete Kanonen im Schloßpark, vom Körper abgeprallte Projektile und zerschossene Uniformstücke, die Benennung von Regimentern nach den Namen adliger Familien, das Sammeln und die öffentliche Zurschaustellung von Orden und Ehrenzeichen sowie die Publikation von Namenslisten mit den Namen der von einer Familie gestellten Offiziere und selbst die Erinnerung an sinnliche Wahrnehmungen dienen dem gemeinsamen Zweck der Repräsentation von dauerhaftem,

144 Zum Begriff des „Folkloremilitarismus“ Jakob VOGEL, Nationen im Gleichschritt, S. 275-278 (Zusammenfassung) und ders.,

145 Schon Simmel wies auf die bewährte Herrschaftsstrategie des Adels hin, nach der sich der Wert der Gesamtgruppe gerade nach dem Wert der Besten bemißt. SIMMEL, Exkurs über den Adel, S. 824. Dazu FUNCK/MALINOWSKI, Masters of Memory, S. 89f. Beispiele aus adligen Selbstdarstellungen für die Verknüpfung v.a. militärischer Individualleistungen mit kollektiven Qualitäten der Familie: Rede Wilhelm FRHR V. REITZENSTEINS, 25.10.1931, in DAA, DAG, Landesabteilung Bayern, vol. 2, 'Protokolle'. DISSOW, Adel, S. 20; EINEM, Erinnerungen, S. 7; HINDENBURG, Aus meinem Leben, S. 4f.; LETTOW-VORBECK, Meine Lebenserinnerungen (1955), in: BA-MA, N 103/44, fol. 5 and 23f.; OPPEN, Lebensskizzen, S. 151; SCHOENAICH, Damaskus, S 13.

146 DÖNHOF, Kindheit, S. 72f.

genealogisch begründetem Erfolg und damit der Nachweisung der zur Tatsache erhobenen Behauptung, der Adel sei etwas Besonderes und verdiene einen besonderen Platz in der Gesellschaft.¹⁴⁷ Auch gab die ständige Erinnerung an Hochleistungen und an überwundene Krisen Kraft und Selbstvertrauen für die Überwindung von Krisen der jeweiligen Gegenwart. Selbst unter bedrängenden sozialen und ökonomischen Bedingungen verlieh der selektive Vergangenheitskult jene Sicherheit, über welche die Bürger schon im 19. Jahrhundert und erst recht die Historiker des 20. Jahrhunderts staunten.

Die Adelsfamilie besticht auch durch eine im Vergleich zur bürgerlichen Familie bemerkenswerte Geschlossenheit. In erster Linie ist diese Homogenität mit der Einsicht einer kleinen Minderheit von etwas mehr als 0,1% der Bevölkerung, in die Notwendigkeit der Konzentration auf sich selbst als Voraussetzung zur Wahrung von Herrschaftspositionen zu erklären.¹⁴⁸ Einige grundlegende demographische Daten, die freilich nach Adelsgruppen und -regionen, nach sozialem und professionellem Status differenziert werden müssen, geben einen Eindruck von dem beachtlichen Maß an Geschlossenheit in deutschen Adelsfamilien.¹⁴⁹ Über das gesamte 19.

¹⁴⁷ ARNIM, Brandenburg, S. 107. Beispiele: BRAUN, Ostpreußen, S. 12 („Pokale“); GERSDORFF, Soldat, S. 32 (Großer Zapfenstreich); GUTTENBERG, Namen, S. 17f. („Türkenkugel, „durchschossener Wams“); OLDENBURG-JANUSCHAU, Erinnerungen, S. 14 („Kanonenkugeln“); NOSTITZ, Europa, S. 32 („Gemälde, Hirschgeweihe, Regiment“); Fanny v. WILAMOWITZ-MOELLENDORF, Erinnerungen, S. 76; (Üb' immer treu und Redlichkeit); Joachim v. STÜLPNAGEL, 70 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, 1-5, fol. 276 („Regimentsfeiern“) DÖNHOF, Kindheit, S. 16 sowie die z.T. detaillierten Beschreibungen bei ALVENSLEBEN, Besuche. Listen mit den Namen hochrangiger Offiziere und Ordenssträger oder auch Aufstellungen sämtlicher nachweisbaren Offiziere in der Geschichte eines Geschlechts finden sich in nahezu jedem Nachlaß. Auch scheint es keine preußische Adelsfamilie gegeben zu haben, die nicht von einem Ahnen weiß, der einmal Friedrich dem Großen, der Königin Luise, Wilhelm I. oder Bismarck in besonders intimer Situation begegnet war.

¹⁴⁸ Vgl. DISSOW, Adel im Übergang, S. 10: „Es [ist] nicht abwegig, wenn der Adel so oft ‚beschränkt‘ genannt worden ist. Er beschränkte sich bewußt, indem er den uralten überkommenen atavistischen Lebensformen einer kriegerischen und jägerischen Gesellschaft anhing und eine auf sie gegründete Existenz auch innerhalb der modernen Zustände fortzuführen versuchte.“

¹⁴⁹ Die statistischen Daten, die in einer Langzeitperspektive den gesamten Adel auf dem Gebiet des Deutschen Reiches von 1871 erfassen, wurden mir dankenswerterweise überlassen von Rainer POMP/Kathrin WEHRY, Elitenwandel und gesellschaftliche Modernisierung. Zur Statistik des deutschen Adels im 19. Jahrhundert (unveröffentlichtes Typoskript). Zu den Zahlen ist generell anzumerken, daß sie die tatsächliche Lage der Söhne ohne Gutsbesitz eher zu positiv abbilden, da in dem Sample die Familien des ostelbischen Adels, wo der Druck auf die nichterbenden Söhne ungleich höher war als in West- oder Süddeutschland, unterrepräsentiert sind. Außerdem wurden von vornherein nur jene Familien erfaßt, die um 1800 noch landgesessen waren. Dennoch bieten sie mehr als nur eine Annäherung an das demographische Verhalten des deutschen Adels im 19. und 20. Jahrhundert, zumal sich die Schlußfolgerungen mit den Ergebnissen o.g. quantitativer Regionalstudien decken.

Jahrhundert lag die Verheiratetenquote von adligen Gutsbesitzern stabil bei ca. 90%. Jedoch konnten weniger als zwei Drittel der adligen Männer ohne Gutsbesitz überhaupt eine Ehe eingehen, bei absteigender Tendenz unter den in der zweiten Jahrhunderthälfte Geborenen. Von der zwischen 1871 und 1900 geborenen Generationenkohorte blieb nahezu die Hälfte der nichterbenden Adelsöhne auf dem Heiratsmarkt erfolglos. Von den Männern, die eine Heirat eingingen, lag das durchschnittliche Heiratsalter der Gutsbesitzer mit 30,8 Jahren um immerhin drei Jahre niedriger als das der Offiziere. Auch die Zahl der Kinder richtete sich wiederum nach der Funktion des Mannes im Rahmen der familialen Strategie zur Bewahrung von Besitz und Status. Blieben von den verheirateten Gutsbesitzern nur 11% ohne Kinder, lag der Anteil der Kinderlosen bei den Offizieren knapp über 20%. Auch zeugten die Gutsbesitzer zum Ende des Kaiserreiches im Durchschnitt vier Kinder, und damit zwei Kinder mehr als ihre landlosen Standesgenossen. Schließlich war auch die Wahl der Ehepartnerin abhängig vom Besitz oder Nichtbesitz eines Gutes: Während adlige Gutsbesitzer über den Ersten Weltkrieg hinaus konstant zu 80% adlige Frauen ehelichten, war dies bei Männern außerhalb des Gutsbesitzes zu weniger als 60%, bei Offizieren, bei allerdings gravierenden regionalen Unterschieden, zu 30% bis 50% der Fall. René Schiller hat in seine Studie über die brandenburgischen Großgrundbesitzer darauf hingewiesen, daß die Maßlatte für standesgemäße Heiraten bei Söhnen adliger Großgrundbesitzer höher lag als bei solchen aus reinen Offiziersfamilien.¹⁵⁰ Diese Ergebnisse der neueren Adelforschung ergänzen die Befunde der Studien über das höhere Wirtschaftsbürgertum, das ebenfalls sehr viel endogamer geheiratet hat als es die gängige These über die „Verschmelzung“ von Adel und Bürgertum vermuten lassen.¹⁵¹ Umgekehrt lag es für Offizierssöhne ohne Grundbesitz nahe, sich dort nach Ehepartnern umzusehen, wo sie sich beruflich bewegten, nämlich in ihrem Regiment. Von den theatralisch inszenierten Heiraten zwischen Großbürgern und großgrundbesitzendem Adel abgesehen, erfolgte die große Mehrzahl adlig-bürgerlicher Heiraten auch im frühen 20. Jahrhundert innerhalb eines sehr eng gesteckten sozialen Rahmens.

¹⁵⁰ SCHILLER, Vom Rittergut zum Großgrundbesitz, S. 385

¹⁵¹ An erster Stelle zu nennen sind die detaillierten Angaben bei AUGUSTINE, *Patricians*, S. 239-254. Die Verschmelzungsthese wurde zuletzt von Hanna SCHISSLER, *Die Junker. Zur Sozialgeschichte und historischen Bedeutung der agrarischen Elite in Preußen*, in: Puhle/Wehler, *Preußen im Rückblick*, S. 89-122.

Solche Heiratsstrategien resultierten tendenziell nicht aus freiwilligen Wahlentscheidungen der Söhne, sondern aus einer über Jahrhunderten ausgebildeten und internalisierten Besitz- und Statusbewahrungslogik.¹⁵² Zur Sicherung des standesgemäßen Überlebens der Familie durch Konzentration von Besitz, Herrschaft und Status übten sich die nachgeborenen Söhne im Verzicht, in einer asketischen, manchmal gar zölibatären Lebensweise.

Daran geknüpft war eine zweite Verzichtsforderung an die Söhne, nämlich der Verzicht auf freie Berufswahl. Nur sehr zögerlich und im Grunde bis 1945 höchst unvollkommen öffnete sich der Adel den sogenannten bürgerlichen Berufen. Im 19. Jahrhundert war dies auch nur in begrenztem Umfang vonnöten gewesen, boten die traditionellen Berufsfelder, insbesondere das seit 1860 v.a. in Preußen rasch expandierende Offizierkorps, noch standesgemäßen Unterschlupf, obschon unterhalb der Spitzenpositionen kein standesgemäßes Einkommen mehr. Mit der erzwungenen Konzentration auf wenige professionelle Tätigkeitsbereiche in Landwirtschaft, Militär, Verwaltung sowie (im katholischen Adel) der Kirche ging man der bürgerlichen Leistungskonkurrenz aus dem Wege oder begegnete ihr auf vertrautem Terrain und meinte, den spezifischen unwandelbaren Adels-Traditionen auch in Zeiten beschleunigten Wandels gerecht zu werden.¹⁵³ Wenigstens ebenso bedeutend war, daß es sich bei diesen Berufsfeldern um gesellschaftliche Bereiche handelte, in denen eine spezifisch adlige Form von Herrschaft über Menschen und Sachen wenigstens vordergründig noch ausgeübt werden konnte.¹⁵⁴ Doch auch nach dem abrupten Wegbrechen der Versorgungsstellen v.a. im Militär

152 Grundlegend zur „Verzichtslogik“ in adligen Familien REIF, „Erhaltung adligen Stamm und Namens“. Zum Umschlag in eine Verzichtsideologie vgl. MALINOWSKI, Vom König zum Führer, S. 90-103 und deren Verknüpfung mit adligem Opferkult Marcus FUNCK, The Meaning of Dying. East Elbian Noble Families as „War Tribes“ in 19th and 20th Centuries Germany, in: Greg Eghigian/Matt Berg (Hg.), Sacrifice and National Belonging in 20th Century Germany, S. 26-63.

153 In welchen Dimension sich diese Konzentration bewegte, deutet eine methodisch allerdings zweifelhafte Studie einer Standesgenossin an. Helene PRINZESSIN V. ISENBURG, Der Berufswandel im deutschen Adel 1912-1932, in: DAB 54 (1936), S. 43-45 u. 74f. Danach lag 1912 der Anteil der ‚bürgerlichen‘ Berufe im Adel bei unter 5%. In einigen ostelbischen Familien stieg am des Kaiserreiches der Offiziersanteil unter den berufstätigen Männern auf bis zu 80% an.

154 Generell zum adligen Herrschaftsbegriff Marcus Funck/Stephan Malinowski, Geschichte von oben. Autobiographien als Quelle einer Sozial- und Kulturgeschichte des deutschen Adels vom Kaiserreich zur Weimarer Republik, in: Historische Anthropologie 7 (1999), S. 236-270, hier: S. 253-260. Unter Betonung des Nord-Süd-Gefälles im deutschen Adel: Malinowski, König, S. 92-106. Für die ostelbische Variante noch immer maßgeblich Robert Berdahl, Preußischer Adel: Paternalismus als Herrschaftssystem, in: Preußen im Rückblick, hg. v. Hans Jürgen Puhle/Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1980, S. 123-145.

1918/20 zeigten adlige Männer nur wenig Bereitschaft, sich auf bürgerliche Karrierepfade zu begeben bzw. verschärfte sich die ohnehin schon kritische ideologische Distanz zu aggressiver Ablehnung gegenüber den am reinen Verdienst orientierten „Brotberufen“ der bürgerlichen Marktgesellschaft. Ebenso wie die innerfamiliären Verzichtleistungen formte auch der „Verzicht“ oder besser: die bewußte Verweigerung, Anschluß an „unstandesgemäße“, doch zukunftssträchtige Berufsfelder zu finden einen spezifisch adlig-männlichen Habitus und entsprechende Wertvorstellungen. Die Welt der Höfe, Güter und Regimente bildeten im Grunde bis zum Ersten Weltkrieg adlig geprägte Soziotope, in denen sich der Adel weithin sichtbar in die bürgerliche Gesellschaft hinein zur Schau stellen konnte. Nur durch die Beschränkung auf ausgewählte, gleichermaßen öffentlichkeitswirksame wie herrschaftsrelevante adelstypische Tätigkeitsbereiche ließ sich der Adel als geschlossene Sozialformation nach außen hin sichtbar abgrenzen. Dort, wo der Adel im 19. Jahrhundert in bürgerliche Lebens- und Berufswelten hineinstieß, mußten sich hingegen langfristig der Nimbus des Besonderen abschleifen und die Einheit des Standes auflösen.

Dies soll jedoch nicht heißen, daß der Adel im 19. Jahrhundert von der Dynamik der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft grundsätzlich nicht erfaßt worden wäre. Die Klagen über den drohenden Zerfall der homogenen Adelswelt, über zunehmende Individualisierung und Differenzierung hatten seit dem Ende des Ancien Régime immer wieder Konjunktur und auch auf realgeschichtlicher Ebene läßt sich der – allerdings doch sehr langsame – Wandel im ökonomischen und sozialen Verhalten nachweisen.¹⁵⁵ Auch lassen die wiederholt vorgetragenen Verzichtsappelle an die nichterbenden Söhne,¹⁵⁶ die Gründungswelle von Familienverbänden mit ihren Fürsorge- und Verpflichtungsklauseln der 1870er und 1890er Jahre, und der nach 1918 auch öffentlich geführte Kampf um angemessene Apanagen¹⁵⁷

¹⁵⁵ Auch dies ein Ergebnis der unter Anm. 15 genannten Forschungsarbeiten.

¹⁵⁶ Insbesondere die von preußischen Offizieren a.D. und einigen Gutsbesitzern geprägte frühe Adelsgenossenschaft ist voll von entsprechenden Ermahnungen an den Adelsnachwuchs: Vgl. Rudolf VALDECK, Adel und Aristokratie, in: DAB 2 (1884), S. 412: „Der Adel geht in ganz Europa harten Kämpfen entgegen, die Axt wird überall angelegt werden an die Wurzel seines Daseins, an das Fideikommiß. Er wird seine aristokratische Stellung nur erhalten können durch freiwillige Opfer der Einzelnen zu Gunsten der Familie.“

¹⁵⁷ Schon deutlich vernehmbar, aber weiterhin privat gehalten ist das Grollen des Andreas v. Bernstorff über die Macht- und Besitzkonzentration auf seinen älteren Bruder. Siehe CONZE, Adel., S. 158f. Den Rechtsweg ging der Prinz zu Schaumburg-Lippe, der seinen älteren Bruder, den Fürsten Adolf v. Schaumburg-Lippe nach 1918 erfolgreich auf Verdoppelung seiner Apanage verklagte. Siehe: SCHAUMBURG-LIPPE, Krone, S. 73.

eine zunehmende Unzufriedenheit mit der Verteilung der Familienlasten und eine Infragestellung der Familiensolidarität vermuten – insbesondere nach 1918 als die Kompensationsleistungen infolge knapper Stellen und knapper Kassen ausblieben.

Im grundbesitzenden Adel reagierte man auf die Bedrohung der familialen Geschlossenheit durch seit den 1860er Jahren zahlenmäßig stark ansteigende Gründungen von Familienverbänden und Fideikommissen. Insbesondere die Institution des Familienverbandes schien geeignet auch solche Geschlechter zu einen, die über das gesamte Reichsgebiet verstreut und deren Mitglieder in gänzlich unterschiedlichen Lebens- und Berufswelten zu finden waren. Die Kontrollfunktion der Familienverbände verdeutlichen insbesondere die in der Sprache familialer Verpflichtung gehaltenen Satzungen.¹⁵⁸ Als allgemeine Ziele der Verbände werden in den Satzungen die Stärkung des Familienbewußtseins und des Gefühls für Ehre und Pflicht betont. Konkret gefordert werden das Bekenntnis, Glied einer Familie zu sein; die Übernahme der Verpflichtung, den ehrenvollen Namen nicht nur für die eigene Person unbefleckt zu halten, sondern auch dafür zu sorgen, daß von anderer Seite kein Schatten auf den Namen geworfen wird; und die Erziehung der Kinder in den Grundsätzen der Religion, der Ehrenhaftigkeit, der Vaterlandsliebe, des Familienbewußtseins, somit die Ehre des Namens auch für die Zukunft sicher zu stellen. Dort findet sich auch die explizite Aufforderung an den männlichen Adelsnachwuchs, Positionsverluste der Familie in den Kernbereichen adliger Berufstätigkeit, v.a. in den hohen Militärrängen, wettzumachen.¹⁵⁹ Zur Bewahrung der einzelnen Familienmitglieder „vor einem drohenden materiellen und sittlichen Untergange“, kontrollierten die Verbände die standesgemäße Lebensführung aller

¹⁵⁸ Für das Folgende: Entwurf eines Familien-Statuts für das Hinterpommersche Geschlecht von Bonin 1865, in: LA Greifswald, Rep. 38d (Bahrenbusch), Nr. 71, fol. 16-19 und nahezu gleichlautend: Satzung des v. Bismarck'schen Familienverbandes, 1904, in: ebda. Rep. 38d (Karlsburg), Nr. 1062. Vgl. WINTERFELD, Jahreszeiten, S. 123f., GERLACH, Erinnerungen, S. 32-34 sowie die süddeutsche Entsprechung bei SECKENDORFF, Schloß, S. 44f. Allerdings scheint die Gründung derartiger Familienzusammenschlüsse v.a. ein Phänomen im nordostdeutschen Adel gewesen zu sein.

¹⁵⁹ In einer Rede vor dem jährlich tagenden Familientag der pommerschen Familie v. Bonin zählte der Vorsitzende des Familienverbandes, Generalmajor Udo v. Bonin, nicht nur die Erfolge der letzten Jahre – Ämter, Orden und Kriegstote (!) – auf, sondern bedauerte auch, daß die Familie bei „der Verleihung alter Familiennamen an Regimenter der Armee übergegangen worden“ sei. Der Vorsitzende mußte eingestehen, daß „seit dem Siebenjährigen Krieg kein Bonin mehr eine herausragende Stellung [bekleidet] und Auszeichnung [erhalten]“ hatte und forderte die anwesenden jüngeren Familienmitglieder auf: „Unser Nachwuchs hat dafür zu sorgen, daß durch ihn das Verlorene wieder eingebracht werde.“ Protokoll der 20. Sitzung des von Bonin'schen Familientages (18.3.1889), in: LA Greifswald, Rep. 38d, Nr. 71, fol. 100-104

Familienmitglieder beiderlei Geschlechts. Unter Ausnutzung des zumeist weit verzweigten und in einzelnen adligen Tätigkeitsfeldern bis in die obersten Spitzen reichenden Familiennetzwerkes, wurde v.a. dem männlichen Nachwuchs systematisch berufliche Stellen vermittelt, die in Einklang mit adligen Traditionen standen. So blieben bis zu einem gewissen Grad den Söhnen die herkömmlichen Qualifikations- und Bewerbungswege erspart und umgekehrt garantierte dieses Verfahren den Abnehmern, daß der Bewerber aus ‚guter Familie‘ kam. Wo die materielle Sicherstellung durch Besitz oder Einkommen nicht mehr gewährleistet war, erhielten bedürftige Familienmitglieder Beihilfen aus Unterstützungsfonds, die durch Jahresbeiträge, freiwillige Spenden, Veräußerungen von Familienbesitz, Einkünfte aus Heiraten oder Erbschaften usw. gebildet worden waren. Die Familienverbände konnten jedoch auch direkt in den Erziehungs- und Ausbildungsgang einzelner Familienzweige eingreifen, bis hin zur Aufforderung, das Adelsprädikat oder den Familiennamen abzulegen.¹⁶⁰ In einem Rückblick auf fünfundzwanzig Jahre ‚Familienarbeit‘ resümierte Udo v. Bonin, der Vorsitzende des Familienrates 1889: „Einen nicht zu unterschätzenden Nutzen aber haben unsere Aufwendungen zur Erhaltung heruntergekommener Familienmitglieder doch gehabt: sie haben letztere vor dem gänzlichen Verkommen gegenüber der Öffentlichkeit, und damit unseren Namen vor peinlichen Flecken, wenn nicht vielleicht gar vor Schande bewahrt. In einer Zeit, in der wenige unserer alten Geschlechter sich rühmen können, ganz frei von solchen Auswüchsen geblieben zu sein, die einen ehrenvollen Namen nur als Deckmantel für ehrlose Handlungen benutzen, ist das schon ein Gewinn.“ Offensichtlich folgte die soziale Kontrolle und Überwachung einzelner Familienangehöriger und deren Verpflichtung auf die überlieferten Familientraditionen einer defensiven Bewahrungsstrategie. In einer Zeit des beschleunigten wirtschaftlichen und politischen Umbruchs, der drohenden Erosion adliger Herrschaftsbastionen sowie der zunehmenden Auffächerung von Lebensentwürfen und Lebensstilen, war die Restabilisierung der

¹⁶⁰ So unterstützte der Bonin'sche Familienverband einzelne (männliche) Mitglieder beim Kauf von Uniformen und vergab ein Stipendium an einen Jurastudenten. Interessant ist der Fall des „geistig nicht genug entwickelten“ Franz v. Bonin, dessen Vater bereits dem bemerkenswert unadligen Beruf eines Laternenanzünders in Königsberg nachging. Der Familienverband verschaffte diesem, nachdem dem Vater das Sorgerecht entzogen worden war, zunächst eine standesgemäße Erziehung in einer privaten Erziehungsanstalt und versuchte ihn dann vergeblich in verschiedenen traditionellen Berufsfeldern (Forst- und Militärdienst) unterzubringen. Franz v. Bonin ließ sich schließlich als Friseur in Danzig nieder und legte gegen die Zahlung von 2.000 Mark durch den Familienverband sein Adelsprädikat ab. LA Greifswald, Rep. 38d (Bahrenbusch), Nr. 71, ebda.

Familie, die vorsichtige Umgestaltung der inneren Familienbeziehungen, Vorbedingung zur Aufrechterhaltung gesellschaftlicher und politischer Herrschafts- und Führungsansprüche.¹⁶¹ Denn, so formulierte es v. Bonin: „Der einzelne gerät weniger leicht auf Abwege, wenn er weiß, daß Familienangehörige über ihn wachen und Verpflichtungen ihn an die Familie binden.“

Bereits diese knappen Ausführungen zum adligen Familienmodell verdeutlichen die tiefe Kluft zum bürgerlich-modernen Verständnis von Familie. Auf der Ebene des Geschlechts, des Familienverbandes erscheint die Verwendung des Begriffs „Familie“ zumindest fragwürdig. Eher erinnert diese über die Kernfamilie und im engeren Sinne auch über die Sippe hinausweisende Organisationsform an den Clan, den schon die Klassiker der Soziologie und Ethnologie als eine zwischen Herde und Stamm angesiedelte, historisch frühe Form sozialer Organisation in noch nicht ausdifferenzierten Gesellschaften bezeichneten.¹⁶² Mit der Bildung eines Clans, der systematischen Erweiterung des Verwandtschaftsverbandes, waren ursprünglich drei Ziele verbunden: Die Ausnutzung synergetischer Effekte des Zusammenschlusses zur Abwehr äußerer Gefahren, die Erhöhung der Überlebenswahrscheinlichkeit des Gesamtverbandes und die Vergrößerung des eigenen Machthorizontes. Der Clan faßte verschiedene, nicht notwendigerweise blutsverwandte Familien zusammen, denen aber ein gemeinsamer Gründungsmythos sowie langfristig gewachsene, tief in der Vergangenheit verankerte persönliche Beziehungen ein besonderes Zusammengehörigkeitsgefühl vermittelte. Für die Regelung der Beziehungen innerhalb des Clans sind der ausgeprägte Ahnen- und Namenskult, die wechselseitige Abhängigkeit der Mitglieder sowie die auf konzentrierten Besitzerhalt angelegte Erbfolge charakteristisch. Sieht man von den historisch bedingten Ursachen für Clangründungen ab, finden sich die genannten Merkmale – Abstammungsdanken, Ortsgebundenheit, genossenschaftliche Struktur, strategisches Heiraten, Verpflichtung auf

¹⁶¹ Vgl. REIF, Westfälischer Adel, v.a. S. 240-315 und STEKL/WAKOUNIG, Windisch Graetz, S. 20.

¹⁶² Neben Herbert SPENCER hat v.a. Emile DURKHEIM, der den Begriff der „organischen Solidarität“ in primitiven Gesellschaften einführte, maßgeblich unsere linearen Verlaufsvorstellungen vom Clan zur Familie geprägt. Ähnlich auch Max WEBER, der freilich den Clan-Begriff nicht explizit verwendet. Für die Ethnologie schulbildend war Robert H. LOWIE, *Primitive Society*, New York 1920. Einen knappen Überblick der soziologischen Forschung (die sich allerdings mehr denn je Gegenwartsthemen zugewendet hat) bei Paul B. HILL/Johannes KOPP, *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*, Stuttgart 1993.

das Gesamtwohl, eigene Embleme, Symbole und Rituale – auch in Adelsfamilien noch im 20. Jahrhundert wieder. Deshalb wird hier für die Verwendung eines modifizierten Clanbegriffes plädiert, um das Charakteristische, auch das uns Fremde der familialen Organisation im Adel in Abgrenzung zum Bürgertum hervorzuheben. Trennen sollte man sich allerdings von der Vorstellung einer klaren historischen Abfolge, die vom Clan, über den Stamm (oder die Sippe) zur Familie verläuft, und mit dem Übergang von „primitiven“ zu „traditionalen“ und schließlich „modernen“ Gesellschaften übereinstimmt.¹⁶³ Der hier zu Grunde gelegte Clanbegriff wird somit nicht nur als eine an vormoderne Gesellschaften gebundene Organisationsform verstanden, die als „ständischer Überhang“ in die Moderne hineinragt, sondern als ein kulturell begründetes und systematisch ausgebautes Netzwerk sozialer Beziehungen, das parallel zur „modernen“ Kernfamilie bestand und in diese hineinwirkte.

Die Verknüpfung des Clan-Begriffes mit einem professionellen Feld folgt erstens aus der Fragestellung der Studie und zweitens aus der Konzentration des Adels auf den Militärberuf bzw. auf die Übernahme kriegerischer Denk- und Verhaltensweisen, die selbst dann wirksam werden konnten, wenn einzelne Familienmitglieder einen anderen Beruf wählten. Gemeint sind jene vorwiegend (alt-) preußischen Familien, die über Generationen hinweg ihre Söhne ins Militär schickten, die Besitz und Leben für den Militärdienst geopfert hatten und sich selbst als „Familien mit heldischer Überlieferung“ bezeichneten.¹⁶⁴ Der aus Hannover stammende ehemalige Kriegsminister Karl v. Einem hielt den Auszug seiner Abschiedsrede

¹⁶³ Während der Clanbegriff in der Familiensoziologie ganz überwiegend auf „primitive Kulturen“ bezogen wird, hat die Organisationssoziologie – ausgehend vom Beispiel der japanischen Unternehmenskorporationen – das Clan-Konzept auch für moderne Formen des Wirtschaftens fruchtbar gemacht und somit die prinzipielle Vereinbarkeit von Clan-Struktur und moderner Gesellschaft nachzuweisen versucht. Bspw. William G. OUCHI, *Markets, Bureaucracies and Clans*, in: *Administrative Quarterly* 25 (1980), S. 130-141; C. DEUTSCHMANN, *Der „Clan“ als Unternehmensmodell der Zukunft?*, in *Leviathan* 17 (1989), S. 85-107.

¹⁶⁴ Die Trauer über „Entwurzelung“, über den Verlust von Landbesitz infolge des kontinuierlichen Militärdienstes gehört zum Standardrepertoire in den Autobiographien dieser Gruppe. Vgl. EINEM, *Erinnerungen*, S. 7; LETTOW-VORBECK, *Lebenserinnerungen*, in: BA-MA, N 103/44, fol. 4, 5, 11, 51; GRAF V. BRANDENSTEIN-ZEPPELIN, *Erlebtes*, in: BA-MA, N 491/1, fol. 1; EBERHARDT, *Kriegserinnerungen*, S. 13; SCHLABRENDORFF, *Begegnungen*, S. 12f.; MANSTEIN, *Soldatenleben*, S. 15. „Heldische Familien“ bei Walter v. HÜLSEN, *Vortragsmanuskript „Vom Werden und Sterben der alten Wehrmacht (1928)“*, in: BA-MA, N 280/67, fol. 6. MARTIN, *Bürgerliche Exzellenzen*, S. 29 zitiert den Generalmajor Wolfgang v. WERDER, der 1941 resümierte: „Erschüttert stellen wir nochmals fest, daß der ganze Werdersche Grund und Boden aus uralter Zeit ein Opfer falscher Soldatenleidenschaft geworden ist...“

vor dem Reichstag 1909 für erinnerungswürdig, in dem er aus der Kontinuität des Militärdienst Ansprüche auf Bevorrechtigung für den Adel ableitete: „Wer die Geschichte der preußischen Armee kennt, der kennt auch die Geschichte des preußischen Adels. Der preußische Adel hat Gut und Blut geopfert im Heeresdienste, und die Traditionen des Heeres knüpfen nicht allein an die Herrscher, an die Schlachten, sondern sie knüpfen auch an die Familien dieser Geschlechter an, die alles geopfert haben, die als Führer den preußischen Königen und dem preußischen Lande Großes geleistet haben.“¹⁶⁵

Auch wenn die Geschichte der preußischen Armee sicherlich nicht deckungsgleich mit der Geschichte des preußischen Adels war, so bleibt die enge Verwobenheit beider doch beeindruckend. Seit Friedrich der Große den preußischen Adel auch gegen dessen Widerstand systematisch in eine „staatlich disziplinierte Militäraristokratie“¹⁶⁶ umfunktioniert und damit die Monopolstellung des Adels im Offizierkorps erst begründet hatte, beschickten die Adelsfamilien mit und ohne Großgrundbesitz das Offizierkorps mit einer beständig wachsenden Zahl ihrer Söhne. Nahezu jede der großen und weitverzweigten Geschlechter in den preußischen Provinzen erbrachte gemessen an den volljährigen Männern eine Offiziersquote von fünfzig Prozent und darüber. Zählt man zu den langjährig dienenden Offizieren auch noch die temporär, manchmal nur ein Jahr, manchmal auch bis zu zehn Jahren, dienenden Offiziere und Reserveoffiziere hinzu, so kommt man für einige Geschlechter, für das Jahr 1900 galt dies bspw. die Familien v. Arnim, v. Below, v. Bonin, v.d. Goltz, v. Kleist, v. Lossau, v. Stülpnagel und v. Wedel, auf Offiziersquoten von bis zu achtzig Prozent.¹⁶⁷ Eben diese Geschlechter sind auch zu den Generals- und Pour-Le Mérite-Familien zu zählen, d.h. sie stellten Offiziere nicht nur in großer Zahl, sondern auch von hoher Qualität.¹⁶⁸ Das Adelsblatt als Sprachrohr des kleinen Adels folgernte, daß der preußische Adel in der Armee seine zweite Heimat

165 EINEM, *Erinnerungen*, S. 17 in Wiedergabe einer Reichstagsrede vom 17.3. 1909.

166 Theodor SCHIEDER, *Friedrich der Große. Ein Königtum der Widersprüche*, S. 60.

167 Die Stichprobe erfolgte auf der Grundlage des Genealogischen Handbuches. Mit ihr ist keine genaue Auszählung beabsichtigt, sondern eine Momentaufnahme, aus der man einen Trend schließen kann. Friedrich v. SCHULTE, *Adel im deutschen Offizier- und Beamtenstand*, in: *Deutsche Revue* 21 (1896), S. 185f. errechnete, daß 1895 76 altadlige Geschlechter 1.006 und insgesamt 317 preußische Adelsgeschlechter 2.670 Offiziere – also ca. die Hälfte der adligen Offiziere in Preußen überhaupt – gestellt hätten.

168 Vgl. OSTERTAG, *Bildung*, S. 55 und Hanns MÖLLER (Hg.), *Geschichte der Ritter des Ordens „pour le mérite“*, 2 Bde. Illustrative Einzelbeispiele: EBERHARDT, *Kriegserinnerungen*, S. 13 und STÜLPNAGEL, *70 Jahre*, in: *BA-MA*, N 5/27, 1-5, fol. 9 und 252.

gesucht und gefunden habe, seine Söhne hat Offizier werden lassen, weil „kriegerischer Geist ihm in Fleisch und Blut“ mitgegeben worden war.¹⁶⁹ Was realiter Resultat von staatlich-monarchischer Disziplinierung, von langfristigen Berufsverengungsprozessen und von der Notwendigkeit zur Schaffung von Versorgungsstellen für nachgeborene Familienmitglieder gewesen war, wurde von den adligen Militär-Clans zu einer spezifischen Qualität umgedeutet. Wirklich nachweisbar ist das erhöhte militärische Engagement des preußischen Adels erst seit dem Siebenjährigen Krieg, doch in den Stilisierungen der Adelsportraits im 19. Jahrhundert wie der Adels-Autobiographien im 20. Jahrhundert wurde dieser Vorgang in ein vom Ethos des aristokratischen Kriegers dominiertes Wertesystem eingebettet und zur eigentlichen Essenz des preußischen Adels erklärt. Adlige Vorstellungen von Ehrgefühl, Furchtlosigkeit, Gehorsam, Härte und Opferbereitschaft erhielten durch die kriegerisch gedeutete Geschichte der Familien, die bis in die Ursprungsmythen hinein von militärischen Heldentaten durchsetzt war, eine zusätzliche Legitimität. Hierin ähneln die preußischen Militär-Clans durchaus den von John Keegan meisterhaft beschrieben *martial tribes* primitiver Völker, deren kriegerische Mythen ebenfalls Einfluß auf reales Handeln und Verhalten nahmen.¹⁷⁰

Während die reale Bedeutung der Familie und der Kult um sie als ein generelles Charakteristikum von Adel bewertet werden kann, war die kriegerische Deutung der Familie und ihrer Geschichte eindeutig ein ostelbisches Phänomen, daß in Ausmaß und Intensität europaweit seinesgleichen sucht. Gleichwohl strahlte diese preußisch-kleinadlige Vorstellung auch über die territorialen Grenzen aus, lockte Adlige aus anderen Regionen in den preußischen Dienst und fand auch in den Familien anderer Adelslandschaften Nachahmung. Der aus einer bürgerlichen Gelehrtenfamilie stammende spätere Generalstabsoffizier und Schlieffen-Apologet Friedrich v. Boetticher erkannte zum Beispiel vergleichbare Qualitäten und Charaktereigenschaften, in denen die „Arbeit von Generationen“ steckte, während seiner Dienstzeit im Leib-Grenadier-Regiment in Karlsruhe auch in den Familien des badischen Adels: „Dieses Regiment galt als eines der vornehmsten Regimenter des deutschen Heeres. Ältester Adel war in seinem Offizierkorps, das

169 ANONYM, Weshalb der Adel für die Militärvorlage sein muß!, in: DAB 10 (1892), S. 979

170 John Keegan, Die Kultur des Krieges. Allerdings wünscht man sich bei Keegan eine gelegentlich etwas schärfere Trennung von Fakten und Fiktionen, um deren Wechselwirkungen genauer bestimmen zu können.

Beste, was Baden, was der Schwarzwald an Menschen besaß, in seinen Reihen vertreten. [...] Aber in all diesen aus alten Geschlechtern stammenden Männern lebte ein seit Generationen ererbtes Pflichtbewußtsein, eine fast selbstverständliche Hingabe an die Anforderungen des Dienstes, ein Ehrbegriff von besonderer Art, der, nicht in Äußerlichkeiten erkennbar, das Handeln und Denken beeinflusste.“¹⁷¹ Selbst bürgerliche Generale wie bspw. Bertold v. Deimling (nobilitiert 1905) und Wilhelm Heye stellten den familiengeschichtlichen Teil ihrer Erinnerungen in Zusammenhang mit dem eigenen militärischen Dienst, um so die Linearität und Folgerichtigkeit ihre Berufswahl unter Beweis zu stellen und sicherlich auch um den Anforderungen einer historisch gewachsenen Kriegermentalität Genüge zu leisten.¹⁷² Bei allen verbleibenden gewichtigen Unterschieden zwischen der kriegerisch aufgeladenen preußischen Deutung der Adelsfamilie und der in anderen Adelslandschaften oder Bürgerfamilien mit militärischem Engagement, ist doch die steigende Anziehungskraft des preußischen Modells unverkennbar.¹⁷³ Dies kann nicht allein mit der zwangsweise erfolgten Überstülperung des preußischen Militärmodells auf die anderen Armeekontingente nach 1870/71 erklärt werden, sondern einerseits mit der grundsätzlichen Vereinbarkeit ziviler erscheinenden mit militärischen Adelsmodellen und andererseits mit der ungeheueren Aufwertung und Attraktivität des preußischen Offiziersmodells auch in

171 FREYTAG-LORINGHOVEN, Menschen, S. 35 („Generationen“). Friedrich v. BOETTICHER, So war es. Vom Werden eines Mannes und von Jahren der Freundschaft mit Männern besonderer Art [...], in: BA-MA N 323/147, fol. 36f. Ebda, fol. 15 heißt es auch über die Motivation, die den Vater angeleitet haben mag, eine Familiengeschichte zu schreiben: „[Wo]hl wissend, daß im Bewußtsein des geschichtlichen Werdens, im Stolz auf die Vorfahren und der Verpflichtung, ihrer würdig zu sein, eine starke Gewähr für die Zukunft und das Zusammenhalten der Angehörigen eines Stammes liegt.“ Für das Sich-Messen nichtpreußischer Adliger mit dem preußischem Offizier-Image vgl. auch: SCHUBERT, Erinnerungen, S. 77; SPITZEMBERG, Tagebuch, S. 160 (Eintrag vom 30.10. 1876) oder den Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Ludwig FRHR. v. GEBSATTEL vom 23.11. 1905, in: BHStA, KA Mkr. 42, Nr. 2492.

172 Wilhelm HEYE, Lebenslauf, in: BA-MA, N 18/1, fol. 1-4; DEIMLING, Zeit, S. 9f. Dort wird ein Bürgermeister von Pforzheim, der 1622 an der Spitze von Bürgertruppen im Gefecht fiel zum Ahnherr stilisiert: „Von diesem Bürgermeister Deimling stamme ich in gerader Linie ab und bin sieben Menschenalter nach seinem Heldentod am 21. März 1853 in Karlsruhe geboren. Bei meiner Taufe erhielt ich seinen Vornamen Berthold.“

173 Karl Otmar v. Aretin, Der bayerische Adel. Von der Monarchie zum Dritten Reich, in: Bayern in der NS-Zeit, Bd. 3: Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt, Teil B, hg. v. Martin Broszat/Elke Fröhlich, Anton Grossmann, S. 514 stellt zurecht fest, daß „[d]er Dienst in Beamtschaft und Armee nicht das selbstverständliche Ziel des bayerischen Adels gewesen ist, doch ist selbst in den militärfernen Familien des katholischen Altbayern nach 1918 eine unübersehbare Tendenz vorhanden, dem preußischen Kleinadel die Deutungshoheit über die kriegerische Tradition nicht widerstandslos zu überlassen. Gemessen an den militärischen Leistungen des bayerischen Adels im Ersten Weltkrieg im übrigen auch völlig zurecht.

nichtpreußischen Adelsfamilien. Dieses Offiziersmodell fand seinen bildhaftesten und wirkungsvollsten Ausdruck in der Idee des „modernen Rittertums“, das im folgenden Abschnitt in seinen wesentlichen Elementen vorgestellt werden soll.

4.2.) Das „moderne Rittertum“. Der Adelskrieger als Gesamtkunstwerk

An der Ausbildung des Images des aristokratischen Offiziers preußischer Prägung haben viele mitgearbeitet. Dieses Projekt war weder ein exklusiv adliges, noch blieb es auf die Angehörigen des Offizierkorps beschränkt. Es war nach der militärischen Nationalstaatsbildung von 1871 Teil einer gesamtgesellschaftlichen Suche nach tragfähigen, Erfolg repräsentierenden Leitbildern, die von adligen wie bürgerlichen Gruppen, sei es in positiver oder negativer Deutung, gleichermaßen getragen wurde. Ebenso handelte es sich dabei nicht ausschließlich um eine Angelegenheit nur der Männer im militärischen Dienst, auch Nicht-Militärs und Frauen waren daran beteiligt. So vielfältig die zuarbeitenden Gruppen und Individuen, so vielfältig waren auch die Medien der Vermittlung: Feste und Feiern, Paraden und Kriegsspiele, Zeitungen und Zeitschriften, epische und dramatische Literatur (zumeist dritter Klasse), Historienmalerei und Karikaturen, Alltagskitsch und Erinnerungswerke aller Art. Dennoch war der Adel in diesen pompös-theatralischen Inszenierungen des „Gesamtkunstwerkes Offizier“¹⁷⁴ treibende Kraft und erster Nutznießer. Denn die Kernelemente von „Offiziertum“ als Daseinsform, als Lebensstil eigener Prägung entstammten in erster Linie adligen Traditionsarsenalen und konnten am ehesten in der Welt der Adels-Regimenter gelebt werden.

Um die Popularität dieser ganzheitlich gedachten Kunstfigur angemessen zu verstehen, muß man auch das Wagnis eingehen, die Vorstellungen vom ritterlichen Mann in der Moderne in ihrer sinnlichen Dimension, die nicht auf das Kriegerische allein beschränkt blieb, zu beschreiben. Das „ächte Rittertum“¹⁷⁵ so eine der historische Tiefe suggerierenden Formeln, bestach zunächst, für jedermann offensichtlich, durch eine imposante, aristokratische äußere Erscheinung: Großgewachsen und schmal tailliert, in formvollendeter, sicherer Haltung, mit einem durch die Cäsarennase verstärkten

¹⁷⁴ Angelika TRAMITZ, Nach dem Zapfenstreich. Anmerkungen zur Sexualität des Offiziers, in: Ursula Breymeyer/Bernd Ulrich/Karin Wieland (Hg.), Willensmenschen. Über deutsche Offiziere, S. 211.

¹⁷⁵ Colmar v.D. GOLTZ, Das Volk in Waffen, S. 46.

schneidig-kühlen, zuweilen blasiert anmutenden Gesichtsausdruck spiegelte die äußere uniformierte Erscheinung die innere Haltung, das unverwechselbare, aristokratische Wesen des Offiziers.¹⁷⁶ Anders ausgedrückt: Der Offizier war ein schöner Mann. Die Adels-Autobiographien sind voll von Beschreibungen äußerer Merkmale eines ritterlichen Offiziers, die alle dem Zweck dienen, dessen ausgesuchte Eleganz oder Schönheit – im Kontrast zur Häßlichkeit des Arbeiters oder zur langweiligen Durchschnittlichkeit des Bürgers – nachzuweisen. „Unansehnliche Erscheinungen vor der Front“ mußten ins zweite Glied zurücktreten, manche Offiziere waren vor dem Ersten Weltkrieg in der Berliner Gesellschaft zuallererst ihres guten Aussehens wegen bekannt, einzelne Regimenter der Garde galten als Inbegriff der Schönheit und in einigen Fällen hat die Entsprechung mit dem Schönheitsideal auch die militärische Karriere befördert.¹⁷⁷ Jedes einzelne Uniformstück verstärkte noch die oben genannten äußeren Merkmale: Grenadiermütze, Federbusch, Stehkragen, Bauchbinde, eng anliegende Hosen, Schaftstiefel, Sporen und Schleppsäbel bildeten unterstützt durch die farbliche Komposition ein System von Zeichen und Symbolen, das ganz der Adelswelt verpflichtet war.¹⁷⁸ Die Buntheit der Uniformen verwies auf die Vielfältigkeit der Traditionen, auf Eigenheiten und Besonderheiten der Landschaften und der Regimenter und bot gerade dem Adel Möglichkeit zur Distinktion gegenüber dem Heer der einfarbig Uniformierten einfachen Soldaten

¹⁷⁶ Den besten Zugang zu diesen Images erhält man über die Betrachtung der entsprechenden Bilder. Es ist bemerkenswert, in welchem Umfang die öffentlich verhandelten Stereotype Eingang in die privaten Photoalben gefunden haben. Die von professionellen Photographen, denen die Offiziers-Posen natürlich bekannt waren, gemachten Photographien von Offizieren in ihren realen oder phantastischen Uniformen, lassen bewußt individuelle Züge hinter der Offiziersfassade zurückstehen. Eine Fundgrube ersten Ranges sind die unzähligen privaten Photobände aus dem Gutsarchiv der Familie V. BISMARCK-BOHLEN, in: LA Greifswald und die in den Einzelnachlässen im BA-MA häufig vorhandenen Leutnantsphotos. Der Abgleich mit den z.T. mit ätzender Schärfe gezeichneten Karikaturen bspw. aus dem *Simplicissimus* bringt erstaunliche Gemeinsamkeiten zutage. Vgl. die Abbildungen in Franz CONRING, *Das deutsche Militär in der Karikatur*, Stuttgart 1907.

¹⁷⁷ Rudolf Krafft, *Glänzendes Elend. Eine offene Kritik der Verhältnisse unseres Offizierkorps*, S. 54; Otto v. BELOW, *Erinnerungen*, Bd. 5: *Bataillonszeit*, in: BA-MA, N 87/41, fol. 347. Vgl. BÜLOW, *Denkwürdigkeiten*, Bd. 4, S. 221f.; ECKARTSTEIN, *Erinnerungen*, S. 127; EULENBURG-HERTEFELD, *Denkwürdigkeiten*, S. 49, 60; FREYTAG-LORINGHOVEN, *Menschen*, S. 34; STACKELBERG, *Verwehte Blätter*, S. 142.

¹⁷⁸ So Clemens FRHR. v. HAUSEN, *Symbolik der Ritterwaffen*, in: DAB 4 (1886), S.5, der jedem einzelnen Uniformstück eine Rittertugend zuordnete und insgesamt im „Adel ein[en] Wassertropfen gegen Versandung und Vergessenheit“ in der bürgerlichen Gesellschaft sah.

und der grau-schwarzen Masse bürgerlicher Frackträger.¹⁷⁹ Man kann die Bedeutung von Uniformen für adlige Männer wie Frauen, Militärs wie Nicht-Militärs gar nicht hoch genug veranschlagen. Sicherlich erreichte der Kult um die Uniform mit der Aufwertung von allem Militärischen nach 1870/71 und v.a. unter Wilhelm II. bis dahin unbekannte Ausmaße, doch war die adlige Wertschätzung der bunten Uniform als Distinktionsmittel wesentlich älter und tiefer im kollektiven Bewußtsein verankert.¹⁸⁰ Was den heftigen Widerstand, der vom obersten Kriegsherrn bis zum Gardeleutnant reichte, gegen die Einführung der feldgrauen Uniform erklärt.¹⁸¹ Neben der Farbenpracht hob auch die eigene Klangwelt den ritterlichen Offizier aus dem Einerlei des Alltäglichen und Gewöhnlichen heraus. Der am Boden entlang schleifende Schleppsäbel, die rasselnden Sporen oder die metallenen Uniformstücke v.a. der Kavallerie erzeugten Töne und Klänge, die in der zivilen bürgerlichen Gesellschaft eine Aura des Fremden, des Besonderen zu schaffen halfen.¹⁸² Dies bedeutet freilich nicht, daß solche wirkungsvollen materiellen und immateriellen Zeichen nur von adligen Offizieren ausgingen – jedes Offizierskasino und jede Militärparade waren voll davon. Doch entstammten diese Zeichen in ihrer Gesamtheit vornehmlich aus adligen Arsenalen und verwiesen wiederum auf eine imaginierte Adelswelt. Adligen Offizieren und Nicht-Offizieren galten die alten Uniformen als etwas Selbstverständliches, blickten doch von den Familienporträts in jeder

179 Vgl. Sabina BRÄNDLI, Von „schneidigen Offizieren“ und „Militärcrinolinen“. Aspekte symbolischer Männlichkeit am Beispiel preußischer und schweizerischer Uniformen des 19. Jahrhunderts, in: Frevert, Militär und Gesellschaft, S. 201-228.

180 Zur generellen Wirkung der bunten Uniformen BRANDENSTEIN-ZEPPELIN, Erlebtes, fol. 36; EINEM, Erinnerungen S. 132f.; MÜNCHHAUSEN, Dotterblumen, S. 92f.; RENN, Adel, S. 31f.; SCHOENAICH, Damaskus, S. 16; STÜLPNAGEL, 75 Jahre, fol. 27; Nach HENNTIG, Leben, S. 207, der während des Ersten Weltkriegs in osmanischen Diensten stand, wollte Börries v. MÜNCHHAUSEN seine rechte Hand für die dortige Uniform- und Ordensprache hergeben.

181 Zur Einführung von Feldgrau und den (kaiserlichen) Widerständen vgl. EINEM, Erinnerungen, S. 89f. und den Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Hermann FRHR. v. SALZA UND LICHTENAU, vom 8.2. 1905, in: SHStA Dresden, KA, Nr. 4518. Während die professionellen Militärs v.a. im Generalstab die feinen Unterschiede der „Lappen gestickten Tuches“ sowieso als unerheblich gegenüber der notwendigen Modernisierung des Heeres ansahen, spendete den Anhängern der alten Uniform retrospektiv die Tatsache Trost, daß in den Anfangsmonaten des Weltkriegs die bunten Uniformen den französischen Soldaten zum Verhängnis wurden. Vgl. den Brief von Hellmuth v. MOLTKE an seine Frau vom 25.8. 1905, in: Moltke, Denkwürdigkeiten, S. 337f. sowie HUTTEN CZAPSKI, 60 Jahre, S. 160f.

182 Allerdings mußte man diese Uniformteile auch zu handhaben wissen. Während adligen Offizieren der korrekte Umgang damit etwas Selbstverständliches war, mokierten sie sich über jene Freizeitsoldaten – biedere Reserveoffiziere, Zivillehrer in den Kadettenanstalten etc. –, die sich damit eher schwer taten. Vgl. TSCHIRSCHKY, Erinnerungen, S. 25

privaten Gemäldegalerie sowie von den Schlachtenbildern in den Offizierskasinos vertraute Angehörige auf sie herab, die nur wenig anders gekleidet und bewehrt waren und somit den Eindruck von Zeitlosigkeit und ewiger Gültigkeit adliger Form vermittelten.

Aus den Zwängen des Uniformtragens ergaben sich charakteristische Körperhaltungen und Körperbewegungen, die ebenfalls weniger der bürgerlichen Lebenswelt entstammten und dort bestenfalls fehlplaziert wirkten, sondern vielmehr angestammten adligen Körperidealen entsprachen. Wer Schaftstiefel und Schleppsäbel trug, der mußte schon aus Sicherheitsgründen aufrecht gehen, konnte aus Gründen der Kleiderordnung nicht anders als Haltung bewahren, womit bereits zwei wichtige, in den Adels-Autobiographien ständig repetierte Elemente adliger Körperbeherrschung benannt sind.¹⁸³ Vorbildliche Haltung meinte zunächst ganz im Sinne des Wortes: Gerade stehen. Selbst in schwierigen Lagen sollte der Adlige seinen Körper kontrollieren, ja beherrschen können, was am eindrucksvollsten für Schlachtsituationen beschrieben wird, in denen sich adlige Offiziere bewußt Todesgefahren aussetzen, nur um die Haltung nicht zu verlieren. Auch in weniger spektakulären Alltagssituationen gab es genug Möglichkeiten, Körperperfektion und Körperbeherrschung zu demonstrieren. So galt das Tragen von Brillen im Offizierkorps in Abgrenzung zu bebrillten Bildungsmenschen als unfein.¹⁸⁴ Vor 1914 trug nur der spätere Generalfeldmarschall Colmar v.d. Goltz öffentlich eine Brille, dies nicht zuletzt um seiner Selbststilisierung als hochbefähigten Nonkonformisten Nachdruck zu verleihen. Das Tragen eines Monokels hingegen setzte die Fähigkeit zum zielgenauen Einsatz der Wangenmuskulatur voraus – eine körperliche Anstrengung, die nur

183 „Haltung bewahren“ als körperliche Eigenschaft wird beschrieben in: ARNIM, Brandenburg, S. 45f.; BÜLOW, Zeiten, S. 12; LERCHENFELD, Denkwürdigkeiten, S. 2; MANSTEIN, Soldatenleben, S. 22; OPPEN, Leseskizzen, S. 163; ROHAN, Europa, S. 14f.; UNRUH, Erinnerungen, S. 21f.; WINTERFELD, Jahreszeiten, S. 84; beim Ulrich v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, Erinnerungen, S. 109 mit scharfer Abgrenzung gegen die „ungesunde Gesichtsfarbe“ und den „krummen Gang“ von Schülern in Großstädten. Vgl. die gegen adlige Körper-Kultur konzipierte bürgerliche Sprach-Kultur in der Darstellung von Angelika LINKE, Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts.

184 So jedenfalls der Akademiker WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, Erinnerungen, ebda. Zur Ablehnung des Brilletragens im Adel vgl. DISSOW, Übergang, S. 16f.; UNRUH, Erinnerungen, S. 21-23. Hilmar RITTER v. MITTELBERGER, während des Ersten Weltkrieges und in der Reichswehr ein bedeutender General, wurde aufgrund seiner Brille von bayerischen Kadettenanstalt abgelehnt. Er legte stattdessen das Abiturientenexamen ab. MITTELBERGER, Wanderer zwischen den Welten, in: BA-MA, N 40/10, fol. 6. Die bei Dissow kolportierte Ablehnung v.d. Goltz' durch Wilhelm II., weil dieser eine Brille trug ist jedoch haltlos. Zwischen beiden verlief ein sehr viel tieferer (und bedeutenderer) Graben als ihn zwei Bügel ziehen können.

nach langjähriger Übung ohne totale Verzerrung der Gesichtszüge zu absolvieren war. Solche rein körperlichen Vorzüge brachte der Adel schon aufgrund seiner Herkunft ins Offizierkorps und mußte sie dort nicht erst mühsam erlernen. Gleiches galt für Geschmack, Umgangsformen, Bewegungen und Verhaltensweisen, deren Regeln und Ausrichtungen vor 1914 fast durchweg von adligen Vorstellungen bestimmt war.¹⁸⁵ In einer Beschreibung der eigenwilligen Personalpolitik des sehr auf äußere Formen achtenden Chef des Generalstabs Alfred v. Schlieffen faßte ein Generalstabsoffizier die Vorteile der generationenlangen Arbeit am Äußeren in adligen Familien in diesem Sinne zusammen: „Das ist freilich gewiß, daß in den traditionellen Lebensformen alter Geschlechter die Arbeit von Generationen steckt. Haltung und Gebärde sind nicht etwas, das sich jeder ohne weiteres anzueignen imstande ist.“¹⁸⁶

Fest verankert in der adligen Vorstellungswelt war die Wechselseitigkeit von physischen und psychischen Qualitätsmerkmalen – in der äußeren Gestalt drückt sich die innere Haltung aus und umgekehrt, erst im gelungenen Zusammenspiel zeigt sich die natürliche Überlegenheit.¹⁸⁷ So war die äußere Erscheinung des Offiziers niemals nur Selbstzweck, sondern korrespondierte mit einem festen Set von Tugenden und Werthaltungen: Fürstentreue und Vaterlandsliebe, Führungsgabe und Willenskraft, Disziplin und Pflichtbewußtsein, Todesverachtung und Heldenmut, (innere) Haltung und Ehrenhaftigkeit. Die Figur des Ritters schien am besten geeignet, die höchst spannungsvolle Einheit dieses Katalogs zu bewahren, die höfischen und kriegerischen Elemente zu gleichen Teilen in sich zu vereinen. Je nach Kontext trat der „moderne Ritter“ als Kriegergestalt

185 Wie ernst solche Fragen genommen wurden, zeigt auch die geradezu hysterische Reaktion Wilhelms II. auf die Verbreitung des Tango-Tanzens unter Offizieren. Sein generelles Tango-Verbot wurde in den Offizierskasinos breit diskutiert und verleitete den sächsischen Kriegsminister, auf dem Dienstweg um Klärung der bedeutungsvollen Frage zu bitten, ob auch der One-Step und Two-Step in das Verbot eingeschlossen seien. Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Generalleutnant Traugott FRHR. LEUCKART VON WEIBDORF, vom 20.11. 1913, in: SHStA, KA, Nr. 1443. Zu den Reaktionen im Offizierkorps auf das Verbot moderner Tänze mit mehr Bewegungsfreiheit vgl. RENN, Untergang, S. 281; ZOBELTITZ, Ich hab' so gern gelebt, S. 208. Dagegen lese man die Beschreibungen der historistischen Quadrillen und Cotillons v.a. im Gardekorps bei BÜLOW, Zeiten, S. 160; RENN, Untergang, S. 110f.

186 FREYTAG-LORINGHOVEN, Menschen, S. 35.

187 Für die Einheit der äußeren Erscheinung und des inneren Zustandes im 18. Jh. vgl. REIF, Westfälischer Adel, S. 142f. So erklärt sich auch der erleichterte Stoßseufzer „Lieber Gott, besser tot als ein Hundsfott!“, den der Vater des Vorzeige-Junkers v. Oldenburg-Januschau nach dem Tod seines (behinderten) ältesten Sohnes von sich gegeben haben soll. OLDENBURG-JANUSCHAU, Erinnerungen, S. 30. Vgl. auch die Beschimpfung körperlich behinderter Lehrer als „Humpelfritze“ bei DUNGERN, St. Georg, S. 39.

oder als Kavalier auf. Noch im Kaiserreich schienen sich beide Facetten in derselben Person vereinen zu lassen, zumal sich an den adlig-männlichen Ehrbegriff Selbstentwürfe und Praktiken der Lebensführung knüpften, die in beiden Sphären gleichermaßen anwendbar waren. Nach 1871 nahmen die höfischen Elemente dieser Figur stetig zu und prägten einen Stil, der über die Öffnung des Hofes unter Wilhelm II., über adlig-bürgerliche Kultur- und Kunstzirkel und über das Institut des Reserveoffizierkorps auch seinen Weg ins hohe Bürgertum fand.

In seinen Erinnerungen an den deutsch-französischen Krieg, den er als Kommandeur der Gardeartillerie erlebte, berichtet der hochadlige Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen über den Infanteriehauptmann Hermann v. Chappius vom Regiment der Kaiser Franz Garde-Grenadiere, daß dieser unter heftigem Artilleriebeschuß „[...] hoch aufgerichtet mit zierlichen Schritten ging, als ob er bei Hofe vortanze, auf und ab, man konnte seine Figur ganz genau erkennen, und [...] seine Leute [ermahnte], recht ruhig liegen zu bleiben, ruhig zu zielen und zu schießen.“¹⁸⁸ Tatsächlich machte v. Chappius Doppelkarriere als Vortänzer am Potsdamer Hofe wie als Offizier in Berlin. Der preußische König als sein oberster Kriegsherr soll ihn im Januar 1864 von der Cour in den Krieg entlassen haben mit den Worten: „Mein lieber Chappius, Sie waren hier stets der Erste auf dem Parkett, Sie werden auch der Erste in der Schanze sein.“¹⁸⁹ Solche anekdotischen Friedenserzählungen vom Krieg führen uns direkt ins Zentrum des aristokratisch-kriegerischen Codes: Kriegsdienst wurde als Königsdienst und somit als Hofdienst verstanden, militärisch-professionelle und höfische Verhaltensweisen behinderten nicht einander, sondern wurden als identisch verstanden. Das Erlernen und Beherrschen des distinkten Codes, aufgrund von Herkunft oder militärischer Erziehung, galt als unabdingbare Voraussetzung für den Offiziersberuf, beinhaltete er doch all das, was aristokratisches Offiziertum auszumachen schien: Das derart stilisierte Bild vom aufrechten Tänzeln inmitten der feindlichen Geschosse und vor den liegenden Soldaten führte eindrucksvoll sichere Haltung und Ehrenhaftigkeit, Unerschrockenheit und Willenskraft, Führungsstärke und Superiorität vor Augen. Dieses Ensemble von Werten machte den Offizier gleichermaßen kriegsfähig und hoffähig und erlaubte ihm,

¹⁸⁸ Hohenlohe-Ingelfingen, *Leben*, S. 316.

¹⁸⁹ Hermann v. CHAPPIUS, „Bei Hofe“ und „im Felde“, S. 16.

einen besonderen Platz in der Gesellschaft der Frauen wie der Männer für sich zu reklamieren.

Nach diesem Modell richteten sich sämtliche Berufs- und Standespflichten für Offiziere, als deren Urformel die ausführliche Einleitungsordre zur Ehrengerichts-Verordnung vom 2. Mai 1874, die *magna charta* der Offiziersgrundsätze, zu lesen ist.¹⁹⁰ Grundlage und Orientierungspunkt dieser Ordre war der besondere *point d'honneur* des Offiziers, der aus den „bewährten Überlieferungen ritterlichen Sinnes im Offizierstande“ abgeleitet wurde. Hier wurden allgemeine Richtlinien für das aristokratische Offiziertum formuliert, deren Auslegung die zahllosen professionellen Deuter innerhalb und außerhalb des Korps übernahmen. Unter dem Titel „Der Offizier. Das moderne Rittertum“ versuchte das Militär-Wochenblatt 1889 ganz im Sinne der Ordre von 1874 nicht nur eine Definition der vornehmen Ritterlichkeit, sondern lieferte auch ausführliche Verhaltensrichtlinien für den geselligen Umgang der Offiziere: „Nichts steht dem jungen Offizier schöner an, als ein gewandtes, sittlich höfliches Benehmen beim Umgange mit dem schönen Geschlechte, dem er in ritterlicher Verehrung seine Huldigungen darbringt. Die Frauen seien ihm unantastbare Geschöpfe; von den Antastbaren halte er sich scheu zurück; [...] Die hülflose Dame, die seinem Schutze als Ehrenmann sich anvertraut, sei sicher wie hinter Klostermauern. Gleichmäßig höflich, zart und aufmerksam sei er gegen die einfache Bürgersfrau wie gegen die Blüthe der Aristokratie, gegen die alte Matrone wie gegen die junge sich aufschließende Knospe der Mädchenwelt. In mehr als 20 Schlachten und Gefechten habe ich die Erfahrung gemacht, daß die flotten Tänzer des Ballsaals auch meist die besten und trefflichsten Vortänzer im blutigen Kriegstänze waren.“¹⁹¹ Kriegerische Tüchtigkeit resultierte demnach aus der Kombination von militärischer Leistung und vornehmer Geselligkeit, auch gegenüber dem weiblichen Geschlecht, das eine war ohne das andere nicht zu denken. In einer derart aufgebauten aristokratischen Offizierswelt war der Ehrenmann Beschützer und Verehrer der Frau zugleich, der Dienst in Frieden und Krieg nicht zuletzt ein moderner Minnedienst an der unerreichbaren Dame. Als innermilitärisches Gegenstück dazu bezeichnete der

¹⁹⁰ Einleitungsordre zu der Ehrengerichts-Verordnung vom 2. Mai 1874, abgedruckt in: DEMETER, Offizierkorps, S. 269-272. Daran knüpfte auch Wilhelm II. in seiner Kabinettsordre aus Anlaß der Übernahme des Oberbefehls über die Armee vom 5. Juli 1888 und in seinem Erlaß über die Ergänzung des Offizierkorps vom 29. März 1890 an. Beide abgedruckt in: Offiziere im Bild von Dokumenten, S. 195-198.

¹⁹¹ ANONYM, Der Offizier. Das moderne Rittertum, in: Militär-Wochenblatt 74 (1889), Sp. 1311-1326 und Sp. 1451-1456. Dort auch die folgenden Zitate.

Entwurf die Kameradschaft unter Offizieren. Wiederum war es die spezifisch aristokratische Offiziersehre, die den Umgang „zwischen dem Sohn eines Grafen oder Fürsten und eines Subalternbeamten oder Kaufmanns [...] zwischen einem Lieutenant von 18 und von 33 Jahren“ regeln und kontrollieren sollte. „Von gleichen Pflichten und gleichen Gesinnungen, auf dem Boden gleicher Ehre und gleicher Erziehung sind gesellschaftlich Alle gleich.“ Auch nach dem wilhelminisch-aristokratischen Offiziersentwurf hatte die Kameradschaft die Funktion des Motors männlicher Vergemeinschaftung,¹⁹² jedoch nur der sozial akzeptierten Männer. In strenger Abgrenzung zum Nicht-Offizier wurde das Binnenverhältnis der Offiziere als Wechselspiel von Nähe und Distanz reguliert und ermöglichte Verhaltensweisen, die außerhalb der aristokratisch-militärischen Sphäre nicht denkbar gewesen wären. Überhaupt hatte der Ritterlichkeitsentwurf v.a. eine abgrenzende, ausschließende Funktion. Während die königlichen Kabinettsordres in dieser Beziehung im Ton noch verhältnismäßig staatsmännisch gehalten waren und ihre Auslegung anderen überließ, wurden die Praktiker des Offiziersberufs schon deutlicher. Der katholische General v. Loë, Generaladjutant der drei deutschen Kaiser, formulierte in einem Gutachten über die Praxis der Ehrengerichte: „Die bevorzugte gesellschaftliche Stellung des Offizierstandes stützt sich nicht auf Reichtum, sondern auf seine Gesinnung und seine Leistungen. Das Selbstbewußtsein eines Offiziers muß sich sträuben gegen das Gefühl, an einem Wohlleben teil zu nehmen, dessen Repräsentanten vielfach in Bezug auf Bildung und Lebensanschauung dem Offizier nicht ebenbürtig sind. Die Stärke des Offizierkorps besteht in seiner homogenen Zusammensetzung und in seiner Exklusivität. Weder Titel noch Reichtum verleihen die Anwartschaft, Offizier zu werden, sondern angeborenes und anerzogenes Pflichtgefühl, Bildung und Adel der Gesinnung. gegen Nivellierungssucht und gegen Invasion fremdartiger Elemente.“¹⁹³ Ebenso mobilisierte das Militär-Wochenblatt, immerhin offiziöses Publikationsorgan der Militärführung, das Ritterideal „gegen die Sentiments der Krämerläden und der Fabriken.“¹⁹⁴

192 Thomas KÜHNE, Kameradschaft – „das Beste im Leben des Mannes“. Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: GG. 22 (1996), S. 504-529.

193 Ansichten des Generals Walter v. LOË über Ehrengerichte, 28.11. 1885, in: WHStA, KA, M 1/3, Bü 642, fol. 4.

194 ANONYM, Der Offizier. Das moderne Ritterthum, Sp. 1324 und EBDA., Der Offizier und das dynastische Prinzip Sp. 1452.

Diese wichtige Funktion des an und für sich nicht luxusfeindlichen Ritterideals, die Reinheit des Krieges gegen die viel beschworenen materialistischen Einflüsse von außen zu bewahren, paßte vorzüglich in den Kargheitskult v.a. der preußischen Militär-Clans.¹⁹⁵ Selbst jene Offiziere, die sich als professionellen Kern der preußischen Armee verstanden hielten auch dann an der neofeudalen Repräsentation fest, wenn sie mit dem beruflichen Alltag nur noch unter Schwierigkeiten in Einklang zu bringen waren oder diesen gar behinderten. Der junge Regimentsadjutant Friedrich v. d. Schulenburg mokierte sich 1893 zwar über den „geisttötenden Tanzschwindel“¹⁹⁶ am Hof, nutzte aber diesen zentralen Ort der Geselligkeit für Außendarstellung, Vergewisserung seiner Zugehörigkeit zur Adelsgesellschaft und für das militärisches Fortkommen. Seine weiteren Karrierestationen nach der Berufung in den Generalstab 1899 – Militärattaché in London (1904), Kommandeur der Garde du Corps (1913), Generalstabschef der Heeresgruppe Kronprinz (1916) – deuten darauf hin, daß er höfische und militärfachliche Arbeit mühelos zu integrieren, zwischen den entsprechenden Rollen virtuos zu changieren wußte bzw. sie in dem skizzierten Ritterideal vereint fand.¹⁹⁷ Aber auch zivile Adelskarrieren zwischen Hof und Kaserne, wie die der „Liebenberger“ Georg v. Hülsen, zunächst Gardeoffizier und Militärattaché an der preußischen Gesandtschaft in München, dann Leiter des Hoftheaters in Wiesbaden, schließlich 1903 Intendant des Berliner Hoftheaters, und Cuno Graf Moltke, der als bekanntermaßen völlig unbegabter Offizier zunächst als Abteilungsleiter in den Generalstab versetzt, dann auf den Posten des Berliner Stadtkommandanten gehievt wurde und nebenbei musikalische Stücke komponierte, waren im Kaiserreich nichts ungewöhnliches.¹⁹⁸ Bei all ihren unterschiedlichen Ausprägungen

195 Zum „Kult der Kargheit“ in preußischen Adelsfamilien vgl. MALINOWSKI, Vom König zum Führer, S. 90-103 und speziell zu den militärischen Entsprechungen FUNCK, Meaning of Dying, S. 35-40.

196 Brief von Friedrich GRAF V.D. SCHULENBURG an DIETLOFF GRAF V. ARNIM-BOITZENBURG vom 12.1. 1893 (Privatbesitz).

197 Ein noch eindrücklicheres Beispiel liefert der Generalfeldmarschall Colmar FRHR. V.D. GOLTZ, der sich in der Rolle des eigenwilligen Militärexperthen gefiel. Der unermüdliche Kündler des Volkskrieges, vorlaute Kritiker der „Potsdamer Modefaxen“ und Luxusverächter verstand sich auch auf das höfische Zeremoniell. Zur Eröffnung des Reichstages 1912 trug „der Kämpfer für den militärischen Fortschritt“ (Hermann Teske) den Reichszepter. Vgl. die Schilderung bei Mathilde GRÄFIN V. KELLER, Vierzig Jahre im Dienst der Kaiserin, S. 282f.

198 Isabel V. HULL, Kaiser Wilhelm II. und der „Liebenberg-Kreis“, in: Männerliebe im alten Deutschland. Sozialgeschichtliche Abhandlungen, hg. v. Rüdiger Lautmann/Andrea Taeger, S. 81-117. Über Moltke, der im Zusammenhang mit dem Eulenburg-Skandal fiel, witzelte schon die BARONIN SPITZEMBERG, Tagebuch, S. 436: „Sehr viel geredet wird über

hatten die „Liebenberger Tafelrunde“,¹⁹⁹ die Männergesellschaft auf Nordlandfahrt,²⁰⁰ die zahllosen adlig-bürgerlichen Kulturzirkel²⁰¹ drei Dinge gemeinsam, die sich auch in den oben beschriebenen Militärkreisen nachweisen lassen: Erstens folgten sie einem ästhetisierten ritterlichen Lebensstil, der dem verhaßten gleichförmigen Materialismus der Massengesellschaft die Freiheit des aristokratisch-männlichen Individuums entgegenstellte;²⁰² zweitens verbanden sie diesen reaktionären Ästhetizismus mit der unbeirrbaren politischen Überzeugung von der eigenen Höherwertigkeit und Auserwähltheit, so gezähmt und kultiviert sie auch daher kam; und schließlich drittens waren sie ausnahmslos von dem Glauben an die Reinheit des Krieges beseelt, nur daß sich dieser Krieg ganz in aristokratischen Formen abzuspielen hatte.

Wenn im Folgenden Formelemente des „aristokratischen Krieges“ beschrieben und analysiert werden, dann sei an dieser Stelle noch einmal der Hinweis erlaubt, daß Kriege in der Realität auch im 19. Jahrhundert anders abliefen. Durchaus vorstellbar ist, daß die Kriegsanekdoten tatsächlich einen realgeschichtlichen Hintergrund haben, den Charakter des modernen Krieges repräsentieren sie nicht. Im Grund wurde nach diesen Vorstellungen der Krieg wie ein vergrößertes Duell gedacht. In hoch formalisierten Abläufen treffen geschlossene Truppenkörper aufeinander, die in offener Feldschlacht

die Einberufung Kuno Moltkes zum Kaiser, seine Ernennung zum General und besonders über die zum Chef der 2. (historischen) Abteilung des großen Generalstabes [...] während der natürlich zu solchem Posten ganz unfähige ‚Tütü‘ das hohe Gehalt bezieht und seinem Herrn ‚klavicymbelt‘! Der Berliner oder besser der Armeewitz sagt, er sei berufen, um die neu zu schaffende musikalische Abteilung des großen Generalstabes zu gründen und später als deren Chef das europäische Konzert zu dirigieren!“

199 Beste Darstellung und Deutung: HULL, Wilhelm II., S. 81-117. Außerdem: DIES., *The Entourage of Kaiser Wilhelm II. 1888-1918* u. John C.G. RÖHL, *Graf Philipp zu Eulenburg – des Kaisers bester Freund*, in: ders. (Hg.), *Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik*, S. 35-77.

200 Birgit MARSCHALL, *Reisen und Regieren. Die Nordlandfahrten Kaiser Wilhelms II.*, Hamburg/Bremerhaven 1991.

201 Als Beispiele seien hier nur genannt der Zirkel um den Gardekavalleristen Bernhard v.d. Marwitz, den „märkischen Rilke“ (Walter Görlitz), und Götz v. Seckendorff, dessen „große Höflichkeit gepaart mit kühler Zurückhaltung“ auch Wilhelm II. schätzte, zu dem auch u.a. der Landesdirektor der Kurmark Joachim v. Winterfeldt, Rainer Maria Rilke, Paul Claudel zählten. Vgl. BLHA Potsdam, Rep. 37 (Gut Friedersdorf), Nr. 781: Briefwechsel zwischen Götz v. SECKENDORFF und Bernhard v.D. MARWITZ. Außerdem der berühmte Weimarer Kreis um den begeisterten Garde-Ulanen und Millionärssohn Harry GRAF KESSLER und Helene v. NOSTITZ, in dem die europäische Kulturelite der Vorkriegszeit (Hauptmann, Hofmannsthal, Maillol, Rilke, Sert, Strauss van de Velde usw.) verkehrte. Vgl. Nostitz, *Europa*.

202 Vgl. Georg SIMMEL, *Exkurs über den Adel*, in: ders., *Soziologie*, Leipzig 1908, S. 732-746.

und prinzipiell chancengleich Mann gegen Mann zum Kampf antreten. Wie im Frieden zeichnet sich der Ritter auch hierbei durch Bewegungs- und Affektkontrolle, durch die perfekte Beherrschung von Körper und Geist aus. Wie der vor seinen Soldaten tänzelnde Offizier auch im Moment der Gefahr nicht die Haltung verliert, so reiten Regimentskommandeure mit „hoherhobenem Säbel“ in den Feind hinein, blicken Gardesoldaten „jedem Franzosen keck ins Angesicht“ und sorgen sich selbst sterbende Offiziere v.a. um ein würdevolles Aussehen.²⁰³ Auch im Kampf bleibt der Offizier ritterlich: Ohne Heimtücke, aber durchaus listig, geht er frontal auf den Gegner zu, um ihn nach gegenseitiger Ehrbezeugung gemäß den Regeln der „archaisch-adligen Direktdurchbohrung“ in fairer Weise niederzustrecken, d.h. zunächst auszuschalten und nötigenfalls zu töten.²⁰⁴ Dieses Muster von Kampfweisen ließ sich am ehesten in der ritterlichsten aller Waffen, der Kavallerie, verwirklichen, da sie zum einen mit Säbel und Lanze über die nötigen Waffen der Direktdurchbohrung verfügte und zum anderen bei der Attacke nicht mehr als geschlossene Gruppe an den Feind ritt, sondern als Summe von unabhängig agierenden Einzelkämpfern. Nur mit dieser Kampfform ließen sich Rittertugenden, wie Tapferkeit und Heldentum, noch real umsetzen, während das entpersonalisierte infanteristische oder gar artilleristische Gefecht v.a. derartige Gruppeneigenschaften stützte. Vor und nach dem Kampf wird der Gegner nicht als Feind, sondern als gleichwertiger Gegenüber wahrgenommen. Die Bonner Saxoborussen verabschieden 1866 freundschaftlich einen österreichischen Husaren aus ihren Reihen, den sie später im Gefecht niederstrecken sollten, Gefangene werden wie Ehrenmänner behandelt und erhalten gegen Ehrenwort ihren Säbel zurück und nach der Schlacht versorgt man die Verwundeten und ehrt die Toten gleich

203 HOHENLOHE-INGELFINGEN, *Leben*, S. 342f. (Le Bourget 1870/71); EINEM, *Erinnerungen*, S. 16f. (St. Quentin 1870/71); CHAPPIUS, *Bei Hofe*, 34-36 (Düppeler Schanzen 1864). Vgl. BÜLOW, *Denkwürdigkeiten*, Bd. 4, S. 145f. und STRACHWITZ, *Priester*, S. 130f. Bei Hohenlohe-Ingelfingen, Kommandeur der preußischen Garde-Artillerie, werden solche chevalresken Eigenschaften interessanterweise auf seine moderne, eigentlich unritterliche Waffe übertragen – selbstverständlich vermittelt durch adlige Offiziere.

204 So Peter SLOTERDIJK, *Luftbeben. An den Quellen des Terrors*, S. 12 in Unterscheidung von den indirekten Tötungsvarianten, die als „bürgerlich“ charakterisiert werden. Die o.g. Autobiographien sind voll von Kampfbeschreibungen, in denen das frontale Aufeinanderprallen der Gegner im Mittelpunkt steht. Ehrbezeugungen gegnerischer Offiziere vor dem Kampf erinnert EINEM, *Erinnerungen*, S. 12 für den deutsch-fanzösischen Krieg 1870/71 und für die Anfangsphase des Ersten Weltkriegs.

welcher Partei sie angehören.²⁰⁵ Zuletzt beinhaltet das Ritterlichkeitsideal auch ein Schonungsgebot gegenüber dem besiegten oder wehrlosen Gegner, denn das Ziel des Kampfes ist weniger Vernichtung, sondern vielmehr Ausschaltung. Auch für dieses Ideal liefern die Autobiographien Beispiele aus der kriegerischen Praxis im 19. und 20. Jahrhundert.²⁰⁶ Der Regelfall in den modernen, ideologisierten Kriegen des 19. und 20. Jahrhunderts war dies jedoch nicht. Wehrlosigkeit oder Zivilistenstatus schützten vor der Tötung nicht. In den Adels-Autobiographien wird auch die Durchbrechung der Grenzen des ritterlichen Krieges, zum Teil in nostalgischer Erinnerung, thematisiert. Allerdings handelt es sich bei den unritterlich Füsilierten durchweg um „Irreguläre“ – Franctireurs, Banden, Flintenweiber, Partisanen – die den ihnen zugewiesenen Platz verlassen haben, nicht unter das Gebot der Ritterlichkeit fallen und unbedingte Härte verdienen.²⁰⁷

In John Keegans kulturalanthropologischer Studie wird eine Form des Krieges bei „primitiven Völkern“ beschrieben, die von abgestuft harten und stilisierten Kämpfen geprägt ist. In mehr oder minder symbolischen Schlachten schlagen sich die Krieger nach festen

205 LERCHENFELD, Denkwürdigkeiten, S. 26; EINEM, Erinnerungen, S. 12; HINDENBURG, Leben, S. 332; DEIMLING, Zeit, S. 182; OLDENBURG-JANUSCHAU, Erinnerungen, S. 129; SACHSEN, Lebensweg, S. 75; GERSDORFF, Untergang, S. 76f. verlegen solche Szenen sogar in den Ersten bzw. Zweiten Weltkrieg. Vgl. auch WILAMOWITZ-MOELLENDORF, Erinnerungen, S. 113f. und v.a. WILMOWSKY, Rückblickend, S. 36f., wo die Geschichte kolportiert wird, der spätere Kommandeur des Gardekorps Moritz v. Bissing sei 1866 bei der Bergung eines Verwundeten beschossen worden. Auf seinen Appell an die Offizierschere, stellten die (aus einem Versteck) schießenden Österreicher das Feuer ein.

206 DUNGERN, St. Georg, S. 99-101 am Beispiel von in einem See badender russischer Soldaten, die gemäß Auftrag hätten vernichtet werden müssen; OLDENBURG-JANUSCHAU, Erinnerungen, S. 142f.; GERSDORFF, Untergang, S. 76f. kolportiert serienweise Befehlsverweigerungen v.a. adliger Offiziere gegenüber „NS-Offizieren“ im Zweiten Weltkrieg. Siehe auch die Hinweise unter FN 88.

207 Im Zusammenhang mit der Historisierung der Wehrmachtsverbrechen hat die historische Forschung begonnen, ältere Formen und Erfahrungen von Gewaltanwendung gegen Nicht-Kombattanten zu untersuchen. Immer noch wertvoll ist Walter LACQUEUR, Guerilla. A Historical and Critical Study; Frank KÜHLICH, Die deutschen Soldaten im Krieg 1870/71 mit allerdings nur knappen Auskünften zu den Offizieren; voluminös und erschöpfend John HORNE/Alan KRAMER, German Atrocities, 1914: A History of Denial; als anregende Einführung in die Logik der Partisanenbekämpfung im Zweiten Weltkrieg Hannes HEER, Die Logik des Vernichtungskrieges. Wehrmacht und Partisanenkampf, in: ders./Klaus Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht, S. 104-138. Zum Topos „Flintenweiber“ vgl. THEWELEIT, Männerphantasien, Bd. 1, S. 78-92. Aus der Adelperspektive EINEM, Erinnerungen, S. 13f. (1870/71, apologetisch); GOBLER, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 98/1, fol. 53. (1914/18, kühl); LOBBERG, Tätigkeit, S. 19 (1914/18, professionell) und die wütenden, teils die Grenzen zur Pornographie überschreitenden Auslassungen gegenüber kämpfenden Frauen in Krieg und Revolution bei SACHSEN, Lebensweg, S. 126, KILLINGER, Ernstes und Heiteres, S. 13; RHEINBABEN, Kaiser, S. 164.

Ritualen und Konventionen, nicht um Grausamkeiten zu verhindern, sondern um der Gefahr der gegenseitigen Auslöschung zu begegnen. „Das kostet zwar einigen das Leben, läßt aber die Mehrheit am Leben, und sei es auch nur, damit sie später wieder kämpfen können.“²⁰⁸ Auch erinnert die ständig neu formulierte sehnsüchtige Erwartung des Krieges in Kontrast zur gänzlich unheroischen Friedenszeit an die Suggestion Joseph Schumpeters, daß die Aristokraten am Hofe in Versailles Beschäftigung brauchten, um der gähnenden Langeweile des Zeremoniells zu entgehen, und diese in Form von kleinen begrenzten Kriegen vom absoluten Monarchen erhielten.²⁰⁹ Weder Keegans noch Schumpeters auf andere historische und kulturelle Kontexte bezogenen Erklärungsversuche besitzen für die Kriegsvorstellungen des Adels im 19. Jahrhundert analytische Kraft. Doch verweisen sie auf einen aristokratischen Grundgedanken, der zumindest die Bilder vom ritterlichen Krieg noch prägte als dieser in Form und Intensität sich schon längst gewandelt hatte. Auch deshalb konnte der Krieg eine so prominente Position im adeligen Wertgefüge einnehmen, weil er als begrenztes und leidenschaftslos geführtes Spiel zwischen regelkundigen Satisfaktionsfähigen gedacht wurde, die v.a. wußten, wann ein Ende zu setzen war.

Das Image vom „modernen Ritter“, der mit dem beutelustigen Raubritter nur noch wenig mehr zu tun hatte, versorgte den Offizierberuf mit geradezu balladesker Poesie und hob ihn weit über das bloß Handwerkliche, über die reine Profession hinaus.²¹⁰ Adlige Offiziere konnten mit dieser Deutung des Offiziersdienstes nicht nur ihren eigenen Traditionen folgen, sondern erhielten auch die Rolle des vorbildhaften und herrschenden Typus auch von außen zugewiesen. Der „moderne Ritter“ schließlich war vor 1914 mehr als nur ein höchst erfolgreiches Offiziersideal, er war auch ein Adelsideal mit hegemonialer Wirkungskraft. Das fortwährende Reden über den „ritterlichen Krieg“ v.a. in Friedenszeiten diente nicht zuletzt der Rechtfertigung des Krieges und des kriegerischen Berufs überhaupt, der ja im Adel generell als eine selbstverständliche, „natürliche“ Erscheinung gewertet wurde.²¹¹ Geführt nach den Regeln der

208 KEEGAN, Kultur, S. 140-179, hier: S. 155.

209 Joseph SCHUMPETER, Zur Soziologie der Imperialismen, in: Aufsätze zur Soziologie, S. 72-146.

210 Vgl. Ulrich KAYSER-EICHBERG, Geist und Ungeist des Militärs. Versuch über ein Mißverständnis, S. 73f.

211 Für eine hellsichtige Bewertung am Ende des 20. Jahrhunderts: ARNIM, Brandenburg, S. 193.

ritterlichen Kunst, überwogen in der Wertung des Adels die charakterbildenden Elemente des Krieges den von ihm verbreiteten Schrecken bei weitem. Indem der Militärberuf von derartiger Gloriele umkränzt wurde, gab es für Angehörige der zahlreichen militärnahen Adelsfamilien letztlich überhaupt keine Veranlassung, andere Berufsfelder zu erschließen.

4.3.) Die „preußische Freiheit“. Herrschen im Frieden und Führen im Krieg

„Feldherrnkunst ist nicht zu lernen, sie ist angeboren“, doziert General Friedrich v.d. Schulenburg in seinen Erinnerungen an den Weltkrieg.²¹² Damit formulierte er einen Kernpunkt des adligen Verständnisses von „natürlicher Herrschaft“. Diese verlangt Eigenschaften und Fähigkeiten, die über Generationen hinweg ausgeformt werden und nicht ohne weiteres mittels einer Berufsausbildung angeeignet werden können. Alle Analysen des adligen Herrschaftsbegriffes gehen zurecht vom Landbesitz, von der Herrschaft über Land und Leute aus. Selbst wenn die Offiziere, deren Herrschafts- und Führungsvorstellungen hier untersucht werden, kein Land besaßen und auch immer weniger über direkte Beziehungen zur ländlichen Gesellschaft verfügten, blieben sie doch Vorstellungen verhaftet, die aus der adligen Beherrschung des Landes stammten. Hier lagen der logische Ort des adligen Herrschaftsmodells, die traditionellen Grundlagen adliger Lebenswelten und des adligen Habitus.²¹³

Die deutsche Adelsgesellschaft dachte sich bis ins 20. Jahrhundert hinein als Herrschaftsstand, als das Glied der Gesellschaft, das aufgrund seiner Bestimmung, seiner Traditionen, aber auch seiner Leistungen über eine besondere Befähigung zum Herrschen verfügte

²¹² SCHULENBURG, Erlebnisse, in: BA-MA, N 58/1, fol. 17. Diese (Selbst-) Einschätzung adliger Autoren ist geradezu zeitlos und vor 1914/18 allgegenwärtig. Vgl. ANONYM, Schwert und Pflug, in: DAB 8 (1890), S. 383f., 402-404, 419-421; Ernst v. WOLZOGEN, Linksum, S. 20 (1895); Ernst GRAF ZU REVENTLOW, Unser Offizierersatz, in: Ueberall. Zeitschrift für Heereskunde 6 (1903/1904), S. 312, wo mit der Begründung der Familienvererbung von Sinn für militärische Unterordnung und von Fähigkeit, schon in jungen Jahren führen zu können, die starke Adelspräsenz im Offizierkorps verteidigt wird.

²¹³ Generell BERDAHL, Paternalismus, S. 123-145 und Panajotis KONDYLIS, Konservatismus. Geschichtlicher Gehalt und Untergang, v.a. S. 80-90. Autobiographische Illustrationen bei ARNIM, Brandenburg, S. 96, BISMARCK, Aufbruch, S. 61, BRAUN, Ostpreußen, S. 30, 295; DISSOW, Übergang, S. 179; DOHNA, Erinnerungen, S. 156; GERLACH, Links, S. 169; KROCKOW, Reise, S. 135; MALTZAHN, Trommel, S. 32; PUTLITZ, Unterwegs, S. 23, 54; WINTERFELD, Jahreszeiten, S. 13f.; ZOBELTITZ, Knödelländchen, S. 16f. Daß dies auch umgekehrt gelten konnte, legt eine Bemerkung bei OLDENBURG-JANUSCHAU, Erinnerungen, S. 44 nahe. Dieser meinte als Offizier gelernt zu haben, was Gerechtigkeit ausmache, indem er nach Übernahme seines Gutes „mit der Faust Ordnung und Gehorsam“ erzwang.

und uneingeschränkte Bevorzugung verdiente. Trotz der im 19. Jahrhundert zunehmenden inneren Differenzierung des Adels in Deutschland waren dessen Selbstverständnis und Weltsicht zutiefst geprägt von der jahrhundertealten ‚Herrschaft über Land und Leute‘. Insbesondere der preußische Landadel hielt auch im ‚bürgerlichen Zeitalter‘ vergleichsweise unbeirrt an einem ‚Herrenstandpunkt‘ fest, der vom gelehrten Bürgertum schon seit dem späten 18. Jahrhundert als unzeitgemäß kritisiert worden war.²¹⁴ Adlige Herrschaft bezeichnet hier einen dem bürokratisch-funktionalen Herrschaftskonzept zuwiderlaufenden Typus in zwei unterschiedlichen, in sich stabilen Ausprägungen: erstens die Herrschaft über Personen innerhalb eines persönlichen Herrschaftsbereiches, aus eigenem persönlichen Recht sowie die Herrschaft kraft eines Amtes, das vom Regenten geschaffen und dem Adligen aufgrund einer engen persönlichen Beziehung bereitgestellt wird. Zweitens die Auffassung von Herrschaft als Verpflichtung, als persönlich begründeter, treuer und verantwortungsvoller Dienst gegenüber den anvertrauten Personen bzw. dem übergeordneten Souverän.

Der Adel auf dem Gebiet des Deutschen Reiches hatte, mit starken regionalen Unterschieden, seit den Umbrüchen in der Folge der Französischen Revolution sukzessive seine Herrschaftsvorrechte teilen und sein spezifisches Konzept direkter und personaler Herrschaft modifizieren, in einigen Teilbereichen sogar aufgeben müssen. Im Übergang vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite blieb jedoch der Anspruch, aufgrund natürlicher Befähigung und Bestimmung „zum Herrschen geboren zu sein“ in seinem Kern ungebrochen bestehen. Dem Druck sich in bürokratisch-funktionale Strukturen bspw. in der Verwaltung oder im Militär eingliedern und einer marktbezogenen Bewirtschaftung des Bodens folgen zu müssen, setzte der Adel ein aus den spezifischen Herrschaftstraditionen gespeistes Herrschafts- und Führungskonzept mit eigenen symbolischen Ausdrucksformen entgegen.²¹⁵

Aus der Perspektive „von oben“ gesehen, basiert das Zusammenleben von adliger Gutsbesitzerfamilie und ländlicher Gesellschaft auf einem „uralten, über Jahrhunderte gewachsenen gegenseitigen

214 Vgl. Dieter LANGEWIESCHE, Bürgerliche Adelskritik zwischen Aufklärung und Reichsgründung in Enzyklopädien und Lexika, in: Elisabeth Fehrenbach (Hg.), Adel und Bürgertum in Deutschland 1770-1848, S. 11-28.

215 ARNIM, Brandenburg, S. 107f.; FINCKENSTEIN, Störche, S. 17; GERLACH, Links, 42f.; LEHNDORFF, Menschen, S. 20; LÖWENSTEIN, Abenteurer, S. 15; PUTLITZ, Unterwegs, S. 9; WINTERFELD, Jahreszeiten, S. 13f. Für eine Fülle weiterer Nachweise siehe FUNCK/MALINOWSKI, Geschichte von oben, S. 253-266.

Vertrauensverhältnis“. Betont wird die lebensweltliche Nähe zur ländlichen Bevölkerung, das ‚Mitleben mit der Landbevölkerung‘ bis hin zur Beschwörung der „großen Familie auf dem Gut“ oder gar einer ländlichen „Schicksalsgemeinschaft“: „Hoch und niedrig, besonders Gutsherr und Bauern gehörten zusammen.“ Der Berufsoffizier Rudolf v. Oppen erinnert sich an ein „warmherziges, patriarchalisches Verhältnis zu den Gutsleuten“. Der nachfolgende Satz läßt die Chemie dieses „schönen Zusammenlebens“ erahnen: „Wie liebten wir die alten Mamsells, die Diener, Kutscher und Förster auf den verschiedenen Gütern, und wie verwöhnten diese uns!“ Landgesellschaft wird stets als ein gewachsenes, organisches Gefüge verstanden, als eine durch wechselnde und gegenseitige Abhängigkeiten historisch begründete Kultur- und Wertegemeinschaft, die vom Bewußtsein des ‚Aufeinander-Angewiesenseins‘ geprägt ist, aber auch als eine natürliche Ordnung, die auf Ungleichheit basiert und in der jeder weiß, „wo unten und wo oben ist.“²¹⁶

Auch wenn die beschriebene physische Nähe, der geteilte Lebens- und Arbeitsraum, bereits für das 19. Jahrhundert weitgehend nicht mehr den Realitäten entsprach, verweist die Stilisierung auf einen fundamentalen Unterschied zu (groß-)bürgerlich-städtischen, vom Industrieproletariat und den bürgerlichen Unterschichten sorgsam getrennten, Wohnformen. Hinzu kommt die ausführlich beschriebene menschlich-soziale Nähe zur Landbevölkerung, „denn der Besitz verpflichtet, und ein Herrentum ohne die tätige Fürsorge für die ihm anvertrauten Menschen ist keines.“²¹⁷ Ob die Einrichtung von Kinder-, Alters- oder Siechenheime durch den Gutsbesitzer, ärztliche Betreuung, ‚Missionierung‘ oder Kinder- und Schulerziehung durch die Gutsbesitzerfrau oder sogar die finanzielle Unterstützung von in Not geratenen Landarbeitern durch Gutsbesitzerkinder: die Gutsherrenfamilie ist in vielfältiger Weise der Herrschaft sozial verpflichtet und für alles verantwortlich, was sich im Herrschaftsbereich ereignet.²¹⁸ Zahlreiche Schilderungen entwerfen

216 DOHNA, Erinnerungen, S. 179; SALBURG, Erinnerungen, S. 15; vgl. auch WINTERFELD, S.19 u. 348, OLDENBURG-JANUSCHAU, S. 42; TSCHIRSCHKY, Erinnerungen, S. 43f.; DÖNHOF, Kindheit, S. 72; BRAUN, Ostpreußen, S. 30 u. 209; LILIENCRON, Krieg, S. 197; LÖLHÖFFEL, Landleben, S. 151f.; BISMARCK, Erinnerungen, S. 33; DÖNHOF, Kindheit, S. 132; OPPEN, Leseskizzen, S. 162.

217 KROCKOW, Reise, S. 159; DISSOW, Übergang, S. 179.

218 BISMARCK, Aufbruch, S. 61; COUDENHOVE, Idee, S. 36; DÖNHOF Kindheit, S. 60, 158.; DOHNA, Erinnerungen, S. 179f.; DISSOW, Übergang, S. 179; FINCKENSTEIN, Störche, S. 15f.; HADELN, Sonne, S. 44, 67, 124; CECILIE V. PREUBEN, Erinnerungen, S. 85; KROCKOW, Reise, S. 145, 159; LÖLHÖFFEL, Landleben, S. 95; MALTZAN, Trommel, S. 32-34.; OERTZEN, Leben, S. 8f., 24-27; PAPEN, Wahrheit, S. 149; PUTLITZ, Unterwegs, S. 93f.;

das Bild eines adelsspezifischen Verhältnisses zum Eigentum, die Ludwig v. Gerlach Mitte des 19. Jahrhunderts in eine prägnante Formel gefaßt hatte: „Nur in der Verbindung mit den darauf haftenden Pflichten ist Eigentum heilig, als bloßes Mittel des Genusses ist es nicht heilig, sondern schmutzig. Gegen Eigentum ohne Pflichten hat der Kommunismus recht!“²¹⁹

Dieses Verständnis von Herrschaft als Dienst zementiert allerdings auch die bestehenden Herrschaftsverhältnisse, denn es ist die Gutsbesitzerfamilie, die Empfänger und Umfang der ‚sozialen Wohltaten‘ bestimmt. Der einzelne hat keinen gesetzlichen Anspruch auf Versorgung und Fürsorge, sondern empfängt die Leistungen aus einer persönlichen Beziehung heraus als Gabe des Gutsherrn, der – noblesse oblige – ausschließlich seinem adligen Herrentum verpflichtet ist. Dies äußert sich auch in der Ablehnung einer unabhängigen Rechtsprechung, denn Streitigkeiten zwischen Ungleichen können nicht nach dem BGB, sondern nur mit ‚Maßnahmen aus dem ‚Gesichtskreis der Leute‘ geregelt werden. Mit Landarbeitern verhandelt man nicht, sondern man zwingt sie, Leistungen als Gabe anzunehmen. Bei einem Landarbeiterstreik in den 1920er Jahren zwingt Ewald v. Kleist-Schmenzin als Verhandlungsführer der pommerschen Gutsbesitzer die Streikenden zur Aufgabe, indem er die Ernte auf den Feldern verrotten läßt, bis die Arbeiter gebrochenen Willens an die Arbeit zurückkehren. Erst nachdem die Herrschaftsverhältnisse auf diese Weise klargestellt sind, billigt er die Lohnerhöhungen – als gewährte Gabe, nicht als erfüllte Forderung: „Von da ab wußte jeder in Hinterpommern: Wer es mit Ewald von Kleist zu tun hat, hat mit einem Herrn zu tun, nicht mit jemandem, der große Worte macht und mit Konzessionen endet.“²²⁰

Herrschaft ist Auftrag, Dienst gegenüber der Landbevölkerung, die geradezu verlangt, beherrscht zu werden; zu starkes Entgegenkommen oder gar Ansätze von Demokratisierung würden als Schwäche ausgelegt, das Herrschaftsprinzip an sich in Frage gestellt werden. So kommen sündige Arbeiter freiwillig zu ihrem Gutsherrn, der wie ein ‚homerischer König lebt‘, um sich dort ‚Backpfeifen‘ abzuholen, durch die wieder ‚alles in Ordnung‘ gebracht wird. Auf Oldenburg-

SALM, *Leben*, 41f.; SCHULENBURG, *Ich hab's gewagt*, S. 53; TSCHIRSCHKY, *Erinnerungen*, S. 44f.; WINTERFELD, *Jahreszeiten*, S. 97f, 167.

219 Ludwig v. GERLACH, 1848 in einer Parlamentsrede. Hier nach: Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam, Rep. 37 Friedersdorf, Nr. 729 (Kurier. Mitteilungsblatt des Vereins der ehemaligen Zöglinge der Ritterakademie zu Brandenburg an der Havel, Nr. 69, 1.2.1858).

220 OLDENBURG-JANUSCHAU, *Erinnerungen*, S. 44; SCHLABRENDORFF, *Begegnungen* 107.

Januschaus Frage, ‚wessen Karl‘ er sei, antwortet ein Schafhirte zum Erstaunen eines Berliner Gastes, ‚dem gnädigen Herrn sein Karl‘ und sogar die von einem bayerischen Grafen als ausgesprochen selbstbewußt dargestellten süddeutschen Bauern fügen sich nach Aufhebung der Grundherrschaft 1848 aus eigenem Willen dem überlieferten Herrschaftsanspruch des adligen Gutsbesitzers: ‚Ja, wenn Sie nicht mehr Graf sind, wer wird dann der Graf?‘ Und als die väterliche Antwort lautete: ‚Niemand‘, da schüttelten die Leute ungläubig die Köpfe, und ein alter Bauer meinte: ‚Das glauben wir nicht, denn es hat immer einen Grafen gegeben!‘²²¹

Zu den adligen Herrschaftsmustern gehört auch die Stilisierung der eigenen Wildheit bzw. des Aufbegehrens gegen Autoritäten als Vorstufe eines ‚freien Herrentums‘. Kronprinz Wilhelm, der eine Weisung seines Vaters mißachtet und sich gegen dessen Willen als Rennreiter betätigt, erntet dafür letztlich das Verständnis seines kaiserlichen Vaters Wilhelm II. Ebenso ergeht es dem Sohn eines altadligen Medizinprofessors, der sich vor dem Direktor seines Internats kühn aufbaut und sich weigert, den ihm gebotenen ‚Saufraß‘ weiterhin zu essen – auch hier wird die selbstbewußte Haltung vom Vater anerkannt.²²² Im Umgang mit Dienern, Zofen, später aber auch mit Vorgesetzten wird eine herrschaftliche Haltung eingeübt, die später im Extremfall auch selbstbewußtes Auftreten gegen Könige und Kaiser bzw. die Zielschießen auf Hitler-Porträts ermöglicht. Die Grabinschrift für Johann Friedrich Adolf v. d. Marwitz ‚Wählte Ungnade, wo Gehorsam nicht Ehre brachte‘, auf die sich nahezu sämtliche Autoren berufen, gehört zu den bekanntesten Stilisierungen dieser Haltung. Die autobiographischen Anekdoten spiegeln möglicherweise ein wichtiges Element von Adeligkeit, denn die hier stilisierte Wildheit meint Unbeugsamkeit, die sich im Extremfall auch vor den höchsten Autoritäten nicht beugt.²²³ Die Anekdote über den Adligen, den Kaiser Barbarossa zum Tode verurteilt und der ‚diesen im Zorn darüber beim Bart packte und so lange mit dem Kopf auf den Tisch stieß, bis er ihn

221 FINCKENSTEIN, Störche, S. 15f.; COUDENHOVE, Idee, S. 36; KROCKOW, Reise, S. 160; LEHNDORFF, Menschen, S. 175f. u. 274; LERCHENFELD, Denkwürdigkeiten, S. 6f.

222 Klaus W. JONAS, Der Kronprinz Wilhelm, S. 43; OETTINGEN, Abenteuer, S. 60-62.

223 Anekdoten über selbstbewußtes Auftreten gegenüber Monarchen: HADELN, 16f.; MALTZAN, Trommel, S. 30f.; GERLACH, Links, S. 28; SCHAUMBURG, Krone, 30f.; SCHLABRENDORFF, Begegnungen, S. 22; LANCKEN-WAKENITZ, Dienstjahre, S. 24. Vgl. auch OPPEN, Leseskizzen, S. 63. Die Anekdote über das Hitler-Zielschießen taucht in verschiedenen Varianten (und mit unterschiedlichen Schützen an diversen Orten und Zeitpunkten) auf: vgl. MALTZAN, Trommel, S. 108; GERSDORFF, S. 62; DÖNHOF, Ehre, S. 72.

begnadigte“,²²⁴ findet sich in autobiographischen Texten in unzähligen Variationen wieder. So charakterisiert etwa die Schilderung zweier Grafenkinder, die nur zufällig von ihrem Vater gehindert werden, ihre verhaßte, bereits gefesselte französische Gouvernante zu verbrennen, zwar eher ihre exaltierte Autorin, kann aber durchaus als Höhepunkt der zahlreichen Stilisierungen der eigenen ungebeugten Persönlichkeit, die sich bei männlichen und weiblichen Autoren finden.

Der ‚charakter‘bildende Wert der eigenen Wildheit erlaubt dem etablierten Angehörigen der Adelsgesellschaft, als Original aus der Gruppe herauszutreten und sich über Verhaltensrichtlinien hinwegzusetzen. Der knorrige Witz und die Kraftausdrücke weisen bspw. Elard v. Oldenburg Januschau, der immer wieder als ‚typischer‘ Vertreter des preußischen Adels genannt und zitiert wird, eher als einen Exzentriker denn als einen typischen Adligen aus. Im Falle angesehenen Standesgenossen, deren Zugehörigkeit zum Kern der Adelskultur außer Frage steht, wird die Mißachtung der Konventionen amüsiert zur Kenntnis genommen, während man bei bürgerlichen Outsidern das gleiche Vergehen kritisch vermerkt und ahndet. Ein Graf Schulenburg darf die strengen Gebote im ‚etikettebeladenen Eßzimmer‘ übertreten, weil er, der ‚Pasewalker Reiter‘, dabei ‚forsch, selbstsicher und witzig‘ auftritt.²²⁵ Die zahlreichen stilistischen und ästhetischen faux-pas Wilhelms II. rufen zwar weit verbreitetes Nasenrumpfen hervor, ziehen vor 1918 jedoch kaum öffentliche Kritik nach sich.

Das skizzierte adlige Verständnis von Herrschaft ließ sich in einer Institution des Anstaltsstaates wie dem Militär in seiner reinen Ausprägung natürlich nicht realisieren, sondern mußte nach institutionellen und fachmilitärischen Rücksichten modifiziert werden.²²⁶ Dennoch sind auch für den engeren militärischen Bereich analoge Herrschaftsvorstellungen in den Autobiographien auffindbar.

224 Erwein FRHR. v. ARETIN, Vom Adel in Bayern, in: Süddeutsche Monatshefte (5) 1926, 385-391, zit. 388.

225 ARNIM, Brandenburg, S. 70 u. 108f.

226 Die von BÜSCH, Militärsystem und Sozialleben in Anschluß an KEHR formulierte und von WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 1123f. ins 19. Jahrhundert übertragene vertretene These von der Einheit des Gutsbesitzers und Regimentskommandeurs einerseits, des Landarbeiters und Rekruten andererseits ist, wie bereits angemerkt, in dieser Form empirisch in Frage gestellt worden. Selbst wenn man das Argument der politisch-ideologischen Übereinstimmung gelten läßt, wofür ich plädiere, bleiben aber doch gravierende und bedenkenswerte Unterschiede in der Herrschaft über Menschen, die gewinnbringend arbeiten sollen, und über Menschen, die siegreich kämpfen sollen und womöglich sterben müssen.

In den Schilderungen über das Verhältnis der Offiziere zu den „ihnen anvertrauten“ Soldaten tritt das Prinzip von Befehl und Gehorsam, die strenge Disziplinierung stark in den Hintergrund. Ihrer Natur nach den „Umgang mit Menschen gewohnt“ stilisieren sich die Offiziere vielmehr zu strengen, aber gütigen Erziehern der Wehrpflichtigenarmee, die ihre Hauptaufgabe, „nasse Säcke“ zu „brauchbaren Soldaten“ heranzubilden, für sie Verantwortung zu tragen und für sie zu sorgen, scheinbar mühelos und konfliktfrei zu lösen imstande sind. Betont werden die Gemeinsamkeiten des Dienstes, das Teilen von Härten in Krieg und Frieden, was die Achtung der untergebenen Soldaten gegenüber den Vorgesetzten ins Unermeßliche steigert. Befördert wird dies v.a. durch die angeblich weit verbreitete Befähigung, sich „in die Lage der Leute versetzen“ zu können, und durch die gemeinsame Wertschätzung der Kernelemente in der Rekrutenerziehung: Neben Königstreue und Vaterlandsliebe handelt es sich dabei auch um die Einübung ganz praktischer Tugenden, wie Gehorsam, Sauberkeit und Pflichttreue. Die väterliche Hingabe eines Kompaniechefs beispielsweise läßt die Kaserne für die Soldaten erst zur „zweiten Heimat“ werden.²²⁷ So entsteht trotz der strengen Disziplin eine „kameradschaftliche Geschlossenheit“ unter den Soldaten wie zwischen Soldaten und Offizier, welche die Führung einer militärischen Einheit im Krieg erst ermöglicht und die sich für das ganze Leben erhält.²²⁸ Zwar „regiert man hundert Kerle nicht mit der Flötenstimme“ und muß gelegentlich dazwischenfahren, zumal ein „soldatisches Donnerwetter“ von den Rekruten geradezu erwartet und als heilsam erfahren wird, doch überwiegt insgesamt in der Erziehung der Soldaten die „Liebe“ die „Furcht“.

Die unflätigen Beleidigungen, die Soldatenmißhandlungen, die menschenverachtenden sadistischen Praktiken mancher Ausbilder, die in der sozialdemokratischen Presse und anlässlich der Verhandlungen über das Militärbudget von der SPD auch im Reichstag wiederholt angeprangert wurden, werden, wenn überhaupt erwähnt, in die Sphäre des Unteroffizierkorps verlegt, wo einige „rohe Naturen“ so lange über die Strenge schlagen bis sie von einem Offizier zur Raison gebracht

²²⁷ Zur der Möglichkeit der Soldaten, die Kaserne als „zweite Heimat“ zu erinnern vgl. FREVERT, Die kasernierte Nation, S. 245-271.

²²⁸ DISSOW, Übergang, S. 194; EINEM, Erinnerungen, S. 37f.; GÉLIEU, Garde-Schützen-Bataillon (Privatbesitz, unpaginiert); FREYTAG-LORINGHOVEN, Menschen, S. 44, 88f., 115f., 126f. (mit einem seltenen Lob auf städtische Rekruten); GERSDORFF, Untergang, S. 30, 59; OLDENBURG-JANUSCHAU, Erinnerungen, S. 84, 140-142, 225-228; PAPEN, Wahrheit, S. 33; SACHSEN, Lebensweg, S. 126; STÜLPNAGEL, 75 Jahre meines Lebens, in: BA-MA 5/27, 1-5), fol. 85.

werden.²²⁹ Der Kadavergehorsam, sonst als „böswillige, aufhetzerische Behauptung“ charakterisiert, und „hanebüchene Grobheiten“ beim Exerzieren oder Drillen, das ohne Rücksicht auf individuelle Eigenschaften der Soldaten nach vorgegebenem Schema durchgeführt wurden, finden nur in adligen Außenseitern oder Spätgeborenen ihre Kritiker.²³⁰

Zusätzliche Legitimität erlangt die natürliche Führerschaft durch die oftmals hervorgehobene asketische Lebensweise angehender adliger Offiziere und durch deren eigene Erfahrung des Beherrscht-Werdens. „Lerne gehorchen, um zu befehlen“ schreibt der Vater des späteren Reichskanzlers v. Bülow seinem Sohn ins Stammbuch und tatsächlich scheint die von Strenge und Hierarchie geprägte Adelserziehung im Elternhaus wie in den militärischen Ausbildungsanstalten diesen besonderen Zugang zur Herrschaft verstärkt zu haben.²³¹ Insbesondere die Rekruten- und Leutnantsjahre werden einerseits als „schönste Zeit“ erinnert, andererseits doch auch als Jahre der Entbehrungen und Härten, die sensibel dafür machen, was eine Truppe „aushält“. So „kennt der Führer seine Truppe“ und das „harte Soldatenleben“, wenn er bspw. als Kompaniechef zum erstenmal dem „gewöhnlichen Mann“

229 Zu den Soldatenmißhandlungen vgl. Hartmut WIEDNER, Soldatenmißhandlungen im Wilhelmischen Kaiserreich (1890-1914), in: AfS 22 (1982), S. 159-199.

230 ZEDLITZ-TRÜTZSCHLER, 12 Jahre, S. 18; ZOBELTITZ, Knödelländchen, S. 112f. u. FINCKENSTEIN, Störche, S. 77. Allerdings kann man bei manchen Militärführern schon seit dem späten 1880er Jahren einen sich langsam einstellenden Sinneswandel feststellen. Unter dem Schlagwort der „Moral“ wurde tatsächlich ein entgegenkommenderer Zugang zu den Soldaten diskutiert. Vgl. ANONYM, Über die Erziehung des Soldaten, in: MWBI 72 (1887), Sp. 2048-2050. Die in der Folgezeit in kaum zu übersehender Zahl publizierten militärischen Erziehungshandbücher deuten auf eine zunehmende Unsicherheit der Rekrutenoffiziere in Erziehungsfragen hin und transportierten durchweg eine andere Botschaft als der altpreußische Grundsatz „Die Furcht vor Strafe muß die Truppe in Schranken halten.“ Diese Neuorientierung hatte auch einen militärfachlichen Hintergrund: Die Ausbildung von Soldaten, die selbständig mit modernen Waffen umgehen konnten. Gänzlich außergewöhnlich war die lautstarke Aufforderung des Grafen Ernst zu Reventlow an die parlamentarische Rechte, das Thema Soldatenmißhandlungen offensiv aufzugreifen und sich als Fürsprecher der Armee zu engagieren: „Wenn, wie er es gern und mit Recht tut, der preußische Adel, die alte Offiziersfamilie, sich mit der Armee identifiziert, warum hat die ihn repräsentierende parlamentarische Rechte niemals in Anerkennung des Vorhandenseins von Mißständen die Initiative ergriffen?“ Ernst GRAF REVENTLOW, Zu den Mißhandlungen im Heere, in: Ueberall. Illustrierte Wochenschrift für Armee und Marine 6 (1903/1904), S. 4.

231 BÜLOW, Denkwürdigkeiten, Bd. 4, S. 8. Vgl. auch EINEM, Erinnerungen, S. 66f.; PAPAN, Wahrheit, S. 116; OPPEN, Leseskizzen, S. 163f.; SELCHOW, Hundert Tage, S. 38; WILAMOWITZ-MOELLENDORF, Erinnerungen, S. 68f.; Braun, Ostpreußen, S. 278: „Wer Herr sein will, muß gleichzeitig Diener sein, sonst ist er nichts als ein Ausbeuter.“ (Siehe auch die Ausführungen in Kap. 5.1.)

nahetritt.²³² All dies zusammengenommen, Fürsorge und Kameradschaft, eiserne Strenge und Härte, schweißen Führer und Truppe im Gefecht zusammen, denn die „Truppe erkennt den Führer und hat unter einem solchen nie versagt.“²³³

Nach dem adligen Selbstverständnis, Mittler zwischen Thron und Volk zu sein, hat auch der militärische Dienstbegriff eine doppelte Stoßrichtung: Einmal im skizzierten „Dienst am Rekruten“, dann im „Dienst für den Fürsten“, den obersten Kriegsherrn. Dieses Dienstverständnis, das man schon an äußeren Phänomenen wie dem zähen Festhalten an der fürstlichen Kommandogewalt in den Kontingentsarmeen oder dem Drängen des Adels in die Leib- und Garderegimenter festmachen ist für die militärische Geschichte von solcher Bedeutung, daß ihr an anderer Stelle ein eigenes Kapitel gewidmet wird. Dieses Dienstverständnis beinhaltet auch den Gedanken, daß der Offizier, um seinem Fürsten wirklichen Dienst zu leisten, imstande sein muß, den bürokratischen Befehlsgang zu mißachten, vorgesetzten Stellen, ja sogar dem obersten Kriegsherrn selbst zu widersprechen. Die ideale Ausformung dieser selbständigen Dienstauffassung bildet die sogenannte „Yorck-Tat“, die bis in die 1920er Jahre immer als vorbildhaftes Handeln eines adligen Offiziers gegen den Herrscherwillen repetiert wurde – selbst wenn sie in entsprechenden Notsituationen keine Nachahmer fand.²³⁴

232 GOLTZ, Sendung, S. 1f.; SCHULENBURG, Erlebnisse, in: BA-MA, N 58/1, fol. 77, 81, 91; STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, 1-5, fol. 40; ZEDLITZ-TRÜTZSCHLER, 12 Jahre, S. 20.

233 So SCHULENBURG, Erlebnisse, in: BA-MA, N 58/1, fol. 77, 98 bezeichnenderweise im Zusammenhang mit einer Diskussion des „Führerversagens“ im Ersten Weltkrieg. Vgl. den Bericht des bayerischen Vertreters im Großen Hauptquartier, Oberst RITTER MERTZ V. QUIRNHEIM, an den bayerischen Kriegsminister KREß V. KRESSENSTEIN vom 6.9. 1916, in: BA-MA, N 242/6, fol. 32f., in dem es u.a. heißt, daß „die Truppe es gern mag, wenn sie hart angefaßt“ wird. Zur Festigung des „Führertums“ trägt auch demnach auch Kaltblütigkeit in kritischen Lagen bei. So bei Otto v. BELOW, Erinnerungen, in: BA-MA, N 87/37, fol. 46. und v.a. bei LOBBERG, Tätigkeit, S. 28f.

234 Vgl. die von Dorothea v. FABECK verfaßte „Denkschrift“ für den Familien- und Freundeskreis über die Tat von Tauroggen, durch die Yorck gerade weil er beim König in Ungnade gefallen war, seine tiefe Königstreue bewiesen hätte: „Damit hat er der Opferbereitschaft des Volkes erst eine Gasse geöffnet, indem er, wie einst Arnold Winkelried die Lanzenspitze in die eigene Brust bohrte, alle Widerwärtigkeiten auf sich nahm, um Preußen den Weg zur Freiheit zu bahnen.“ Daß dieser Text nicht als reine Reminiszenz verfaßt wurde, sondern als konkrete Orientierung für das Jahr 1912, verdeutlicht das Schlußwort: Wir brauchen Männer wie Yorck und die Helden seiner Zeit, die in ihrer selbstlosen Größe unser Volk loszureißen vermögen von kleinlichen Sonderinteressen und für eine große Sache zu begeistern.“ In: WAA, Archiv Ostwig, N1 Lüninck, Nr. 613. Auf der Hand liegen die Yorck-Analogien für die Zeit nach 1918. Insbesondere Hindenburg mußte sich mehrfach den Vorwurf gefallen lassen, er hätte am 9. November 1918 in Spa wie „ein Yorck“ handeln müssen. Vgl. FREYTAG-LORINGHOVEN, Menschen, S. 323; HINDENBURG, Leben, S. 9.

In seinem Junker-Buch schildert Walter Görlitz zahlreiche adlige Eigenwilligkeiten und Schrullen mit der beigelegten Erklärung, diese Idee des „freien Herrentums“ stamme aus adliger Frondeurstradition, adliger Gehorsam sei hingegen eine „Entscheidung in sittlicher Freiheit.“²³⁵ Gerade die preußische Militärgeschichte ist voll von prominenten adligen Befehlsverweigerern, Deserteuren oder auch einfach nur kauzigen Querulanten. In Anekdoten wird die Erinnerung an die Eigenmächtigkeiten eines Seydlitz, Marwitz oder Yorck wachgehalten, getreu der Maxime des Prinzen Friedrich Karl v. Preußen, daß ein preußischer Offizier wissen müsse, wann er nicht zu gehorchen habe. Auch im 19. Jahrhundert hat es diesen Ungehorsam nicht nur als Ideal, sondern auch in der militärischen Praxis gegeben. Der gealterte General v. Wrangel, den der Kronprinz Friedrich als „half foolish“ charakterisierte und dessen Kaltstellung er forcierte, besetzte mit seinen Truppen 1864 eigenmächtig Jütland und schuf damit erhebliche diplomatische Probleme, die Kommandierenden Generale v. Steinmetz und Vogel v. Falckenstein widersetzten sich 1870 sehr zum Leidwesen der düpierten Generalstabsoffiziere nicht nur den Befehlen Moltkes, sondern auch denen ihres Oberbefehlshabers Prinz Friedrich Karl v. Preußen. Selbst für die wilhelminische (Friedens-) Zeit sind einige Anekdoten überliefert, welche die Widerspenstigkeit einzelner hoher militärischer Führer von adliger Herkunft gegenüber dem obersten Kriegsherrn zum Wohle des Ganzen zum Ausdruck bringen sollen.²³⁶

Tatsächlich hat die preußische Armee, basierend auf dem von Gneisenau entwickelten Konzept der selbständigen Führung, ein in Europa einzigartiges Modell der „Schlachtfeldfreiheit“ entwickelt, das gängigen Vorstellungen von der Generalität als willenlosem Werkzeug

235 Görlitz, JUNKER, S. 256-258. Zur Relativierung dieser Vorstellung vgl. Malinowski, Vom König zum Führer, S. 104-108.

236 KRONPRINZ FRIEDRICH, Tagebücher 1848-1866, 252f.; BRONSART V. SCHELLENDORF, Geheimes Kriegstagebuch, S. 71 u. 79. Als ihm der Oberbefehl über die Armee Steinmetz übertragen wurde soll Prinz Friedrich Karl bemerkt haben: „Man stellt mir eine unlösbare Aufgabe. Ich soll einen General unter meinen Befehlen haben, der selbst dem König nicht gehorcht.“ Beide Kommandeure wurden jedoch bald – ehrenvoll – abgeschoben. Vgl. auch LANCKEN-WAKENITZ, Leben, S. 24 über den widerspenstigen Gardeoffizier Moritz v. Bissing, der Wilhelm II. das Leben schwermachte: „Denn der Herrscher war nicht nur für ihn das Höchste, sondern er sollte auch das Höchste sein, und diesem kategorischem Imperativ des Sollens mußte unter Umständen auch der formale Gehorsam und die formale Untertänigkeit nachstehen. Vgl. die unter der Überschrift „Bewertung der Persönlichkeit im Offizierkorps“ gemachten Ausführungen des bayerischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Ludwig FRHR. V. GEBSATTEL, an den bayerischen Kriegsminister v. HORN vom 23.11. 1905, in: BHStA, KA, MKr. 42, Nr. 2492.

des obersten Kriegsherrn widerspricht.²³⁷ Die höhere Führung sollte eben nicht strikt in das Prinzip von Befehl und Gehorsam eingebunden sein, sondern wurde zu individueller Initiative und Kreativität auf dem Schlachtfeld angehalten, selbst wenn dies der Befehlslage widersprechen sollte. Dieser Vorstellung, die dem adligen Offiziersentwurf sehr entgegenkam, wenn sie nicht sogar aus dieser Tradition heraus, aus der Not eine Tugend machend, entwickelt worden war, entsprach die sogenannte Auftragstaktik, die bis ins 20. Jahrhundert, unter allerdings erheblichen Modifikationen, die dominierende Führungsdoktrin der preußisch-deutschen Armeen geblieben ist.²³⁸ In Anknüpfung an die reformerischen Experimente zu Anfang des Jahrhunderts trieb zunächst Hellmuth v. Moltke (der Ältere) die Freiheit in der Wahl der Mittel zur Erlangung des taktischen Zwecks voran. Doch erst in den 1880er wurde die Auftragstaktik, gegen z.T. heftigen Widerstand jener Offiziere, die den Unterführern die Fähigkeit zur Selbsttätigkeit absprachen, zur allgemein akzeptierten Norm. Es würde wohl zu weit gehen, die Auftragstaktik ausschließlich an ein aristokratisches Führungskonzept zu knüpfen und doch finden sich in der Idee des „freien Herrentums“ ähnliche Elemente. Ein adliger Generalstabsoffizier forderte nach 1918 mit offensichtlicher Spitze gegen Ludendorff „Führer von großer geistiger Freiheit, Männer der unbefangenen Sorglosigkeit“, denn die Sorge um mögliches Unheil lähmt die Freiheit der Entscheidung.²³⁹ Innere Freiheit bildete eine Essenz des preußischen Dienstbegriffes. Erst die vollständige Unabhängigkeit von äußeren Einflüssen

²³⁷ Ich folge KNOX, *The Prussian idea of freedom and the „career open to talent“: Battlefield initiative and social ascent from Prussian reform to Nazi revolution, 1807-1944*, in: ders., *Common Destiny*, S. 186-226 hier: S. 194. Vgl. eine Denkschrift des Stabes des Chefs des Generalstabs anlässlich des 100. Geburtstages des Generalfeldmarschalls v. Moltke vom 25.10. 1900, in: SHStA Berichte des sächsischen Militärbevollmächtigten zu Berlin, Nr. 4517, wo es über das „System der Aushilfen“ heißt: „...Es ist die Behauptung, dass für jeden Fall das Zweckmäßigste gesucht werden muß, und es ist die Herstellung voller Freiheit für den Führer, das zu thun, wodurch er den Sieg gewinnen zu können glaubt.“

²³⁸ Stephan LEISTENSCHNEIDER, *Auftragstaktik im preußisch-deutschen Heer 1871-1914*, S. 76 mit der erhellenden Klarstellung, daß es nicht um „Selbständigkeit oder Eigeninitiative an sich [ging,] sondern ihre sinnvolle Verbindung mit ihrem scheinbaren Widerpart, dem militärischen Gehorsam und der militärischen Disziplin zum Wohle des Ganzen.“ KNOX, *Prussian idea*, S. 194f. sieht eine kontinuierliche Verlagerung der „Entwicklung der Individualitäten“ (so Roon 1858) nach unten. Galten die Regeln der Auftragstaktik zunächst nur bis zur Division herab, wurden 1873 die Kompanien eingeschlossen. Im Ersten Weltkrieg endet dieses Führungskonzept schließlich in den von Max Bauer entwickelten Stoßtruppen, kleinsten taktischen Einheiten von acht Mann, die von einem Unteroffizier geführt wurden. Fast überflüssig zu erwähnen, daß dieses Führungsmodell mit aristokratischen Traditionen allerdings nichts mehr zu tun hatte.

²³⁹ BOETTICHER, *So war es*, in: BA-MA, N 323, fol. 43f.

ermöglicht den Mut zur Entscheidung, zur Tat: „Dienen heißt: Die Kette zerreißen, die an das Ich, an des Lebens Freude und Leid, an alles Menschliche fesselt.“²⁴⁰

Der aristokratische Führungsgedanke beinhaltet nicht zuletzt auch diesen ungebändigten Willen zur Tat. Der Seeoffizier Bogislaw v. Selchow formulierte dies so: „Der Vorsichtige legt das Ruder nur zehn Grad nach Steuerbord. Der Wagende befiehlt Steuerbord 25. Das kann leicht schiefgehen. Aber Wagen ist Herrenart. Wer sich mit zehn Grad an der Verantwortung vorbeidrückt, ist zum Kärner geboren, nicht zum König.“²⁴¹ Wagen statt wägen, handeln statt händeln, erst die instinktiv richtige und energische Tat macht den wahren Führer aus. Diese Vorstellung besitzt für militärische Verhältnisse sogar eine gewisse Plausibilität, muß doch in manchen Schlachtsituationen binnen Sekunden eine Entscheidung getroffen werden. Diese Fähigkeit zur Entscheidung ergibt sich aber nicht aus bürokratischem Denken oder Bildungswissen, sondern aus charakterlichen Eigenschaften. Die rhetorischen Vorlagen hierzu gab der oberste Kriegsherr persönlich: „Die Hauptsache für uns alle aber ist der Charakter. Charakter bedeutet den Willen zum Sieg; Anbeißen, so wie man den Feind sieht, der erste Gedanke: der wird geschlagen. Was sich weiter ergibt, schreibt er mir durch Feuer und seine Formation vor. Im Kriege ist nur der Charakter maßgebend. Ich verweise auf Blücher 1813 und Constantin von Alvensleben bei Vionville, der nicht gefragt hat, in welcher Formation man sich schlug, er griff einfach an. Der Charakter überwiegt über die korrekte Mittelmäßigkeit, vor der uns der Herr Gott für alle Zeiten bewahren wolle!“²⁴² Der Charakterbegriff, verstanden als Befähigung des einzelnen militärischen Führers, zweckmäßige, siegbringende Entscheidungen eigenständig auch gegen die Anordnungen übergeordneter Stellen zu treffen wurde im Adel geradezu zum Fetisch, bildet er doch einen wirkungsvollen Gegenpol zur Zentralisierung und Bürokratisierung militärischer Befehlsstrukturen und zu automatisierten Entscheidungsmechanismen, die den wilhelminischen Führungsstil eben auch prägten.

Die Betonung des Charakters, der Selbständigkeit hatte freilich auch eine gesellschaftliche Bedeutung, die weit über enge fachmilitärische

240 So Alfred Graf Schlieffenz zit. nach BOETTICHER, Schlieffen, S. 10.

241 SELCHOW, Hundert Tage, S. 75, 257; vgl. FREYTAG-LORINGHOVEN, Menschen, S. 28, 150; BRAUN, Ostpreußen, S. 213, HINDENBURG, Leben, S. 5f., 64f.; OLDENBURG-JANUSCHAU, Erinnerungen, S. 69; RHEINBABEN, Kaiser, S. 17f.; WILMOWSKY, Rückblickend, S. 69; WINTERFELD, Jahreszeiten, S. 215

242 Besprechung Seiner Majestät des Kaisers am Schlusse des Kaisermanövers 1912, in: BA-MA, N 78/23, fol. 15af..

Handlungsanweisungen hinausreichte. Mit ihr sollte der Adel als kämpfender Stand für die erwarteten zukünftigen Auseinandersetzung über die Ausgestaltung der Gesellschaft und ihrer Herrschaftsverhältnisse gehärtet werden. Das *Deutsche Adelsblatt* führte in deutlicher Sprache eine scharfe Klinge: „Zumal der Adel braucht Charaktere, Charaktere, die sich noch der Tatsache bewußt sind, daß die Geschichte berechtigt ist, an sie einen besonderen, der Vergangenheit ihres Standes entsprechenden Maßstab zu legen [...]. Der Typ des modernen im Fahrwasser der Tagesströmungen dahingleitenden Adelsrepräsentanten bietet keine Gewähr für Heranbildung eines den kommenden Stürmen gewachsenen Geschlechtes. Auf dem Rennplatz und vom Automobil herab, Arm in Arm mit den Aristokraten des Kapitals wird man die Schlacht der Zukunft nie entscheiden.“²⁴³

4.4. Vor-Sterben. Der adlige Helden- und Opferkult

Der bürgerliche General Georg Maercker kritisierte nach 1918 die Rekrutierungspraxis im Offizierkorps während des Krieges. Demnach seien zu viele „knabenhafte Jünglinge aus der Schicht der Gymnasial- oder seminaristisch Gebildeten zu Offizieren gemacht“ worden, von denen „manche [es nicht] verstanden, ihren Leuten vorzuleben, so wundervoll auch viele tausend, ihre Hauptpflicht zu erfüllen wußten, nämlich ihrer Mannschaft vorzusterben.“²⁴⁴ Damit deutete er implizit auf die Fähigkeit der Vorkriegsoffiziere hin, beides – vorbildhaftes Leben wie vorbildhaftes Sterben – in einer Person vereinen zu können. Zu den adligen Mentalitätskernen zählt auch die Vorstellung, ein vorbildhaftes Leben zu führen, anderen ein Beispiel zu geben und bis, ja über die Grenzen zu gehen. Bei Thomas Carlyle, dem Bewunderer Friedrich des Großen und des altpreußischen Adels, lautet ein Leitsatz „Was hat Adel eigentlich zu bedeuten? Darin, daß man wacker für andere leidet, liegt der Adel, nicht aber darin, daß man träge andere für sich leiden läßt. Der Anführer der Menschen ist Der, welcher vor der vordersten Reihe der Menschen steht, der Gefahr trotzt, vor welcher alle anderen zurückschrecken [...] *Il faut payer de sa vie.*‘ Dies ist das eigentliche und wahrhafte Gesetz. Überall und stets muß der Mensch

²⁴³ ANONYM, „Zur Standeszukunft“, in: DAB 24 (1906), S. 91f. Zur Diskussion des Charakterbegriffes im Adel vgl. Funck/Malinowski, „Charakter ist alles“, v.a. S. 77-88 und Teil II dieser Arbeit.

²⁴⁴ Georg MAERCKER, Vom Kaiserheer zur Reichswehr, S. 49. Nahezu gleichlautend der ehemalige (nobilitierte) Kriegsminister Hermann v. STEIN, Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges, S. 146.

„mit seinem Leben bezahlen“, er muß, wie der Soldat, sein Werk auf Kosten seines Lebens verrichten.“²⁴⁵

In diesem Abschnitt soll das vorbildhafte Leben „jenseits der Grenze“, das Sich-Aussetzen der Gefahr, das Leiden und das Sterben im Krieg als letzte Konsequenz der adligen „Kultur des Dienens“ untersucht werden. Noch in den 1950er Jahren erklärte der Gutsbesitzer und Offizier a.D. Magnus Freiherr v. Braun diese „Kultur des Dienens“ zur Essenz des ostelbischen Adels: „*Aushalten von Strapazen, eiserne Disziplin, Härte gegen sich selbst, Selbstlosigkeit, eiserne Pflichterfüllung und Opferfähigkeit*: „Darin lag die Kraft des alten Preußens, nicht im Gold und in der Kohle.“²⁴⁶ In solchen Stilisierungen wird ein Begriffs- und Bedeutungsfeld des Schon-Immer-Gewesenen entfaltet, das die naturgegebene *Kargheit* des Bodens mit der *Einfachheit* der Lebensverhältnisse bzw. der *Nüchternheit* der Lebensführung verknüpft und schließlich auf charakterliche Qualitäten wie *Pflichterfüllung*, *Härte* sowie nicht zuletzt *Opferbereitschaft* verweist.²⁴⁷

Todesverachtung und Opferbereitschaft gehören zu den gängigen Vorstellungen in den Militär-Clans, denn wer den Tod fürchtet und im Extremfall zurückweicht, der hat schon die Legitimation als Führer verloren.²⁴⁸ Als Vorstufe dazu führen uns die Adels-Autobiographien preußischer Prägung in eine Lebenswelt, die nicht von opulenten Genüssen, sondern von Spartanertum, Entsagung und Verzicht und nicht zuletzt von Härte geprägt ist: Kinder erhalten, wenn überhaupt, nur Sonntags ein Zuckerstück oder eine Buttersemmel zur

245 Thomas CARLYLE, Arbeiten und nicht verzweifeln. Auszüge aus seinen Werken, S. 110 (ursprünglich in: *The Past and the Present*). Man kann Carlyle auch als Wegbereiter einer verbürgerlichten (männlichen) Heroenkultur lesen, wie dies Ute FREVERT, Herren und Helden, in: van Dülmen, *Erfindung des Menschen*, v.a. S. 323f. in bezug auf ein einzelnes Werk – *On Heroes, Hero-Worship, and the Heroic in History* – tut, doch mißachtet diese Lesart, die das Gesamtwerk des englischen Bildungsbürgers Carlyle durchziehende generelle Orientierung am Leitbild des ostelbischen Adels. Umgekehrt zählte auch Carlyle zu den vielgelesenen Autoren im preußischen Adel. Moltke zählte dessen Publikationen neben der Bibel und dem Faust zu den ihn am stärksten prägenden Büchern.

246 BRAUN, *Ostpreußen*, S. 49f. (Hervorhebungen im Text).

247 Die gängigen Tugendkataloge finden sich in 99 Prozent der Memoirenliteratur und in einigen halbwissenschaftlichen Veröffentlichungen. Bspw. Gerd HEINRICH, *Geschichte Preußens. Staat und Dynastie*, S. 22-26 und Giles MACDONOUGH, *Prussia. The Perversion of an Idea*, S. 109-136. Für eine frühe Verknüpfung des „Bodens“ mit dem „Blut“ eine beispielhafte Anekdote, nach der ausgerechnet die aus England stammende Kaiserin Friedrich einmal vorwurfsvoll gefragt haben soll, was es in der Mark Brandenburg außer Sand, Kartoffeln und Kiefern denn noch gäbe, worauf ihr angeblich geantwortet wurde: „und HELDEN, Königliche Hoheit!“ Zit. nach: HADELN, *Sonne*, S. 288.

248 Walter v. HÜLSEN, Vortragsmanuskript „Vom Werden und Sterben der altern Wehrmacht“ o.D. (verm. 1928), in: BA-MA, N 280/167.

Morgenmilch, Offiziersfrauen skizzieren ein Leben in „Selbstverleugnung und harter Selbstzucht“ und selbst der für seinen Hang zu Prunk und Pomp bekannte Wilhelm II. stilisiert sein Leben zum Spartaner-Dasein.²⁴⁹ Ein Portrait Hindenburgs von 1915 beginnt mit der Betonung seiner Abstinenz von allen Verlockungen weltlicher Genüsse: „Mäßig im Essen, wie er es im Grunde war, war er es auch im Trinken. Nie trank er zum zweiten Frühstück ein Glas Bier: es macht dick und denkfaul. Geraucht hat er selten, nur wo es bei einer Gesellschaft nicht zu vermeiden war. Karten kannte er kaum, nie hatte er Karten gespielt, nicht einmal Sechsendsechzig, was seine Schwester sich vergeblich bemühte, ihn als jungen Leutnant zu lehren. Er war stets anspruchslos und ließ sich keine Verweichlichung zu. Noch als Divisionsgeneral gönnte er sich nicht eine halbe Stunde Nachmittagsschlaf.“²⁵⁰

Das Aushalten von Strapazen ist in seiner extremsten Ausformung gleichsam die Essenz des Kriegerberufs: Die Bereitschaft zum Sterben. Albrecht v. Roon, dessen Sohn 1864 in den Krieg zog, schrieb an einen Freund: „Was die Leibesfährlichkeit anlangt, denen unsre Söhne ferner entgegen geh'n, so sage ich mir – und ich glaube daran – daß die größeren Gefahren des Krieges für den einzelnen nichts bedeuten sollen und dürfen, als das vom Donner der Kanonen ihnen laut zugerufene: ‚Mensch, Du mußt sterben!‘, was jedermann auch in der tiefsten Stille des Friedens sich täglich, stündlich selbst zuflüstern sollte; [...] Als die Söhne ausgezogen, da haben wir sie schon weggegeben ganz und gar; kehren sie einst unverletzt zurück, so sind sie ein neues Geschenk unseres gnädigen Gottes.“²⁵¹

249 FALKENHAUSEN, Erinnerungen, in: BA-MA, N 246/40, fol. 21.; STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, 1-5, fol. 13, 23f.; GREGORY, Soldatenfrau, S. 55; BRANDENSTEIN-ZEPPELIN, Erlebtes, in: BA-MA, N 491/1, fol. 18f.; KROCKOW, Reise, S. 128; EINEM, Erinnerungen, S. 19; WILHELM II., Leben, 24-33. Vgl. u.a. BRAUN, Ostpreußen, S. 398; LANCKEN-WAKENITZ, Dienstjahre, S. 19f.; UNRUH, Stunde 7f.; WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, Erinnerungen, S. 58; ZOBELTITZ, Knödelländchen, S. 15f.; LERCHENFELD, Denkwürdigkeiten, S. 2. Am penetrantesten, das „alte Preußen“ mit der „materialistisch verseuchten“ Gegenwart der Weimarer Republik abgleichend ist Rüdiger v.D. GOLTZ, Die Vorkriegsgeneration (Vortragsmanuskript vom 22.2. 1932), in: BA-MA, N 714/13, fol. 2: „Im alten Preußen wurde ein karges Brot gegessen. Ich habe in den 70er Jahren mit meinen 4 Geschwistern als Kind Butter selten erhalten. Trockene Wassersemmel hielt man für ausreichend, ebenso abends eine Mehlsuppe.“

250 Bernhard v. HINDENBURG, Paul von Hindenburg. Ein Lebensbild, S. 65f. Vgl. auf S. 70 die groteske Schilderung von einem Spaziergang Hindenburgs mit seinen Enkelkindern, dem er „gern einen militärischen Anstrich“ gab. Die Enkel mußten Steine sammeln, die im Kinderwagen transportiert wurden, „und die Felddienstübung hatte die Aufgabe, den Weg auszubessern.“

251 Brief von Albrecht v. ROON an Clemens Theodor PERTHES, vom 14.2. 1864, zit. nach: Roon. Glaube und Soldatentum, hg. v. Reinhard Hübner, S. 229f. Vgl. Bernd HÜPPAUF, der Sieg ist verschlungen in den Tod, S. 88, der für den Ersten Weltkrieg auch in der

Um es vorweg zu nehmen, die allermeisten adligen Offizieren kehrten unverletzt aus den Kriegen zurück. Doch die Adels-Erinnerungen memorieren vorwiegend die „ungezählten Schlachtfelder, die des Adels Blut getrunken“ haben.²⁵² So stand im kriegerischen Adelsgedächtnis vor 1914 v.a. das Gedenken an das „Massaker“ von St. Privat am 18. August 1870 im Vordergrund, dem Opfergang der preußischen Garde, bei dem der Kommandeur des Gardekorps, Prinz v. Württemberg, gegen den Willen des Kommandeurs der 1. Garde-Division v. Pape ohne artilleristische Vorbereitung zur Attacke befahl.²⁵³ Tatsächlich starben bei dieser militärisch zweifelhaften Attacke 315 Junkeroffiziere, doch größer war die Zahl der gefallenen bürgerlichen Offiziere, von den gefallenen Nicht-Offizieren gar nicht zu reden. Insgesamt wurden in diesem Krieg 6.247 Offiziere sowie 123.453 Unteroffiziere und Mannschaftssoldaten an Verwundeten, Vermißten und Gefallenen gezählt, von denen unter Einrechnung der Nobilitierten in erster Generation und der Nicht-Offiziere 1.849 adlig waren. An adligen Kriegstoten im preußischen Dienst, Vergleichszahlen anderer Kontingente liegen leider nicht vor, listet das „Ehrenbuch“ 464 Personen auf, von denen im allein im August 1870, dem Monat mit den meisten Gefechten in der Bewegung, mehr getötet wurden als zwischen September 1870 und Februar 1871.²⁵⁴ Weitaus bedeutsamer als diese Gesamtzahlen war, daß sämtliche bekannten

Vorstellungswelt bürgerlicher Kreisen mit der bewußten Kriegsteilnahme eine Aufgabe des Anspruches auf einen natürlichen Tod feststellt.

252 So der Landesführer der Abteilung Württemberg-Hohenzollern, Erprinz Gottfried zu HOHENLOHE-LANGENBURG auf dem Adelstag 1939, in: DAB 53 (1939), S. 769

253 Michael HOWARD, Franco-Prussian War S. 175 spricht treffend von einem „massacre“. Vgl. für die Bedeutung von St. Privat für das Adelsgedächtnis v.a. OLDENBURG-JANUSCHAU, Erinnerungen, S. 82f. in Wiedergabe einer Reichstagsrede, die den verabschiedeten Obersten Richard Gädke im Berliner Tageblatt zu einer scharfen Replik provozierte: GÄDKE, Junker und Bürger auf dem Schlachtfelde, in: BT. Nr. 79 (1908); GOLTZ, Denkwürdigkeiten, S. 54f.; HINDENBURG, Leben, S. 35; HOHENLOHE-INGELFINGEN, Leben, S. 283f. Das Gardekorps beging nach 1871 einen eigenen „Tag von St. Privat“, der gelegentlich auch mit großen Paraden verknüpft wurde. Siehe VOGEL, Nationen, S. 152 und v.a. GREISER, Geschichte des Vereins ehemaliger Kameraden des 1. Garde-Regiments zu Fuß, S. 20-25. Auch WILHELM II. und der damalige Kommandeur des 1. Garde-Regiments zu Fuß PRINZ EITEL-FRIEDRICH bezogen sich bei ihren Ansprachen zur Verabschiedung des Gardekorps am 9. August 1914 auf die „glorreichen Tage“ von St. Privat. Siehe: OPPEN, Leseskizzen, S. 152f.

254 Die Zahlen nach EHRENBUCH des preußischen Adels 1870/71, hg. v. Deutschen Institut für Adelforschung. In Anlehnung an Vorgängerwerke über die Kriegstoten der beiden Weltkriege wurde das „Ehrenbuch“ 1998 erstellt. In den Worten des Herausgebers bildet es „ein Denkmal für die Opfer, die der deutsche Adel brachte, und für diesen selbst, der auf traurige Art und Weise bewies, daß er nicht nur Rechte in Anspruch nehmen, sondern auch Pflichten bewußt wahrnehmen konnte.“ Die Bandbreite der in den Details mitunter skurrillen Beschreibungen der Todes- und Verwundungsarten reicht vom Kopfschuß und Bajonettstich, über den Gesäßschuß bis hin zum Fußsohlenstreifschuß.

Familien des preußischen Adels in dieser Liste vertreten sind, die meisten mit einem bis drei Tote. So werden im „Ehrenbuch“ die Familien v. Alvensleben mit 10 Verwundeten und fünf Toten, v. Arnim mit 12 Verwundeten und 4 Toten, v. d. Osten mit 10 Verwundeten und 2 Toten, die Grafen Schwerin mit 7 Verwundeten und 4 Toten, v. Tresckow mit 8 Verwundeten und 5 Toten, v. Trotha mit 9 Verwundeten und 2 Toten und schließlich v. Wedel(l) mit 16 Verwundeten und zwei Toten genannt. Nicht nur weil die Gesamtzahl der Verwundeten und Toten so hoch war, sondern v.a. weil nahezu jede preußische Adelsfamilie wenigstens einen Kriegsverletzten vorweisen konnte, reklamierten diese das Monopol auf Opfer- und Todesbereitschaft für sich.

Dramatischer als diese nüchternen Zahlen lesen sich die Beschreibungen adligen Opfertums, deren eindrucklichste aus dem 18. Jahrhundert stammt und den Startpunkt für die Wiedererfindung des preußischen Adels als Opfergemeinschaft bildet. Bei der Suche nach seinem Offizier und Jugendfreund v. Wedel auf einem der Schlachtfelder des Siebenjährigen Krieges soll Friedrich der Große auf sein fragendes Rufen, „Wedel? Wo ist Wedel?“, aus den Reihen der umher liegenden Opfer die berühmte Antwort erhalten haben: „Majestät, hier liegen lauter Wedels.“ – „Später nach dem Siebenjährigen Krieg“, so die Anekdote weiter, „durchreist der König das Gebiet der Wedels und fragt, wo sie denn alle geblieben seien, früher sei doch hinter jedem Ginsterbusch einer hervorgekrochen? Der Landrat, der den König begleitet, erwidert leise: ‚Majestät, sie sind alle tot.‘ Zweiundsiebzig der Wedel sind in Friedrichs Kriegen gefallen.“²⁵⁵ Die Kriegstoten des Adels folgten im Sterben einem ganz eigenen Muster, das sich von der Masse abhob und dessen Eigenheiten im folgenden umrissen werden sollen. Zwar hatten die Militär-Clans über die Jahrhunderte „die besten ihrer Söhne“ in durchaus beeindruckender Zahl auf den Schlachtfeldern zurückgelassen, doch waren sie nie den Massentod gestorben. Sie blieben niemals namenlos, sondern wurden in Heldengedenkmappen aufgelistet, ihre Züge sorgfältig herauspräpariert und in die Ahnengalerien eingereiht. Den „unbekannten Soldaten“ hat der Adel vor dem Ersten Weltkrieg nicht

²⁵⁵ So die letzte Version der in adligen Erinnerungswerken in unterschiedlichen Variationen immer wiederkehrenden Anekdote: KROCKOW, Reise, S. 192. Vgl. OERTZEN, Junker, S. 380f. Zum Clan der v. Wedel ist anzumerken, daß sie im 19. Jahrhundert keineswegs ausgestorben waren, sondern mit insgesamt 217 Offizieren von allen preußischen Adelsgeschlechtern die größte Zahl an militärischem Führungspersonal stellten. 1913 dienten bspw. von 128 männlichen Familienmitgliedern 61 als aktive Offiziere, 43 waren inaktive bzw. Reserveoffiziere.

gekannt. So scheinen wir viel über die Überlebten zu wissen, doch ihre Geschichte wurde von den Überlebenden in schrillen Farben als Heldengeschichten und Kriegslegenden mit ganz bestimmten legitimatorischen Absichten geschrieben. Selbst wenn dauernd von ihnen gesprochen wird, über die Toten geben diese Erinnerungen zunächst nur wenig Auskunft und das, was wirklich auf dem Schlachtfeld geschah, bleibt Gegenstand einer permanenten herrschaftlichen Umdeutung. Dennoch läßt sich aus den retrospektiven Schlachtenbeschreibungen wenigstens ableiten, wie das Selbst-Opfer im Krieg dargebracht werden sollte, mit welchen Erwartungen und Vorstellungen jene, die sterben würden, in den Kampf traten. Diese Vorstellungen waren keineswegs statisch, sondern dem historischen Wandel unterworfen. Insbesondere die Darstellungen des Ersten Weltkrieges enthalten seltene Momente des Schmerzes, der Furcht und des Zweifels und erinnern an die Diskrepanz zwischen vorgegebenem Selbstbild und Kriegsrealität, v.a. aber an den Zusammenbruch adliger „Todeskenntnis“ im Zeitalter des modernen Krieges.

Zwei maßgebliche Elemente des standesgemäßen Soldatentodes lassen sich relativ leicht herausarbeiten: der adlige Offizier stirbt mit einer durch Konventionen festgeschriebenen körperlichen und geistigen *Haltung* und er stirbt als *Führer*. Selbst in den letzten, extremsten Momenten des Lebens bestimmen die Verhaltensrichtlinien der Adelsgesellschaft die physische und psychische Einstellung mit der man dem Tod entgegentritt. In „freudiger Erwartung“ drängen junge Leutnante und gealterte Kommandeure zur vordersten Linie, wo sie mit „Hochgefühl“ die Aussicht auf Bewährung in der Gefahr vermuten. Selbst ein Sproß aus standsherrlicher Familie, und damit Teil der hauchdünnen und exklusiven Schicht des deutschen Hochadels, folgte als Kommandeur der Gardeartillerie zumindest rhetorisch den Erwartungen, nicht zuletzt um die Ehrbarkeit seiner viel geschmähten Waffe nachzuweisen: „Es zog mich am 17. [Januar 1871] früh mit einer wahren Sehnsucht nach den Batterien, denn zwei Tage hatte ich nicht im feindlichen Feuer gestanden. Es besteht ein eigentümlicher Reiz darin. Man ist am Ende des Tages seinem Herrn und Gott sehr dankbar, wenn man gesund davon wiederkehrt, und doch sehnt man sich wieder dorthin am anderen Tage, besonders wenn man dabei anzuordnen befugt ist und man fürchtet, es könnte etwas versäumt werden, wenn man abwesend ist.“²⁵⁶ Die Überzeugung von

²⁵⁶ HOHENLOHE-INGELFINGEN, *Leben*, S. 387. Zur „Sehnsucht“ nach der Schlacht siehe auch MARWITZ, *Stirb und Werde*, S. 10 und 12f. (1914); EULENBURG-HERTEFELD, 1925, 21f. (über den alten General v. Wrangel, der 1866 orientierungslos, aber „die Kugeln

der Notwendigkeit der Sichtbarkeit des Vorgesetzten während des Kampfes, gleichermaßen zum Schutz und zur Anleitung der Soldaten, scheint allgegenwärtig gewesen zu sein: „[...] ich sollte mich doch nicht unnötig exponieren, es ließ mir aber keine Ruhe, ich mußte immer wieder vor, damit meine Leute mich sehen, wie ich winkte, rief und kommandierte.“²⁵⁷ Aus der Tradition des Kriegerfürsten, der herausgehoben den Kämpfern ein Beispiel gab, stammte die Vorstellung von der nicht nur militärisch begründeten Verpflichtung des Führers zum Vorbild. Diese mentale Einstellung und ihre militärische Rationalität illustriert eine Anekdote aus den Befreiungskriegen nach der ein Major v. d. Goltz mit den Worten „Am Beispiel hängt alles“ an die Front geritten sein soll: „Schon einen Augenblick später traf ihn ein Sprengstück einer Granate und warf ihn tot vom Pferde. Das Regiment aber hielt sich; denn in den Sekunden, da sie ein solches Sterben erlebt, kann eine Truppe unlöslich zusammenwachsen.“²⁵⁸ Noch für die ersten Wochen des Ersten Weltkrieges wird berichtet, daß sogar Kommandierende Generale, freilich gegen den Willen ihrer Generalstabsoffiziere, in die Todeszone drängten, „um dabeizusein, wenn es galt.“²⁵⁹ Sich im Moment des Kampfes an der Front aufzuhalten, hieß zum einen die Soldaten, wenn nötig auch unter Anwendung von Gewalt, anzuleiten, Führungsaufgaben wahrzunehmen und die Bestimmung zur militärischen Führung zu legitimieren, vor allem aber die Ehre von Person und Familie zu wahren. In den propagandistischen Ausschlichtungen adliger Kriegsoffer wurde, analog zu den Schilderungen der Beziehungen zwischen Gutsherren und abhängigen Bauern oder Landarbeitern, neben dem Recht zur Führung besonders die Pflicht zur Fürsorge in den Vordergrund gestellt. So soll ein Graf Arnim 1907 in Südwestafrika im Kampf gestorben sein, „weil er einen seiner Reiter vor dem Verbluten schützen wollte, und hat, allen

suchend“ über das Schlachtfeld irrt); Brief von Otto v. BISMARCK an seine Frau vom 3.7. 1866, in: Bismarck-Briefe, hg. v. Hans Rothfels, S. 328f. (über Wilhelm I., der die Gefahr suchend in einen Kugelhagel hineinreitet und von seinem Ministerpräsidenten zur Raison gebracht werden muß).

257 Brief von Heinrich v. BOLTENSTERN an seine Frau vom 28.12. 1870, in: BLHA, Pr. Br. Rep. 37, Gutsarchiv Werben I (v. Schönfeldt), Nr. 390: Kriegserlebnisse des Oberstleutnants Heinrich Constantin Thurov von Boltenstern 1870/71.,

258 Friedrich SYBEN, Offiziere. Anekdoten aus vier Jahrhunderten, S. 161f.; H.O. v. ROHR, Qui transtulit. Eine Stammreihe der von Rohr, S. 235.

259 BOETTICHER, So war es, in: BA-MA, N 323, fol. 66f.; CRAMON, Erlebnisse, in: BA-MA, N 266/69, fol. 13. Später (fol. 49) jedoch kritisch gegenüber seinem Kommandierenden General Tülff v. Tscheppe u. Weidenbach, der sich immer dann nach hinten verzog, wenn es vorne „feierlich“ wurde.

Warnungen zum Trotz, sich dem sicheren Tode nicht preiszugeben, sein junges, glückliches, reiches, hoffnungsvolles Leben hingeworfen, ohne zu zucken, mit dem Rufe: „Dir hilft keiner, ich werde Dir helfen!“²⁶⁰ Nicht nur den Militär-Clans galt das Schlachtfeld als ein Ort höchster Ehre, wo unter Einsatz des Lebens neue Lebenschancen zugeteilt wurden. Es steht außer Frage, daß es auch andere, vielleicht friedfertigeren Möglichkeiten des Ehrerwerbs gab, doch nirgendwo sonst war der ‚Posten der Schwierigkeit‘ so nahe dem ‚Posten des Todes‘, die individuelle Hingabe so hoch. Im Austausch zu der Selbstverpflichtung, den Einsatz zu wagen, die Gefahr zu suchen und das Opfer zu riskieren, erhielt der Adelskrieger ein Maximum an Ehre zugewiesen, deswegen auch der scheinbar belustigende Ruf „Hurrah, ich bin verwundet, es lebe der König!“²⁶¹ im Augenblick des Kampfes. Drastisch formulierte dies Gottlieb Wilhelm v. Platen, Leutnant im Dragonerregiment v. Auer, wenn er einem Bürger der Stadt Königsberg zurief: „Ihr Scheißkerls, wer die Gefahr nicht scheut, den nur lieben die Götter.“²⁶² Das Suchen des Risikos in Erwartung eines Gottesurteils entsprang einerseits dem Willen, die herrschaftliche Autonomie des adligen Individuums zurückzugewinnen und andererseits der Überzeugung in eine höhere, fordernde Ordnung eingebunden zu sein – sich zusammensetzend aus der Familie als gleichgerichtete Geschlechterkette, der man würdig zu sein hatte,²⁶³ und der Monarchie als Garantin der adligen Weltordnung. Für den König zu sterben war keineswegs nur eine leere Formel, sondern die extremste Einlösung eines generationentiefen Treueschwurs. Von einem Besuch des preußischen Königs nach dem ‚Opfergang‘ des Gardekörps bei St. Privat 1870 berichtet Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen: „Die Tränen strömten unaufhaltsam aus seinen Augen, und er beklagte die schrecklichen Verluste, welche das Gardekorps erlitten. Ich war auch sehr ergriffen, ihn wiederzusehen, sagte ihm aber, die Verluste seien ja

260 OLDENBURG-JANUSCHAU, *Erinnerungen*, S. 84; GÄDKE, *Junker und Bürger auf dem Schlachtfelde* bemerkte in spitzem Ton dazu: „Was soll das alles beweisen? Daß in unserer ganzen Armee [...] der Geist der Kameradschaft und Hilfsbereitschaft, der Geist heldenmütiger Hingabe das Ganze noch höchst lebendig ist. Wer hätte es anders erwartet! Aber wie häßlich daraus einen Ruhmestitel für einen einzelnen Stand schmieden zu wollen, sich solcher Aufopferungsfähigkeit noch besonders zu rühmen! Eigenlob!“

261 CHAPPIUS, „Bei Hofe“, S. 36.

262 SYBEN, *Offiziere*, S. 121. Vgl. die Bemerkungen bei HOLSTEIN, *Lebensbekenntnis*, S. 41f. über den bekannten „Gefahrensucher“ General v. Wrangel.

263 Vgl. WINTERFELD-MENKIN, *Jahreszeiten*, S. 352 und die Rede eines FRHR. v. REIZENSTEIN von 1931: „Du stehst, mein Kind, in einer langen Reihe, bist das Glied einer Kette, die Dich hält und die Du fortschmieden muß!“ In: *Deutsches Adelsarchiv Marburg, DAG-Bayern*, Bd. 2, Hefter „Protokolle“, S.9 sowie Kap. 4.1.

nicht umsonst [...] Er konnte vor Schluchzen nur schwer sprechen und sagte nur noch: ‚Aber Ihr Scherbening, der gute, vortreffliche Scherbening!‘ ‚Der ist zu beneiden‘, erwiderte ich, ‚denn wir sterben ja alle gern für Euer Majestät!‘ ‚Das weiß ich‘, sagte der König, ‚und drum tut es mir eben so wehe.“²⁶⁴

Der Begriff *Haltung* beinhaltet allerdings mehr als nur die schlichte Bereitschaft, bis zum äußersten zu gehen, er schreibt auch einen bestimmten Stil der Selbst-Opferung vor. Selbst während des Kampfes und im Moment des Sterbens zeugen das unerschrockene ‚Aufrechtstehen‘ und ‚Vorwärtsgehen‘ von einer überlegenen Psyche und einem intakten Körper, gerade wenn einer dabei zum Krüppel geschossen wurde: „Er hatte ein fürchterliches Aussehen. Sein hageres Gesicht war von schrecklichen Narben zerrissen und entstellt. Diese hatte er in der Schlacht von Colombey, in der das erste Jägerbataillon sich mit großem Ruhm bedeckte, erhalten. Mutig war er seinem Zuge vorausgestürzt. Da erhielt er eine Kugel durch den rechten Arm. Er nahm den Säbel in die linke Hand. Eine zweite Kugel zerschmetterte ihm den Unterkiefer, so daß die Kinnlade herunterhing. Mit einem Taschentuch ließ er sich den Kiefer über dem Tschako festbinden und schritt seinem Zuge weiter voran. Da machte ihn ein dritter Schuß durch die Brust kampfunfähig.“²⁶⁵ In unnachahmlichem militärischen Stakkato faßte Prinz Friedrich Karl v. Preußen bei einer Bewertung der österreichischen Armee von 1864 diese Qualitäten zusammen: „Generäle à la Reischach, d.h. Hutschwenken, mir nach, vorwärts, bis sie zusammengeschossen werden, sabreurs, sehr viele aus guten Familien, gute Tournüre, der Truppe über viel Bestechendes, militärische Rücksichtslosigkeit gegen Land und Feind.“²⁶⁶ Die psychische Überlegenheit wird insbesondere dann deutlich, wenn der adlige Offizier dem sicheren Tod entgegengieht. Die Fähigkeit des Hartbleibens, des Erduldens wird in zahllosen Anekdoten herausgearbeitet. Selbstbeherrschung und ‚stille Leidensfähigkeit‘

264 HOHENLOHE-INGELFINGEN, *Leben*, S. 326. Einer weiteren Anekdote nach soll Wilhelm I. Heinrich v. Kleists Drama „Der Prinz von Homburg“ nicht verkraftet haben, weil ihm der Anblick eines preußischen Offiziers in Todesfurcht unerträglich war.

265 TRESCKOW, *Fürsten*, S. 20; vgl. CHAPPIUS, „Bei Hofe“, S. 34-36; EINEM, *Erinnerungen*, S. 27; BÜLOW, *Denkwürdigkeiten*, Bd. IV, S. 145f.

266 REISCHACH, *Kaiser*, S. 44f. Vgl. aber die unter dem Eindruck der hohen Anfangsverluste 1870 erfolgte Verurteilung eben dieser Gefechtspraxis in einer von Moltke d.Ä. inspirierten Allerhöchste Kabinettsordre vom 21.8. 1870: „Ich lasse dem braven Vorwärtsstürmen der Infanterie [...] gewiß die vollste Anerkennung zuteil werden, erwarte aber von der Intelligenz der Offiziere, daß es ihnen gelingen wird, [...] dieselben Erfolge künftig mit geringeren Opfern zu erreichen.“ Zit. nach: Moltkes *Militärische Werke*, hg. v. Großen Generalstab, Bd. 2/1, S. 7.

werden im Angesicht des Todes als oberste Maxime formuliert. Gemäß der angeblichen Forderung Friedrichs des Großen „Sterbe er schweigend!“ soll ein Hauptmann den Fähnrich v. Löwenstein mit „Fähnrich, halt’s Maul!“ angeherrscht haben als dieser bei St. Privat verwundet wurde und mit dem Ruf „Es lebe der König!“ zu Boden ging. Sogar für den Ersten Weltkrieg noch wurde derartige Härte gegen sich selbst als ein Element der Opferfähigkeit beschworen, dann allerdings schon als nationale Eigenheit: „Da sah ich im Lazarett deutsche Soldaten neben Franzosen, Belgiern und Marokkanern leiden und sterben. Nur unsere deutschen Männer litten schweigend. Die anderen wimmerten und hatten tausend Wünsche.²⁶⁷ Zwar knüpfte die „neue Willenskultur“ des wilhelminischen Deutschlands²⁶⁸ in vielerlei Hinsicht an die militärisch-aristokratischen Härtemetaphern an, die bürgerlich dominierten Härte-Diskurse richteten sich jedoch mitunter sehr direkt gegen jene Tendenzen zur Verweichlichung oder gar Verweiblichung, die man hinter einem alternativen exklusiv-aristokratischen Offizierskonzept vermutete, wie es v.a. in einigen Regimentern der Garde und der Kavallerie gepflegt worden war. Es träfe allerdings nicht den Kern der Sache, würde man von vornherein einen eindeutigen Gegensatz zwischen einer adligen und einer bürgerlichen Willenskultur konstruieren, die angebotenen Männlichkeits- und Offizierskonzepte schienen durchaus kompatibel. Vielmehr verlief der Riß zwischen einzelnen Fraktionen dieser sozialen Großgruppen, deren sukzessive Auflösung und Überführung v.a. in ein national-völkisches definiertes Konzept sich hier andeutete. Einen der entscheidenden Wendepunkte in diesem langfristigen Wandlungsprozeß stellt der dreifache Schock von Marokkokrise, Daily-Telegraph-Affaire und Eulenburg-Skandal dar,²⁶⁹ zu dessen Folgen u.a. der Austausch der höfischen Entourage, die Säuberungen im Offizierkorps der Garde und die „ faktische Abdankung“ Wilhelm II. gehörten. In diesem Zusammenhang wurde auf Druck insbesondere der nationalen Verbände der Begriff der militärischen Führerschaft neu entworfen. Der exklusiv aristokratische Anspruch auf Herrschaft, trotz

267 HÜLSEN, Wehrmacht, in: BA-MA, N 280/167, Anlage 3, fol. 5. Vgl. BÜLOW, Denkwürdigkeiten, Bd. IV, S. 147.

268 Joachim RADKAU, Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, S. 357ff.

269 Vgl. v.a. John C. G. RÖHL (Hg.), Philipp Eulenburgs Politische Korrespondenz, 3 Bde., S. 9-53. Siehe auch: Wolfgang J. MOMMSEN, Homosexualität, aristokratische Kultur und Weltpolitik. Die Herausforderung des wilhelminischen Establishments durch Maximilian Harden 1906-1908, in: Große Prozesse. Recht und Gerechtigkeit in der Geschichte, hg. v. Uwe Schultz, S. 279-288.

der Aufwertung des Adelskriegers nach 1870/71 zuvor schon in die Defensive geraten, brach nun in sich zusammen. Die Vorstellung vom militärischen Dienst als Selbstfeier der Vornehmen zur Sicherung und Schaustellung von sozialem Status, in der das Selbst-Opfer nur in der historistischen Rhetorik, nicht in der Tat eine Rolle gespielt hatte, reduzierte sich auf eine Randerscheinung von Nischenexistenzen. Die Willensmenschen der ostelbischen Militärclans hingegen hatten sich nicht nur als anpassungsfähig an das verhärtete Männerideal erwiesen, sondern hatten dessen Verhärtung mit betrieben. Während andere Adelslandschaften (v.a. das katholische Altbayern) bzw. Adelsgruppen (v.a. der Hochadel, die Reichsritter und die schlesischen Magnaten) in den nationalen Verbänden nur ausnahmsweise zu finden waren, hatten die Masse des preußischen Kleinadels, an dessen Spitze die ostelbischen Militärclans, die nach 1918 tonangebende radikale Neuformierung schon längst vollzogen.

Nur wer den gewaltsamen Kriegstod als zu erbringendes Opfer, gleichsam als höheres Schicksal und als Dienst an den Überlebenden versteht, kann diesen in Ruhe und Sicherheit erwarten und ertragen. Insofern erhalten die Opferung bzw. die glückliche Wendung die ursprünglichen Weihen des Heiligen zurück, während in der modernen Kriegergesellschaft das Töten und Getötet-Werden sakralisiert wird und der Soldatentod eine national-religiöse Verbrämung erfährt.²⁷⁰ Entsprechend der traditionellen Variante des Soldatentodes vermerkte der Generalleutnant Karl v. Roeder in seinen in den 1850er Jahren verfaßten Erinnerungen, daß „ein Volk wie ein einzelner Mensch, [...] nur ein würdiges Leben führen [kann], wenn es bereit ist, für seine Unabhängigkeit alles zu opfern, wenn ihm seine Ehre lieber ist als sein Leben, oder eigentlich, wenn es Gott mehr fürchtet als alle Menschen, wenn es ihm die von Gott angewiesene Stelle bereit ist, bis auf das äußerste zu verteidigen.“²⁷¹ Der Satz ‚das Leben liegt in Gottes Hand‘ illustriert die Überzeugung, daß das Leben ein zugewiesenes Gut ist und zurückgefordert werden kann und daß es eingebunden bleibt in eine Ordnung, aus der auszubrechen eine unzulässige Anmaßung des Individuums ist. Vor allem der Einfluß des seit den 1820er Jahren zunächst in Pommern wiederentdeckten und bis weit ins 20. Jahrhundert variierten und zeitlich eingepaßten ‚Adelspietismus‘ ist

²⁷⁰ Klaus LATZEL, Vom Sterben im Krieg. Wandlungen in der Einstellung zum Soldatentod vom Siebenjährigen Krieg bis zum Zweiten Weltkrieg, S. 32-46 u. 99; George L. MOSSE, Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben, S. 21-65; JEISMANN, Vaterland, S. 95f.

²⁷¹ Zit. nach Preußischer Choral. Deutscher Soldatenglaube in drei Jahrhunderten, hg. v. Kurt IHLENFELD, S. 112.

hier zu berücksichtigen. In dieser besonderen Spielart, die Versatzstücke der pietistischen Bewegung filterte und zeitgemäß aufbereitete, wurden unter dem Banner der Hingabe und des Selbst-Opfers preußischer Nationalismus, Frömmigkeit sowie adliger Konservatismus kombiniert.²⁷² Mit der Ablehnung des demonstrativ zur Schau gestellten Luxus‘, der sorglosen Verschwendung materieller Güter und der gleichzeitigen Betonung des Dienstes an der Gemeinschaft stärkte diese religiöse Erneuerungsbewegung v.a. die Fundamente der ostelbischen Militär-Clans. In der Forderung des Oberhofpredigers Frommel, „möge nie der Sinn lauterer Demuth und wahrer Gottesfurcht aus Eurem Regiment verschwinden: Mit Gott in den Tod gehen, das heißt nicht sterben...“, die er 1892 in einer Weiherede an die Offiziere und Soldaten der Potsdamer und Berliner Garderegimenter stellte, steckte auch ein Stück weit adliges Lebensverständnis.²⁷³ Nach der Verlust Erfahrung der Säkularisierung hatte sich gerade die Protestantische Kirche eng an die Nation gebunden, den Krieg in ihren Offenbarungsglauben eingebaut und über die Patronatskirchen auch das Heldenbedürfnis der Bevölkerung bedient und kontrolliert.

Ein Bericht von einem erfolgreichen Gefecht bei Montoire am 27.12. 1870, die Darstellungen in der Regimentsgeschichte und in den vom Großen Generalstab herausgegebenen kriegsgeschichtlichen Einzelschriften lauteten freilich anders, mag die Verknüpfung von individuellem Wagnis, Gottesurteil und der Wendung zum Heiligen eindrucksvoll illustrieren: „Mit so bewegtem, dankbaren Herzen gegen Gott habe ich Dir noch nie geschrieben; was war das gestern für ein Tag! [...] Ich hatte als Führer die Verantwortung; ich bat zu Gott, er möge mir den richtigen Entschluß eingeben, und Er hat mein Gebet erhört, wie noch nie zuvor, Ihm Dank! Tausend und abermal tausend Dank! [...] Ach, lieber, lieber Schatz, es war ein schrecklicher aber doch auch schöner Tag; ich schwöre es Dir und keinem anderen, daß ich frei von allem persönlichen Ehrgeiz bin, ich habe Gott nur innig gebeten, Er möge mich das Rechte tun lassen, zum Heil meiner Leute. Er hat mir beigestanden! [...] Aber ohne die Aufopferung und dem kühnen Mut sämtlicher Offiziere und Mannschaften hätten wir das nicht leisten können [...]; [...] sich durch einen zehnfachen Feind durchzuschlagen, noch 10 Offiziere und 300 Gefangene mitzubringen,

272 Vgl. für die 1920er Jahre die hervorragende Studie von Shelley BARANOWSKI, *The Sanctity of Rural Life. Nobility, Protestantism and Nazism in Weimar Germany*.

273 Zit. nach Preußischer Choral, S. 162f.

man glaubt es kaum. Aber nicht ich habe es gemacht, Gott hat uns so gnädig beigestanden.“²⁷⁴

Diese Bilder des Sterbens und des Überlebens in der Todeszone hatten allerdings bereits während des Ersten Weltkrieges ihre normative Kraft verloren, für den Zweiten Weltkrieg sind sie in dieser Ausgestaltung kaum mehr zu finden. Von der Bedrohung durch den gewaltsamen, anonymen Massentod blieb auch den Adel nicht verschont. An der Somme 1916, so Ernst Jünger, ging die Ritterlichkeit auf immer dahin²⁷⁵ und wurde abgelöst von der Vernichtungskraft des Maschinenkrieges. Im Ersten Weltkrieg starben u.a. 33 (von 114) Bülows, 26 Arnims, 24 Wedels und 50 Prozent (15 von 30) der als Offiziere und Soldaten eingesetzten Loepers. Insgesamt verlor der preußische Adel nach Schätzungen knapp 25 Prozent seiner ‚kriegsfähigen‘ männlichen Nachkommen, während der Durchschnitt der Verluste bei ungefähr 18% lag.²⁷⁶

Neuartige Kriegsmaschinen mit erhöhter Vernichtungswirkung, aber auch die Ausweitung des Kampfes auf die Zivilbevölkerung und die Anwendung entsprechender Kampfformen zerstörten die Vorstellung vom Krieg als ritterlicher Ehrenzweikampf. Je intensiver der moderne Krieg als reine Destruktion erfahren worden war, desto bedeutsamer wurde die Beschwörung einer intakten Kriegerkultur. Deswegen finden sich in den Erinnerungswerken auch zahllose Anekdoten, in denen die beruhigende Illusion des Krieges als vergrößertes Duell beibehalten wird, während von industriellem Krieg und Massentod, von Exekutionen und Strafkommandos nur an vereinzelten Stellen die Rede ist.²⁷⁷ Nervenüberspannung und Kriegsneurosen waren Symptome, von denen auch die Militärclans nicht verschont blieben, zumal Ihnen die Gewißheit der sicheren persönlichen Überlegenheit im industrialisierten Krieg verloren gegangen war. Noch einschneidender war die Erkenntnis, daß das industrielle Sterben die Gesetze adliger Opferfähigkeit und Heldenhaftigkeit aushebelte. Das über Jahrhunderte so wirkungsvolle Wechselspiel zwischen angemahntem, erbrachtem und erinnertem Opfer war an eine intakte aristokratische Kriegerkultur

274 Brief von Heinrich v. BOLTENSTERN an seine Frau vom 28.12. 1870, in: BLHA, Pr. Br. Rep. 37, Gutsarchiv Werben I (v. Schönfeldt), Nr. 390: Kriegserlebnisse des Oberstleutnants Heinrich Constantin Thurow von Boltenstern 1870/71.

275 Ernst JÜNGER, In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers, S. 100.

276 Alexis v. SCHOENERMARCK, Heldengedenkmappe und OERTZEN, Junker, S. 385f. Vgl. Kap. 9.3.

277 LERCHENFELD, Denkwürdigkeiten, S. 26; EINEM, Erinnerungen, S. 12; OLDENBURG, Erinnerungen, S. 129; HINDENBURG, Leben, S. 332f.; DEIMLING, Zeit, S. 182; WILMOWSKY, Rückblickend, S. 36f.

gebunden, auf den Massentod im modernen Krieg war es nicht mehr anwendbar, so daß das subjektiv erfahrene Heldentum und die objektive Niederlage nach 1918 unversöhnlich einander gegenüber standen. Die Niederlage wurde geleugnet und verdrängt, aber v.a. nicht verstanden, weil die Sinnlosigkeit des hoffnungslosen, leeren Sterbens als Essenz des modernen Krieges außerhalb der Denkvorstellung des Kriegers und der kriegführenden Gesellschaft lag. Die Frontgeneration, so der junge v. d. Marwitz, hätte für zehn Generationen gelitten und unter widrigen Umständen durch reinen Willen fortdauernd Helden produziert, so daß am Ende nur der Sieg stehen könne. Den Adelskriegern blieb nur die nostalgische Flucht in die verlorene Zeit des ritterlichen Krieges oder, weitaus häufiger, die mythisierende Umdeutung von Leid und Tod.²⁷⁸ Den einstmals herrschaftlichen Schwertträgern blieb somit nur die offensive Einbindung in eine völkisch-nationale Kriegergemeinschaft, in der allerdings das gesellschaftliche Opfer die Klammer bilden sollte und ‚Adel‘ keinen Wert an sich mehr darstellen würde. Zu dienen und Opfer zu bringen galten in altpreußischen Adelskreisen als „vornehmste Aufgaben“ (Fabian v. Schlabrendorff) und wurden als andauernde Forderung an die Lebenden formuliert, seit dem späten 19. Jahrhundert und v.a. nach 1918 mit beträchtlichen Rückwirkungen auf die Ränder und Spitzen der deutschen Adelsgesellschaft auch außerhalb Preußens. Der tiefe Einschnitt der Erfahrung von massenhaftem Tod springt einem gerade in den martialischen Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg ins Auge. Sie zeugen ebenso von Radikalisierung wie von Verunsicherung und fliehen in die aggressive Forderung nach einer sich ständig erneuernden Opfergemeinschaft, in der Krieg und gewaltsames Sterben ein Wert an sich und eine Sache des gesamten Volkes sein würden: „Nun sind wir schon drei lange Vierteljahre Krieger, haben vergessen, daß einmal Friede war und Stille, daß es eine Zeit der Rosen und der Schmetterlinge gab. [...] Aus einem Volk friedlicher Arbeiter wurde ein Volk der Kämpfer. [...] Aber daß wir jeden Tag Soldat sein müssen, daß jeden Tag ein Gegner, jeden Tag ein Kampf, jeden Tag ein Schicksal auf uns wartet, dem wir uns stellen müssen, das hat uns doch erst dieser Krieg gelehrt. [...] Daß unser Leben nur ein Lehen ist, daß unsere Zukunft auf dem Blut beruht, das wir als Verpflichtung empfangen und als Opfer hinzugeben haben, daß wir lodernd nur dann das Leben genießen, daß wir jubelnd nur dann den Tod begrüßen, wenn wir wissen, daß kein noch so bescheidenes Stückchen Leben von

278 HÜPPAUF, „Der Tod ist verschlungen in den Sieg.“, S. 55-91.

Wert ist, wenn wir nicht den Einsatz dafür gewagt haben, das hat uns doch dieser Krieg gelehrt.“²⁷⁹ Der völkische Kavallerieoffizier Otto v. Dungern deutete das Massensterben im Ersten Weltkrieg als Kern einer germanischen Opfergemeinschaft, in der die tiefen gesellschaftlichen und politischen Differenzen aufgehoben sein würden: „Wir in deren Adern nordisch-germansches Blut kreist, wir sind seit Jahrhunderten auf das Schwert gezüchtet, unsere Tradition, die von weit her aus den Räumen der Vergangenheit kommt, zeigt auf die Waffe. Sie ist das Leben, sie ist der Schutz der Ehre und der Freiheit. Sie allein soll entscheiden, denn hinter ihr steht der Mut, die Kraft und das Ehrgefühl des Mannes. [...] Das war es ja, was uns alle einte in glückbringender Gemeinsamkeit, daß wir an der Front *alle bereit waren für dieses Opfer*.“²⁸⁰ Selbst der sich in die Verhältnisse der Weimarer Republik fügende bürgerliche Vorgänger von Seeckt als Chef der Heeresleitung, der Württemberger Walter Reinhardt, lies bei seiner Abschiedsrede 1928 keinen Zweifel daran, daß auch er das Opfertum des vergangenen Krieges als Pfand für die Zukunft verstand. Der Generalstabsoffizier kam als einziger von drei Brüdern unversehrt aus dem Krieg zurück und entnahm diesem „Blutopfer“ die Verpflichtung für die Zukunft zu arbeiten, weil „höchste Güter [...] nur mit höchstem Einsatz erworben und erhalten“ würden.²⁸¹ Im gemeinsamen Opferglauben gab es nach 1918 die stärksten Überschneidungsfelder und Berührungspunkte zwischen Adel und dem militärisch geprägten Bürgertum. Hier deutete sich über kulturelle und politische Grenzen hinweg tatsächlich eine neuartige Gemeinschaft von Kriegern an, die im adligen Opferkult sicherlich nicht ihren Ursprung hatte, aber doch dessen wesentliche Elemente teilte oder inkorporierte.

Die hier aufgeführten militärisch-kriegerischen Elemente adliger Selbstdefinition und ihre seit dem späten 19. Jahrhundert dramatisch wachsende Bedeutung für das Selbstverständnis weiter Teile des Adels auch über die Militärangehörigen hinaus könnten als adelsinternes Phänomen abgehandelt werden, hätten sie im preußischen und später im deutschen Militärstaat nicht so herausragende gesellschaftliche Bedeutung gewonnen. Gerade das militärisch geprägte Adelsmodell, konzentriert in der Figur des charismatischen Ritter-Offiziers,

279 SELCHOW, Hundert Tage, S. 257.

280 Dungern, St. Georg, S. 174.

281 Abschiedsansprache des Oberbefehlshabers General der Infanterie Reinhardt in der Standortoffiziersmesse am 12.1. 1928, in: WHStA, KA S II 924, Nachlaß Reinhardt, fol. 3f.

entfaltete eine vor 1871 wohl kaum für möglich gehaltene Anziehungskraft. Dieses Phänomen ist unter dem Stichwort der „Militarisierung“ hinlänglich untersucht worden. Auch wäre der Adel, auf sich allein gestellt, sicherlich nicht in der Lage gewesen, die einseitige Selbstdeutung als Kriegerstand dauerhaft zu stabilisieren und nach außen hin als historisch tief gegründetes und unveränderbares Gut glaubhaft zu machen. Er bedurfte der fortwährenden Bestätigung von außen, im Positiven wie im Negativen. Nahezu sämtliche bürgerliche Wiederbelebungsversuche des Genie-Kultes, des Individuums und der Persönlichkeit im Zeitalter der Massengesellschaft, schließlich auch die Entwürfe zur Überwindung der „Herrschaft der Massen“, richteten sich auf ein aristokratisches Ideal und auf den historischen Adel.²⁸² Diese bürgerlichen Angebote wurden vom Adel, zumal vom ostelbisch-preußischen, sehr wohl wahrgenommen und mit gewissem Recht als Hinweis verstanden, daß die historische Rolle des Adels noch längst nicht ausgespielt war. Erst die Stützung durch solche vornehmlich bildungsbürgerlichen Zuschreibungen ließen das trotz des wahrnehmbaren relativen sozialen Abstiegs niemals zur Gänze gesunkene Selbstbewußtsein des Adels in ein nationales Bewußtsein transformieren.

Mit dem Ritter-Offizier verfügte der Adel über eine genuin-eigene fiktionale Macht, die weit über dessen reale Erscheinung hinauswies. Der preußische Offizier in seiner aristokratischen Überformung wurde zum „Welttypus“ erklärt und „vom jüngsten Fähnrich in Lichterfelde bis zum Kaiser in Japan wähten sich alle Militärs dem Stil nach deutsche Offiziere“²⁸³ Fontane deutete die Offiziersbegeisterung und Offiziersverherrlichung in Nord- und Süddeutschland der wilhelminischen Ära als einen förmlichen Kultus, andere wollten eine „gewisse Gottähnlichkeit“ erkennen oder sahen in diesem Typus Offizier einfach nur „erstklassige Menschen“.²⁸⁴ Das auf starke, ausstrahlungswirksame Bilder angewiesene anbrechende Medienzeitalter stützte auch dort den Offizier, wo es ihn kritisierte. In der Trivilliteratur und den Militärhumoresken, in den Karikaturen und den Enthüllungsreportagen wurde der Offizier zwar tendenziell

282 Eine hervorragende, vornehmlich literaturwissenschaftliche Analyse des bürgerlichen Genie-Kultes bietet Jochen SCHMIDT, *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750-1945*, v. a. Bd. 2, S. 129-237. Zur Adels-Idee der Neuen Rechten siehe MALINOWSKI, *Vom König zum Führer*, S. 299-310.

283 NUCLEUS, *Der deutsche Offizier als Erzieher*, in: *Hammer* 8 (1909), S. 200.

284 Brief von Theodor FONTANE an Georg FRIEDLÄNDER vom 3.10. 1893, in: *Briefe an Georg Friedländer*, S. 236.; RHEINBABEN, *Deutschland*, S. 75; MEINECKE, *Katastrophe*, S. 335f.; Frhr. v. Schlicht [d.i. Wolf Graf v. Baudissin], *Erstklassige Menschen*.

entmythologisiert, doch v.a. als ein insgesamt noch immer sehr besonderer, wenn nicht sympathischer Mensch präsentiert. Die bürgerliche Anbiederung an das Militär ist hinlänglich bekannt und beschrieben worden,²⁸⁵ doch mußte sie nicht notwendigerweise mit einer Anbiederung an den Adel einhergehen. Nicht spätabsolutistische Prärogative des Königs, nicht die sozialdefensive Privilegienwirtschaft einer „Kriegerkaste“ oder das Erbe aus altpreußischer Zeit machte den Ritter-Offizier so attraktiv, sondern sein Facettenreichtum, die Vielfalt an Charaktereigenschaften, die allesamt dauerhaften Erfolg und Aufstieg in einem zeitlichen Kontinuum bei gleichzeitig tiefer Verwurzelung in der Vergangenheit repräsentierten. Nur so ist es erklärbar, daß der 1928 zum Chef der Heeresleitung avancierte Sohn eines Bildungsbürgers in Erinnerung seiner Leutnantszeit bis zur Ununterscheidbarkeit zu adligen Krieger-Images über die Wirkung von Parademärschen mit Regimentsmusik schreiben konnte: „Ich bin ein Preuße’ und ‚Heil Dir im Siegerkranz’: Nie hat mich, der ich vor dem Regiment, rechts der Fahne marschierte, etwas so durch und durch begeistert, wie diese Musik, in der Vorstellung, nun geht es im Parademarsch, mit den wehenden Fahnen vor der Front, in den feindlichen Kugelregen hinein!“²⁸⁶

285 Für viele andere JOHN, Reserveoffizierkorps; ROHKRÄMER, Militarismus; DÜDING, Kriegervereine, in: Bereit zum Krieg, S. 99-112

286 Wilhelm HEYE, Mein Lebenslauf, in: BA-MA, N 18/4, fol. 71

5. ERZIEHUNG–AUSBILDUNG–ABRICHTUNG. DIE PRODUKTION DES ADELSKRIEGERERS

5.1.) Vom Kind zum Soldaten. Kriegererziehung in Adelsfamilie und Kadettenkorps

Begibt man sich auf die Suche nach identitätsbildenden Kernelementen von Adel, nach einem spezifisch adligen Kulturmodell, so stößt man schnell auf die adlige Familie als wichtigsten Ort der Produktion und Reproduktion adelstypischer Denk- und Verhaltensmuster.²⁸⁷ Die Festlegung verbindlicher kultureller Codes, die geeignet waren, den hochdifferenzierten Adel in Deutschland nach innen zu einigen und nach unten abzugrenzen gewannen seit dem späten 19. Jahrhundert, v.a. aber nach 1918 erheblich an Bedeutung. Das Erlernen der Spielregeln der Adelsgesellschaft war die Voraussetzung für eine wirksame und dauerhafte Abgrenzung von anderen Bevölkerungsgruppen und somit ein zentrales Erziehungsziel des Adels. Grundlage dieser Erziehung blieb bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die Gewißheit, als Kollektiv eine natürliche Überlegenheit, eine besondere Befähigung zum Herrschen zu besitzen. Freiräume zur Ausbildung einer individuellen Identität, der „archimedische Punkt“ bürgerlicher Lebensführung und des bürgerlichen Bildungs- und Erziehungsideals im 19. Jahrhundert, wurden nur innerhalb eines durch die Adels-Konventionen vorgegebenen engen Rahmens zugelassen.²⁸⁸ Die Adelsfamilie war der soziale Ort, wo tagtäglich die Konventionen und herrschaftlichen Praktiken der exklusiven Adelsgesellschaft vermittelt, eingeübt und schließlich internalisiert wurden.²⁸⁹ Im

287 Grundlegend zu Begriff und Organisation der Adelsfamilie sowie für die Erziehung des Adelsnachwuchses im 19. und 20. Jahrhundert: REIF, „Erhaltung adligen Stamm und Namens“, S. 275-309 u. CONZE, Adel, S. 287-302 u. 342-361.

288 HETTLING, Die persönliche Selbständigkeit. Der archimedische Punkt bürgerlicher Lebensführung, in: Hettling/Hoffmann, Wertehimmel, S. 57-78 sowie MAURER, Die Biographie des Bürgers, S. 255-266.

289 Der Begriff „Familie“ wird hier bewußt weit verstanden, waren einem v.a. landadligen Haushalt doch Scharen von Personal sowie Standesgenossen als Kurzzeit- und Dauergäste angehängt, die sich mehr oder minder berechtigt als Mitglieder derselben betrachten durften. Hinzu kommen als Kontrollorgane die umfassenden sozialen Netzwerke, die Familienverbände und die neuständischen Instanzen. Plastische Beschreibungen des „offenen Hauses“ und der Erziehungsfunktion von Adligen, die nicht unmittelbar zur Familie zählten, finden sich u.a. bei ARNIM, Brandenburg, S. 30; BRAUN, Ostpreußen, S. 30 u. 295; DISSOW, S. 179; DÖNHOF, Kindheit, S. 13f.; KROCKOW, Reise, S. 135; MALTZAHN, Trommel, S. 32; ZOBELTITZ, Knödelländchen, S. 14-16.

Zentrum des adligen Erziehungsideals stand weniger die Entfaltung des freien, sich v.a. über „Bildung“ entfaltenden Individuums,²⁹⁰ sondern ein Kollektiv: Die „Familie“ des Adels, deren einzelne Mitglieder „auf ein Bild hin“ erzogen bzw. „abgerichtet“ wurden.²⁹¹ Adlige Erziehung innerhalb der Familie stand in erster Linie im Zeichen der Internalisierung eines standesgemäßem Habitus, der Aneignung bestimmter Konventionen und Spielregeln, die als „Sicherheitsgeländer“ verstanden wurden.²⁹²

Im Folgenden soll keine Gesamtschau adliger Kindererziehung versucht, sondern jene Erziehungselemente herausgearbeitet werden, die einerseits fest im adligen Selbstverständnis verankert waren und andererseits einen kriegerischen Tugendkatalog vermittelten. Wiederum ist zu betonen, daß die Unterscheidung von „zivilen“ und „militärischen“ Erziehungsgrundsätzen beim Adel insgesamt nur wenig Sinn macht, waren die Trennlinien doch sehr unscharf und die Übergänge oftmals fließend. Familienarbeit, Erziehungsarbeit wurde aber auch von Institutionen außerhalb des erweiterten Familienkreises übernommen. Insbesondere in adligen Erziehungs- und Ausbildungsanstalten, die ihre ständische Exklusivität bis 1918 bewahrt hatten: Prinzenschulen, Pagerien, Ritterakademien, die für den katholischen Adel bedeutsamen Jesuitenkollegs, Damenstifte und mit Abstrichen auch die Kadettenanstalten vermittelten in ihren Erziehungsprogrammen und Curricula aus der Adelstradition geschöpfte Werthaltungen und Verhaltensrichtlinien. Die „Charaktererziehung“ im deutschen Adel erfolgte also an vielen Orten, wurde über viele Institutionen vermittelt und prägte den männlichen Nachwuchs noch bevor er in die professionelle Sphäre des Offizierberufes eintrat.

Am Anfang stehen wieder Äußerlichkeiten: Während der Matrosenanzug für Kinder als eine allgemeine wilhelminische Modeerscheinung im Zuge der Flottenbegeisterung zu bewerten ist, die auch den Adel erfaßte, finden sich in Fotoalben und bildhaften Beschreibungen preußischer Adelsfamilien in Husaren- oder Dragoneruniform gezwängte Kinder, die vor ihrem Vater salutieren und paradieren oder, auf einem Pony sitzend, die Kompanie der

290 Dies betonen sämtliche Studien zur Geschichte des Bürgertums. Vgl. allgemein KOCKA, Muster, S. 17-22; für die formative Phase MAURER, Biographie, S. 439-517 sowie für das 19. Jahrhundert BUDE, Bürgerleben, v.a. S. 117-119; KASCHUBA, Bürgertum, S. 112f. Die Distanz des Adels zum bürgerlichen Bildungsbegriff wird herausgearbeitet bei MALINOWSKI, Vom König zum Führer, S. 73-89

291 ARNIM, Brandenburg, S. 108; DISSOW, Übergang, S. 95f.;

292 So der treffende Begriff bei DÖNHOF, Kindheit, S. 42f.

Dorfjugend anführen. Wilhelm II. ließ seine minderjährigen Söhne auch in den Privatgemächern mit Uniform, Helm, Federbusch und Gewehr einkleiden, militärische Gewehrgriffe üben und unter dem Befehl des Kommandeurs der Garde du Corps, Moritz v. Bissing, in Reih' und Glied vor dem greisen Generalfeldmarschall Hellmuth v. Moltke antreten, Friedrich v.d. Schulenburg nahm in der Neujahrsnacht 1920/21 tränenüberströmt eine Privat-Parade seiner Söhne ab und die Offizierstochter Editha v. Münchhausen schildert ihre kindliche Begeisterung als die Tochter des Hauses anlässlich der Einquartierung eines Regiments während eines Manövers die Uniform der „Leobschützer Husaren“ tragen durfte: „Als endlich der Tag anbrach, an dem die Soldaten gegen Abend einziehen sollten [...] lag in unserem Zimmer auf Hanchens Bett eine kleine Uniform aus feinstem grünen Tuch mit Tschako, Federbusch und Säbel. Und dabei standen ein paar hohe, glänzende Lackstiefel. Als ich erfaßte, daß das alles für mich bestimmt war, stand mir das Herz fast still. Gott sei Dank, daß mein Bruder noch so klein und mein Haar sehr kurz wie das eines Jungen geschnitten war. Sonst hätte gewiß mein Bruder die Uniform bekommen.“²⁹³ Zumindest im Hochadel war die Uniformierung der minderjährigen Kinder zur Gewöhnung an Repräsentationspflichten und zur langsamen Vorbereitung auf die zu erwartende hohe militärische Kommandostellung nichts Außergewöhnliches. Im Kleinadel dürfte diese Gepflogenheit vornehmlich auf militärnahe preußische Familien beschränkt gewesen sein. Schon von Kindesbeinen an mit der Uniform des Vaters, von Verwandten oder anderen Nahestehenden vertraut, bildete sich so eine lebenslange emotionale Bindung aus, die weit über das spätere professionelle Tragen der Uniform hinaus weist. Auch jenseits des allgemeinen wilhelminischen Uniformkults verbanden Adlige schon in ihrer Kindheit mit dem „Rock des Königs“ sehr viel mehr als nur Berufsbekleidung.

Die Selbstverständlichkeit militärischer Elemente in der Kindererziehung läßt sich auch an anderen Beispielen aufzeigen: Jungen (und Mädchen) lernten schon im Kindesalter die Namen von Heerführern und Regimentern, waren voll in das Garnisonsleben

293 Nach der Familientradition der Hohenzollern erhielten die Söhne im Alter von zehn Jahren die Uniform des 1. Garde-Regiments zu Fuß und das Leutnantspatent. Vgl. Louis Ferdinand v. Preußen, S. 40; MOLTKE, Erinnerungen, S. 149; SCHULENBURG, Ich hab's gewagt, S. 76f.; MÜNCHHAUSEN, Dotterblumen, S. 92 f.; DÖNHOF, Kindheit, S. 76 zeigt ein beeindruckendes Foto ihres älteren Bruders in Husarenuniform und auf einem Pony sitzend, dahinter die angetretene „Dorfjugend“ in Alltagskleidung und der jüngste Dönhoff in Matrosenanzug.

integriert und bezogen in Kriegermontur ihre Spiele auf militärische Vorgänge.²⁹⁴ Vor allem aber lernten sie schon lange vor ihrer Militärzeit den Umgang mit Waffen. Der Zugang zu Waffen, deren Vernichtungskraft mit dem Alter der Söhne kontinuierlich anstieg, galt als Selbstverständlichkeit. Ein Königssohn ebenso wie Gutsbesitzer- oder Offiziersöhne schildern wie v.a. mittels jagdlicher Initiationsriten Schieß- und Tötungsfähigkeit eingeübt wurden. Mit Pusterrohr und Schleuder (mit sechs Jahren), Tesching und Flinte (mit sieben und neun Jahren) gingen die Söhne auf Jagd gegen Insekten, Spatzen und Ratten bis sie im Alter von elf Jahren „hasenreif“ wurden und schließlich mit 16 den ersten Rehbock schießen durften.²⁹⁵ Es wäre stark übertrieben, aus der frühen jagdlichen Orientierung der Kinder generell eine höhere Tötungsbereitschaft im Adel abzuleiten, doch wird man diese frühe Gewöhnung an Waffen und die frühe Einübung des emotionslosen und kaltblütigen Tötens eines direkten Gegenübers in einem bürgerlichen Erziehungsprogramm nur schwer finden können. Adelssozialisation im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert beinhaltete in doppelter Hinsicht gewalttätige Elemente: Die Anwendung von Gewalt wurde ebenso eingeübt wie das Erdulden von Gewalt.²⁹⁶ Aus den Schilderungen der Kindheit ragen generell die Erinnerungen an den „über allem schwebenden“ Vater heraus, der „mit strenger Hand seine Untergebenen [hier: seine Kinder] regiert und soldatischen Gehorsam einfordert“ und nach dem nur noch „Kaiser

294 SCHULENBURG, Ich hab's gewagt, S. 43; GERLACH, Links, S. 42f.; WINTERFELD, Jahreszeiten, S. 13f.; BELOW, Erinnerungen (1920), in: BA-MA N 87/37, fol. 5; LOBBERG, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 219/1, fol. 5-9; HIPPEL, Kindheit, S. 81: „Spiele ich allein, so geschah dies meist in kriegerischer Form, indem ich auf etwas warf oder schoß.“ Die Gräfin Keller, Hofdame der Prinzessin, spätere Kaiserin Augusta, schätzte sich glücklich, schon als Kind die Abzeichen der wichtigsten Regimenter gelernt zu haben. Sie bestand das „Examen“ und durfte mit ihrer Herrin den „militärischen Dienst“ antreten. Siehe KELLER, Vierzig Jahre, S. 28f.

295 Abschußlisten bei: GERLACH, Links, S. 41; SACHSEN, Lebensweg, S. 35; HIPPEL, Kindheit, S. 81; vgl. RENN, Kindheit, S. 145; SALM, Leben, S. 59; STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, fol. 17f. und die ausführlicheren Jagdschilderungen bei ARNIM, Brandenburg, S. 99-106 und HOHENLOHE, Leben, S. 160-183. Bernhard v. Loßberg, Sohn des Weltkriegsgenerals, erzählt sogar, daß er unter Jugendarrest gestellt wurde, weil er einen Mitschüler, der ihm die Vorderzähne ausgeschlagen hatte, mit dem Luftgewehr verletzte. LOBBERG, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 219/1, fol. 7.

296 Beispiele für väterliche Anwendung drastischer Gewalt: BRAUN, Ostpreußen, S. 398; LANCKEN-WAKENITZ, Dienstjahre, S. 19f.; UNRUH, Jugend, 7f.; WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, Erinnerungen, S. 58; ZOBELTITZ, Knödeländchen, S. 15f.; LERCHENFELD, Erinnerungen, S. 2; STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, 1-5, fol. 23f.; BRANDENSTEIN-ZEPPELIN, Erlebtes, in: BA-MA, N 491/1, fol. 18f.

und Gott“ kamen.²⁹⁷ Der Vater gab die „Strenge des Regiments“ sowie die Mittel der Charaktererziehung vor, deren Grundlage nicht nur in der preußischen Variante die gewalttätige Erziehung zur Härte (gegen sich selbst) als Voraussetzung für Haltung, Ehrenhaftigkeit und Herrschaftsfähigkeit war. So gehörten schon bei geringen Vergehen Schläge mit der Reitpeitsche und dem Knotenstock, der als Herrschaftssymbol mit einem „Häuptlingsstab“ verglichen wurde, „Jagdhiebe“ und „Schellen“ zu den gewöhnlichen Bestrafungsmitteln. „Er [der Vater] war ungemein gütig und nachsichtig gegen die Kinder, aber zornig und heftig, wenn er irgendwo einen Zug von nicht ganz ehrenhafter Gesinnung oder gar Feigheit zu entdecken glaubte. Ich erinnere mich, daß er mir mit der Klinge drohte, als ich, zehn Jahre alt, beim Ausziehen eines Zahnes mich ängstlich zeigte. Tapferkeit bis zur völligen Todesverachtung und Ehrenhaftigkeit hielt der Soldat für selbstverständlich bei jedem ehrenvollen Manne.“ Der Generalfeldmarschall Friedrich v. Wrangel schließlich soll seinem Sohn, der um Ausgleich von Wettschulden gebeten hatte, eine Pistole zugesandt und ihn in den Suizid getrieben haben.²⁹⁸ Soldatisch anmutende Idealbilder geistiger und physischer Zähigkeit bzw. „Härte“ prägten die Umgangsformen in den Kinderzimmern und Speisesälen unzähliger Gutshäuser sowie die in kindlicher Eigenregie erdachten Spiele adliger Mädchen und Jungen. Durch grotesk anmutende Selbstzüchtigungen loteten die Kinder die Grenzen ihrer physischen und psychischen Belastbarkeit aus. Marion Gräfin Dönhoff beschreibt eine derartige aus dem Kinderspiel heraus entwickelte ritualisierte Charakterprüfung: „Zum Ehrenkodex gehörte auch, sich Schmerzen nicht anmerken zu lassen. Wer gejammert hätte, wenn er sich beim Klettern oder beim Hüttenbau oder bei Wettkämpfen verletzt hätte, wäre der Verachtung aller anderen anheimgefallen. Ich erinnere mich an eine Szene, wo die vier Großen sich Weidenruten um die nackten Beine schlugen, weil sie sehen wollten, wer zuerst schreit.“ Das elterliche Strafgericht oder einander beigebrachte Schmerzen „ohne mit der Wimper zu zucken“ hinzunehmen, war ein bedeutender Teil

297 DISSOW, Übergang, S. 14; KESSLER, Gesichter, S. 40; OLDENBURG, Erinnerungen, S. 11; ROHAN, Europa, S. 14; KP WILHELM, Erinnerungen, S. 5f.; WINTERFELD, Jahreszeiten, S. 19; FREYTAG-LORINGHOVEN, Menschen, S. 5; DÖNHOFF, Namen, S. 52.

298 UNRUH, Erinnerungen, S. 7f.; Vgl. DISSOW, Übergang, S. 14; GERLACH, Links, S. 40; LERCHENFELD, Denkwürdigkeiten, S. 2; SCHULENBURG, Ich hab's gewagt, S. 21f.; EULENBURG, Aus 50 Jahren, S. 13.

der auf Haltung und Selbstbeherrschung ausgerichteten Charaktererziehung.²⁹⁹

Die Extremform der quasi vormilitärischen Erziehung der Söhne zu Härte und Haltung bis hin zur Todesverachtung war sicherlich eine besondere Ausprägung der ostelbischen Militär-Clans, doch lassen sich solche Stilisierungen auch in jenen Adelskreisen finden, in denen man sie zunächst nicht vermutet. Der hochangesehene Altphilologe Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff bemängelte an seiner Erziehung zwar, „daß keine unbedingte und als solche anerkannte Autorität den kindlichen Willen zwang, wo es not tat, auch brach“, doch gab es auch in seiner Kindheit „in manchen Äußerlichkeiten des Betragens [...] keine Nachsicht. Das kann ich nicht essen, ward nicht anerkannt. [...] Auch irgendwie, etwa einem Tiere gegenüber, Furcht oder Abscheu zu verraten, würde exemplarische Strafen eingebracht haben. Bei Tische wurden wir stramm gehalten, saßen auf Holzstühlen, bekamen nicht von allem.“³⁰⁰ Die aus Württemberg stammende verwitwete Hofdame Baronin Hildegard v. Spitzemberg ließ ihren „aufgeschossenen“ und „schlappen“ Sohn Lothar mit anderen Kindern von einem „strammen Artillerieoffizier“ drillen, um ihn vor der „Verweichlichung“ zu retten.³⁰¹ Dem „zur Erziehung“ an seinen landgesessenen Onkel abgegebenen späteren sächsischen General Gustav v. Schubert wurde ein „gewichtiger Foliant auf das Haupt gelegt“, den er bei Essenszug balancieren mußte, weil er zuvor ungefragt Lieder gesungen und versehentlich eine Uniform beschmutzt hatte. Die katastrophalen Folgen der „Hinzpeter-Erziehung“, welche die Hohenzollernprinzen Wilhelm und Heinrich genossen, sind hinlänglich bekannt.³⁰²

Adlige Erziehung umfaßte weit mehr als die hier geschilderte Tendenz zur Schulung harter Charaktere. Ganz abgesehen davon, daß es auch in adligen Familien tiefe emotionale Bindungen zwischen Eltern und Kindern sowie zwischen den Geschwistern gegeben hat, nahmen die

299 DÖNHOF, Kindheit, S. 51; SCHUBERT, Lebenserinnerungen, S.25; SCHULENBURG, Ich hab's gewagt, S. 80.

300 WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, Erinnerungen, S. 49f.

301 SPITZEMBERG, Aufzeichnungen, S. 201.

302 Selbst in der rückblickenden Stilisierung noch sehr eindrücklich Wilhelm II., Leben, S. 20f., 65, 132-135. Umfassend hierzu John C. G. Röhl, Wilhelm II. Die Jugend des Kaisers, S. 159-215. Dieser ließ seine Söhne wiederum in einer eigens für sie eingerichteten ‚Prinzenschule‘ einquartieren, die weit mehr den Geist der benachbarten Kadettenvoranstalt Plön als den einer zivilen Erziehungsanstalt atmete. Vgl. die atmosphärische Schilderung bei PRINZ LOUIS FERDINAND, Strom, S. 44f. sowie die Bemerkung bei KELLER, Vierzig Jahre, S. 230, daß die Hohenzollernprinzen während der Freistunden in Plön „arbeiten mußten wie die Knechte“, was „nutzbringender als Tennisspiel und derartigem Sport“ gewesen sein soll.

alltägliche, zumeist spielerische Einübung von Mitteln zur Distinktion oder die Vermittlung von Herrschaftsbewußtsein wenigstens ebenso viel Raum ein. Dennoch ist auffällig, in welchem Umfang Erziehungsinhalte und -methoden vorzufinden sind, die eindeutig auf den selbstverständlichen Umgang mit dem Kriegerischen und auf das Erlernen soldatischer Verhaltensweisen hinarbeiteten. Ebenso auffällig ist die mehrheitlich positive, zumindest verständnisvolle Erinnerung daran. Sicherlich ließe sich nachweisen, daß der militärisch anmutende Erziehungsstil in Offiziersfamilien besonders ausgeprägt war, zumindest legen dies die Autobiographien nahe. Dann könnte man diese Art der „vormilitärischen Erziehung“ als eine mehr unbewußte Vorbereitung auf eine vorgegebene zukünftige Militärkarriere deuten, die durchaus mit grundlegenden adligen Wertvorstellungen, mit dem Erziehungsmodell der Charakterschulung vereinbar war. Unter den Grundbedingungen der generellen adligen Familienorganisation und der einzigartigen Dominanz eines Berufsfelds konnten sich in diesen Familien Verhaltensmuster und Werte durchsetzen und Eingang in die Erziehung finden, die in gleichem Maße adligem Selbstbild und militärischen Erfordernissen gerecht wurden. Wie sehr die Erziehungsziele, ein Bewußtsein von der eigenen Willenskraft auszubilden und seelische und körperliche Schwächen zu überwinden, wirksam werden konnten, illustriert Paul v. Hindenburgs Erinnerung an den Tag seiner Einweisung in die Kadettenvoranstalt, als der Zehnjährige beim Abschied von den Eltern das Weinen unterdrückte, da auf des „Königs Rock“ keine Träne fallen durfte: „In diesem Kleid darf man nicht schwach sein und weinen.“³⁰³

Hindenburg betrat damit eine militärische Erziehungsanstalt, die für die preußischen Militär-Clans von herausragender Bedeutung war. Allein zwischen 1870 und 1914 besuchten 41 der v. Wedel, 30 der v. Arnim, 29 der v. Bülow, 24 der v. Hagen, 23 der v. Dewitz und jeweils 22 der v. Kleist und v. Zitzewitz die Hauptkadettenanstalt in Lichterfelde.³⁰⁴

Mit den Kadettenanstalten hatte sich der preußische Staat im frühen 18. Jahrhundert eine militärische Ausbildungs- und Erziehungsanstalt geschaffen, die in Konkurrenz zu den Regimentern einen Teil des Offiziersnachwuchses unter staatlicher Aufsicht und nach staatlichen Maßgaben produzieren und damit auch die Söhne des preußischen

303 HINDENBURG, Leben, S. 3.

304 Zahlen nach MONCURE, Forging, S. 73.

Adels domestizieren sollte.³⁰⁵ Ist das Kadettenkorps in seinen Ursprüngen zunächst als eine Institution zur Verstaatlichung des Heeres zu verstehen, so blieb es doch exklusiv den Söhnen adliger Familien vorbehalten und trug bis 1819 folgerichtig den Namen „Königliches Adels-Kadettenkorps“. Die Militärreformer, v.a. Scharnhorst plädierten für die Abschaffung der Kadettenanstalten, schlossen diese 1810 bis auf die Häuser in Berlin und Potsdam auch tatsächlich, und wollten statt dessen Kriegsschulen einrichten. Zwischen 1819 und 1839 hingegen wurde die Zahl der Kadettenhäuser wieder auf acht verdoppelt, auch um wenigstens ein Minimum an Bildung und Fachwissen unter den Offiziersanwärtern zu garantieren, ohne das reformerische Konzept des „gebildeten Offiziers“ aufgreifen zu müssen. Gleichzeitig öffnete das Heer die Anstalten, unter neuem Namen, auch für nichtadlige Kadetten. Unter der kurzen Regierung v. Pfuels, Ministerpräsident und Kriegsminister zugleich, wurde 1848 eine weitreichende Reform des Kadettenkorps geplant, das dessen Charakter von einer reinen Militär- zu einer allgemeinen königlichen Erziehungsanstalt gewandelt hätte, von Friedrich Wilhelm IV. nach einigem Zögern jedoch abgelehnt wurde. 1850 entschloß sich das Kriegsministerium zu einer Neuordnung des Kadettenkorps auf rein militärischer Grundlage: Die Idee von der „Pflanzschule des Offizierkorps und militärischen Führertums“ war geboren. Die Aufnahme eines Zöglings sollte nicht mehr vom Stand des Vaters abhängig gemacht werden, sondern von der Aussicht, daß er einen „nützlichen Kadetten“ abgäbe. 1867 bestimmte eine Kabinettsordre, daß die Kadettenanstalten erstens vorzugsweise der Versorgung der Offizierssöhne dienen, zweitens zuverlässige Soldaten ausbilden und drittens eine wissenschaftliche Grundausbildung gewährleisten sollten.³⁰⁶

Für das Kaiserreich sind folgende allgemeine Trends zu beobachten: Erstens sank der Adelsanteil im Kadettenkorps beständig. In der Hauptkadettenanstalt Lichterfelde waren zwischen 1871 und 1874 immerhin noch 55%, zwischen 1910 und 1914 nur noch 31% der Kadetten adliger Herkunft. Selbst in absoluten Zahlen ging der Adelsanteil trotz einer wesentlichen Vergrößerung der Kopffzahlen in den Voranstalten wie in der Hauptanstalt, spürbar zurück: In den

³⁰⁵ Zur Frühgeschichte der Kadettenkorps siehe ZABEL, Das preußische Kadettenkorps; BRANDT, Kadetten, Bd. 1., S. 4-53 und v.a. die verstreuten Hinweise bei MESSERSCHMIDT, Die preußische Armee, in: HMG, IV/2.

³⁰⁶ Königliche Kabinettsordre vom 24.10. 1867, in: Dienstvorschriften der Königlich-Preußischen Armee, Teil I/2, S. 5.

gleichen Zeiträumen gemessen und bezogen auf Hauptanstalt von 479 auf 386 Kadetten.³⁰⁷ Zweitens stieg der Anteil der Offizierssöhne aus Adel und Bürgertum sowohl in den Voranstalten wie in der Hauptanstalt auf über 50% an, nach 1875 wurden von vier zur Annahme vorgestellten Offiziersöhnen drei in eine Kadettenanstalt übernommen. Die Kadettenanstalten rekrutierten ihre Zöglinge also in zunehmendem Maße aus den militärischen Kreisen, die selbst aus ihnen hervorgegangen waren.³⁰⁸ Drittens schließlich wurde unter Wilhelm II., begleitet von heftigen militärinternen Auseinandersetzungen, der Lehrplan der Kadettenhauptanstalt partiell modernisiert und dem der Realgymnasien angeglichen.³⁰⁹ Zwar konnten besonders begabte Absolventen die Kadettenausbildung in der Selecta mit dem Abitur abschließen und wurden dafür seit 1900 mit Vorpatentierung bzw. bevorzugter Beförderung belohnt, doch eine verpflichtende Regelung zum Abiturientenexamen wie in der bayerischen Kadettenanstalt existierte in Preußen noch immer nicht. Das Ausbildungs- und Erziehungsziel in den Kadettenanstalten war nicht die Vermittlung eines bürgerlichen akademischen Programms, sondern die auf fachmilitärisches Wissen und Charakterschulung konzentrierte Produktion militärischer Führer. Mit dem Satz „Nicht Universalität, sondern Einseitigkeit macht schneidig für den Zweck,“ soll Roon vor dem preußischen Abgeordnetenhaus die fachmilitärische Orientierung wie auch die strikte Isolierung der Kadettenanstalten verteidigt haben. Damit stellte er das Bildungskonzept in bewußten Widerspruch sowohl zum humanistischen Bildungsideal, als auch zur aristokratischen Bildungsidee, „von allem etwas, aber nichts ganz“ zu lernen.³¹⁰ In den Kadettenschulen lernte man eines ganz und sonst nichts. Auf einer sehr praktisch-pragmatischen Basis erhielten die künftigen Offiziere ein für nötig erachtetes Minimum an berufsrelevanter „auskömmlicher Bildung“.³¹¹ Neben dem etwas reduzierten Programm ziviler Realgymnasien und selbstverständlich

307 Vgl. auch die nahezu identischen Angaben bei ZABEL, Kadettenkorps, S. 245 über die Zugänge der Kadettenvoranstalt Culm, von denen seit 1882 etwa die Hälfte, seit 1897 zwei Drittel (mit weiter steigender Tendenz) aus dem Bürgertum stammten.

308 Folgerichtig wurden zumindest in Preußen auch Söhne von Unteroffizieren mit wenigstens 25jähriger Dienstzeit bevorzugt zu den Voranstalten zugelassen.

309 Vgl. MESSERSCHMIDT, Militär und Schule in der wilhelminischen Zeit, in: ders., Militärgeschichtliche Aspekte der Entwicklung des deutschen Nationalstaates, S. 64-101.

310 Dazu REIF, Westfälischer Adel, S. 150-152 u. 336-364.

311 So auch der Tenor in den Autobiographien, ob deren Verfasser eine Kadettenanstalt besucht hatten oder nicht. Bspw. FREYTAG-LORINGHOVEN, Menschen, S. 36f.; STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, 1-5, fol. 23; BRANDENSTEIN-ZEPPELIN, Erlebtes, in: BA-MA, N 491/61, fol. 24-26.

der theoretischen wie praktischen Militärausbildung wurden in den Lehrplänen v.a. körperliche Übungen betont und solche Fächer, die der Vorbereitung der Repräsentationspflichten eines Offiziers dienen: Exerzieren, Turnen, Fechten, Schwimmen, Fahrradfahren, Reiten und Tanzen. Auch die Bestandteile des „Erziehungsprogramms“ glichen exakt jenen, welche die Kadetten aus den Familien der Militär-Clans bereits von zu Hause mitbrachten: Mut, Härte, Pflicht, Ausdauer, Selbstzucht und Kameradschaft werden übereinstimmend genannt.³¹²

Bereits das karge Ambiente der Voranstalten, die Hauptkadettenanstalt in Lichterfelde galt allerdings als vorbildlich moderner Gebäudekomplex, die unbeheizten Massenschlafräume, und die dürre Speisefolge weisen auf den spartanischen Zuschnitt der Kadettenausbildung hin.³¹³ Die offenherzigen Schilderungen der Brutalitäten und sadistischen Praktiken in der Kadettenerziehung sind Legion. Die außerordentliche Anwendung von Gewalt ging jedoch nur zu einem Teil vom militärischen und zivilen Erziehungspersonal – Unteroffiziere, aus den Regimentern abgeschobene oder invalide Offiziere und nur wenig geachtete „Zivillehrer“ – aus, deren Verhalten bewegte sich zumeist in den herkömmlichen Bahnen militärischen Drills. Weitaus drastischer sind die Schilderungen über die Gewalthandlungen der Zöglinge untereinander. „Wenn Knaben sich selbst überlassen werden, so neigen sie alle zu gewissen Roheiten“, schreibt Paul v. Schoenaich, Kadett, General und nach 1918 liberaldemokratisch-pazifistischer Renegat. Die „rigorose Klassenherrschaft“ der älteren über die jungen Kadetten, die Prügelduelle, bei denen ins Gesicht geschlagen werden mußte bis Blut floß, und die unmenschlichen, z.T. lebensgefährlichen Bestrafungsaktionen wurden vom Anstaltspersonal zwar geduldet und über das Insistieren auf dem herrschenden Ehrenkodex auch gefördert, doch praktiziert wurden sie von den Kindern und Jugendlichen.³¹⁴

Wurde die Kadettenzeit selbst von jenen bürgerlichen Offizieren, die zu ihrer Zeit als Inkarnation wahrer, gehärteter Männlichkeit galten, rückschauend als „Zwangsjahre“ oder „verlorene Kindheit“

312 GOLTZ, Denkwürdigkeiten, S. 25f. Ähnliche Auflistungen bei BRANDENSTEIN-ZEPPELIN, in: BA-MA, N 491/61, fol. 26; MANSTEIN, Soldatenleben, S. 22f.

313 „Sparta“ bei: PAPEN, Wahrheit, S. 18f.; SCHOENAICH, Damaskus, S. 21, MANSTEIN, Soldatenleben, S. 23. Wenn STOLBERG-WERNIGERODE, Die unentschiedene Generation, S. 310 bemerkt, daß „ein rauher Ton gelegentlich vorkommen“ konnte, so spricht dies der sogar in den apologetisch gestimmten Autobiographien geschilderten Realität Hohn.

314 Die drastischsten Schilderungen bei SCHOENAICH, Damaskus, 18f. (anklagend) und LETTOW-VORBECK, Erinnerungen, in: BA-MA, N 103/44, fol. 25 (vergnügli- apologetisch).

bezeichnet,³¹⁵ so waren sich nahezu sämtliche Kadetten und selbst solche adligen Männer und Frauen, die nie eine Kadettenschule besucht hatten, über den Wert der Charakterschulung in Absetzung von den Vorstellungen bürgerlicher Bildung als formalisierte Fakten- und Wissensvermittlung einig. Das Kadettenkorps war hingegen nichts für „Muttersöhnchen“ oder „körperlich Schwache“, nach sozialdarwinistischem Prinzip selektierte es die schwachen von den starken Charakteren.³¹⁶

Neben den z.T. bedrückenden Erinnerungen an den Zwangsdienst in den Kadettenanstalten stechen die Beschreibungen der Nähe zum Glanz der höfischen Gesellschaft besonders heraus. Ausschließlich adligen Kadetten in den oberen Klassen, Prima und Selecta, war es vergönnt, als Pagen bei Hoffeierlichkeiten Ordonnanzdienste zu leisten. Mit diesem Privileg erhielt die Kadettenerziehung für adlige Zöglinge eine weitere Bedeutung, die über das rein Militärische hinauswies und die direkte, persönliche Bindung an den Landesherrn unterstrich. Die Auswahl der Pagen durch einen höfischen Zeremonienmeister erfolgte nach Name und Aussehen, in der Schule erbrachte Leistungen waren allenfalls von untergeordnetem Interesse.³¹⁷

Als Distinktionsmittel gegenüber den bürgerlichen Kameraden, als Teil adliger Netzbildung bis in die monarchischen Spitzen des Adels hinein und als frühe Einführung in die besondere Denk- und Verhaltenswelten der höfischen Gesellschaft, besaß der Pagendienst eine reale, zumeist karrierefördernde Bedeutung. Übereinstimmend schildern adlige wie bürgerliche Kadettenzöglinge die Wirkungen, welche die Ungleichbehandlung ausübten: „Bei der Abfahrt von Lichterfelde umstanden die Kadetten stets unseren Wagen und sahen

³¹⁵ HEYE, Lebenslauf, in: BA-MA, N 18/1, fol. 21f. und LUDENDORFF, Werdegang, S. 6. Für vergleichbare Adelsstimmen: HINDENBURG, Leben, S. 9; PAPEN, Wahrheit, S. 19; SCHOENAICH, Damaskus, S. 18-21; FALKENHAUSEN, Erinnerungen, in: BA-MA, N 246/45, fol. 9.

³¹⁶ STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27-1-5, fol. 23f. Siehe auch MANSTEIN, Soldatenleben, S. 21-23; SELCHOW, Hundert Tage, S. 38. LETTOW-VORBECK, Erinnerungen, in: BA-MA, N 103/44, fol. 23 lobte die „ausgezeichnete Erziehung“ der „ordentlichen Jungs“. Ähnlich auch das Urteil über den Trink- und Fechtzwang in studentischen Korps. Friedrich v. d. Schulenburg-Tressow, der drei Semester in Heidelberg studierte und den Saxoborussen angehörte, war zwar vom Trinkzwang im Korps angewidert, sah darin aber auch eine Schule der Charakterprüfung. „Manche schwachen Charaktere sind durch dieses Leben [...] verbummelt oder untergegangen. Siehe SCHULENBURG, Erlebnisse, in: BA-MA, N 58/1, fol. 2.

³¹⁷ Erinnerungen an die Kadettenzeit (1888-1891) des Majors Constantin v. SCHÖNFELDT-WERBEN 1892/93, in: BLHA, Pr.Br. Rep. 37, Gutsarchiv Werben, Nr. 393, fol. 10f. Dort auch detaillierte Schilderungen des mehrwöchigen Selektionsprozesses und der peinlichen Vorbereitung der Pagen vor Beginn der season.

uns neidisch abfahren. Manch einer mag da wohl dem Schicksal geflucht haben, daß er in der Wahl seiner Eltern so ungeschickt gewesen sei und ihm auch nicht ein kleines ‚von‘ in die Wiege gelegt hat.“³¹⁸

Erst über den Pagedienst lernten adlige Kadetten neben dem militärischen Drill auch die am Hof nötige Geschmeidigkeit des Verhaltens und der Gebärde zu perfektionieren, die erworbene militärisch geprägte Härte durch höfischen Glanz zu veredeln und damit über die rein militärische Bedeutung zu erheben.³¹⁹ Neben den Hofpagen, die gewöhnlich für allgemeine Ordonnanzdienste eingesetzt wurden, gab es noch die nach besonders scharfen Kriterien ausgewählten Leibpagen, die hochadligen Gästen persönlich zugeteilt wurden und diese den ganzen Abend lang begleiteten. Erinnerung werden neben der prächtigen rot-silbernen Pagenuniform mit Federhut und Degen die eindrucksvolle Ausstrahlung von Hoffeierlichkeiten, Vermählungen, Staatsbesuche, Ordensfeste oder gewöhnliche Hofbälle, der erste persönliche, zumeist herzliche Kontakt zu den „hohen Fürstlichkeiten“ aus dem In- und Ausland, allen voran natürlich zum obersten Kriegsherrn, sowie die überlassenen Memorabilia, die vom Degen des italienischen Königs bis zu goldenen Uhren reichten.³²⁰ Damit wurden die adligen Kadetten schon frühzeitig an die Welt des Hofes gewöhnt, verstärkten sich ihre ohnehin schon vorhandenen engen Bindungen an das jeweilige Herrscherhaus und wurde ihre herausgehobene Stellung gegenüber bürgerlichen Kadetten betont, die im alltäglichen Kasernendienst nicht mehr haltbar war.

Die Einweisung in eine Kadettenanstalt resultierte weder aus einer freien Entscheidung der Kinder noch aus der elterlichen Berücksichtigung besonderer individueller Anlagen der Söhne. „Also ich sollte in das Kadettenkorps gesteckt werden. Alle Zobelitze hatten des Königs Rock getragen, und da fragte denn niemand ob ich Anlage und Neigung zum militärischen Beruf hatte. [...] Mir war alles recht – ich war eben zehn Jahre alt geworden,“ schrieb der nachgeborene Sohn

³¹⁸ EBDA., fol. 14. Vgl. STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, 1-5, fol. 27 (Ungerechtigkeit); LUDENDORFF, Werdegang, S. 7 (Neid und Verletztheit). Wie wichtig auch bürgerlichen Kadetten die Nähe zum königlichen Hof sein konnte, illustriert eine geradezu sentimentale Beschreibung der jährlichen Kadettenvorstellung am preußischen Hof: HEYE, Erinnerungen an die letzte Vorstellung der Kadetten vor Wilhelm I., 1888, in: BA-MA, N 18/13, fol. 1-6.

³¹⁹ MANSTEIN, Soldatenleben, S. 23f.; STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, 1-5, fol. 27-29; PAPEN, Wahrheit, S. 20f.

³²⁰ Neben der oben genannten Literatur vgl. die dichte atmosphärische Schilderung bei Otto v. BELOW, Erinnerungen, in: BA-MA, N 87/37, fol. 106-111.

eines märkischen Gutsbesitzers in kritischer Distanz.³²¹ Der männliche Nachwuchs konnte nach erfolgreicher Vorstellung beim jeweiligen Kommandeur bereits im Alter von acht Jahren beim Kadettenkorps angemeldet und frühestens im Alter von zehn oder elf Jahren einer Voranstalt übergeben werden – mit 15 Jahren galten die Anwärter als veraltet und wurden im Normalfall abgelehnt. Hatte die Erziehung im Elternhaus den Söhnen noch Geborgenheit vermittelt und bei aller Anstrengung, den adlig-männlichen Herrschafts-Habitus einzuüben, durchaus noch Rücksichten auf altersspezifische Erfordernisse genommen, so wurde man „als Kadett schlagartig erwachsen. Der männliche Ernst begann.“³²² Tatsächlich gaben Eltern ihre Kinder damit an das Militär ab, die Außenbeziehungen wurden streng kontrolliert, Briefe zensiert, eingehende Pakete geöffnet und auf die Stube verteilt und privater Ausgang nur gewährt, wenn die Kadetten Familienangehörige vor Ort oder einen überzeugenden Grund nachweisen konnten.³²³

Was bewegte adlige Eltern, ihre Kinder an eine solche Institution abzugeben? Zunächst ist noch einmal festzuhalten, daß das Erziehungsprogramm und die praktizierte Erziehung in den Kadettenanstalten grundsätzlich mit den Vorstellungen der Eltern übereinstimmte. Bildungsferne und Charakterschulung waren Begriffe, die in der häuslichen wie in der anstaltsmäßigen Erziehung gleichermaßen von Bedeutung waren. Auch die mitunter gewalttätige (Selbst-) Erziehung der Kinder war diesen Familien nicht wesensfremd. Bei den Familien der preußischen Militär-Clans kamen spezifische Traditionen hinzu. So wie der männliche Nachwuchs an Regimenter vermittelt wurden, mit denen die Familie historisch verbunden war, so wurde auch die Kadettenanstalt nach der Verbundenheit der Familie zu einem Ort, einer Region oder auch nur zu einem Kommandeur ausgewählt. Nur so sind auch die Häufungen

321 ZOBELTITZ, Ich hab so gern gelebt, S. 34; vgl. RICHTHOFEN, Kampfflieger, S. 22; HINDENBURG, Leben, S. 3: „Soldat zu werden, war für mich kein Entschluß, sondern eine Selbstverständlichkeit.“ Die Selbstverständlichkeit dürfte sich bei dem Zehnjährigen nicht aus einem individuellen Entscheidungsprozeß, sondern aus den sozialen und kulturellen Orientierungen seines Elternhauses ergeben haben. Der ebenfalls 10 Jahre alte Franz v. Papen will jedoch seine Überweisung in die Voranstalt Bensberg, seiner „militärischen Passion“ folgend, der Mutter abgerungen haben. Vgl. PAPEN, Wahrheit, S. 18f.

322 GOLTZ, Denkwürdigkeiten, S. 23.

323 WIESE, Kindheit, S. 21; FALKENHAUSEN, Erinnerungen, in: BA-MA, N 246/45, fol. 9. STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, 1-5, fol. 26. In einer mißglückten Analogie bezeichnete der Schriftsteller und ehemalige Kadett Fritz v. Unruh die Kadettenanstalten als „Urform späterer Konzentrationslager“. Siehe UNRUH, Mächtig seid ihr, S. 147. Eher sollte man bei den Kadettenanstalten von einer „totalen Institution“ (Ervin Goffmann) sprechen, wo der Begriff jedenfalls weitaus besser trifft als beim Militär, speziell dem Offizierkorps.

von Familiennamen insbesondere in den Voranstalten mit ihrem vorwiegend regional begrenzten Einzugsfeld zu erklären. Häufig wird auch auf die günstigen Unterbringungskosten verwiesen, die v.a. für die ökonomisch bedrängten Adelsfamilien attraktiv waren. Um 1900 kostete die Unterbringung in einer Kadettenanstalt zwischen 60 und 300 Mark jährlich, in einigen Ausnahmefällen, bspw. bei Waisenkindern aus Offiziersfamilien, wurden die Kosten vom preußischen Staat übernommen. In den Autobiographien gibt es vielfach Hinweise, daß die Kostenfrage tatsächlich eine gewichtige Rolle bei der Wahl des Erziehungsinstitution spielte. Jedoch erklärt dies nicht, warum nach 1871 die preußischen Kadettenschulen auch von vermögenden, selbst hochadligen Familien frequentiert wurden. Manche mögen sich von der Überweisung eines „mißratenen Sohnes“ dessen Läuterung versprochen haben, andere hofften bei den generellen Stockungen im Avancement auf bessere Karrierechancen durch die Einbindung in die bei adligen Kadetten besonders stark betonte Nähe zum obersten Kriegsherrn.³²⁴ Von der Anziehungskraft des Militärischen nach 1871 schlechthin einmal abgesehen, sahen die Eltern v.a. ihre eigenen Erziehungsrichtlinien und ihre traditionellen Wertmaßstäbe dort am besten in Erziehungspraxis umgesetzt.

Ein bayerischer Armeekritiker zählte zu der „Mitgift“, die ein Kadett für seine Entbehrungen erhielt: „Gesellschaftlichen Schnickschnack, militärisches Gigerltum, großsprecherische Phrasen, brüskes Benehmen nach unten und Verachtung der Civilistenbande.“³²⁵ Dem ist ohne weiteres zuzustimmen, doch treffender ist wohl die während des Ersten Weltkriegs geschriebene düstere Beschreibung des Übergangs der Kindersoldaten in die militärische Welt, die unausgesprochen die daraus resultierenden psychischen Verwerfungen und Deformationen erahnen läßt: „Eine einzigartige Umgebung, in die

324 In einigen Fällen überwiesen die Eltern ihre „mißratenen Söhne“ dem Kadettenkorps in der bewußten Absicht der Zählung, d.h. der Brechung individueller unadliger Verhaltens- und Denkweisen. Vgl. allgemein SALOMON, Kadetten, S. 7-9 sowie ABERCRON, Offizier, S. 17 (Aufsässigkeit); HEYDEBRECK, Wehrwölfe, S. 8 (Haß gegen akademische Bildung); Heye, Lebenslauf, in: BA-MA, N 18/1, fol. 22 (schlechte Lateinensuren). Die Nähe zum obersten Kriegsherrn konnte bei der alljährlichen Verteilung auf die Regimenter durchaus von Nutzen sein. Immerhin stellte das Kadettenkorps nach 1900 jährlich etwa 240 der ca. 700 in Dienst gestellten Offiziere.

325 KRAFFT, Glänzendes Elend, S. 13. Die Verachtung der „Civilistenbande“ begann schon beim Umgang mit dem nichtmilitärischen Lehrpersonal: „Der Pauker ist der geborene Feind des Kadetten. Ihm gegenüber sind alle Gemeinheiten erlaubt. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod. [...] Die Militärlehrer wurden nicht eingetrieben. Weniger, weil sie sich keine Blößen gaben, als aus Achtung vor dem Kleide, das sie trugen.“ Zitat in: H. v. BÖCKMANN, Erinnerungen eines alten Potsdamer Kadetten, Teil III, in: DAB 43 (1925), S. 436f.

er trat. Kerlchen wie er, Kinder noch, und doch schon Soldaten. Mit Augen, aus denen die Märchengläubigkeit noch nicht verschwunden war, in der Bewegung aber wie im Gebaren schon ohne Rundung und Weichheit, soldatisch abgezirkelt, eckig und ein klein wenig verzerrt. Der künftige Beruf des Offiziers war ihnen nicht einer von vielen, sondern wie etwas, was sich von selbst versteht. Sie waren Soldaten, ehe sie zu denken anfangen. Und daß sie es ganz wurden, dafür sorgten Zucht und Tradition, in denen sie aufwuchsen. Hierin unterschied sich das Kadettenkorps scharf von allen anderen Erziehungsinstituten. Jenes *züchtete*, während diese *‚bildeten‘*.³²⁶ Manfred Messerschmidt erklärte, sich auf das Ende der Reformzeit beziehend, aber durchaus mit Blick auf die weiteren Entwicklungen bis 1914, zurecht „das Kadettenkorps zum wichtigsten Ansatzpunkt altpreußischer Opposition gegen die modernen Züge der Armeeverfassung.“³²⁷ Aus der Perspektive dieser „altpreußischen Adelsopposition“ läßt sich allerdings hinzufügen, daß ihr Erfolg langfristig die nahezu vollständige Übernahme militärischer Wertvorstellungen, die den Realitäten des Ersten Weltkriegs näher waren als aristokratischen Idealen, zum Preis hatte. Insofern hat die „ständische Tendenz“ v.a. des preußischen Kadettenwesens, der die beiden von Preußen unabhängigen Anstalten in Bayern und Sachsen seit den 1880er Jahren allerdings kaum nachstanden, die preußischen Militär-Clans zwar gestützt und auch künstlich in Machtpositionen gehalten. Doch ist gleichzeitig auch eine „militärische Tendenz“ zu beobachten, die sich von adlig-ständischen Traditionen mehr und mehr entfernte bzw. diese Traditionen in einseitiger Weise neu ausgestaltete.

Selbst in jenen adligen (und nichtmilitärischen) Erziehungseinrichtungen, welche die bürgerlichen Bildungsstandards mühelos erreichten oder gar bei weitem übertrafen, blieb die Beharrung auf spezifisch adligen Grundsätzen der Erziehung dominant. So wurde in der Satzung der königlich-bayerischen Pagerie in München als Aufgabe formuliert, „[a]delige Jünglinge zu religiös und wissenschaftlich gebildeten, ehrenhaften und tüchtigen Männern zu erziehen, und dieselben zur Beobachtung der ihrem erhöhten Standpunkte in der menschlichen Gesellschaft angemessenen Haltung zu befähigen [...]“. Die Schüler, die auch außerhalb des „Dienstes“ Uniform tragen mußten, erhielten eine – auf einem 16-Stunden-Tag

³²⁶ Edmund DOLF, Nachruf auf Colmar v. d. Goltz, in: BA-MA, N 80/17 (Hervorhebungen von mir, M.F.).

³²⁷ MESSERSCHMIDT, Die preußische Armee, in HMG, IV/2, S. 13. Vgl. EBDA. S. 81-93.

basierende – breite, dem gymnasialen Curriculum entsprechende Ausbildung, doch war der Unterricht in Fächern wie Kriegswissenschaften, freie Hand- und Architekturzeichnung, Stenographie, Musik, Tanzen, Reiten, Exerzieren, Fechten, Voltigieren, Turnen und Schwimmen ohne Ausnahme obligatorisch. Aufgenommen wurden nur solche „adeligen Jünglinge, welche mit Fleiß und Talenten, sichtlich gutes Betragen verbinden, sich eines gesunden, mit erblichen oder örtlichen Fehlern nicht behafteten Körpers erfreuen, und welche bei einer ihrem Alter entsprechenden Größe eine fernere kräftige Entwicklung gewärtigen lassen.“³²⁸ Auffallend ist hier die neben Bildungsleistung und Charakterstärke gleichberechtigte Betonung der körperlichen Unversehrtheit, ja Schönheit oder wenigstens Vornehmheit. Leuchtet es unmittelbar ein, daß bei Hoffestlichkeiten die Pagen nach Aussehen von fürstlichen Zeremonienmeistern ausgewählt wurden, so verwundert das Betonen rein körperlicher Eigenschaften in Satzung und Lehrplan.³²⁹

Auch für angesehene Bildungs- und Erziehungseinrichtungen dieser Art, mit Abstrichen könnte man die Ritterakademien hinzuzählen, galten Charakterschulung und Erziehung zur Haltung als elementare Bestandteile adliger Erziehung zur Herrschaft. Zwar waren Gewaltauswüchse wie in den Kadettenanstalten in einem, dem ganzheitlichen adligen Bildungsideal verpflichteten Erziehungsinstitut für den Adelsnachwuchs nicht denkbar, schon gar nicht in den süddeutsch-katholischen Spitzeneinrichtungen, doch läßt sich auch hier eine spezifisch adlige Erziehungsidee erkennen, in der die scharf getrennten bürgerlichen Vorstellungen von „zivil“ und „militärisch“ verschwimmen.

328 Satzungen für die königlich bayerische Pagerie über Erziehung, Ausbildung und Hausordnung sowie über die Aufnahme der Zöglinge, 1900; in: BHStA, KA, Bestand Bayerisches Kriegsministerium, MKr 4897: Königliche Pagerie. Bezeichnend für die Betonung des unversehrten Körpers auch § 16 der Satzung: „Das Tragen von Brillen und Zwickern ist nur auf Grund ärztlichen Ausspruches gestattet.“

329 Allerdings schlug zwischen 1799 und 1918 fast die Hälfte der „Edelknaben“ die aktive Offizierslaufbahn in der bayerischen Armee ein, wo solche Fertigkeiten ja durchaus auch gefragt waren. Nach WALDENFELS, Edelknaben, Anhang. Es erübrigt sich eigentlich nochmals zu erwähnen, daß die allgemeine Bildung eines solchen Offiziers um Welten getrennt war von der eines preußischen Kadettenoffiziers. All dies gilt auch für die hier nicht weiter behandelten adligen Erziehungsanstalten wie Ritterakademien oder ähnliche Adelsschulen. Vgl. BELOW, Erinnerungen, in: BA-MA, N 87/37, fol. 4 (Garnisonsschule Graudenz); FINCKENSTEIN, Störche, S. 61-64 (Ritterakademie Brandenburg); GOBLER, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 98/1, fol. 5 (Alumnat Roßleben); REDWITZ, Erinnerungen, S. 9-11 (Julianeum Würzburg).

5.2.) Wege ins Regiment

Formal gab es für einen Offiziersaspiranten eigentlich nur zwei Wege in die Armee: Der eine führte über das Militärkabinett, zentrale behördliche Vertretung der königlichen Kommandogewalt, das für die Verteilung der Kadetten, die Durchsetzung von Personalfragen betreffenden Allerhöchsten Kabinettsordres und für die Kommandierung bzw. Versetzung von bereits in die Armee aufgenommenen Offiziere zuständig war. Der andere führte direkt über die Regimenter, die mittels der Offizierswahl und der letztgültigen Entscheidung des Kommandeurs über die Aufnahme eines Kandidaten votierten, ohne daß eine weitere Instanz, vom obersten Kriegsherrn abgesehen, diese Entscheidung überprüfen oder anfechten konnte. Beide Institutionen, Regimentskommandeur und Militärkabinett, waren bis zum Ersten Weltkrieg mehrheitlich bzw. ausschließlich mit adligen Offizieren besetzt, was noch einmal das Gespür des Adels für die Bedeutung von personalrelevanten Positionen sowie die Hartnäckigkeit, mit der diese Positionen verteidigt wurden, verdeutlicht.³³⁰ Dies betraf in erster Linie natürlich jene Einheiten und Waffengattungen, mit denen sich der Adel in besonderer Weise verbunden fühlte.

In der Kavallerie lag der Anteil bürgerlicher Regimentskommandeure bis 1910 nie über der 15%-Marke, 1885 wurden von 72 preußischen Kavallerieregimentern gerade einmal fünf von bürgerlichen Offizieren kommandiert, ein bürgerlicher Kommandeur im Gardekorps war schlicht undenkbar. In einzelnen auf dem Land stationierten Infanterieregimentern der Linie verhielt es sich in etwas abgeschwächter Form ebenso. Hierbei handelte es sich um Regimenter, die teils traditionell mit landgesessenen oder militärnahen

³³⁰ Für eine ausführlichere Darstellung siehe Kap. 6.1. und 6.2. Die Bedeutung der Position des Regimentskommandeurs betont v.a. MESSERSCHMIDT, *Militär, Politik, Gesellschaft*, S. 254f. Zu Funktion und Politik des Militärkabinetts, „des letzten Kleinods aus vorkonstitutioneller Zeit“ (Vorwort) siehe SCHMIDT-BÜCKEBURG, *Militärkabinett*. Eine zufällige Aufstellung der Verteilung der Abiturienten aus der Hauptkadettenanstalt spiegelt die eindeutige Richtung der Personalpolitik des Militärkabinetts. 1909, als die öffentliche Kritik am Militärkabinett ihrem ersten Höhepunkt zustrebte, wurden die 62 Abiturienten, von denen 20 adliger und 42 bürgerlicher Herkunft waren, folgendermaßen verteilt: 6 / 0 zur Garde, 7 / 8 zu Regimentern mit „fürstlichen Chefs“, 2 / 2 zur Kavallerie, 1 / 2 zur Feldartillerie, 4 / 20 zu Provinzregimentern, 0 / 3 zu Eisenbahnregimentern, 0 / 7 zu anderen Truppenteilen (Technische Truppen, Pioniere etc.). Siehe: *Adel und Bürgertum in der Armee*, in: *Der Beobachter* vom 24.3. 1909, in: WHStA M 1/3, Bü 629, fol. 17.

Adelsfamilien verwoben waren, teils einen „Chef“, eine Art Ehrenkommandeur ohne militärische Befehlsbefugnis, aus fürstlichem Hause hatten und damit automatisch adlige Offiziere anzog oder auch einfach nur in einer attraktiven Garnison lag. Je „unadliger“ die Waffengattung oder das Regiment desto höher der bürgerliche Anteil auf dieser Position, die als Schaltstelle zwischen hoher Militärführung und Truppe zu sehen ist. Dieses Muster war keineswegs auf Preußen beschränkt, sondern findet sich in leicht abgeschwächter Weise in den anderen Kontingentsarmeen wieder. Auch in Bayern, Sachsen oder Württemberg waren die Kommandeursstellen der Leibregimenter und der großen Mehrheit der Reiter-Regimenter v.a. dem heimischen Adel vorbehalten.³³¹

Aus der Perspektive der adligen Offiziersbewerber und ihrer Familien soll in diesem Abschnitt drei Fragen nachgegangen werden. Erstens nach welchen Kriterien adlige Aspiranten ihr künftiges Regiment auswählten, wie sie Zugang zu diesen Regimentern erhielten und somit ihre Karrieren organisierten; zweitens, inwiefern sie einer standespolitischen Strategie folgten; und drittens, ob sich darin ein eigenes, von bürgerlichen Vorstellungen klar unterscheidbares Verständnis von Qualifikation und Eignung für den Offizierberuf spiegelt.

Zunächst gab es Offiziere, die sich gar nicht erst bemühen mußten, sondern denen nach dem ständischsten aller denkbaren Verfahren ein Platz im Regiment aufgrund ihrer dynastischen Herkunft reserviert war. Dies betraf die hauchdünne Schicht des Hochadels, Angehörige der regierenden Häuser und standesherrlicher Familien. Die Hohenzollern beschickten ihr Potsdamer „Stammregiment“, das 1. Garde-Regiment zu Fuß, mit Prinzen, die traditionell zum 10. Geburtstag das Leutnantspatent erhielten. 1898 dienten sechs, 1912 gar acht Prinzen, darunter drei Söhne des Kaisers, gleichzeitig im 1. Bataillon des Regiments, das von Wilhelm II. zur „Leibgarde“ erhoben worden war. Die Wettiner wählten ausnahmslos das Königliche Leib-Grenadier-Regiment Nr. 100 in Dresden, die Wittelsbacher das in München stationierte Königliche Bayerische Infanterie-Leibregiment und die württembergischen Prinzen dienten vorzugsweise im Stuttgarter Grenadier-Regiment Königin Olga Nr. 119.³³² In ganz

³³¹ Vgl. die auf der Grundlage der älteren Literatur erstellten Zusammenstellungen bei OSTERTAG, *Ausbildung, Bildung und Erziehung*, S. 38-57. Illustrative Einzelbeispiele liefert reihenweise die atmosphärisch dichten Beschreibungen bei ENDRES, *Soziologische Struktur*, in: AfSS 58 (1927), S. 282-319.

³³² Einen hervorragenden Zugang zu den als Staatsakt gehandelten Übertritten der Wittelsbacher Prinzen in die bayerische Armee (gewöhnlich im Alter von 16 Jahren) bieten

ähnlicher Weise verfahren die regierenden Häuser der kleineren deutschen Staaten. Diese hatten zwar über die Militärkonventionen im Rahmen des Norddeutschen Bundes ihre Kommandogewalt an den preußischen König abgeben müssen, behielten aber einige Reservatrechte bei der personellen Besetzung „ihrer“ Regimenter. So verbrachten die Prinzen des Hauses Mecklenburg-Schwerin bis in die 1880er Jahre ihre ersten Dienstjahre v.a. im Infanterie-Regiment Nr. 24 in Neuruppin, die badischen Prinzen hingegen im Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109.³³³ Das Muster war überall gleich, die Prinzen begannen ihren militärischen Dienst gewöhnlich in den eng mit der Dynastie verbundenen Leibregimentern der Infanterie.³³⁴ Ganz ähnliche Zugänge zum Militärdienst lassen sich für die Söhne standesherrlicher Familien v.a. in Süddeutschland finden. Entweder

die alphabetisch geordneten Personalunterlagen und Qualifikationsberichte bayerischer Offiziere in: BHStA, KA, Bestand Offiziers-Personalakt. Ein auch nur annähernd vergleichbarer Quellenbestand existiert für die preußische Armee nicht mehr. Anlässlich der Überweisung des Kronprinzen an das Leib-Grenadier-Regiment 100 sprach König Georg v. Sachsen von einem „Familienfest“. Vgl. Rede des sächsischen KÖNIG GEORG vor den Offizieren des 1. (Leib) Grenadier Regiments 100 am 15.1. 1904, in: SHStA, KA, Bestand Kriegsministerium, 25103 (D) Allgemeine Armee-Abteilung. Allerhöchste Kundgebungen. Die konkreten Auswirkungen solcher Kommandierungen für den Regimentsalltag werden plastisch geschildert bei RENN, Untergang, S. 202f. Vgl. PRINZ LOUIS FERDINAND, Strom, S. 40f.; STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, 1-5, fol. 34-37.

³³³ Vgl. die Personalunterlagen in MHStA Schwerin, Großherzogliches Kabinett: Acta Militaria Nr. 1266. und ebda. Großherzogliches Kabinett: Dragoner-Regiment Nr. 17, Nr. 6354. Der Großherzog von Mecklenburg besaß das Recht, zwei Rittmeisterstellen im Dragoner-Regiment Nr. 17 in Ludwigslust zu besetzen und sich mit beratender Stimme bei der Auswahl des Regimentskommandeurs zu beteiligen – über Versetzungen und Beförderungen der Offiziere entschied jedoch allein das preußische Militärkabinett. Für Baden: LUTZ, Das badische Offizierkorps, S. 224-235 und OSTERTAG, Bildung, Ausbildung und Erziehung, S. 83-87.

³³⁴ Daß es dabei nur selten konfliktfrei zugeht, liegt auf der Hand. Einerseits wuchs die bürgerliche und die militärfachliche Kritik an den Vorzugsrechten der Prinzen (Prüfungsbefreiung und Avancement außer der Tour), andererseits standen das (eher preußische) „Offiziersprinzip“ und das (eher süddeutsche) „Adelsprinzip“ in tiefem Widerspruch zueinander, was regelmäßig zu wüsten Auseinandersetzungen über den Umgang mit „entarteten Prinzen“ führte. Generell WHStA, M 1/3, Bü 706 („Prinzen im Heere“, 1906); Schreiben des Majors Freiherr v. GEMMINGEN-GUTTENBERG, Leiter der Militärabteilung im württembergischen Kriegsministerium an Friedrich v. GRÄVENITZ im Militärkabinett vom 6. Juli 1903, in: WHStA, M 660/095 (Nachlaß v. Grävenitz), Heft 9 und v.a. die Berichte der sächsischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Major Paul EDLER v.D. PLANITZ und Oberst Paul GRAF VITZTHUM v. ECKSTÄDT vom 2.2. 1878 und 13.9. 1898, in: SHStA, KA, Berichte der sächsischen Militärbevollmächtigten, Nr. 4490 und 4515 über den arbeitsscheuen Alexander PRINZ v. SACHSEN-WEIMAR und den spielsüchtigen Alfred PRINZ v. COBURG. Generell scheint die preußische Militärverwaltung eher geneigt gewesen zu sein, solche Prinzen aus dem Heer auszusortieren als die süddeutschen Dienststellen. Diese neigten insbesondere dann zu Vorsicht und Verständnis, wenn es darum ging, die eigene herrschende Dynastie nicht zu beschädigen und gegenüber der preußischen Vorherrschaft zu stabilisieren. Beispiele für die geradezu „prinzenfeindliche“ Praxis in Preußen finden sich in einem Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten in Berlin, v.D. PLANITZ vom 23.8. 1881, in: SHStA, KA, Militärbevollmächtigter in Berlin, Nr. 4493.

wurden diese, vom militärischen Dienst befreit, à la suite gestellt oder als Leutnante in die Armee übernommen, vorzugsweise in die jeweiligen Hausregimenter. Die Fürsten v. Thurn und Taxis besaßen noch im 19. Jahrhundert die „erbliche Proprietärschaft“ des 2. Bayerischen Chevauleger-Regiments „Taxis“, die Familie v.d. Tann die des 11. Bayerischen Infanterie-Regiments, deren Kommandos in Regensburg stationiert waren.³³⁵ So entstanden v.a. in kleinen süddeutschen Residenzstädten mit Garnison einige „Provinzialgarden“,³³⁶ weil der Beitritt eines Prinzen aus regierenden oder nichtregierenden Häusern automatisch andere Adelsgruppen anzog. In diesen ebenso seltenen wie aufsehenerregenden Fällen folgte der Zugang zu einem Regiment entlang rein dynastischer Prinzipien, die sich einerseits direkt aus der Kommandogewalt, andererseits aus ständischen Traditionen ableiteten. Nicht die militärische Passion der Fürsten und Prinzen, sondern die gesellschaftliche Bedeutung des militärischen Dienstes und der Zwang zur Repräsentation bewirkten die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder wachsende Nutzung dieses ständischen Vorzugsrechts.

Seit den 1880er Jahren setzte der „Zug nach Norden“ der deutschen Prinzen und den eigentlich eher militärfernen Standesherrn ein. Dieser Zug hatte sehr konkrete Ziele: Die Reichshauptstadt Berlin, die preußischen Garderegimenter und insbesondere die Gardekavallerie. Schon Friedrich Wilhelm IV. hatte gegen den Willen der Militärführung den nichtpreußischen Standesherrn, die in ein preußisches Regiment einzutreten gedachten, Vorzugsrechte gebilligt, u.a. den Wegfall sämtlicher Prüfungen und die Einstellung mit Leutnantsrang. Doch blieben süddeutsche Standesherrn in preußischen Diensten zunächst die Ausnahme, sie bevorzugten wie die Reichsritter (temporären) Dienst in Österreich, Württemberg und Bayern. Erst nach der allgemeinen Aufwertung des preußischen

³³⁵ Im Falle der Familie Thurn u. Taxis rührte dieses Recht aus einer Zahlung des Fürsten Karl Theodor v. Thurn und Taxis an den bayerischen Staat, mit der er sich 1742 das Recht erkaufte, ein eigenes Regiment zu führen. SPRÖBER, Deutschlands Heerführer, S. 216. Zur (umstrittenen) Vorzugsstellung der Standesherrn auch in Bayern vgl. RUMSCHÖTTEL, Das bayerische Offizierkorps, S. 77 und Verfügung des bayerischen Kriegsministeriums vom 10.6. 1886, in: BHStA, KA MKr 1843, Stück 113. Für die regionale Sonderstellung der Standesherrn in den süddeutschen Armeen vgl. GOLLWITZER, Standesherrn, S. 299, der neben dem Recht der Standesherrn auf Freistellen auch deren Pflicht zum Ausgleich der Defizite in den Kassen der Offizierskasinos der entsprechenden Regimentern erwähnt.

³³⁶ Begriff bei DEMETER, Offizierkorps, S. 37 mit Bezug auf das 1. Ulanen-Regiment in Bamberg, das vorzugsweise von Söhnen standesherrlicher Familien und des landgesessenen fränkischen Adels frequentiert wurde. Vgl. bspw. BHStA, KA, Bestand Offiziers-Personalakt, OP 24717-24719 (FRHRN. V. GEBSATTEL), OP 23871, 5961 (FÜRSTEN und GRAFEN ZU CASTELL-CASTELL).

Militärs infolge seiner Überlegenheit in den Einigungskriegen, nach der Akzeptanz der sozialen und kulturellen Leitbildfunktion der preußischen Garde auch über den Adel des alten Preußens hinaus, und nach dem Aufstieg Berlins zur dominanten Kapitale des Reiches, strömten die Söhne der nichtpreußischen Granden in diese Regimenter. Ernst Fürst zu Leiningen bat 1884 Wilhelm I. um Aufnahme bei den Gardejägern, führte seine Söhne und Enkel in den preußischen Offiziersdienst, während der Vater ihn noch in englische Dienste gegeben hatte. Auch das Garde-Schützen-Bataillon erfreute sich unter hochadligen Familien nach 1900 größerer Beliebtheit. Fanden dorthin jedoch weiterhin nur einzelne Söhne ihren Weg in den militärischen Dienst, stieg die Gardekavallerie zum hauptsächlichen Tummelplatz für die Söhne des Hochadels in Deutschland auf. 1912 dienten im Offizierkorps der Garde du Corps insgesamt 11 Prinzen aus standesherrlichen Familien, hinzu kamen sechs weitere Söhne niederadliger Familien Süd- und Westdeutschlands (zumeist Reichsritter), während der engere Kreis der preußischen Militär-Clans mit zehn Offizieren in der Minderheit blieb. In etwas abgeschwächter Form sind diese Relationen auch bei den Berliner Garde-Kürassieren nachweisbar. Noch dreißig Jahre zuvor waren solche Verhältnisse undenkbar gewesen und auch noch 1890 sind nur in diesen Regimentern nur jeweils zwei Offiziere aus standesherrlichen Familien nachweisbar.³³⁷ Neben den oben genannten Gründen für die zunehmende Attraktivität dürften auch die leichteren Aufnahmeverfahren in Preußen gegenüber den beiden süddeutschen Kontingenten eine Rolle gespielt haben.³³⁸ Vor allem aber zeigte auch Wilhelm II., mehr noch als sein Großvater, Interesse an der Aufnahme einer größeren Zahl süddeutscher Hochadliger in ausgewählte hofnahe Regimentern und beteiligte sich aktiv an der Suche und Anwerbung: „Ich hatte überhaupt den Eindruck, daß die Majestäten alles taten, uns Süddeutsche in preußische Dienste zu ziehen, um dadurch im Süden den Reichsgedanken zu stärken. Übrigens dienten ja schon viele Süddeutsche in der Garde. Im Regiment der Gardes du Corps Graf

³³⁷ GOLLWITZER, Standesherrn, S. 243 und die Militär-Ranglisten der preußischen Armee (1884, 1890, 1900, 1912).

³³⁸ RUMSCHÖTTEL, Bayerisches Offizierkorps, S. 64f, erwähnt, daß der spätere bayerische Kriegsminister ASCH ZU ASCH AUF OBERNDORFF 1881 aus dem Kopf eine Liste mit den Namen bayerischer Adliger – zum Teil aus den prominenten Häusern GRAFEN LEININGEN, GRAFEN LUXBURG, GRAFEN PAPPENHEIM, V.D. TANN – niederschrieb, die den Anforderungen der bayerischen Aufnahmeprüfungen nicht gerecht wurden und in die preußische Armee übertraten. Otto v. Dungern, gewiß aus dem niederen Adel, „beschloß“ mit 17 von der Schule abzugehen und mit dem Fähnrichexamen bei den 3. Garde-Ulanen in Potsdam anzuheuern. Dungern, St. Georg, S. 17.

Douglas und ich, bei den 1. Garde-Dragonern ein Prinz Hohenlohe-Öhringen, bei den 2. Garde-Dragonern ein Freiherr von Berckheim, bei den Garde-Kürassieren Freiherr von Gayling und Freiherr von Glaubitz, bei den Garde-Husaren der Erbprinz zu Fürstenberg und bei den 1. Garde-Ulanen auch noch ein Berckheim.³³⁹ Wenngleich hier nur spekulativ vermutet werden kann, gibt es Anzeichen dafür: bspw. Hofämter, Auszeichnungen, Besuchs- und Einladungspraktik, daß diese Anwerbepolitik tatsächlich Teil einer Integrationsstrategie mit dem Ziel war, den nichtpreußischen Hochadel enger an die Hohenzollern zu binden, wenn nicht sogar – auf lange Sicht hin – eine Art Reichsadels zu schaffen.³⁴⁰ Die Auswirkungen auf die generelle militärische Praxis sollte nicht überbetont werden, zumal es in den meisten Fällen um rein repräsentative Dienststellungen in vorwiegend zu Repräsentationszwecken eingesetzten Regimentern handelte. Die soziale Struktur dieser Regimenter und deren Wahrnehmung in der Öffentlichkeit veränderte sich mit Eintritt der Prinzen jedoch tiefgreifend.

Wurden die hochadligen Anwärter aufgrund rechtlicher Sonderregelungen oder Bitten einem Regiment aggregiert, so lag der Fall bei jenen Adligen anders, die, dauerhaft oder vorübergehend, berufsmäßig einem Regiment als Offizier beitreten wollten. Wenn sie den formalen Minimalanforderungen Genüge leisteten, wurden sie entweder per Ordre zu einer Einheit befohlen oder vor Übertritt in ein Regiment von den Offizieren per Ballotage zugelassen. Die Offizierswahl folgte, nachdem der Avantageur zuvor einige Zeit im Regiment „zur Probe“ gedient hatte, der Portepeeprüfung, und dann noch einmal dem Offizierexamen. Bekanntermaßen war die Offizierswahl eine von den Reformern 1808 geschaffene Einrichtung, die allerdings nur als Gegenstück zur fachlichen Eignungsprüfung dienen sollte.³⁴¹ Davon erhoffte man sich neben der Vereinheitlichung

339 REISCHACH, Kaiser, S. 57. Das prominenteste Beispiel gab wohl Max Egon FÜRST ZU FÜRSTENBERG, enger Freund Wilhelms II., der in den frühen 1880er Jahren in der preußischen Garde diente, bis zum Oberst bestellt wurde und Wilhelm II. als Ordonnanzoffizier bei Kaisermanövern und auch während des Ersten Weltkrieges begleitete.

340 Diese letztlich erfolglosen Bestrebungen werden angedeutet bei REIF, Adel, S. 82f. DISSOW, Übergang, S. 194 behauptet in Bezug auf hannoveranische Offiziere eine vergleichbare integrative Funktion des 1. Garde-Regiments zu Fuß. Offiziere aus Hannover dienten nach der Annexion zunächst vorzugsweise in Regimentern der sächsischen Armee. Siehe die Berichte des sächsischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Generalmajor Carl v. BRANDENSTEIN, vom 6.3. 1867, 15./16.3. 1867, 16.3. in: SHStA, KA, Berichte des Militärbevollmächtigten, Nr. 4474 und –in gewollter Übertreibung – für die Zeit nach 1900 RENN, Untergang, S. 48.

341 Vgl. MESSERSCHMIDT, Das preußisch-deutsche Offizierkorps 1850-1890, in: Hofmann (Hg.), Das deutsche Offizierkorps, S. 26 und v.a. die umfassenden (und unübertroffenen)

der durch die Kriegswirren und ständigen Um- und Neubesetzungen sehr heterogenen Offizierkorps auch eine Stärkung der Kameradschaft in den Regimentern. Erst in der Folgezeit, nach 1818 erhielt das „Würdigkeitsurteil“ seine herausragende konzeptionelle und praktische Bedeutung.³⁴² Dienstliche Leistung und Tüchtigkeit bildeten nach wie vor eine Grundlage der Auswahl, doch die sowohl auf soziale, als auch auf politische Ausschließung zielende Frage nach dem Charakter und der Gesinnung geriet zunehmend zur hauptsächlichen, wenn nicht einzigen Entscheidungsgrundlage bei der Offizierswahl. Die Neuausrichtung der Offizierswahl ging von den Offizieren in den Regimentern selbst wie von der Militärführung aus. Immer wieder wurden die Regimentskommandeure bis in die 1920er Jahre hinein erinnert, ermahnt oder aufgefordert, streng bei der Auswahl der künftigen Offiziere zu Verfahren und dafür Sorge zu tragen, „unpassende Elemente“ vom Offizierkorps fernzuhalten und stärker auf die Position des Vaters, gute häusliche Erziehung, angeborener anständiger Sinn und auf die Tradition des Militärdienstes in der Familie zu achten. Denn, so der Chef des Militärkabinetts in einem mahnenden Rundschreiben an die Regimentskommandeure 1898: „Es ist ein Irrtum, wenn vielfach geglaubt wird, daß die militärische Einwirkung allein genügt, um gute und anständige Offiziere zu erziehen.“³⁴³

Die Kriterien, nach denen angehende Offiziere ihr Regiment auswählten, waren vielfältig. Manche von ihnen suchten sich das Regiment „nur nach Äußerlichkeiten, nach der Rangliste“ aus und bemühten sich danach um die nötigen Beziehungen, andere richteten sich ganz nach dem Rat von außen: der Familie, der Bekannten oder der landläufigen Meinung über den Status verschiedener Regimenter, wiederum andere nach ihren mehr oder weniger ausreichenden

Ausführungen in DERS., Die preußische Armee, in: HMG, Bd. IV/2, S. 13-19. Für die „Bildungsfrage“, die hier nicht weiter erörtert wird vgl. Kap. 7.2.

342 Manfred MESSERSCHMIDT, Das preußisch-deutsche Offizierkorps 1850-1890, in: Hofmann, Das deutsche Offizierkorps, S. 26.

343 Bemerkungen und Entwürfe zur vaterländischen Heeresverfassung vom 21.7. 1858, in: Militärische Schriften Wilhelms I., Bd. 2, S. 344-347. Kabinettsordre vom 3.9. 1866, in: Dienstvorschriften der Königlich-Preußischen Armee, hg. v. Karl v. Helldorf, Bd. I/2, S. 14. Auch die Allerhöchste Kabinettsordre Wilhelms II. vom 29.3. 1890, in: MWBl 1890, Nr. 32, in welcher der „Adel der Gesinnung“ dem „Adel der Geburt“ formal gleichgestellt wurde, und die entsprechenden Erlasse des Chefs der Heeresleitung, Hans v. Seeckt, aus den 1920er Jahren sind in diesen Zusammenhang einzuordnen. Eine Sammlung der wichtigsten Ordres zwischen 1870 und 1900 findet sich in einem Schreiben des Chefs des Militärkabinetts v. HAHNKE an alle Generalkommandos mit Abschriften von Allerhöchsten Kabinettsordres, den Nachweis von Offiziersanwärtern betreffend (1870, 1891, 1894, 1898), vom 12.12. 1898, in: SHStA, KA, Berichte des Sächsischen Militärbevollmächtigten in Berlin, fol. 38ff.

„pekuniären Möglichkeiten.“³⁴⁴ Wenige Auserwählte wurden auf Wunsch des Kaisers vom Militärkabinett aufgefordert, sich bei einem vorgegebenen Regiment zu melden. „Des Kaisers bester Freund“ Philipp Graf zu Eulenburg-Hertefeld hatte in einem Immediatgesuch darum gebeten, seinem Sohn Fritz Wend die Primareife zu erlassen und diesen schnell einem Regiment zuzuweisen, das nicht das 1. Garde-Regiment zu Fuß sein müßte. Doch bestand Wilhelm II. auf den Abschluß des Abiturientenexamens und den Eintritt in das 1. Garde-Regiment, während Eulenburgs zweiter Sohn in das Kadettenkorps überwiesen werden sollte.³⁴⁵ In ähnlicher Weise verfuhr Wilhelm II. insbesondere bei den Söhnen seines militärischen Gefolges und derjenigen Persönlichkeiten, die er enger an seinen Hof zu binden gedachte.

So griffen der preußische König und seine Zentralbehörde für Personalangelegenheiten immer wieder in die Personalverteilungspolitik ein, z.T. auch die Auswahlrechte der Regimenter verletzend, um einerseits eigene Wünsche durchzusetzen, also aktiv auf die personelle Ausstattung einzelner Regimenter einzuwirken und andererseits, so insbesondere unter Wilhelm II. nach 1900, auf öffentliche Kritik an der Personalpolitik reagieren zu können.³⁴⁶ Der bürgerliche „Konzessionsschulze“ bspw. wäre ohne das Eingreifen der Zentralbehörden in die Regimentsgeschäfte nicht

344 SCHOENAICH, Damaskus, S. 47 über seinen Wechsel von der Marine zu den 2. Garde- Dragoner-Regiment, der von dem ihm bekannten Leo v. Caprivi eingefädelt und innerhalb von sechs Wochen vollzogen wurde. Vgl. auch Abercron, Offizier, S. 45f., der sich von der Vermögenslage seiner Eltern her ein Kavallerieregiment nicht leisten konnte und beim Durchblättern der Rangliste zufällig auf die Luftschiffer-Abteilung in Berlin gestoßen sein will, zu der er 1899 auch der Aufstiegschancen wegen übertrat.

345 Brief von Philipp GRAF ZU EULENBURG-HERTEFELD an Gustav v. KESSEL vom 11.5. 1902, in: BLHA, Pr. Br. Rep. 37, Herrschaft Liebenberg, Nr. 845/1 sowie Brief vom Generaladjutanten Wilhelms II., Dietrich v. HÜLSEN, an EULENBURG, vom 13.6. 1902, in: ebda.

346 Berühmt wurde der Fall Walter v. MOSSNER (1890 nobilitiert), Sohn jüdischer Eltern, der es nach einigen Gardekommandos immerhin zum Generalleutnant und Gouverneur von Straßburg schaffte. Das exklusive Offizierkorps im Bonner Husaren-Regiment Nr. 7, das in enger (auch personeller) Beziehung zu dem Corps Saxoborussia stand, verweigerte dem Avantageur 1866 die Aufnahme, worauf Wilhelm I. sich persönlich für die Aufnahme Mossners einsetzte und mit dem Entzug seines Namens aus dem Regimentsnamen drohte. Vgl. BÜLOW, Denkwürdigkeiten, Bd. 4, S. 233f. und Ulrich TRUMPENER, Junkers and Others, in: CJH 14 (1979), S. 36. Dort auch viele Hinweise auf Gardeoffiziere von bürgerlicher oder gar unstandesgemäßer Herkunft. Zum „Bürgerschub“ in der preußischen Garde 1910 vgl. Pressenotiz in der „Württembergische Zeitung“ Nr. 51 vom 3.3. 1910, in: WHStA, M 1/3 Kriegsministerium, Zeitungsausschnittsammlung, 792, Bd. 38. Für die, freilich nicht nachweisbare, kritische Einstellung Wilhelms II. gegenüber einer zu starken Adeldomiananz in der Garde vgl. den Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Ludwig FRHR. v. GEBSATTEL vom 8.4. 1908, in: BHStA, Mkr 42, Königlich Bayerischer Militärbevollmächtigter in Berlin, Nr. 978.

denkbar gewesen. Hier prallten zwei widerstreitende Prinzipien der Ergänzung aufeinander, die für wachsenden Unmut unter den Truppenoffizieren in den Regimentern sorgte: Einmal die Freiheit der Regimenter, sich ihren Ersatz eigenständig auswählen zu können, und zum anderen, die nach 1900 erstarkende Tendenz zu einer zentralistischen Verteilungspolitik nach politischen Maßstäben, die über den Horizont einzelner Regimenter weit hinauswies.³⁴⁷

Umgekehrt war es bei der Plazierung des Nachwuchses natürlich von enormem Vorteil, wenn familiäre, bekanntschaftliche oder dienstliche Kontakte zu hohen Militärstellen vorhanden waren. Angesichts der bis 1914 ungebrochenen Übermacht des Adels in den höheren Chargen, die Einfluß auf Personalentscheidungen nehmen konnten begünstigte dies adlige Bewerber bei weitem.³⁴⁸ Hinzu kam, daß die preußische Hofrangordnung, wie immer wieder zurecht betont wird, den Offizier gegenüber anderen ständischen und beruflichen Gruppen zwar eindeutig bevorzugte, die formale Ordnung mit der praktizierten Ordnung jedoch keineswegs übereinstimmte. Wenn formal selbst der jüngste Leutnant zum Hof zugelassen war, bedeutete dies nicht, daß er auch zu Hoffesten eingeladen wurde, während die Söhne adliger Offiziere schon im Kindesalter größere Chancen hatten, dem König oder einem Mitglied seines Gefolges bei Hofe zu begegnen. Ebenso wurden zwar sämtliche Kadetten der Hauptanstalt in Lichterfelde einmal im Jahr dem König bzw. Kaiser vorgestellt, doch wirklich in die Nähe des Monarchen stießen nur jene adlige Kadetten vor, die als

347 So auch DEIST, Das preußische Offizierkorps 1888-1918, in: ders., Militär, Staat und Gesellschaft, S. 51. Aus der Adelperspektive liest sich die Reaktion auf die Kurskorrektur in der Ergänzungspolitik des Militärkabinetts infolge der massiven Angriffe auf das „Adelsprinzip“ aus bürgerlich-liberalen und sozialdemokratischen Kreisen folgendermaßen: „Die Aussicht für einen adligen Kadetten in die Garde zu kommen war gering. Es mußten schon Überlieferungsgründe mitsprechen, wenn z.B. der Vater im Regiment gefallen war oder sehr lange in ausgezeichnete Stellung gedient hatte. Sonst kamen in erster Linie Bürgerliche hin, und diese des Reichstages wegen.“ Siehe Ludwig v.D. LEYEN, Frosch-Schau, in: BA-MA, N 154/1, fol. 8. Kritik und Verteidigung des „Adelsprinzips“ finden sich bei EINEM, Erinnerungen, S. 72f. in Wiedergabe einer Reichstagsrede als Kriegsminister; vgl. Stenographische Berichte der Reichstagssitzungen, Bd. 235, 226. Sitzung vom 17.3. 1909.

348 Bspw. konnte nur ein solcher Offizierskandidat mit Aussicht auf Erfolg ein Immediatgesuch an den Monarchen stellen, der über immediaten Zugang verfügte. Vgl. für erfolgreiche und gescheiterte Immediatversuche: Hans v. BESELER, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 30/46; LETTOW-VORBECK, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 103/44, fol. 31; SCHOENAICH, Damaskus, S. 47. Erfolgreich war das Gesuch des Vaters von Joachim v. STÜLPNAGEL, der außerdem Neffe von zwei ehemaligen preußischen Kriegsministern war, den Sohn ins 1. Garde-Regiment zu übernehmen. Wilhelm II. soll zu dem 18jährigen gesagt haben: „Verdammt Bengel, Du willst hoch hinaus. Ich will sehen, was ich machen kann.“ STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, 1-5, fol. 29.

Hof- oder Leibpagen zu höfischen Festlichkeiten kommandiert waren und so tatsächliche Bekanntschaft schließen konnten.³⁴⁹

Das erste Kriterium für die Auswahl des „richtigen Regiments“ und im Fall des altpreußischen Niederadels wohl das mit Abstand bedeutendste war die Familientradition. Der konservative Reichstagsabgeordnete brachte es auf den Punkt: „Und wenn hier in die preußischen Garderegimenter jemand kommt und sagt: hier haben Sie meinen Sohn, mein Urgroßvater ist im Regiment gefallen, mein Großvater auch, mein Vater hat die Kampagne mitgemacht, nehmen Sie den Jungen – daß der das selbstverständlich tut, ist klar [...]“³⁵⁰ Nahezu jede der bekannteren preußischen Adelsfamilien scheint über ein „Stammregiment“ verfügt zu haben, das „über mehrere Generationen“ mit Nachwuchs versorgt wurde. Folgerichtig wurde die Unterbringung eines Anwärters zumeist von den Vätern oder Familienmitgliedern organisiert, die bereits im Dienst des betreffenden Truppenteils standen.³⁵¹ Dietloff v. Arnim-Boitzenburg, Leutnant des Regiments Garde du Corps brachte über gezielte Jagdeinladungen seinen Bruder Bernd, der sich als Linienoffizier in einem schlesischen Infanterieregiment zurückgesetzt fühlte, mit Regimentskameraden, Vorgesetzten und Verwandten zusammen und handelte als Familienchef mit dem Regimentskommandeur die Versetzung nach

349 Zur Hofrangordnung vgl. Das preußische Hof-Rang-Reglement nach Kabinettsordre vom 19.1. 1878 in: DAB 4 (1886), S. 3f., RÖHL, Hof und Hofgesellschaft, in: Kaiser, Hof und Staat, v.a. S. 94-99, der ihren Charakter als „militärisch“ beschreibt, und REIF, Adel, S. 84. Ein Indiz für die Militärfreundlichkeit des Hofes liefert die alljährliche Cour, zu der sämtliche Offiziere der Garderegimenter sowie die von auswärts nach Berlin und Potsdam kommandierten Offiziere eingeladen wurde – nur mußten man eben Gardist oder in die Residenz kommandiert worden sein und das waren in der Regel vorrangig adlige Offiziere. Vgl. LEYEN, Frosch-Schau, in: BA-MA, N 154/1, fol. 17.

350 Reichstagsrede von Oldenburg-Januschau, in: Stenographische Berichte, Bd. 259, S. 898 vom 29.1. 1910.

351 Bspw. LOBBERG, Lebenserinnerungen, Bd. 1, in: BA-MA, N 219/1, fol. 2; GOBLER, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 98/1, fol. 23; BELOW, Erinnerungen, fol. 112, in: BA-MA, N 87/37; LEYEN, Frosch-Schau, in: BA-MA, N 154/1, fol. 7; Hubert LANZ, Meine Berufswahl, in: WHStA M 660, Nachlaß Lanz, Heft 5, fol. 2f.; RENN, Kindheit, S. 279, 303f.; CHAPPIUS, Bei Hofe, S. 3, FREYTAG-LORINGHOVEN, Menschen, S. 29. Bei den meisten Erinnerungen, fällt auf, daß die „mehreren Generationen“, über die eine Familie mit einem Regiment verbunden war, nur selten über drei Lebensalter hinausreichten, also am Ende des Jahrhunderts zumeist bis in die Zeit der Befreiungskriege zurückreichten. Auch Seeckt, um ein letztes, prominentes Beispiel zu nennen, wurde von seinem Vater, Generalmajor Richard v. Seeckt, ins Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1 überwiesen, wo dieser 1870/71 den Feldzug als Bataillonskommandeur mitgemacht hatte und bei St. Privat verwundet worden war. Eine ältere Militär- oder gar Regimentstradition existierte in dieser Familie nicht, sie wurde durch diesen Vorgang erst begründet. Dies lag v.a. an den mehrfachen drastischen organisatorischen Veränderungen im regimentalen System, die in Kap. 6.4. behandelt werden.

Potsdam aus.³⁵² Alfred v. Göbler, der Verwandte in zahlreichen einflußreichen Stellungen des preußischen Staates hatte – Kultusministerium, Generalstab, später auch Kriegsministerium – wurde von seinem Vetter Martin v. Göbler in der Zentral-Abteilung des Großen Generalstabes als Einjährig-Freiwilliger zu den Zieten-Husaren nach Rathenow vermittelt, wo bereits sein Bruder als Berufsoffizier diente.³⁵³

Oldenburg-Januschau verwies in seiner Verteidigung des Adelsprinzips in den Regimentern der Garde aber auch auf die Grundlagen der Auswahl aus der Sicht des Regiments. Hinter dem genealogischen Argument, daß die Herkunft, der Familienname eines Anwärters gewisse Anhaltspunkte über dessen Tüchtigkeit und Charakter böte, steckte die Überzeugung von der Vererbbarkeit gewisser zeitloser militärischer Qualitäten und, völlig zutreffend, von der Gewähr der richtigen Gesinnung. Man kannte sich über militärische und nichtmilitärische Netzwerke, besaß die gleichen kulturellen Grundlagen und saß politisch im gleichen Boot – man blieb unter seinesgleichen. Wir müssen also von einer zweiseitigen Bindung und Abhängigkeit zwischen Regiment und Anwärter ausgehen – eine Bindung, die permanent reproduziert wurde, so lange die Familien, die sich „kannten“ einander rekrutierten.³⁵⁴ Diese Ausformung von „Familienbande“³⁵⁵ war in den „besseren Regimentern“ ländlicher Regionen, den „Provinzialgarden“ sehr viel stärker ausgeprägt als in der preußischen Garde. Sicherlich blieb der Adelsanteil in den Gardeeinheiten erdrückend hoch, doch war der dort vertretene Adel weitaus heterogener als in Regimentern mit ausschließlich regionalem Einzugsbereich. In der preußischen Garde waren sämtliche Adelsgruppen auf dem Gebiet des Deutschen Reiches vertreten, der Hochadel ebenso wie die Neunobilitierten, die preußischen Junker ebenso wie steinreiche Magnaten. Dagegen lesen sich die Ranglisten

352 Briefe von Bernd v. ARNIM an seinen Bruder Dietloff v. ARNIM-BOITZENBURG vom 21.10. 1890, 19.7. 1892 und 17.12. 1892, in: BLHA, Pr.Br. Rep. 37, Herrschaft Boitzenburg, Nr. 4457.

353 GOBLER, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 98/1, fol. 23.

354 In der englischen Militärgeschichtsschreibung, die sich sehr viel mehr den Regimentern gewidmet hat als die sich zumeist auf die militärischen Zentralinstanzen beziehende Militärgeschichte hierzulande, wird diese Wechselseitigkeit der Wahl als „pair-bonding“ bezeichnet. Vgl. John KEEGAN, Regimental Ideology, in: Geoffrey Best/ Andrew Wheatcroft (Hg.), War, Economy, and the Military Mind, S. 3-18; David WESTON, The Army: Mother, Sister, and Mistress: The Regiment, in: Martin Edmonds (Hg.), The Defence Equation. British Military Systems. Policy, Planning, and Performance, S. 141-153 sowie zusammenfassend Hew STRACHAN, Militär, Empire und Civil Society. Großbritannien im 19. Jahrhundert, in: Frevert, Militär und Gesellschaft, S. 81f.

355 OSTERTAG, Bildung, Ausbildung und Erziehung, S. 78.

bspw. des Kürassier-Regiments v. Driesen Nr. 4, in dem ausschließlich der landgesessene westfälische Adel vertreten war, oder des Kürassier-Regiments Königin Nr. 2 (die „Pasewalker Reiter“), Hausregiment des vermögenden pommerschen und zum Teil auch des brandenburgischen Adels, wie Auszüge aus einem auf den Umkreis von 100 Kilometern beschränkten Regional-Gotha.

Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß es auch eine unbekannte Zahl adliger Offiziersanwärter gab, die in ihren Werbungen erfolglos blieb oder über gar keine Mittel zur Eigenwerbung verfügte. Alexander v. Falckenstein sah seine Militärkarriere schon zu Ende gehen, bevor sie überhaupt begonnen hatte, da aus finanziellen Gründen die Garde-Kürassiere für ihn nicht in Frage kamen und er trotz enger Beziehungen bis in die Entourage Wilhelms II. hinein – sein Onkel v. Senden-Bibran war Flügeladjutant des Kaisers – anstatt zum billigeren Garde-Schützen-Bataillon ins Infanterie-Regiment 91 versetzt wurde. Auch der Vater von Paul v. Lettow-Vorbeck mobilisierte sämtliche Beziehungsressourcen, Immediatgesuche beim Kommandeur des Gardekorps, beim Prinzen Albrecht v. Preußen und bei Wilhelm II., Vorstellung beim Kommandeur des Gardekorps, um seinen Sohn im 1. Garde-Regiment unterzubringen. Doch reichten die Mittel „nur“ zu einer Überweisung ins 4. Garde-Regiment. Selbst Friedrich v.d. Schulenburg, der von Name und Tradition her eigentlich müheloses Spiel hätte haben müssen, lief sich „die Füße wund“ um im Regiment der Garde du Corps unterzukommen und später auch noch einen Adjutantenposten zu ergattern. Schließlich noch gab es auch den Fall, wo ökonomische Existenz und Unterbringungsanspruch so weit auseinanderfielen, daß verzweifelte Bettelbriefe geschrieben werden mußten. Hans-Jürgen v. Mosqua, immerhin Sohn eines Oberstleutnants und Kommandeurs eines schlesischen Landwehrbezirks, war dem Kommandeur des 4. Garde-Regiments erfolgreich vorgestellt worden. Doch konnte der Familienvater nicht mehr als 70 Mark monatliche Zulage geben, was selbst für das billigste der Gardeinfanterieregimenter zu wenig gewesen wäre, so daß er das Anliegen zurückzog und den Sohn ins 11. Grenadierregiment nach Breslau geben wollte. Mit Erfolg intervenierte die Ehefrau in einem „geheimen Brief“, versprach noch fünf Mark von ihrem Toilettengeld zuzulegen und bat den Kommandeur auf die finanziellen Verhältnisse des Sohnes Rücksicht zu nehmen, damit er es „nicht gar zu schwer im Leben“ habe.³⁵⁶ In solchen Vorgängen und Briefen deuten sich bereits

³⁵⁶ FALKENHAUSEN, Erinnerungen, in: BA-MA, N 246/140, fol.14-16; LETTOW-VORBECK, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 103/44, fol. 31; Brief von Friedrich v.d.

die adelsinternen Spannungen und Entfremdungen an, die vornehmlich aus der Differenz der ökonomischen Lagen und der Lebenswelten resultierten.

Deutlich ist bei Untersuchung des Einstiegs in die Offizierskarriere noch einmal geworden, daß die Regimentswahl nicht auf einer freien individuellen Entscheidung des Anwärters basierte, sondern eine Angelegenheit der Familie, wahrscheinlich auch der Familienverbände war. Der Anwärter wurde nach Familieninteressen plazierte. Für die brandenburgischen Gutsbesitzersöhne hat René Schiller detailliert bestätigt, was man in Einzelschilderungen auch den Autobiographien entnehmen kann: In der Regel wurden die temporär dienenden, erbenden Söhne den exklusiveren (und kostspieligeren) Regimentern v.a. der Kavallerie zugewiesen.³⁵⁷ Nicht die fachmilitärische Bedeutung des Regiments gab den Ausschlag für die Wahl, sondern dessen soziale und kulturelle Strahlkraft, dessen Verbindungen zu einflußreichen Kreisen, insgesamt dessen Position im System der ungleichen Regimenter.

Ein Anwärter wurden von einem Regiment angenommen, wenn er die grundlegenden Voraussetzungen – Minimalbildung, militärisches Denken, Charakter, Geschmack und Stil sowie die nötigen finanziellen Mittel – gemäß den Standards des Regiments erfüllte. Diese Standards waren jedoch keineswegs einheitlich, sondern variierten von Regiment zu Regiment, je nach Waffengattung, Region und Status. Daraus resultierte kein homogenes Offizierkorps, in dem sich alle nach den Potsdamer und Berliner Garderegimentern orientierten,³⁵⁸ sondern ein höchst fragiles, unverbundenes Nebeneinander von unterschiedlichen Offiziers-Realitäten. Adlige Offiziere nutzten ihre sozialen Netzwerke ebenso wie bürgerliche Offiziere, die allerdings etwas bescheidener ausfielen und nur in seltenen Fällen bis in die Spitzen des Militärapparates oder des Hofes reichten, so daß sich die Regimenter als Inseln der Ungleichheit ausbilden und behaupten konnten.³⁵⁹

SCHULENBURG an Dietloff v. ARNIM-BOITZENBURG vom 1.1. 1893, in: BLHA, Pr. Br. Rep. 37, Herrschaft Boitzenburg, Nr. 4480/1-3. Briefe von Paul und Anna v. MOSQUA an Walther v. HÜLSEN vom 21.11. 1913 und 24.11. 1913, in: BA-MA, N 280/6

357 SCHILLER, Vom Rittergut zum Gutsbesitz, S. 416-431. Vgl. DISSOW, Übergang, S. 194; MÜNCHHAUSEN, Dotterblumen, S. 237-239;

358 Vgl. KITCHEN, Officer Corps, S. 4 und VOLKMANN, Soziale Mißstände als Mitursache des Zusammenbruchs, in: WUA, 4/2., Bd. 11/1, S. 22.

359 Hinzu kommt, daß bürgerlich geprägte soziale und kulturelle Netzwerke sehr viel weniger beschrieben werden, weil sie in den Erinnerungen nur eine untergeordnete Rolle gegenüber individueller Tüchtigkeit und Leistung spielen sollten. Daß es sie aber gab und auch genutzt wurden, steht außer Frage und wird angedeutet bei HEYE, Lebenslauf, in: BA-MA, N 18/1, fol. 45-50 u. 75 sowie bei GROENER, Lebenserinnerungen, S. 42 und KEIM,

Zeitgenössische Beobachter sahen darin nicht ausschließlich eine negative Entwicklung. Der sächsische Militärbevollmächtigte in Berlin bewertete die enormen sozialen und kulturellen Differenzen zwischen den Regimentern im Unterschied zur Situation in Bayern und Sachsen als großen Vorteil, weil sich so jeder Offiziersaspirant nach seinen „pekuniären Möglichkeiten“ ein Regiment aussuchen konnte und „sehr reiche Gardeoffiziere“ neben „beinahe mittellosen Offizieren in der Infanterie“ ihren Dienst leisten konnten.³⁶⁰ Dieser Deutung muß man sich nicht anschließen, doch verweist sie auf die enorme soziale Fragmentierung des Offizierkorps, die aus der Ungleichheit der Regimenter resultierte und letztlich auch den Adel, wie bereits das Beispiel der Regimentswahl zeigt, in seiner gelebten Realität erfaßte.

Erlebtes und Erstrebtes, S. 7-9. August Keim (geb. 1845) begann seine Militärkarriere in eine hessischen Infanterieregiment, in dem bereits sein Vater, sein Großvater und sieben andere Keims gedient hatten. Detailliert für die 1920er Jahre bei MEIER-WELCKER, Der Weg zum Offizier im Reichsheer der Weimarer Republik, in: MGM 19 (1976), S. 147-181.

³⁶⁰ Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Oberst Paul EDLER v.D. PLANITZ vom 27.12. 1877, in: SHStA, KA, Sächsischer Militärbevollmächtigter in Berlin, Nr. 4489; BERNSTORFF, Erinnerungen, S. 14;

Zweiter Teil

Der Adelskrieger in der bürgerlichen Gesellschaft

6. KARRIEREWEGE: SEKTORALE BEHAUPTUNG UND ANPASSUNG

6.1.) Konzentration der Kräfte: Adelsdomänen im Heer

Der Adel konzentrierte sich in den Offizierkorps dort, wo man es erwartet: In der Nähe der Höfe und den Residenzen (Garde), in ritterlich-reiterlichen Regimentern (Kavallerie und tlw. Feldartillerie), in ausgesuchten, landnahen Garnisonen (Provinzialgarden) und dort, wo tatsächlich entschieden, wo geherrscht wurde (Kommandobehörden, Spitzenpositionen). Dieses etwas zugespitzte und stark vereinfachte Bild macht man sich von der Adelsverteilung im Heer vor 1914 – und die Behauptung ist nicht übertrieben, daß dieses Bild in groben Zügen auch die Realität spiegelt.

Vorab einige Bemerkungen zu den Deutungsmöglichkeiten des vorliegenden statistischen Materials. Die extreme Abschließung des Adels und dessen Konzentration auf wenige ausgewählte militärische Bereiche war ein Phänomen tatsächlichen Verhaltens, und ist daher meßbar. Sie war aber auch ein Phänomen der (bürgerlichen) Wahrnehmung von außen, und ist daher über die Zahlen hinaus erklärungsbedürftig. Denn im Großen und Ganzen blieb das Karriereverhalten adliger Offiziere zwischen 1860 und 1914 stabil, nur wäre beim aristokratischen Gardeheer der 1860er Jahre kaum jemand auf die Idee gekommen die auffällige Adelskonzentration in einigen militärischen Sektoren „Abschließung“ zu nennen, was beim nationalen Massenheer nach 1900 hingegen selbstverständlich der Fall war. Demeter wollte in der Abschließung gar ein allgemeines soziologisches Gesetz erkennen, dem alle von außen bedrängten Minderheiten folgen.³⁶¹ Gegenüber solchen Ghettoisierungsthese erscheint, trotz seiner verständnisvollen Färbung, der Begriff der „Selbstbeschränkung“³⁶² geeigneter, die Adelskonzentration zu erklären. Der Adel insgesamt, aber doch v.a. der altpreußische

³⁶¹ DEMETER, Offizierkorps, S. 35. Siehe auch Holger H. HERWIG, „Allens nur noch Seelenadel!“ The Prussian Nobility and the Imperial German Navy 1888-1918, in: CJH 15 (1980), S. 197-205, hier: 198f., der mittels einer etwas dümmlichen Statistik das um 1900 nahende Aussterben des alten Adels zu beweisen versucht, aber damit nur nachweist, daß eine Statistik über die demographische Entwicklung des schwedischen oder bayerischen Adels nicht einfach auf den preußischen Adel Ostelbiens übertragbar ist.

³⁶² DISSOW, Übergang, S. 10: „[Der Adel] beschränkte sich bewußt, indem er den uralten überkommenen atavistischen Lebensformen einer kriegerischen und jägerischen Gesellschaft anhing und eine auf sie gegründete Existenz auch innerhalb der modernen Zustände fortzuführen versuchte.“

beschränkte sich erstens in zunehmenden Maße auf das Berufsfeld „Militär“, genauer gesagt „Offizier“. Nur durch die bewußte Verweigerung neuer Berufsfelder in Wirtschaft, Wissenschaft und Politik (in weitem Sinne) bei gleichzeitiger Konzentration auf angestammte Berufsfelder, von denen das Militär schon rein zahlenmäßig hervorstach, wurde der „Meister der Sichtbarkeit“ überhaupt noch als soziale Gruppe wahrgenommen.³⁶³ Und selbst in den rapide wachsenden Offizierkorps wäre die Sichtbarkeit verloren gegangen, hätte der Adel sich nicht in jenen Sektoren festgesetzt, auf denen er eindeutige Startvorteile gegenüber bürgerlichen Offizieren besaß. Die Vorteile waren zum einen, daß er in diesen Sektoren bereits seit jeher stark vertreten war und Positionen nur noch ausbauen mußte, zum anderen, daß er sie mit seinen eigenen Verhaltensregeln besser auszufüllen wußte als ein durchschnittlicher bürgerlicher Offizier. Auch ist zu fragen, welche Funktionen die vom Adel besetzten Sektoren innerhalb wie außerhalb des Heeres tatsächlich besaßen und inwiefern diese sich wandelten. Weder die Garde noch die Kavallerie hatten 1914 die gleiche militärische und soziale Bedeutung wie um 1900 oder gar 1860. Und nicht zuletzt: Gerade in den führenden Positionen der Armee hielten sich die Adelsgruppen mit hohen Anteilen, die bereit und in der Lage waren sich neuen Bedingungen anzupassen. Möglicherweise hielten sie sich aber auch, weil ihre Namen und Traditionen unter sich dramatisch wandelnden Bedingungen Kontinuität; Dauerhaftigkeit, den *rocher de bronze* zu garantieren schienen.

Zwischen 1860 und 1914 vervierfachte sich die Zahl der Offiziere in den zunächst unabhängigen (und noch 1866 verfeindeten), seit 1871³⁶⁴ als Kontingente geführten Armeen des deutschen Bundesheeres. Während die Zahl der adligen Offiziere in diesem Zeitraum sich knapp verdoppelte, wuchs die Zahl der aktiven bürgerlichen Offiziere um das Sieben- bis Achtfache. Der Adelsanteil unter den Offizieren schrumpfte allein in Preußen zwischen 1860 und 1913 von knapp zwei Drittel auf unter ein Drittel. Der vielzitierte Satz des Generals v.

363 REIF, Adeligkeit, S. 4.

364 Zwischen 1860 und 1874 verdoppelte sich die Etatstärke des preußischen Offizierkorps von 6.700 auf 13.343 und wuchs bis 1914 auf 24.371 Stellen, von denen allerdings nicht zu jeder Zeit alle aufgefüllt werden konnten. Beispielsweise lag die Realstärke des preußischen Offizierkorps 1914 bei 22.112 Offizieren. Das Bundesheer umfaßte 1874 17.113, 1888 19.294 und 1914 30.450 insgesamt. Zahlen nach: LOEBELL's Militärische Jahresberichte 40 (1913), S. 9; Das kleine Buch vom Deutschen Heere. Ein Hand- und Nachschlagebuch zur Belehrung über die deutsche Kriegsmacht, verschiedene Auflagen; JANY, Preußische Armee, Bd. 4; Rüd v. COLLENBERG, Die deutsche Armee von 1871-1914.

Schweidnitz, nach dem Preußens Macht ihre Grenze finde, wo das Junkermaterial für den ³⁶⁵Offiziersnachwuchs nicht mehr ausreiche, schien sich zu bestätigen.

Differenziert man diese Zahlen nach Regionen, erhält man ein genaueres Bild von der Gesamtentwicklung.³⁶⁶ In allen nichtpreußischen Kontingenten des Bundesheeres blieb der Adel, gemessen an seinem Bevölkerungsanteil, bis 1914 deutlich überrepräsentiert, allerdings auf signifikant niedrigerem Niveau. In Württemberg betrug der Anteil adliger Offiziere 1910 18,5%, in Bayern 1911 18% und in Sachsen 1908 knapp unter 15%. Die absoluten Zahlen seit den 1870er Jahren vermitteln hingegen einen leichten Adelszuwachs: In Sachsen stieg die Zahl der adligen Offiziere von 388 (1873) auf 600 (1898), wo sie sich bis kurz vor dem Krieg einpendelte, in Bayern hingegen dienten 1893 mit 1.122 adligen Offizieren kaum mehr als zu Beginn des Jahrhunderts.³⁶⁷

Die Gründe für diese im Vergleich zum preußischen Heer geringe Präsenz des Adels sind vielfältig und v.a. beim jeweiligen Adel zu suchen. In erster Linie ist auf die sehr viel geringere Zahl an adligen Familien in diesen Regionen hinzuweisen. Während in Schätzungen allein für das ostelbische Preußen von 20.000 Adelsfamilien ausgegangen wird, lebten in Bayern ca. 1.300 Familien, in Württemberg 200 bis 250 Familien, davon kaum mehr wahrnehmbare 75 landgesessene Familien.³⁶⁸ Es liegt auf der Hand, daß schon diese zahlenmäßige Beschränkung einen hohe Präsenz in den Offizierskorps verhinderte.

³⁶⁵ Zit. nach HALLER, Bundesstaat oder Einheitsstaat, S. 29. Am ungeheueren Wachstum des Offizierkorps konnte auch Bismarcks Handeln, so der ebenso häufig zitierte Nachsatz, nichts ändern, so lange die Militärführung ganz auf personalintensive Rüstung setzte.

³⁶⁶ Das folgende nach DEMETER, Offizierkorps, S. 28f.; DEIST, Preußisches Offizierkorps 1888-1918, in: ders. Militär, Staat und Gesellschaft, S. 48-51; RUMSCHÖTTEL, Das bayerische Offizierkorps, S. 60-98; FISCHER, Das württembergische Offizierkorps, in: Hofmann, Das deutsche Offizierkorps, S. 59-73; OSTERTAG, Ausbildung, Bildung und Erziehung, S. 38-57.

³⁶⁷ Die Angaben für das württembergische Kontingent schließen den Personaladel, der immerhin ca. 6% der Offiziere stellte, nicht mit ein. Gerade die am besten untersuchte Geschichte des bayerischen Heeres zeigt, wie wenig man von linearen Aufstiegs- oder Abstiegsprozessen ausgehen darf. Nach einer langen Stagnationsphase seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sank der Adelsanteil bis 1893 auf sogar 13% ab, um danach wieder zu steigen. Dies war weniger eine Folge von Stellenvermehrungen, die tendenziell den Anteil bürgerlicher Offiziere hätten stützen müssen, als vielmehr ein langfristiges Resultat der „Aufwertung“ des bayerischen Heeres durch eine schärfere Rekrutierungspraxis.

³⁶⁸ Vgl. REIF, Adel, S. 59. Die Zahlen beziehen sich auf die Jahre 1815/30. Die sichersten Angaben liegen für Bayern vor, wo für das Jahr 1909 von 1.269 Familien ausgegangen wird, woraus man folgern kann, daß auch in den anderen Adelslandschaften die Gesamtzahl der Familien leicht zurückging. Erwein v. ARETIN, Vom Adel in Bayern, in: Süddeutsche Monatshefte 23 (1925/26), S. 390.

Zweitens war der Adel in den Regionen von sehr unterschiedlicher Qualität. Der landgesessene Adel in Württemberg bspw. hatte einen relativ hohen Anteil an, dem Hochadel zugehörigen, Standesherrn und, dem Hochadel zustrebenden, Reichsrittern, die in ihre Mehrheit noch über hohe Vermögen verfügten und schon aufgrund ihrer Familientraditionen für ordinäre Militärkarrieren nicht in Frage kamen. Ansonsten scheint der lokal ansässige Adel, wie auch in Bayern, noch Ende des Jahrhunderts Positionen in der Staatsbeamtenschaft präferiert, zumindest aber nicht allzu einseitig auf Militärkarrieren gesetzt zu haben.³⁶⁹ Für den mehrheitlich katholischen Adel kamen noch die zahlreichen kirchlichen Versorgungsstellen hinzu, auf welche die protestantisch-norddeutschen Adelsfamilien schon lange nicht mehr zurückgreifen konnten. Außerdem war für den alten süddeutschen Adel, im Falle der Standesherrn besonders ausgeprägt, eine Distanz zum Staat und zum Monarchen kennzeichnend, die in Preußen in dieser Form nicht denkbar war. Man sollte das Image des liberalen Adels Süddeutschlands nicht überakzentuieren, doch verhielt er sich bis in die Berufswahl hinein erheblich „ziviler“ als seine ostelbischen Standesgenossen, selbst wenn er ebenfalls Uniform trug. Zumindest sind für den Adel im Süden Deutschlands altadlige Militär-Clans, die ihre Söhne kontinuierlich und in großer Zahl Offiziere werden ließen, in nennenswertem Umfang nicht nachweisbar.

Dies traf dort eher auf bürgerliche Offiziersfamilien zu, die den großen Anteil des Personaladels ausmachten und in selteneren Fällen auch in den erblichen Adelsstand versetzt wurden.³⁷⁰ Dies verweist auf einen dritten, die relative Adelschwäche in den süddeutschen Offizierkorps erklärenden Faktor. Insbesondere im Südwesten, in Württemberg und im hier bislang nicht behandelten Baden, sah sich der Adel einer sehr viel stärkeren und wohl auch selbstbewußteren bürgerlichen Konkurrenz ausgesetzt, die sich natürlich auch in den Offizierkorps bemerkbar machen mußte. Die spürbare Verdrängung des Adels aus dem Offizierkorps ist jedoch nicht hinreichend damit erklärt, daß der Adel im Leistungsvergleich schlechter abgeschnitten

369 Vgl. Bernd WUNDER, Adel und Verwaltung. Das Beispiel Süddeutschland, in: Kurt Adamy/Kristina Hübner (Hg.), Adel und Staatsverwaltung, S. 241-266. Auch kann man vermuten, daß das Prestige ziviler (staatsnaher) Berufe ebenso hoch blieb wie das militärischer Berufe. Dem seit Gregory W. PEDLOW, *The Survival of the Hessian Nobility 1770-1870* gut untersuchte, wie der ostelbische in seiner Gesamtheit ebenfalls weniger vermögende kurhessische Adel gelang es, sich als Funktionsträger der staatlichen Leistungsverwaltung zu etablieren.

370 FISCHER, Das württembergische Offizierkorps, in: Hofmann, Offizierkorps, S. 60 verweist darauf, daß bis 1849 jeder Offizier im Rang eines Hauptmanns (in der Regel ein Kompaniechef) nobilitiert wurde.

und von den um Professionalität bemühten Militärbehörden schlicht übergangen worden wäre. Mit dem Einsickern des Bürgertums und bürgerlichen Habitus in eine ehemals adlige Domäne, wurde der Militärdienst aus adliger Sicht entwertet. Die ohnehin beschaulichen Militärverhältnisse im Süden des Reiches, von den Leibregimentern in den Residenzen und von einigen wenigen Kavallerieregimentern abgesehen, ließen v.a. die Söhne aus standesherrlichen Familien in das glänzendere österreichische Heer, seit den 1870er Jahren, teils durch Lockung, teils durch unsanften Druck, in größerer Zahl auch in die preußische Armee eintreten.³⁷¹ Erst die Aufwertung der süddeutschen Armeekorps durch die Übernahme der exklusiveren Rekrutierungspolitik und des glanzvolleren Offizierskonzeptes ließ den süddeutschen Adel wieder verstärkt in den süddeutschen Armeekontingenten heimisch werden.³⁷² Und nicht zuletzt hat das von Preußen zum Teil rigoros eingesetzte Mittel der Kommandierung preußischer (adliger) Offiziere nicht unwesentlich zur Stärkung des Adelsanteils³⁷³ in den mittel- und süddeutschen Regimentern beigetragen,³⁷³ so daß man am Vorabend des Ersten Weltkrieges von

³⁷¹ Der Druck wurde über die Militärkonventionen (Baden 1870, Württemberg 1893) festgeschrieben, die auch einen Offiziersaustausch vorsahen und – so die Forschung übereinstimmend – letztlich den Export des preußischen Offiziersmodells nach Süddeutschland beschleunigten. Die preußische Übernahme der badischen Armee hatte umgehend gravierenden Folgen auf die soziale Zusammensetzung und das zivil-militärische Verhältnis. Bspw. stellte bis 1870 ein Mitglied der großherzoglichen Familie den Armeekommandeur, besetzten nach 1870 aber ausschließlich adlige Berufsoffiziere aus Preußen die Position des Kommandeurs des XIV. AK innehaben. In Württemberg führte schon lange vor der Bebenhäuser Konvention das schroffe Auftreten preußischer Offiziere, bspw. des ersten preußischen Armeekommandeurs Ferdinand v. STÜLPNAGEL, der u.a. das Recht der württembergischen Offiziere auch in Privatangelegenheiten sich an den König richten zu dürfen, beschneiden wollte, zu erheblichen Skandalen und Spannungen. Vgl. LUTZ, Das badische Offizierkorps, S. 224-235, OSTERTAG, Ausbildung, Bildung und Erziehung, S. 83-87 (für Baden) und Robert T. WALKER, Prusso-Wurtembergian Military Relations in the German Empire 1870-1914; ferner die Erinnerungen des damaligen württembergischen Kriegsministers SUCKOW, Rückschau, S. 199-201 und WHStA, M 10/33, Württembergisches Kriegsministerium: Die Abberufung des preußischen Generals v. Stülpnagel als Kommandierender General des XIII. AK 1871/73. Für das Tauziehen um die Ernennung des HERZOGS ALBRECHT V. WÜRTTEMBERG zum Kommandierenden General des XIII. AK vgl. den Briefwechsel zwischen dem preußischen Militärkabinett und dem württembergischen Kriegsministerium 1903, in: WHStA, M660/095, Bü 9 sowie Berichte des sächsischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Oberstleutnant KRUG v. NIDDA, vom 14.3. 1903 und 6.1. 1904, in: SHStA, KA, Berichte des sächsischen Militärbevollmächtigten, Nr. 1424a/1425.

³⁷² Vgl. für eine unter diesem Aspekt positive Bewertung des Eindringens „preußischer Verhältnisse“ bei Celsus RITTER v. GIERL, Über den Luxus in der Armee, in: BHStA, KA, Nachlaß Gierl, Nr. 12.

³⁷³ Die Kommandierung preußischer Offiziere trug in den 1870er Jahren bisweilen Züge einer systematischen Entbürgerlichungspolitik gegenüber süddeutschen Regimentern. Vgl. LUTZ, Das badische Offizierkorps, S. 224. 1871 wurden in das neu geschaffene XIV. AK 478, davon 125 adlige Offiziere (Anteil 26%) übernommen. Hinzu kamen 76 preußische,

einer Angleichung der süddeutschen Verhältnisse an das preußische Vorbild auf niedrigerem Niveau sprechen kann.³⁷⁴

Selbst die preußische Armee war in ihrer sozialen Komposition weitaus heterogener als es zunächst den Anschein hat. Bekanntermaßen sank der Adelsanteil in den Armeekorps von Norden nach Süden beträchtlich. Während das Gardekorps 1914 noch zu 90% mit adligen Offizieren bestückt war, darunter acht Regimenter, die keinen bürgerlichen Offizier vorweisen konnten, betrug der Adelsanteil im XIV. AK (Baden) im gleichen Jahr moderate 25%. Neben dem Gardekorps waren das III. Armeekorps (Brandenburg) und das II. Armeekorps (Pommern) die adelsstärksten, während die Korps in der Mitte und Westen des Reiches eine Zwischenstellung einnahmen.

Ins Auge fällt zuerst natürlich der rapide Rückgang des Adelsanteils binnen eines Zeitraums von nur zwei Generationen bei gleichzeitiger Steigerung der absoluten Präsenzzahlen: 1860 stellte der Adel im preußischen Heer 65% (4.172), 1875 immerhin 49% (5.407), 1898 noch 40% (5.911) und 1911 schließlich 33% (6.603) der Offiziere.³⁷⁵

Obschon der preußische Adel durch den „Zwang der großen Zahlen“,³⁷⁶ relativ gesehen, seine quantitative Überlegenheit einbüßen mußte, hielt er doch seine Positionen, konnte seine Präsenz durch die Mobilisierung eines Großteils seiner personellen Ressourcen sogar ausbauen. Doch, wie oben angedeutet, zeigte der Adel auch in Preußen sehr selektive Präsenz. Der notorische Adelskritiker und Militärkorrespondent des *Berliner Tageblatt*, der ehemalige Oberst und Kommandeur eines Feldartillerie-Regiments Richard Gädke,

davon 59 adlige Offiziere. Der Adelsanteil stieg auf 31%. Bedeutsamer war, daß einzelne Einheiten restlos entbürgerlicht und strategisch wichtige Positionen mit adligen Offizieren aus Preußen besetzt wurden. Bsp. auch bei DEIMLING, Zeit, S. 26f.

374 Vgl. die akribische Übersicht über den „Stand der einzelnen Waffengattungen von aktiven Offizieren bürgerlicher und adeliger Herkunft 1909-1913“, in: WHStA, M 1/3, Bü 629, die vom württembergischen Kriegsministerium in Reaktion auf die massiven öffentlichen Attacken gegen das „Adelsprinzip“ erstellt wurde. Zur Angleichung der Verteilungsmuster: Im XIV. AK stellte der Adel 1910 54,87% der Kavallerieoffiziere, etwas mehr als 15% der Infanterie- und Feldartillerieoffiziere, aber nur 5% bzw. 3,57% der Train- und Pionieroffiziere. Die vier Kavallerieregimenter wurden ausschließlich von adligen Offizieren kommandiert, von der Rittmeistern waren 46%, von den Leutnanten in der Kavallerie 50% adlig.

375 Die von WEHLER, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 819 genannten Adelszahlen ist für das Stichjahr 1860 nach oben zu korrigieren. Die hier angenommene absolute Zahl adliger Offiziere für das Jahr 1911 dürfte um 5-6% zu hoch liegen („stille“ Ehrenpositionen, kurzzeitige Kommandierungen). Auch sind den Ranglisten Nobilitierungen nicht zu entnehmen, so daß wir auf die Schätzung von 5% neuadliger Offiziere (Nobilitierte der ersten oder zweiten Generation) zurückgreifen. Es bleiben für 1911 knapp über 6.000 adlige Offiziere im preußischen Dienst und damit auch Wehlers Befund von der „vorzüglichen Behauptung“ des Adels.

376 MESSERSCHMIDT, Militär, Politik, Gesellschaft, in: Hudemann/Soutou, Eliten, S. 255.

errechnete aus der Offiziersrangliste von 1909, daß bei der Kavallerie die Offiziere zu 80% adlig waren, bei der Infanterie bzw. Feldartillerie noch zu 40% bzw. 41%, während der Adelsanteil bei Pionieren und technischen Truppen auf 6% und darunter fiel.³⁷⁷ Dies war sicher nur eine Momentaufnahme, doch gibt sie einen eindeutigen Trend wieder: Noch am Vorabend des Ersten Weltkriegs scheute der Adel selbst in der Garde die technischen Truppen – von einzelnen Offizieren abgesehen stammten rund 50% der adligen Pioniere aus nobilitierten Familien – und konzentrierte sich stattdessen in den Bereichen, die seiner Tradition entsprachen. In absoluten Zahlen hieß dies, daß 1909 etwa 1.100 adlige Offiziere in der preußischen Kavallerie, 3.800 in der Infanterie und ca. 500 in der Feldartillerie Dienst leisteten. Die übrigen ca. 700 adligen Offiziere verteilten sich auf die hohen Kommando- und Verwaltungsbehörden, den Generalstab, auf die Jäger- und Schützen-Bataillone und ein verschwindender Rest auf die Fußartillerie und die kampfunterstützenden Truppen.³⁷⁸ In der Kavallerie hatten sich die Zahlenverhältnisse über die Dauer von 50 Jahren kaum geändert, zumal nach 1867, von den berittenen Jägern, abgesehen nur noch zwei sächsische Kavallerieregimenter neu aufgestellt wurden. In absoluten Zahlen legte er am meisten in der Infanterie zu, wo sich die Heeresvermehrungen am stärksten auf die Stellenzahl auswirkten, gleichzeitig aber sein relatives Gewicht in dieser Waffengattung minderten. Um so weniger überrascht es, daß der Adel sich auch in dieser Waffengattung auf ausgewählte Einheiten konzentrierte. Von den Garderegimentern abgesehen war die Adelsexklusivität bei der Infanterie beileibe nicht so stark wie in der Kavallerie. Dennoch gab es reihenweise Regimenter mit einer deutlichen adligen Prägung. Nach den Berechnungen einer schwäbischen Zeitung existierten 1910 immerhin 19 Infanterieregimenter mit einem Adelsanteil von 80 bis

³⁷⁷ Richard GÄDKE, Die Bevorzugung des Adels im Heere, in: BT 38 (1909) vom 11.2. 1909. Entgegen der Annahme von Wilhelm Deist, Offizierkorps, in: ders., Militär, Staat und Gesellschaft, S. 51 ist Gädke keineswegs als „Außenseiter“ zu bezeichnen. Die Militärbehörden nahmen seine fortwährenden Attacken ernst, das Ehrengerichtsverfahren gegen den ehemaligen Offizier spricht dafür Bände, und reagierten intern sensibel auf die Anwürfe. Erstens galt Gädke auch innerhalb militärischer Kreise als ausgewiesener Experte, zweitens vertrat er nicht irgendeine Meinung in irgendeiner Zeitung, sondern schrieb als Sprachrohr des liberalen Bürgertums für die angesehenste Zeitung im Deutschen Reich und drittens verfügte er über ausgezeichnete Beziehungen zu einzelnen Persönlichkeiten des militärischen und politischen Establishments, wohl v.a. im Generalstab. Man könnte ihn durchaus als den Maximilian Harden in Militärsachen bezeichnen. Vgl. den Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Oberst Hermann FRHR. V. SALZA U. LICHTENAU, vom Juli 1910, in: SHStA, KA, Berichte der Militärbevollmächtigten, Nr. 1431.

³⁷⁸ Zu den Schützen und Jägern siehe detailliert THEILEMANN, Adel im grünen Rock, Teil 1.4.

100 Prozent und 21 vorwiegend adlige Regimenter mit einem Adelsanteil von 60 bis 80 Prozent, was bedeutet, daß in Preußen von sämtlichen adligen Offizieren³⁷⁹ ca. 15 bis 20% in solchen Infanterieregimentern dienten. Das Gardekorps hingegen war auch in der preußischen Armee ein Sonderfall – und eben nicht der Normalfall, wie manche Historiker noch immer annehmen. Noch 1913 dienten gerade einmal zwei bürgerliche von insgesamt 205 Offizieren in der Gardekavallerie (1%), 43 bürgerliche von 719 Offizieren in der Gardeinfanterie (6%) und 16 bürgerliche von 128 Offizieren in der Garde-Feldartillerie (12,5%). Wiederum nur die technischen und unterstützenden Truppen wiesen einen Gleichstand zwischen bürgerlichen und adligen Offizieren auf oder gar eine bürgerliche Mehrheit.

Dennoch wäre die Vorstellung falsch, adlige Militär-Clans hätten ausschließlich einige wenige ausgewählte Regimenter mit ihrem Nachwuchs beschickt oder gar in großer Zahl gleichzeitig in einem Regiment gedient. Sicherlich lassen sich in den Ranglisten Beispiele für doppelte oder gar mehrfache Nennung eines Geschlechternamens in einem Regiment finden, die Regel war dies allerdings nicht. Dafür war die Zahl der Familienmitglieder in Relation zur Zahl der Adelsregimenter doch zu groß. In den 1880er Jahren dienten die 47 Offiziere des Geschlechts v. Arnim in 42 unterschiedlichen Regimentern, von denen etwa die Hälfte als „Adelsregimenter“ bezeichnet werden können. Gleiches gilt für das Geschlecht v. Wedel, dessen 82 Offiziere am Vorabend des Ersten Weltkriegs in 70 Regimentern untergebracht werden mußten.³⁸⁰ Wichtig war in erster Linie, daß einzelne Mitglieder eines Geschlechts in den „besseren“ Regimentern kontinuierlich plaziert werden und dort Status und Erfolg der Familie repräsentieren konnten.

Als letzter auffälliger Sektor adliger Sichtbarkeit im Offizierkorps gilt die militärische Führungsebene oberhalb der Regimenter. Zurecht wurde in der Forschung der Begriff der „Adelspyramide“ im Militär eingeführt, welcher den mit aufsteigendem Rang deutlich wachsenden

379 Schwäbischer Merkur, Nr. 197 vom 7.3.1910, in: WHStA, M 1/3 Kriegsministerium, Zentralabteilung: Zeitungsausschnittsammlung, Nr. 792; vgl. auch die leicht abweichenden Angaben bei ENDRES, Soziologische Struktur, S. 302.

380 Gedrucktes Verzeichnis der dem Militär angehörenden Mitglieder der Familie von Arnim, in: BLHA, Pr. Br. Rep. 37, Herrschaft Boitzenburg, Nr. 3356; Die v. Kleist im Kriege, hg. v. Kleist'schen Familienverband (1920); vgl. Namentliches Verzeichnis der zurzeit lebenden männlichen und weiblichen von Bonins (1864-1920), in: VLHA, Rep. 38d, Bahrenbusch, Nr. 71 (mit fortlaufender Überarbeitung).

Adelsanteils beschreibt.³⁸¹ Konkret bedeutet dies: Wenn im Jahr 1913 nur noch weniger als ein Drittel der Offiziere adliger Herkunft war, so machte der Adel unter den Generalen noch zwei Drittel aus. 1911 waren von 263 Generalen beeindruckende 176 adliger Herkunft, darunter allerdings 45 Neunobilitierte. Die bislang exakteste und differenzierteste quantitative Studie zur preußischen Generalität betont die ungebrochene, phasenweise sogar wieder ansteigende Bedeutung altadliger Herkunft bei der Rekrutierung.³⁸² Doch wird darin auch darauf verwiesen, daß die Generale, ob nun adlig oder bürgerlich, in ihrer Mehrzahl aus Familien stammten, die sich über mehrere Generationen durch Staats- und Monarchennähe auszeichneten, während bspw. der Anteil von Gutsbesitzersöhnen sich kontinuierlich verringerte. Auch hier gab es natürlich eine erwähnenswerte, gegenläufige Entwicklung, eine stetig zunehmende Zahl bürgerlicher Generale und eine ganz erhebliche Zahl von dramatischen Aufstiegskarrieren, die eher auf Diversität denn Homogenität unter den Generalen der spätwilhelminischen Phase deutet.³⁸³ Dennoch bleibt festzuhalten, daß es erstens adligen Subalternoffizieren leichter gelang in Staboffizierstellen zu rücken, d.h. die „Majorsecke“ zu nehmen, und zweitens adligen Staboffizieren leichter gelang in die Generalsränge aufzusteigen. So wurde für 1909 berechnet, daß 26,6% der adligen Subalternoffiziere den Majorsrang erreichten, aber nur 11,6% der bürgerlichen. Ebenso verhielt es sich mit dem Aufstieg in die Generalität: 3,9% der adligen Offiziere avancierten zum General, aber nur 0,9% der bürgerlichen Offiziere.³⁸⁴ Diese Zahlen sagen noch nichts über die Qualitätsmaßstäbe und den Grad der Professionalität in diesen Positionen aus, außer daß in zwei zentralen

381 Vgl. v.a. BALD, *Der deutsche Offizier*, S. 93-96.

382 Daniel J. HUGHES, *The King's Finest*; DERS. *Occupational Origins of Prussia's Generals, 1871-1914*, in: CEH 13 (1980), S. 3-33. HUGHES, *King's Finest*, S. 19 ermittelt für die Generalität zwischen 1871 und 1914 einen Anteil von 18,5% an Neunobilitierten, Günther MARTIN, *Gruppenschicksal und Herkunftschicksal. Zur Sozialgeschichte der preußischen Generalität 1812-1918*, S. 12 u. 52 ermittelt für die Kommandierenden Generale in der preußischen Armee über das gesamte Jahrhundert gesehen einen Anteil von nahezu einem Drittel bei starkem Zuwachs nach 1865.

383 Vgl. TRUMPENER, *Junkers*, v.a. S. 34 mit der beeindruckende Aufstiegsgeschichte vom Bäckerenkel zum Chef des Militärkabinetts und Schwiegersohn des Grafen Schlieffen (Generalfeldmarschall Wilhelm v. Hahnke), die an amerikanische Karrieren vom Tellerwäscher zum Millionär erinnert und ins Gedächtnis ruft, daß gerade das preußische Militär eine der bedeutendsten Aufstiegsinstitutionen im Deutschen Reich war. Dies betont auch MARTIN, *Gruppenschicksal und Herkunftschicksal* mit dem Hinweis, daß über zwei Drittel der preußischen Generale im 19. Jahrhundert nicht altpreußisch-adliger Herkunft waren. Anders sieht dies BALD, *Kaiserheer*, S. 6.

384 GÄDKE, *Die Bevorzugung des Adels im Heere*, in: BT vom 11.2. 1909.

Beförderungsmomenten tatsächlich eine sehr scharfe Selektion vorgenommen wurde, die adlige Offiziere unbeschadeter überstanden als bürgerliche Offiziere. Man sollte jedoch nicht überlesen, daß immerhin fast zwei Drittel der adligen Offiziere an der „Majorsecke“³⁸⁵ hängen blieben und 96% nicht Generale wurden. Dennoch implizieren die Zahlen, daß die sozialen und kulturellen Netzwerke des Militäradels mit der Unterstützung der Personalpolitik der Militärkabinette auch weiterhin karriereförderlich blieben. Doch weder Nepotismus noch manipulative Personalpolitik allein, der „Terrorismus der Militärbehörden“ (Gädke), hätten den Militäradel in der Spitze und Breite der Armee derart stabilisieren können. Adlige Offiziere mußten darüber hinaus Eigenschaften in den militärischen Dienst einbringen, die auch in der modernen Armee für beförderungswürdig gehalten wurden.

An diesen Überblick der Zahlenverhältnisse in den Offizierkorps vor 1914 schließen sich Überlegungen zum Bedeutungsgehalt und Bedeutungswandel der Adelsdomänen im preußisch-deutschen Militär an, und zwar aus adliger wie fachmilitärischer Perspektive. Dies soll am Beispiel der Kavallerie geschehen, in welcher der Adel bis 1914 nahezu Monopolstellung besaß. Es soll zunächst in groben Linien die fachmilitärische Diskussion über die Verwendung der Kavallerie skizziert und danach untersucht werden, mit welchen in der Adelskultur verankerten Bildern und mit welchen Erwartungen adlige Offiziere den Dienst in Kavallerie antraten.

1883 attackierte Eugen Richter im Reichstag Kavallerie und Garde an ihrer empfindlichsten Stelle: Die Garde du Corps sei tot, ehe sie an den Feind komme, sie sei nur noch eine Paradedruppe.³⁸⁶ Richter griff

³⁸⁵ Hier ist anzumerken, daß ein Scheitern an der „Majorsecke“ noch lange kein Grund war, den Abschied einzureichen, da insbesondere die preußische Armee über zahlreiche „Auslaufposten“ verfügte. Siehe: Untersuchungen zur Geschichte des Offizierkorps. Anciennität und Beförderung nach Leistung, hg. v. MGFA, S. 164. Auch dürfte unter den „Gescheiterten“ ein beträchtlicher Teil Offiziere gewesen sein, die sich nicht als gescheitert sahen, weil sie eine weiterführende Karriere nie angestrebt hatten. Vgl. für Brandenburg SCHILLER, Vom Rittergut zum Großgrundbesitz, S. 417, der zurecht darauf hinweist, daß die erbenden Grundbesitzersöhne temporär als aktive Soldaten dienten, aber nur selten als Reserveoffiziere. Man könnte sie als „verkappte Reserveoffiziere“ bezeichnen, weil sie in führende Positionen oberhalb des Regiments nur ausnahmsweise aufstiegen. An der Schwelle zu den Generalsrängen hingegen, wurde von einem übergangenen Offizier durchaus das Einreichen des Abschieds erwartet, um an der engsten Position im Stellenkegel jüngeren Kräften Platz zu machen.

³⁸⁶ Stenogr. Berichte des Reichstags 1882/83 vom 22.1.1883, S. 1016. Anlässlich der jährlichen Etatdebatten zählten neben dem Hinweis auf die immensen Kosten dieses „Spielzeugs“ die Forderungen nach Abschaffung der Bezeichnung „Garde“, die Wiedereingliederung des Militärkabinetts ins Kriegsministerium, ständiger Wechsel der

eine auch unter führenden Militärs und Nicht-Kavalleristen weit verbreitete Einschätzung auf. Krafft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen empörte sich noch Jahre später über das Nichtstun, die Parforcejagden und kavalleristischen Störmanöver der Gardereiter im deutsch-französischen Krieg, die Berichte über Reiterattacken bei den großen Herbstmanövern sind durchsetzt von hämischen Kommentaren über „theatralisch angelegten Reiterangriffe“ und ein Gardeinfanterist höhnte über die „führende Harmlosigkeit“ der Kavallerie zu Beginn des Ersten Weltkriegs.³⁸⁷

Noch 1858 hatte ein so profunder (und eines aristokratischen Vorurteils unverdächtiger) Kenner wie Friedrich Engels der Kavallerie noch eine lange Lebenszeit und eine wichtige Funktion auch im modernen Krieg zugeordnet: „Die große Bedeutung der Kavallerie liegt jedoch in der Verfolgung. Infanterie, von Artillerie unterstützt, braucht die Kavallerie nicht zu fürchten [...], doch sobald sie einmal ins Wanken gerät [...] wird sie die Beute der Berittenen, die gegen sie geführt werden. Vor Pferden kann man nicht davonlaufen. [...] Welchen Vorrang die Infanterie im Kampf auch gewonnen haben mag, so ist die Kavallerie doch eine unentbehrliche Waffengattung und wird es auch immer bleiben [...]“³⁸⁸

Zwischen den Einschätzungen Engels' und Richters lagen die Reorganisation des preußischen Heeres und drei Kriege mit preußischer Beteiligung, die jeweils ihren Teil zum relativen Niedergang der Kavallerie beitrugen. Zwar wurde mit der Heeresreform auch die Kavallerie personell massiv aufgestockt, was dem Adel eine stattliche Zahl zusätzlicher akzeptabler Versorgungsstellen verschaffte. Doch gleichzeitig stieg sie in den militärischen Planungen Moltkes zu einer Waffe zweiter Klasse ab, die

Regimentsstandorte, Auflösung der Kadettenkorps, Einführung des Abiturientenexamens als obligatorische Aufnahmebedingung für den Offiziersnachwuchs zu den Hauptpunkten der freisinnigen und später v.a. der sozialdemokratischen Kritik am „feudalen Militarismus“. Vgl. Bernhard NEFF, „Dekorationsmilitarismus“. Die sozialdemokratische Kritik eines vermeintlich nicht kriegsgemäßen Militärwesens (1890-1911), in: Militarismus in Deutschland 1871 bis 1945, hg. v. Wolfram Wette, S. 128-145.

³⁸⁷ So der Kommandeur der Garde-Artillerie HOHENLOHE, *Leben*, S. 339f., dessen Erinnerungen an den deutsch-französischen Krieg allerdings nicht zuletzt auf die Aufwertung der eigenen Waffe zielten. Vgl. BRONSART v. SCHELLENDORF, *Geheimes Kriegstagebuch*, S. 178 (Eintrag vom 14.11. 1870: „Die Kavallerie hat versagt, weil es keine Generäle gibt, welche die Kavallerie führen können.“). Die Berichte der sächsischen Militärbevollmächtigten in Berlin, KRUG v. NIDDA und FRHR. v. SALZA u. LICHTENAU, vom 24.9. 1902 und 14.9. 1907, in: SHStA, KA, *Berichte des sächsischen Militärbevollmächtigten*, Nr. 1424, 1428; LEYEN, *Frosch-Schau*, in: BA-MA, N 154/1, fol. 7.

³⁸⁸ Friedrich ENGELS, *Kavallerie*, in *The New American Encyclopedia* (1858). Zitiert nach: MEW, Bd. 14/4, S. 314.

im Frieden weiterhin für sich existierte und Waffenglanz ausstrahlte, im Krieg aber ³⁸⁹unverbunden neben der preußischen Militärmaschine nebenher ritt. Die Erfahrungen der Kriege 1866 und 1870/71 schienen diese Unverbundenheit zu bestätigen. Als Reserve in Deckung bereitgehalten erschien die Kavallerie entweder zu spät auf dem Schlachtfeld (Königgrätz) oder sie beschränkte ihre Tätigkeit unter großen Verlusten auf die Ablenkung des Gegners von der eigenen Infanterie (Mars la Tour). In der zweiten Phase des deutsch-französischen Krieges wurde selbst die leichte Kavallerie nur sporadisch eingesetzt, wenn sie – abgesehenen – Dörfer und Kleinstädte zu entwaffnen und zu besetzen beauftragt war. Zu großen schlachtentscheidenden Kavallerieattacken ist es in diesen Kriegen nicht gekommen.

Während das Image der Reiterei in der liberalen und sozialdemokratischen Öffentlichkeit das Unkriegsgemäße, ja fassadenhaft Lächerliche streifte, hielten auch die unberittenen Fachmilitärs an der Reiterei fest, v.a. wenn es, wie im Fall der langjährigen Diskussion über die Dauer der Dienstpflicht, um die Abwehr von Angriffen aus nichtmilitärischen Kreisen ging. Doch mahnten sie immer wieder die zeitgemäße Anpassung von Uniformierung, Bewaffung, Gliederung und taktischem Einsatz an. Dies mündete in Forderungen nach Einheitskavallerie, Verteilung der in Divisionen zusammengefaßten Schlachtenkavallerie, Austausch der Lanze gegen den Karabiner und schließlich nach Beschränkung ihrer Tätigkeit auf die Kampftruppen ³⁹⁰unterstützende Aufgaben im Aufklärungs- und Patrouillendienst. Die Reaktionen auf solche Neuerungsvorschläge wandelten sich kaum: Abgelehnt wurden sie neben fadenscheinigen militärfachlichen Argumenten mit dem Hinweis auf die Besonderheiten des „lebenden Materials“, mit dem die

389 Sicherlich dachte Moltke der Kavallerie bedeutende Aufgaben in der Rekognoszierung zu und wünschte sie deshalb an der Spitze des Heeres, doch in einer von Major Julius v. VERDY DU VERNOIS verfaßten und von Moltke überarbeiteten Denkschrift an Wilhelm I. vom Juli 1866 wurde an der mangelhaften Aufklärungsleistung der Kavallerie offen Kritik geübt. Im Zusammenhang mit einem uneingeschränkten Lob für die Tätigkeit der Infanterie wurde in der Denkschrift, daß sie von der Artillerie nur unzureichend, von der Kavallerie aber so gut wie gar nicht unterstützt worden war. Die Denkschrift wird ausführlich wiedergegeben in: JANY, Geschichte der preußischen Armee, Bd. IV, S. 255-259.

390 Bsp. entbrannte unmittelbar nach dem Ende des deutsch-französischen Kriegs eine militärinterne Debatte über die Vereinheitlichung der leichten und schweren Kavallerie, was faktisch die Auflösung der Kürassier- und Ulanenregimenter bedeutet hätte. Vgl. die Beiträge in MWBl 57 (1872), Nr. 46, 47, 55, 69, 70, 71. Der schärfste (und einflußreichste) Kritiker der Lanze vor 1914 war der General der Kavallerie Friedrich v. BERNHARDI, der in seinem 1911 erschienen Bestseller „Deutschland und der nächste Krieg“ der Kavallerie in erster Linie Aufklärungsaufgaben zuwies.

„verdienstvolle Waffe“ zu arbeiten hatte, und v.a. mit den gewachsenen Traditionen, der „einmaligen Poesie“ des preußischen Heeres, die nicht einfach der „modernen Nivellierungssucht“ zum Opfer gebracht werden könnten.³⁹¹ Der Generalinspekteur der Kavallerie v.d. Planitz sprach die Befürchtung vieler Kavalleristen aus, als er 1907 den Kritikern der Kavallerieattacken vorhielt, ihr Ziel sei die berittene Infanterie: „Gott und seine Majestät der Kaiser wollen verhüten, daß so etwas jemals der deutschen Kavallerie zugemutet werde.“³⁹²

Bequem war der militärische Dienst zu Pferde, zumal in der schweren Kavallerie freilich nicht: Ein Kürassieroffizier schleppte bis 1888, als der Metallkürass durch einen leichteren ersetzt wurde, immerhin den acht Kilogramm schweren Brustpanzer mit sich, einen bis zu anderthalb Kilogramm schweren Helm, die altbrandenburgischen (über das Knie reichenden) Stiefel zu dreieinhalb, einen Pallasch zu zweieinhalb Kilogramm. Zu der fast 20 Kilogramm schweren Kürassieruniform kam noch eine „brauchbare Schußwaffe“ von sechs, Sattel und Feldgepäck von ca. 40 Kilogramm Gewicht sowie – seit 1890 von dem Kommandeur der 2. Kavallerie-Inspektion und bekannten Herrenreiter Heinrich v. Rosenberg für die gesamte Kavallerie befohlen – die fast dreieinhalb Meter lange Lanze aus Stahlrohr.³⁹³ Es bedurfte schon außerordentlicher reiterlicher Fähigkeiten und körperlicher Disziplin, derart schwere Reiter manövrierfähig zu halten.

Dennoch repräsentierte die Reiterei vornehmlich Kraft, Beweglichkeit, Dynamik und Offensive. Zumindest wurden die Kavallerieoffiziere in diesem Geist erzogen – der sich aber doch vornehmlich auf die Wiedergabe markiger Sprüche beschränkte – und vertraten diesen Geist nach außen. So ergab sich die paradoxe Konstellation, daß die von der Kavallerie produzierten Kriegsbilder bis ins 20. Jahrhundert hinein in größerem Maße die Sehnsüchte einer

391 So die typischen Antworten, wie bspw. in MWBI 59 (1874), Nr. 70, auf einen vorhergegangenen (Nr. 58) Vorschlag zur Modernisierung der Kürassiere. Vgl. eine ähnliche Argumentation in DAB 4 (1886), S. 29.

392 Schreiben des General-Inspektors der Kavallerie General v.D. PLANITZ an das württembergische Kriegsministerium vom 12.1. 1907, in: WHStA, M 1/3, ZA Denkschriften, Heer. Bemerkungen über das deutsche Heer 1908-1912. Typisch auch v.d. Planitz Formulierung, man müsse warten, was der nächste Krieg an Neuerungen bringe, bis dahin solle man aber mit übereilter Modernisierung warten. Vgl. H. v. BERGEN, Kaisermanöver 1903, in: Ueberall. Illustrierte Wochenschrift für Armee und Marine 6 (1903), S. 61f., wo argumentiert wird, man dürfe der Kavallerie nicht den „Glauben an die Schlacht“ nehmen, solange offensive Attacken noch theoretisch denkbar seien.

393 ANONYM, Kürassiere?, in: MWBI 59 (1874), Nr. 70, Sp. 549-553

exklusiven Friedensgesellschaft als die einer kriegerischen Kaste artikulierte. Selbst Infanterieoffiziere äußerten sich begeistert über die beeindruckende Wirkung einer Kavallerieattacke: „Kürassiere, Ulanen, Husaren, Dragoner, die Bannerfähnchen fast aller deutschen Bundesstaaten: Diese Riesenwelle von 5000 galoppierenden Pferden bot ein farbenprächtiges, überwältigendes Bild!“³⁹⁴ Gewiß, die Sehnsucht eines Kavalleristen richtete sich auf den Kampf mit der blanken Waffe und die Erwartung auf den Feind einzuhaufen und sie wurde durch die Anlage der Übungen insbesondere in den großen Herbstmanövern genährt, die reich an Attacken und arm an Erkenntnissen über den wahren Verwendungszweck der Kavallerie waren.³⁹⁵ In den öffentlichen Zurschaustellungen behielt die Kavallerie ihren Platz als schlachtentscheidende „Königin der Waffen“, im militärischen Arbeitsalltag kam jedoch die prosaische Nüchternheit eines Reiterlebens im modernen Militär hinzu. Nicht nur Attacken wurden geübt, sondern auch das Patrouillieren und Absitzen zum Fußgefecht. Den Kavalleriedivisionen wurden seit 1902 Maschinengewehr-Abteilungen zugeteilt, die Motorisierung der Verbände wurde ansatzweise erprobt, mit den Lanzen wurde weniger auf einen fliehenden Feind eingestochen, als vielmehr Telefonkabel in Baumwipfeln verankert und im Verborgenen wurde die Kavallerie auf einen Einsatz als Polizeitruppe in besetzten Gebieten vorbereitet. Faktisch war die Schlachtenkavallerie derart verwendungsfrei, daß man sie für alles verwenden konnte – nur nicht zum Kämpfen im herkömmlichen Sinn.³⁹⁶

Das zunehmende Verblässen des Reitereinflusses auf dem Schlachtfeld führte allerdings nicht zur Marginalisierung des Reiterprestiges in der wilhelminischen Gesellschaft. Im Gegenteil, der

394 FALKENHAUSEN, Erinnerungen, in: BA-MA, N 246/140, fol. 32. Für die Einschätzung des militärischen Werts solcher „Friedensbilder“ vgl. den Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Ludwig FRHR. V. GEBSATTEL, vom 24.9. 1907, in: BHStA, KA, Mkr 43 und GOBLER, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 98/1, fol. 37

395 Moritz V. BERG, Ulanen-Briefe, S. 123f. u. 132, dort auch der Hinweis auf „Rauscherfahrten“ während der Attacke. H. V. BERGEN, Kaisermanöver 1903, in: Ueberall. Illustrierte Wochenschrift für Armee und Marine 6 (1903/1904), S. 61f. vertrat die Meinung, daß man der Kavallerie den Glauben an die Schlacht nicht nehmen dürfe, solange die theoretische Möglichkeit eines Einsatzes noch bestünde. Zur Bewertung der Kaisermanöver siehe: Bernd F. SCHULTE, Die Kaisermanöver 1893 bis 1913. Evolution ohne Chance, in: F. Esterbauer u.a. (Hg.), Von der freien Gemeinde zum föderalistischen Europa. FS Adolf Gasser, S. 244-259 und Kap. 7.1.

396 Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten, Hans KRUG V. NIDDA, in Berlin vom 24.9. 1902, in: SHStA, KA, Berichte des sächsischen Militärbevollmächtigten, Nr. Vgl. auch das (ausnahmsweise) lobende Urteil über die Verwendung der Kavallerie im Manöver bei GÄDKE, Rückblick auf das Kaisermanöver, in: BT vom 13.9. 1910.

„frische Reitergeist“ genoß erhöhte Attraktivität innerhalb und außerhalb der Offizierskasinos, weil er neben der Autonomie der ungebundenen Persönlichkeit in Form archaisch anmutender Kriegertugenden auch noch soziales Prestige und Wohlstand als Botschaften transportierte. Bekanntermaßen war die Kavallerie eine sehr kostspielige Angelegenheit, die auch von den Offizieren mitgetragen werden mußte. Erhöhte Zulagen, Kostenaufbringung für Uniform und Ausrüstung und die aufwendige Lebenshaltung konnte nur von einer Minderzahl der Offiziere geleistet werden.³⁹⁷ Die Reiterregimenter waren im gesamten Reich die teuersten, exklusivsten und standen entgegen der allgemeinen – negativ ausfallenden – militärischen Wertschätzung in der sozialen Hierarchie der Regimenter an der Spitze. Das plutokratische Element in der Rekrutierung der Kavallerieoffiziere nahm nach 1900 stetig zu, einzelne Regimenter – so das Dragoner-Regiment Königin Olga Nr. 25 in Ludwigsburg, das Westfälische Ulanen-Regiment Nr. 5 in Düsseldorf oder das Rheinische Kürassier-Regiment Nr. 8 in Deutz – galten als „Vereine berittener Kaufleute“. Man sollte das Eindringen der Söhne von Industriellen, Bankiers und Kaufleuten in das aktive Offizierkorps der Kavallerie jedoch nicht überschätzen, der alte Adel, der noch immer die große Mehrheit der Offiziere stellte, mußte keineswegs „mehr und mehr den Söhnen von Industriellen weichen und sich der Infanterie und Artillerie zuwenden.“³⁹⁸ Allein die große Zahl des adligen Offiziersnachwuchses machte das verstärkte Ausweichen auf andere Waffengattungen nötig. Doch lieferte der Zustrom vermögender Bürger v.a. in die Reserveoffizierkorps der Reiterregimenter zusätzliche Angriffsflächen jenseits der fachmilitärischen Kritik. Der Alldutsche Kurd v. Strantz faßte die neurechten Ressentiments, in denen sich Luxuskritik, Verweichlichungsvorwürfe und Antisemitismus mit antibürgerlichen Ausfällen verbanden, gegen die Kavallerie zusammen: „Als Sproß eines sehr alten Adels bin ich einigermaßen über die Herkunft unseres Adels im Heere unterrichtet,

³⁹⁷ Auch dies dürfte nach 1900 zu einem sich abschwächenden Bewerberstrom zur Kavallerie in Preußen und Sachsen beigetragen haben. Als Sachsen 1905/10 erstmals seit 1867 (und letztmals vor 1914) zwei Kavallerieregimenter aufstellte, befürchteten die militärischen Stellen aufgrund der horrenden Kosten für die Uniformierung einen Bewerbermangel: „7 Uniformen bei 6 Regimentern und zwei Eskadrons sind unleugbar reichlich.“ Siehe Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Hans KRUG v. NIDDA, vom 5.3. 1903, in: SHStA, KA, Berichte des sächsischen Militärbevollmächtigten, Nr. 1424a. Auch die von Wilhelm II. angestrebte Aufstellung einer zusätzlichen Kavalleriedivision scheiterte einmal am Veto des Reichstags, zum anderen auch an der Unsicherheit über die „Qualität des Offiziersersatzes“.

³⁹⁸ So RUMSCHÖTTEL, Das bayerische Offizierkorps, S. 69.

bin also sehr kritisch. Der Adel bei der Kavallerie und bei einigen anderen Reiterregimentern ist größtenteils bürgerlicher Herkunft. Daher sind die Infanterieregimenter (adelsgeschichtlich) besser, weil nur der Reichtum der Väter bei der Kavallerie die Ursache des Adels gewesen ist. In der Kavallerie ist unter den jüngeren Herren der reine Geldadel sehr stark vertreten, dass man schon von einer Benachteiligung der altadligen Familien sprechen kann, die nicht mehr in der Lage sind, ihre Söhne in diese teuren Regimenter zu senden. Die übertriebene Lebenshaltung ist schuld. So wirkt das reiche Bürgertum schädigend auf unsere sparsamen und bescheidenen Offiziere, obwohl es mit neuen Adelstiteln prunkt. [...] Gerade vom Standpunkt des alten Adels, wo selbstverständlich die guten bürgerlichen Familien als vollständig gleichberechtigt angesehen werden, ist der neue Adel plutokratischer Art unerwünscht.“³⁹⁹ An dieser Wahrnehmung, die im übrigen auch von liberalen Adels- und Militärcritikern geteilt wurde,⁴⁰⁰ war so viel richtig, daß in einzelnen Regimentern der alte Adel nur in seinen Spitzen vertreten war. So in der Garde du Corps und den Garde-Kürassieren, die unter Wilhelm II. zum Hort eines künftigen Reichsadels umgebaut wurden, und in jenen Regimentern, wo sich durch gemischte Geselligkeit und gemeinsamen Lebensstil ansatzweise eine adlig-bürgerliche „Plutokratie“ auszubilden schien.⁴⁰¹ Hier zeigten sich aber auch Ansätze einer tiefen Spaltung innerhalb des Adels. Wenngleich die „Luxusregimenter“ v.a. der Kavallerie insgesamt ein absolutes Minderheitenphänomen darstellten und für den militärischen Gesamtapparat keine unmittelbare Bedeutung hatten, wurden sie und ihr grandseigneuraler Lebensstil in der Öffentlichkeit breit debattiert

399 Kurd v. STRANTZ, „Der Adel im deutschen Heere“ (undatiertes Vortragsmanuskript, wahrscheinlich 1905), in: BA Abt. Lichterfelde, 90 Str 1-8, S. 2f.

400 Vgl. die zustimmende Wiedergabe eines Passus aus der von einem Generalmajor v. Lippe 1904 publizierte Broschüre *Andere Zeiten – andere Wege. Betrachtungen eines alten Offiziers über militär-politische Dinge in der liberalen württembergischen Tageszeitung Der Beobachter*, Nr. 28 vom 4.2. 1904: „Nicht der Geburtsadel ist heutzutage die Macht in den meisten unserer Regimenter, sondern der Geldsack [...]. Ich schätze sie [Großindustrie und Haute Finance] hoch, aber daß sie schließlich das Hauptkontingent für unsere Offizierkorps, besonders aber der Kavallerie liefern, vermag ich als wünschenswert nicht anzusehen.“ Zit. nach: WHStA Stuttgart, KA, M 1/3-792: Zeitungsausschnittsammlung 1910. Auch die *Münchener Post* vom 24.5. 1907 kritisierte das „mammonistische Protzertum“ in der Kavallerie, gefördert durch „Pferd, Zulage, Uniformlarifari, Kasino.“ Zit. nach: BHStA, KA, MKr 1854: „Bewucherung der Offiziere“ vom 16.7. 1907.

401 Neben den in Kap. 6.3. genannten Beispielen sei hier v.a. auf die Berliner Regimenter der Gardekavallerie verwiesen, deren Reserveoffizierkorps z.T. bürgerlich durchsetzt waren und deren Geselligkeitskreise sich mit denen reicher Bürger außerhalb des Regiments partiell überschneiden. So bestanden enge personelle und örtliche Verbindungen zwischen Garde-Kavallerie und Union-Club. Beider Betätigungsfeld und logischer Ort war allerdings nicht die Kaserne, sondern die Rennbahn.

und von kleinadligen, bürgerlichen und militärfachlichen Kommentatoren als „Erscheinungen einer zu langen Friedenszeit“ gleichermaßen bekämpft.

Für das berufliche Fortkommen war das Halten eines Pferdes und gewisse Fertigkeiten im Reiten jedoch nicht nur bei der Kavallerie obligatorisch. Von einem Offizier mit Karriereambitionen wurde erwartet, daß er auf eigene Kosten ein Pferd sich anschaffte und unterhielt.⁴⁰² Vom Pferd herab wurde befohlen, der gemeinsame Ausritt ersetzte manches Dienstgespräch und ein Generalstabsoffizier galt als unbrauchbar, „wenn er nicht im Terrain reiten konnte.“⁴⁰³ Das Militär-Wochenblatt resümierte: „So wenig das Ernstgefecht selbst Gelegenheit bieten mag, Reiterkünste zu zeigen – im Krieg wie im Frieden treten unzählige und mehr als ehedem Fälle ein, wo Seitens des Offiziers Festigkeit und Energie im Sattel viel zur Erzielung der angestrebten Erfolge beitragen können; abgesehen davon, daß ein Führer, der kühn reitet, meist leichter die ihm untergeordnete Truppe zu einem gewissen Schneide anregt,⁴⁰⁴ als jener, der nur unsicher und vorsichtig zu Pferde sich bewegt.“ Möchte man verstehen, warum selbst minimale Modernisierungsvorschläge oder gar das Konzept der „berittenen Infanterie“ von einem Kavalleristen als Zumutung empfunden wurden, auch Nicht-Kavalleristen aller Waffengattungen lieber aufs Pferd stiegen denn zu Fuß gingen, ist zunächst auf die tiefe emotionale Bindung gerade zwischen adligem Reiter und Pferd hinzuweisen. Man kann die Bedeutung des Pferdes für die aristokratische Lebensführung gar nicht hoch genug einschätzen. Über ein Jahrtausend diente es als Arbeitstier, Transport- und Beförderungsmittel, Kapitalanlage, Herrschaftszeichen, Freizeitvergnügen und natürlich als distinktes Kriegsgerät der

402 „Als Regimentsadjutant mußte ich mich selbstverständlich beritten machen,“ erinnert sich der Infanterist Arthur Frhr. v. Wangenheim, der sich das Geld zur Anschaffung eines Pferdes „von einem Kameraden“ lieh. WANGENHEIM, Erinnerungen, in: BA-MA, N 288/3, fol. 62; STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, fol. 67 erhielt von seinen Schwiegereltern „einen Zuschuß“ zur Anschaffung eines Pferdes. Der bürgerliche Offizier Wilhelm Heye lieh sich das Geld bei seinem Regimentskommandeur als er zum Adjutanten ernannt wurde: HEYE, Lebenslauf, in: BA-MA, N 18/1, fol. 45, während BOETTICHER, So war es, in: BA-MA, N 323/17, fol. 34 berichtet, daß er sein Pferd nach der Kommandierung zur Kriegsakademie aus Kostengründen abgeben mußte.

403 Der bayerische Militärbevollmächtigte RITTER V. XYLANDER erregte in Potsdam und Berlin einiges Aufsehen, weil er nicht reiten konnte und mehrfach bei „Dienstbesprechungen“ stürzte – mit der Folge, daß er zu „dienstlichen Ausritten“ nicht mehr eingeladen wurde. Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten in Berlin, vom 4.9. 1881. Hellmuth v. Moltke d.J. nahm nach seiner Kommandierung zum Generalstab Reitstunden, um sich bei den Erkundungsritten nicht zu blamieren. Brief von Hellmuth V. MOLTKE an seine Frau vom 29.8. 1881, in: MOLTKE, Denkwürdigkeiten, S. 98.

404 Der Infanterie-Offizier zu Pferde, in: MWBI 58 (1873), Sp. 678f.

Privilegierten. In den Autobiographien wird eine innere Wesenverwandtschaft zwischen aristokratischem Tier und aristokratischem Menschen hergestellt,⁴⁰⁵ die für den Nichteingeweihten spätestens dann skurrile Züge trägt, wenn Pferden menschliche Eigenschaften zugeschrieben werden: Kluge Vollblutstuten, männliche Hengste, musikalische Pferde, Kavalleriepferde, die im Krieg fast wie ein Mensch „arbeiten“ und vor dem Feinde fallen, stehen manchem Autor mindestens ebenso nahe wie ein Mensch – zu ihnen werden Vertrauensverhältnisse aufgebaut, man betrachtet sie mit Ehrfurcht.⁴⁰⁶ Insbesondere auf dem Land war das Pferd unverzichtbarer Bestandteil des alltäglichen Lebens, so daß manchem Autor die „Liebe zum Pferd angeboren“ erscheint. Kindern, vom hochadligen Prinzen bis zum landlosen Offizier, war der Stall der liebste Aufenthaltsort, das Pferd der beste Erzieher und das Reiten als Schule für das Leben, denn: Wer herunterfällt, muß auch wieder hinaufsteigen.⁴⁰⁷

Geselligkeit auf dem Lande, ob nun im Rahmen von Verwandten- und Freundschaftsbesuchen oder von Jagdvergnügungen, setzte den Besitz von Pferden voraus. Nebenbei war die Pferdezucht ein lukratives und sicheres Geschäft, wenn man gute Beziehungen zur Pferde-Ankaufs-Kommission der preußischen Armee unterhielt. Der erhöhte Sitz auf dem Rücken des Pferdes ist die adlige Herrschaftsposition schlechthin: Einzelne adlige Offiziere reiten in die Massen hinein und jagen „Tumultuanten“ auseinander oder schlagen den Feind in die Flucht, der Feldherr eilt in „rasendem Tempo“ von Schlachtort zu Schlachtort, der Fürst reitet „majestätisch“ auf seine Soldaten und Untergebenen zu, die seinem Pferd die Hufe küssen, und selbst Kinder peitschen vom Pferd auf ungehorsame Arbeiter ein.⁴⁰⁸

405 So berichtet der Infanterieoffizier Friedrich v. Boetticher von einem (adligen) Reitlehrer, „der lehrte, daß nur ein Mensch von Charakter und innerer Vornehmheit auch ein guter Reiter werden kann.“ BOETTICHER, So war es, in: BA-MA, N 323/17, fol. 27.

406 Das Leistungspferd. Unser unbekannter Partner. Erlebnisse und Bekenntnisse von Franz CHÄLES DE BEAULIEU Rittmeister a. D., S. 177; BRAUN, Ostpreußen, S. 175; BOETTICHER, So war es, in: BA-MA, N 323/17, fol. 34; KEYSERLING, Reisetagebuch, S. 28; KILLINGER, Vorwort; LEHNDORFF, Menschen, 59; NOSTITZ, Europa, S. 16, OERTZEN, Selbstbiographie, S. 10f., SCHULENBURG, Ich hab's gewagt, S. 32; STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, fol. 17f.

407 Pferd als „Erzieher“ von Kindern: BISMARCK, Aufbruch, S. 33; DÖNHOF, Kindheit, 76f.; GERSDORFF, Soldat, 20f.; HENTIG, Leben, S. 14; MALTZAHN, Trommel, S. 40 u. 45; PAPEN, Wahrheit, S. 18 u. 29; ROHAN, Heimat, S. 29; SACHSEN, Lebensweg, S. 32; STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA 5/27,1-5, 17f.; WILHELM II., Leben, S. 32f. ZOBELTITZ, Knödelländchen, S. 15f.

408 EULENBURG, Denkwürdigkeiten, S. 2f.; GOLTZ, Denkwürdigkeiten, S. 50f. (über Prinz Friedrich Karl, 1870/71 Kommandeur der 2. Armee); HOHENLOHE, Leben, S. 5f. u. 263

Das Muster bleibt immer gleich. Aristokratische Individuen und aristokratisches Tier setzen sich in bewußten Gegensatz zum ununterscheidbaren Fußvolk. Der Besitz von und der richtige Umgang mit Pferden kann getrost als eines der ⁴⁰⁹wichtigsten Distinktionsmöglichkeiten des Adels bezeichnet werden.

Es liegt nahe, daß gerade der adlige Offiziersnachwuchs in jene Einheiten strebte, in denen er den zu Hause eingeübten Lebensstil weitgehend ungebrochen fortsetzen konnte. Insofern war der adlige Zugang zur Kavallerie durchaus ein eigener, der entweder tief in der realen ländlichen Adelswelt oder in vom Adel geschaffenen wirkungsmächtigen Selbstbildern verankert war. Vom preußischen Militärstaat massiv protegiert, konnten sich adlige Offiziere selbstbewußt auf bekanntem Terrain bewegen, das vom Bürgertum ohnehin nur sehr zögerlich betreten wurde. Daß sich die Offiziere der Kavallerie oder auch der Garde gegenüber den Fußsoldaten, den technischen ⁴¹⁰Truppen oder den Linienregimentern erhaben fühlten, steht außer Frage. Ebenso ist es wohl kaum bestreitbar, daß insbesondere die bürgerlichen Reserveoffiziere sich mehr vom Glanz der Adelstraditionen als von den Erfordernissen des militärischen Dienstes in die Uniform locken ließen und damit das aristokratische Offizierkonzept zu stützen halfen. Doch ist damit nicht geklärt, inwiefern bürgerliche Offiziere tatsächlich zu den Adelsregimentern „hinauf schauten“ und ihr eigenes militärisches und soziales Verhalten danach ausrichteten. Die hier skizzierte, seit der Jahrhundertwende deutlich vernehmbare militärfachliche Kritik und die daraus resultierende Adjustierung der militärischen Verwendung dieser Einheiten, deuten an, daß die Stellung der „Adelsregimentern“ im preußischen Heer weitaus fragiler war als bislang dargestellt. Dies um so mehr als ein guter Teil der Kritik vom Adel selbst kam: Zum einen von höheren Fachmilitärs, die sich als Hüter der nationalen Stärke verstanden und um die Bereitstellung einer möglichst effizienten Kriegsmaschinerie bemüht waren, und zum anderen von adligen Berufssoldaten, die im kavalleristischen Glanz nicht zu Unrecht eine Gefahr für die Einheit des Standes befürchteten, weil sie selber diesen Glanz nicht mehr teilen konnten.

(über Wilhelm I.); MALTZAHN, Trommel, S. 35; OLDENBURG, Erinnerungen, S. 212; SCHLABBENDORFF, Begegnungen, S. 23.

409 ARNIM, Brandenburg, S. 108.

410 ENDRES, Soziologische Struktur, S. 283; DEMETER, Offizierkorps, S. 339.

6.2.) „Sonderlaufbahnen“ jenseits der Adelstradition

Die stetig wachsenden bürgerlichen Ansprüche auf Führungsstellen im Heer und die sich rein quantitativ ergebene Notwendigkeit, bürgerlichen Offizieren Aufstiegskarrieren zu ermöglichen, standen zumindest in Spannung zu dem bis in den Ersten Weltkrieg hinein aufrecht erhaltenen Grundsatz von der Auslese des „geeigneten Offizierersatzes“. Die Eignungskriterien wurden, den Rekrutierungsmustern folgend, aber diese nicht steuernd, ständig erweitert und aufgeweicht. So vollzog Wilhelm II. mit seiner Ordre, in welcher der „Adel der Gesinnung“ dem „Adel der Herkunft“⁴¹¹ gleichgestellt wurde, keine Neuausrichtung der Auslesekriterien. Vielmehr sicherte der oberste Kriegsherr einen Prozeß ab, der bereits seit den 1860er Jahren eingesetzt und um 1890 nicht mehr ignorierbare Fakten geschaffen hatte. Auch insofern sollte man die Wirkung der Ordre nicht überbewerten. Neben den bekannten Einzelkarrieren bürgerlicher Offiziere bis ins Zentrum der preußischen Militärführung hinein standen nichtadligen Offizieren v.a. Aufstiegswege innerhalb bestimmter Waffengattungen jenseits der Adelstradition offen: Fußartillerie, Pioniere, technische Truppen und nicht zuletzt die Marine boten auch Bürgern glänzende Karrierechancen abseits der „Adelsregimenter“.

Anhand der Karriere des Pionieroffiziers Hartwig v. Beseler (1903 nobilitiert) lassen sich beispielhaft die Chancen und Grenzen der Aufstiegsmöglichkeiten in militärischen Sonderlaufbahnen demonstrieren.⁴¹² Dem Juristensohn verweigerte der Vater noch 1866 den vorzeitigen Abgang vom Gymnasium und Eintritt in die Marine, weil er ihn in einer zivilen Juristenlaufbahn zu plazieren dachte. Doch nach Ablegung des Abiturs setzte sich Beseler gegen seinen Vater durch – ein bei bürgerlichen Offizieren häufig auftauchendes Erzählmotiv ist die intensive Auseinandersetzung mit dem Vater über das Einschlagen der Offizierslaufbahn – und wurde 1868 als Avantageur im Garde-Pionier-Bataillon angenommen.⁴¹³ Dort nahm er sich zunächst durchaus als Offizier zweiter Klasse wahr, „weil die Waffe nur helfend eingreift und den anderen den Weg ebnet“: „Wenn

411 Offiziere im Bild von Dokumenten, S. 197.

412 Das folgende nach Hans v. BESELER, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 30/46 und nach den Briefen an seinen Vater bzw. an die Brüder v. BERNHARDI, in: ebda., N 30/58.

413 Brief von Hartwig BESELER an seinen Vater vom 1.9. 1866 und Antwortbrief vom 10.9. 1866, in: BA-MA, N 30/58. In einem Brief an Otto v. BERNHARDI vom 11.3. 1866, in dem er seine Marinepläne erörterte, setzte er sich mit pathetischer Pose von der bildungsbürgerlichen Prägung seines Elternhauses ab: „[A]ber was soll ich anderes tun? Studieren? Ha! Mir schaudert, wenn ich mich als Bücherwurm denke!“ in: ebda.

Sie auch unleugbar das Verdienst hat ein notwendiges Glied jedes kriegerischen Unternehmens zu sein, so kommt sie doch selten dazu mit stürmender Hand die Stellung zu nehmen und so zum Siege zu führen.“⁴¹⁴ Tiefpunkt seiner frühen Offizierkarriere war der erste militärische Einsatz im deutsch-französischen Krieg 1870/71. Als Pionieroffizier hatte er allenfalls indirekt am Schlachtenruhm der preußischen Armee partizipiert, nach dem Übergang in den bewegungslosen Kleinkrieg wurde der Feldzug für ihn zum Albtraum: „Man hört auf Soldat zu sein, der Teufel hole all diesen Kram, man wird der reinste Zimmermann.“⁴¹⁵ Nach dem Krieg machte Beseler innerhalb seiner Waffengattung eine Blitzkarriere, die Königsbelobigung, Kriegsschule und Kriegsakademie einschloß, ihm dennoch keine „innere Befriedigung“ verschaffte, so daß er beim Chef des Ingenieur- und Pionierkorps v. Kameke die Versetzung zur Infanterie erbat und sein Vater ein Immediatgesuch bei Wilhelm I. einreichte. Die entscheidende Wendung in der Karriere Beselers und seiner Selbsteinschätzung kam mit der hartnäckigen Weigerung v. Kamekes, den Wechsel zu gestatten. Stattdessen ebnete dieser ihm den Weg in den Generalstab, der Pionieroffizieren damals eigentlich nicht offen stand, indem er ihm die jährlichen Prüfungsaufgaben zur Bearbeitung besorgte. 1880 in den Generalstab berufen, 1882 eben dorthin versetzt, nach einem infanteristischen Zwischenspiel zum Abteilungsleiter im Kriegsministerium berufen (1893) und schließlich zum Oberquartiermeister im Generalstab aufgestiegen (1899), kehrte Beseler in die Führungsspitze der Pioniere und Ingenieure zurück: Er wurde 1905 zum Chef des Ingenieur- und Pionierkorps sowie zum Generalinspekteur des Festungswesens ernannt. Im Unterschied zu der zurückhaltenden Selbsteinschätzung in den 1870er Jahren vertrat Beseler seit den 1890er Jahren selbstbewußt und mit großem Erfolg die Anliegen „seiner“ Waffengattung. Als im russisch-japanischen Krieg 1905, v.a. mit der Belagerung von Port Arthur, die Bedeutung von Festungen des Pionierdienstes im modernen Krieg noch einmal unterstrichen wurde, reagierten die preußischen Militärbehörden prompt mit einer Neuorientierung in der Ausbildung und einer Neudefinition der Kriegsbestimmung: Fortan galt die alte, einseitige Zuordnung der Pioniere zu den kampfunterstützenden Waffen, der

414 Brief an Friedrich v. BERNHARDI vom 1.4. 1868, in: ebda.

415 Tagebucheintrag Hartwig BESELERs vom 7.1. 1871, in: BA-MA, N 30/46.

Vorwurf des „militärischen Partikularismus“ nicht mehr.⁴¹⁶ Das neu gewonnene Selbstbewußtsein leitete sich ausschließlich von militärischem Spezialwissen und von militärischer Leistung ab, führte aber schließlich in eine vehemente Kampagne auch für die soziale Aufwertung der Pioniere und Ingenieure.⁴¹⁷ Politisch war Beseler laut Selbstaussage als „militärischer Demokrat“ verschrieen, weil er für eine offensive, d.h. öffentliche Auseinandersetzung mit den Schwächen und Fehlern im militärischen System plädierte und bspw. die Reform der Militärgerichtsbarkeit unterstützte.⁴¹⁸ Damit stand er allerdings nicht allein, sondern in Einklang mit führenden Offizieren, die sowohl zur willkürlichen Politik des Militärkabinetts als auch zur Geheimniskrämerei unter dem Grafen Schlieffen im Generalstab ein Gegengewicht zu schaffen versuchten, ohne auch nur annäherungsweise königlich-kaiserliche Kommandogewalt und extrakonstitutionellen Status der Armee gefährden zu wollen.

1903 schließlich galt Beseler als zunächst aussichtsreichster Kandidat für die Nachfolge Schlieffens als Chef des preußischen Generalstabs.⁴¹⁹ Massiv gefördert wurde seine Kandidatur vom Schlieffen-Gegner v. Bernhadi, aber auch unterstützt von der Mehrheit der führenden Generalstabsoffiziere. Wilhelm II., der bekanntermaßen großen Wert auf die persönliche Bekanntschaft mit Offizieren der engeren Militärführung setzte, soll Beseler zum stellvertretenden Chef des Pionier- und Ingenieurkorps (mit Recht auf Immediatvortrag) ernannt und ihm die Nobilitierung angetragen haben, um ihn näher kennenzulernen. Die Nobilitierung nahm Beseler als karrierefördernde Auszeichnung hin, eine tiefere Bedeutung maß er ihr allerdings nicht bei. In ironischem Ton schrieb er einem Freund: „Die mir ganz überraschend u. unerwartet zu Teil gewordene eigentümliche

416 BRONSART V. SCHELLENDORF, Geheimes Kriegstagebuch, S. 108 (2.10. 1870) über die Sonderwünsche der Artilleristen und Pioniere, die sich gegenüber den „Hauptwaffen“ immer wieder zu profilieren versuchten.

417 Vgl. die kämpferischen Schriften Beselers anlässlich seiner Verabschiedung: Die Bewertung der Ingenieurkunst im Heere, in: Kriegstechnische Zeitschrift 13 (1910), 346-349 sowie Ingenieurkunst und Offensive, in: Vierteljahreshefte für Truppenführung und Heereskunde 1910, in BA-MA, N 30/46.

418 Vgl. den Brief Hartwig BESELERs an Friedrich v. BERNHARDI vom 26.9. 1901, in: BA-MA, N 30/58.

419 Nach einem Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Ludwig FRHR. V. GEBSATTEL soll Wilhelm II. bei der ersten Nennung des Namens Beseler geantwortet haben, daß er diesen Mann gar nicht kenne. BHStA, KA MKr 43, Königlich Bayerischer Militärbevollmächtigter in Berlin, No. 2309, vom 2. November 1905. Auch Beseler hatte seine Chancen schon frühzeitig skeptisch-realistisch beurteilt: „S.M. wird wohl einen ‘vornehmen Mann’ haben wollen, also komme ich nicht in Betracht.“ Brief von Hartwig V. BESELER an Friedrich v. BERNHARDI vom 18.12. 1903, in: BA-MA, N 30/58.

Auszeichnung hat mich etwas mit geteilten Empfindungen erfüllt; es ist merkwürdig, dass man in Heer u. Verwaltung immer noch glaubt, durch eine Namensänderung andere Menschen zu schaffen! Was das Ganze bedeuten soll, ahne ich nicht; [...] Jedenfalls habe ich der ganzen Geschichte völlig fern gestanden u. lege, da es für mich als Soldaten gegen einen kaiserlichen Befehl, der noch dazu als Gnadenbeweis gedacht ist, kein Nein gibt, das Schreiben des Herrn Lucanus als erledigt zu den Akten.“⁴²⁰ Die Karriere Beselers war mit dem gescheiterten Sprung an die Spitze des Generalstabs hingegen noch nicht beendet. Nachdem er 1910 verabschiedet worden war, wurde er 1914 reaktiviert und schließlich zum, allerdings glücklosen, Gouverneur von Warschau ernannt.

Das Exemplarische dieser Einzelkarriere liegt darin, daß es auch bürgerlichen Offizieren, die nicht wie im skizzierten Fall Mackensen ihre bürgerliche Herkunft verschleierten, in der preußischen Armee sehr wohl möglich war, glänzende Karrieren zu absolvieren. Solche Karrieren liefen zumeist über zwei Pfade, einmal über die vom Adel geschmähnten „Sonderwaffen“ und über den Generalstab. In beiden bildete sich ein hochspezialisiertes militärisches Expertentum aus, das der Komplexität des modernen Krieges entsprach. Insofern liegen durchaus Parallelen zu der Laufbahn des „glänzenden Organistors“ Wilhelm Groener vor, der sich ebenfalls primär über sein ausgewiesenes militärisches Spezialwissen und weniger über „angeborenes Feldherrentum“ und militärisches Generalistendenken in die Entscheidungszentren des Heeres hineingearbeitet hatte. Diese Karrieren waren möglich, weil sich die Entscheidungsmechanismen innerhalb des Heeres gewandelt hatten bzw. die Entscheidungszentren sich weiter auffächerten, so daß militärische Führung schon vor dem Ersten Weltkrieg nicht mehr dem Genius eines Feldherrn entsprang, sondern sich aus der Summe einer Reihe von ineinandergreifenden Einzelentscheidungen ergab. Hinzu kommt, daß dieser Offizierstyp sich in erster Linie über sachbezogene militärische Arbeit definierte, seinen sozialen Status nicht über Herkunft oder Rang bezog, sondern über die möglichst effiziente Organisation von militärischer Gewalt.

420 Brief vom 29.1. 1904, in: BA-MA, N 30/58. In einem weiteren Brief an Friedrich v. BERNHARDI vom 12.2. 1904 (ebda.) schreibt BESELER: „Ich danke Dir aufrichtig für die Worte, mit denen Du der mir ganz überraschend gekommenen Auszeichnung gedenkst; Du sprichst das aus, was ich empfinde; ich weiss sehr wohl, dass mein Name nicht durch das Adelsprädikat Wert erhält, sondern ihn dadurch besitzt, das ihn vor mir Männer getragen haben, die man ohne Überhebung zu den Besten im Vaterlande hat zählen dürfen. Nun – ich weiss ja, dass man mir etwas Gutes hat erweisen wollen u. nehme das dann natürlich auch dankbar an.“

Zwar hatte Beseler im Unterschied zu anderen bürgerlichen Offizieren die Nobilitierung angenommen, doch bedeutete sie ihm insofern nichts, als sie seine militärische Arbeit nicht beeinflusste. Dies ermöglichte ihm einen flexibleren Umgang mit der Frage nach der Ausgestaltung der Beziehungen zwischen der zivilen und der militärischen Sphäre. Den Realitäten Rechnung tragend, forderte Beseler eine offene Auseinandersetzung mit den eigenen Schwächen in der militärischen und der zivilen Öffentlichkeit, weil er gerade darin eine Stärkung des nationalstaatlichen Heeres sah. Dies brachte ihm völlig zu Unrecht – die Parallelen zu Groener sind unverkennbar – den Vorwurf eines „Demokraten“ ein, hielt seine Bereitschaft zur Öffnung doch dort an, wo die Linie zwischen Offizier und Mann überschritten, die Kommandogewalt des obersten Kriegsherrn in Frage gestellt und die Handlungsautonomie des Militär eingeschränkt wurde.

In zweierlei Hinsicht existierte jedoch eine Aufstiegsgrenze, die Beseler wie Groener, Ludendorff und andere vor 1914 in ihrer Arbeit spürbar einschränkte. Erstens waren sie den Offizieren in der Nähe des höfischen Machtzentrums zutiefst suspekt. Als Chef des Generalstabs wurde der höfisch-gewandtere, historisch legitimierte Hellmuth v. Moltke Beseler vorgezogen, dem „tüchtigen Eisenbahnchef“ Groener beließ man das Berechnen der Fahrpläne und Ludendorff wurde „Disziplin beigebracht“ als er 1912 mit Vehemenz die Interessen des Generalstabs gegenüber Kriegsministerium und Generalstab vertrat.⁴²¹ Der Widerstand der Offiziere, die einem älteren „aristokratischen“ Offizierskonzept anhängen, war hartnäckig und erfolgreich. Den Durchbruch des unbedingten militärischen Professionalismus konnten sie zwar letztlich nicht verhindern, aber doch u.a. mittels der Besetzungspolitik in den Spitzenpositionen verzögern und verschleiern. Die zweite Einschränkung betraf die öffentliche Repräsentationskraft ihrer Tätigkeitsbereiche. Ein Kavalleristenleben ließ sich mühelos theatralisch bespielen, waren daran die Sehnsüchte, Hoffnungen und Phantasien vieler anschlussfähig. Dies war bei Festungsbauern, Pionieren und Ingenieuren gar nicht, bei den Planern im Generalstab nur dann der Fall, wenn sie, wie der Graf Schlieffen, ihre Arbeit mit einer Aura des Besonderen vernebeln konnten. Ansonsten blieben die ebenso „fröhlich-leichtsinnigen“ wie

⁴²¹ „Tüchtiger Feldeisenbahnchef“: So Rüdiger GRAF V.D. GOLTZ in seiner späten Abrechnung mit dem „Verwaltungsbeamten“ der 4. OHL, in: BA-MA, N 714/13 (Geschichtsfragen zum Nachdenken, 9.1. 1932). „Disziplin beibringen“: So 1913 der Chef des Militärkabinetts FRHR. V. LYNCKER an den ehemaligen Kriegsminister Karl v. EISENBERG (Ludendorffs damaliger Korpskommandeur) nach der Abschiebung Ludendorffs zu einem Truppenkommando. Zit. nach Wilhelm CROME, Das ist Ludendorff, S. 10.

„schneidig-wagemutigen“ „Gefühlsmenschen“ den nacharbeitenden „Verstandesmenschen“ mit dem „leidenden Gesichtsausdruck“ den emotionalen Bedürfnissen einer von „seelenloser Technik“ beherrschten Gesellschaft überlegen,⁴²² so daß die Feststellung einer Offiziersgattin im renommierten Infanterie-Regiment Nr. 91 in Oldenburg, der größte Wunsch eines alten Pioniers sei: „Kommandeur eines Infanterieregiments zu werden,“⁴²³ für das wilhelminische Deutschland durchaus plausibel erscheint.

Vom Generalstabsdienst, der an anderer Stelle behandelt werden wird, einmal abgesehen hat der Adel in diesen „Sonderlaufbahnen“ keine nennenswerte Rolle gespielt. Adlige Offiziere waren zwar in den genannten Waffengattungen in geringer Zahl vertreten und stellten über Quereinstiege mitunter auch das Spitzenpersonal, doch nutzten sie diese nicht als Vehikel zum Aufstieg, sogar bei teilweise schnellerem Avancement. Dies lag zum einen an den tief sitzenden Ressentiments gegen die technischen und kampfunterstützenden Truppen, die im Grunde überhaupt nicht als Teil der Armee akzeptiert wurden; zum anderen an dem Umstand, daß adlige Offiziere es aufgrund der Vielzahl der ihnen bei den Kampftruppen zur Verfügung stehenden Stellen überhaupt nicht nötig hatten, auf Sonderlaufbahnen umzusteigen. Interessant sind solche Fälle, in denen adlige Offiziere anderer Waffengattungen, v.a. der Infanterie, zum Dienst bei den „Waffen zweiter Klasse“ kommandiert wurden. Beselers Vorgänger als Chef des Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen, Colmar v.d. Goltz, stammte aus dem engeren Kreis der preußischen Militärclans, stellte seine militärischen Fähigkeiten jedoch ganz in den Dienst der von ihm vertretenen Waffengattung. Die adlige Herkunft hatte auf sein dienstliches Verhalten keinen spürbaren Einfluß.⁴²⁴ Die

422 Vgl. für die Zitate: BRAUN, Ostpreußen, S. 293f. u. 401f.; DUNGERN, St. Georg, S. 10 u. 20; GOLTZ, Ernste Gedanken, S. 9; Arno VOIGT, Der deutsche Offizier der Zukunft, S. 15. In vitalistischer Pose kontrastierte das Deutsche Adelsblatt das „blühende Leben“ des „aristokratischen Militarismus“ mit dem „grünen Tisch“ und der „Gelehrtenbrille.“ Vgl. PUDOR, Die Lebensidee des Militarismus, in: DAB 30 (1912), S. 446. Es wäre jedoch falsch, diese Spannung ausschließlich mit einem generellen Gegensatz zwischen adligen und bürgerlichen Offizieren zu verknüpfen. Vielmehr standen dahinter mehrere konkurrierende militärische Sphären und Offizierskonzepte, die sich in „normalen“ Zeiten leicht überspielen ließen, in Zeiten der Krise jedoch um so schärfer in Konflikt miteinander gerieten. Zu denken ist neben der Adel-Bürgertum-Problematik an die Konkurrenz der Waffengattungen, an den Gegensatz Truppe und Generalstab, Etappe und Front sowie die Debatte um offensive oder defensive Ausrichtung der Militärdoktrin.

423 GREGORY, Soldatenfrau, S. 142f.

424 So forderte v.d. Goltz in einer Denkschrift vom Oktober 1899 umfassende Reformen, die auf eine gegenseitige Durchdringung von Infanterie und technischen Truppen hinausliefen. Ebenso befürwortete er, seit ihm die Festungen unterstanden, konsequent deren Ausbau und Vermehrung. Zwar konnte er bei beiden Vorhaben Wilhelm II. zeitweilig auf

institutionellen Zwänge und Interessenlagen scheinen in diesem wie in vergleichbaren Fällen stärker gewesen zu sein als die Bindung an die sozialen und politischen Interessen seines Herkunftsmilieus. Doch blieben solche bemerkenswerten Fälle für den Adel insgesamt absolut randständige, auf einzelne Sonderlinge beschränkte Phänomene.

Neben den drei Hauptwaffengattungen der Armee stieg unter Wilhelm II. die Marine zur bedeutendsten militärischen Kraft im Deutschen Reich auf. Die Marine produzierte Stellen, politisch einflußreiche Positionen und v.a. soziales Prestige in einer Größenordnung, die selbst die der preußischen Garde übertraf. Der preußische Adel teilte in seiner Mehrheit mit allen bürgerlichen Bevölkerungsteilen die Flottenbegeisterung, so lange sie nicht zu sehr auf Kosten der Armee ging, in der Marineführung war er mit prominenten Namen an prominenten Stellen vertreten, und doch hat er die sich in der Marine bietenden Chancen kaum genutzt, drängte der Adelsnachwuchs kaum in frei werdende Positionen, die schnellen Aufstieg und hohes Ansehen versprachen. Der Adelsanteil unter den Marineoffizieren blieb selbst in der Admiralität durchgängig unterhalb der Marke von 15%, 1907 während der Hochphase des Flottenkults wurden gerade einmal 37 adlige von insgesamt 336 Seekadetten gezählt und zwischen 1872 und 1939 stellte der Adel im Vergleich zur Generalität im Heer bescheidene 106 von 430 Admiralen.⁴²⁵

Wie läßt sich diese Zurückhaltung erklären?⁴²⁶ Um die Jahrhundertwende hatte der Adel in seiner Mehrheit die

seine Seite ziehen und auch gewisse Anfangserfolge erzielen, doch scheiterten die ambitionierten umfassenden Modernisierungspläne am Widerstand des militärischen Establishments (v.a. Kriegsministerium und Graf Schlieffen), die dahinter ein Konzept defensiver Kriegführung witterten. Vgl. GOLTZ, Denkwürdigkeiten, S. 183-194 und den Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten, Hans KRUG V. NIDDA vom 15.1. 1902, in: SHStA, KA, Berichte des sächsischen Militärbevollmächtigten, Nr. 1424. Als älteres Beispiel könnte man hier noch den Prinzen Kraft v. HOHENLOHE-INGELFINGEN nennen, der in der Artillerie Karriere machte und – zumeist erfolgreich – gegen die militärischen sowie – zumeist vergeblich – gegen die sozialen Zumutungen besonders der Kavallerieoffiziere ankämpfte. Vgl. HOHENLOHE-INGELFINGEN, Leben, S. 339f. Man könnte dies als Ressortpartikularismus einstufen, der sich in allen komplexen Institutionen einstellt. Dann allerdings hätte die soziale Herkunft als analytische Kategorie nur noch bedingten Erkenntniswert.

425 Alle Angaben nach Holger H. HERWIG, Das Elitekorps des Kaisers. Die Marineoffiziere im Wilhelminischen Deutschland, S. 39f.

426 Sicherlich nicht durch jene Statistiken über das Aussterben des alten Adels, die Holger H. HERWIG, „Allens nur noch Seelenadel!“ The Prussian Nobility and the Imperial German Navy 1888-1918, in: CHJ, S. 197-205, hier: S. 198f. erwähnt. Völlig verfehlt ist Herwigs Annahme, daß eine wachsende Zahl von Adelsöhnen sich seit 1900 lukrativere Berufe im Bankenwesen und in der Industrie gesucht hätte (EBDA., 199). Abgesehen von den schlesischen Magnaten, einzelnen süddeutschen Standesherrn und einigen wenigen nordostdeutschen „Sondefällen“, hielt sich der Adel von industrie- und finanzkapitalistischen Unternehmungen weitgehend fern bzw. engagierte er sich in diesen

grundsätzlichen Ressentiments gegenüber der „Verirrung von 1848“, der bürgerlichen Forderung nach Schaffung einer Kriegsmarine größtenteils abgebaut. Die Flotte stand nicht mehr für bürgerliche Emanzipationsbestrebungen, sondern für nationale Weltmachtambitionen. So engagierten sich adlige Vertreter im Flottenverein auf Reichsebene wie in den örtlichen Verbänden überdurchschnittlich stark und unterstützten das Tirpitz'sche Flottenprogramm⁴²⁷ ebenso vorbehaltlos wie die bürgerliche Flottenaktivisten.⁴²⁸ Dies mag daran gelegen haben, daß der Flottenverein in seiner Anfangsphase eng mit der Reichsleitung kooperierte, und somit für eine staatsnahe Mehrheit im Adel akzeptabel war, verweist aber primär auf grundsätzliche adlig-bürgerliche Annäherungen auf dem Feld der nationalen Ideologie.⁴²⁸

Die adlige Abstinenz vom Flottendienst erklärt sich zunächst aus sehr praktischen Hindernissen und Hemmungen: Zunächst gilt auch hier der Befund, daß der Abwanderungsdruck aufgrund der ausreichenden Stellenversorgung und des Stellenprestiges in der Armee nicht sonderlich hoch war. Selbst wenn die Marine in der Außendarstellung sich zeitweilig als die dynamischere und zukunftssträchtigere Waffe etablierte, blieb die überragende Bedeutung des Heeres für die Landesverteidigung weiterhin unangefochten. Bekanntermaßen waren die Bildungsanforderungen für die Aufnahme in das Seeoffizierkorps hoch, d.h. in der Regel wurde von den Seekadetten das Abiturientenexamen⁴²⁹ als Zugangsvoraussetzung für den Offizierberuf gefordert. Hinzu kam die Betonung der Naturwissenschaften und der modernen Sprachen, die insgesamt wohl eher aufstiegsbeflissene Bürgersöhne angezogen hat. Nach der Lektüre der „allerhöchsten Anordnung über die Ergänzung des

modernen Berufs- und Verdienstfeldern nur in einem sehr limitierten Umfang. Generell hierzu: REIF, Adel, S. 9-15 u. 89-96; Hartmut BERGHOF, Adel und Industriekapitalismus, in: Reif, Adel und Bürgertum, Bd. 1, S. 233-271 und die sehr differenzierte Detailstudie von Thierry JACOB, Das Engagement des Adels der preußischen Provinz Sachsen in der kapitalistischen Wirtschaft 1860-1914/18, in: ebd., S. 273-329.

⁴²⁷ Während der Adel in den lokalen Gruppen des Alldeutschen Verbands gerade einmal 3,7% der Führer stellte, betrug sein Anteil in den Ortsgruppen des Flottenverbands immerhin 16,4%. Vgl. CHICKERING, We Men, S. 314.

⁴²⁸ Für die einsetzende Krise in den Beziehungen zwischen Marineführung und Flottenbewegung siehe DEIST, Reichsmarineamt und Flottenverein 1903-1906, in: ders., Militär, Staat und Gesellschaft, S. 57-81.

⁴²⁹ Daß es von dieser Regel natürlich auch Ausnahmen gab, bestätigt das Beispiel des späteren Konteradmirals und Stabschef der Seekriegsleitung, Magnus v. LEVETZOW, der 1889 das Eintrittsexamen in die Marine ablegte, das von Bewerbern verlangt wurde, die weder ein Abiturientenexamen noch ein Zeugnis über die bestandene Fähnrichsprüfung der Armee vorlegen konnten. Vgl. Gerhard GRANIER, Magnus v. Levetzow, S. 6.

Seeoffizierkorps“ stellte ein Oberstleutnant Frhr. v. Hammerstein 1888 resigniert fest, daß der „Hauptschwerpunkt“ der Ausbildung in den mathematischen Fächern liege, für die sein Sohn allerdings keine Anlage habe: „Leider habe ich daraus erfahren, daß die dort gestellten Anforderungen für meinen Jungen zu hohe sind [...] Denn wenn auch schließlich durch Privatstunden, Pressen etc. das erste Examen bestanden würde, so glaube ich doch, daß die folgenden ihm so große Schwierigkeiten bereiten würden, daß von einem weiteren Verfolg der Carriere Abstand genommen werden müßte. [...] Ich muß also wohl oder übel diesen meinen und auch seinen Wunsch ihn zur See zu geben opfern und ihn für die Landarmee designieren.“⁴³⁰ Die Bildungsanforderungen mögen insbesondere für Söhne aus dem altpreußischen Adel ein abschreckendes Hindernis beim Eintritt in die Marine gewesen sein, doch auch sie allein bieten noch keine hinreichende Erklärung.

In den flottenkritischen Rückblicken, die freilich in erster Linie auf die Salvierung der Armee zielten, finden sich Hinweise, die auf tief sitzende mentale Vorbehalte deuten und auch von der allgemeinen Flottenbegeisterung nicht überdeckt werden konnten. Einmal wurde die Marine bei Offizieren, die noch vor 1871 im preußischen Königsheer gedient hatten, zurecht als eine Institution des Reiches wahrgenommen. Während in der preußischen Armee mittels gelebter Tradition zumindest noch die Illusion der partikularen Existenz aufrecht erhalten werden konnte, war dies in der „jungen“ Marine nicht der Fall: Man segelte unter der Flagge des Reiches, war dem deutschen Kaiser, dem Reichsmarineamt und in sehr viel größerem Maße als die Armee der Budgetkommission des Reichstags verpflichtet.⁴³¹ Orientierung für den Dienst lieferte weder die Familientradition noch die Regimentsgeschichte, sondern die im Namen der Nation an die Marine gerichteten Erwartungen.

430 Brief eines Oberstleutnants v. HAMMERSTEIN an den Kommandeur der Kadettenanstalt Dresden, Major v. CARLOWITZ vom 7.12. 1888, in: SHStA, KA, Bestand Kadettenkorps, D 25217: „Kadetten-Angelegenheiten“ 1888-1910. Der Sohn wurde im Folgejahr ins sächsische Kadettenkorps aufgenommen. Ernst v. WEIZSÄCKER, Erinnerungen, S. 10 hingegen unterstreicht die Überlegenheit seiner altsprachlich-humanistischen Schulbildung gegenüber den in der Marine betonten „neuen Lehrfächern“.

431 WILMOWSKY, Rückblickend, S. 27; WINTERFELD, Jahreszeiten, S. 17; SCHLABBENDORF, Begegnungen, S. 21: „Mein Vater war keineswegs davon überzeugt, daß das deutsche Heer über jedes Lob erhaben sei. Er war argwöhnisch gegen die Marine und gegen den Geist der Flottenpolitik, den er als eine gefährliche und unpreußische Belastung ansah. Er verstand sich auch nicht, um die volle Wahrheit zu sagen, mit den jungen Familien, die die Mehrzahl des Offizierskorps der Reichsmarine stellten.“

In den nach 1918 publizierten Aufrechnungen warfen professionelle Heeresoffiziere der „Luxusflotte“ auch vor, „alles viel zu sehr auf Formen und schöne Bilder abgestellt“ zu haben, um sich auf Kosten des Heeres zu profilieren. Die Kritiker des „Wassermilitarismus“ blickten argwöhnisch auf die neofeudale Schauseite der Marine, den Eliteanspruch der Seeoffiziere und die gesteigerte Luxuskonkurrenz,⁴³² die jedoch im Unterschied zu den „Adelsregimentern“ im Heer nicht durch militärischen Erfolg in der Vergangenheit legitimiert waren, sondern eher einem Vertrauensvorschuß in die zukünftige Leistungsfähigkeit gleichkam.⁴³³ Dem preußischen Adel blieb die Marine retrospektiv nicht zuletzt aufgrund ihrer notorischen Erfolglosigkeit suspekt, denn „die „Kriegsentscheidung“, so Friedrich v.d. Schulenburg, „lag niemals auf dem Wasser, sondern immer an der Seine.“⁴³⁴ Bei aller Begeisterung für das „Riesenspielzeug“ Wilhelms II. galt im preußischen Adel weiterhin die 1848 angeblich von Edwin v. Manteuffel geäußerte Prioritätensetzung, daß Bataillone wichtige als Schiffe seien.⁴³⁵ Dabei spielten rein militärische Überlegungen ebenso eine Rolle wie die primär kontinentale Ausrichtung des preußischen Kleinadels. Doch nicht zuletzt blieb die spezifische militäradlige Lebensform preußischer Prägung an die Landarmee gebunden und war

432 Vgl. ein Kabinettschreiben WILHELMS II. an alle Immediatstellen vom 24.12. 1906, den Luxus in der Marine betreffend, in: BHStA, KA, Mkr 1854. Darin forderte Wilhelm II. die Rückkehr zu „einfachen, deutschen Speisefolgen“ in den Offizierskasinos der Marine. Anstatt „Delikatessen wie Hummer, Kaviar, französischer Champagner und dergl.“ sollten die Marineoffiziere sich auf den Verzehr von „Suppe, Fisch, Braten und Obst – dazu Tischwein, Bowle und deutscher Schaumwein“ beschränken. Paul v. Schoenaich wechselte unter Einsatz sämtlicher Beziehungen allerdings von der Marine zur Gardekavallerie, weil ihm das 2. Garde-Dräger-Regiment „eleganter“ und nicht von Emporkömmlingen durchgesetzt schien. Vgl. SCHOENAICH, Damaskus, S. 49.

433 Während in den maßgeblichen sozialhistorischen Studien v.a. HERWIGS die Übernahme von „feudalem Gebaren“ durch das Seeoffizierkorps im Rahmen der „Feudalisierungsthese“ als Essenz dessen sozialen Verhaltens gedeutet wird, könnte man die – fraglos feststellbare – Tendenz zur Anknüpfung an die äußeren Formen bspw. der preußischen Garderegimenter auch als Versuch deuten, dem auf grundlegend anderer legitimatorischer Basis abgeleiteten Elitestatus des Seeoffizierkorps in ein vertrautes und historisch bewährtes Repräsentationsmodell einzubinden. Bspw. wurden die Seebataillone als Spezialeinheiten künftiger Kriegführung, als hochmobile koloniale Eingreiftruppe konzipiert, die ausgerüstet mit modernster Waffentechnik im Kampf nicht viel Federlesen machen würde. Nach LETTOW-VORBECK, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 103/44 war gerade die grundlegend neuartige Ausbildung und Verwendung dieser kleinen Elitetruppe der Grund dafür, daß die Seebataillone fortwährend zu Festen und Ehrendiensten kommandiert wurden, daß sie zahlreiche Einladungen erhielten und ihren Offizierkorps renommierte Fürsten à la suite gestellt wurden. Ihr eigentlicher militärischer Verwendungszweck blieb davon jedoch unberührt.

434 So übereinstimmend STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, fol. 74, SCHULENBURG, Erlebnisse, in: BA-MA, N 58/1, fol. 55f. und GOBLER, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 98/1, fol. 32.

435 KROCKOW, Wilhelm II., S. 127-144.

nicht ohne weiteres auf die Marine übertragbar, selbst wenn wiederholt versucht wurde, sie zu kopieren.

Abschließend soll noch eine moderne Waffengattung in den Blick genommen werden, die – wenigstens vor dem Zweiten Weltkrieg – nicht aufgrund ihrer quantitativen Bedeutung, sondern aufgrund der besonderen Zuschreibungen von Interesse ist. Eine in der Fliegerliteratur vorherrschende Schreibtradition, die vom „roten Baron“ bis zum „General Harras“ reicht, läßt besondere Affinitäten zwischen aristokratischem Krieger und modernem Flugzeuglenker vermuten.⁴³⁶ Immer todesbereite „Ritter der Lüfte“ auf der Suche nach Abenteuern tragen dort (zumeist) faire Duelle nicht mit Feinden, sondern mit Gegnern aus, schreiben von ihren Maschinen wie die Kavalleristen von ihren Pferden, führen Krieg nach jagdlichem Brauch und pflegen nebenher einen luxuriös-frugalen Lebensstil.⁴³⁷ Allen scheint die Betonung von ritterlichen Werthaltungen wie Individualität, Können und Ehre, das Streben nach Sichtbarkeit im Leben wie im Tode gemeinsam zu sein. Insbesondere die Jagdflieger des Ersten Weltkriegs repräsentieren einen neuen Heldentypus, der den aristokratischen Krieger mit dem modernen Militär-Dandy vereint, dem Ritterlichkeit, Lässigkeit und Technikbeherrschung gleichermaßen zugeschrieben wurde.⁴³⁸ Diese Flieger-Phantasien entsprangen vornehmlich einer Sehnsucht nach beweglicheren Alternativen zu den nicht mehr individuell heroisierbaren Infanteriemassen oder zu den abgessenen Kavalleristen in den Schützengräben nach 1914/15. Die Realität des Fliegens und des Luftkampfes sah anders aus. Zu Beginn des Krieges wurden die technisch höchst unzureichend ausgestatteten Zweisitzer fast ausschließlich zu Aufklärungszwecken eingesetzt, Fliegerduelle gab es

436 Die bei weitem wichtigsten Studien zu Image und Realität des Fliegers in Deutschland, denen ich hier weitgehend folge, sind: Peter FRITZSCHE, *A Nation of Fliers. German Aviation and the Popular Imagination* und Stefanie SCHÜLER-SPRINGORUM, *Vom Fliegen und Töten. Militärische Männlichkeit in der deutschen Fliegerliteratur 1914-1939*, in: Hagemann/Schüler-Springorum, *Heimat-Front*, S. 208-233.

437 Die unübersehbare Masse der Fliegerliteratur stimmt hier im Tenor weitgehend überein. Aus adliger Feder stammen u.a. Horst FRHR. TREUSCH v. BUTLAR-BRANDENFELS, *Marineluftschiffe gegen England*; Armin v. BISMARCK (Hg.), *Das Fliegerbuch: Flugabenteuer an allen Fronten*; Walter v. EBERHARD, *Unsere Luftstreitkräfte 1914-1918. Ein Denkmal deutschen Heldentums*; Manfred v. RICHTHOFEN, *Der rote Kampfflieger*, hg. v. Bolko Frhr. v. Richthofen, Berlin; Hugo v. ABERCRON, *Offizier und Luftfahrtpionier. Tatberichte und Erinnerungen*.

438 Zur Stilisierung des Flieger-Asses im Ersten Weltkrieg vgl. FRITZSCHE, *Nation of Fliers*, S. 59-101. Speziell zu Richthofen als Vertreter dieses Typus: René SCHILLING, *Heroische Männlichkeit. Die Konstruktion des Kriegshelden in Deutschland zwischen 1813 und 1945 am Beispiel der Rezeptionsgeschichte Körners, Friesens, Richthofens und Weddiges*.

nur in einer sehr kurzen Phase des Krieges 1915/16 und schließlich löste schon 1916 der Fliegerverband den Einzelkämpfer ab. Auch in den Stilisierungen wandelten sich die vergleichsweise international ausgerichteten *sportsmen* der frühen Phase zu Mechanikern der Vernichtung. Gleichwohl bewahrten sich die Flieger eine Aura des Besonderen, verstanden sich als Avantgarde moderner Kriegführung, als sehr begrenzte militärische Elite im technischen Zeitalter und wurden als solche auch in der Öffentlichkeit wahrgenommen.

Die populären Zuschreibungen und Selbstbeschreibungen der Kriegs- und Nachkriegszeit lassen eine besondere Anziehungskraft für adlige Offiziere auf der Suche nach alternativen Erfolgslaufbahnen vermuten. Dies um so mehr als Bewegung und individuelle Herausgehobenheit zwei wesentliche Elemente des aristokratischen Offizierskonzepts waren.⁴³⁹ Doch von weithin wahrgenommenen Einzelkarrieren abgesehen engagierte sich der Adel vor und nach 1914 nur in sehr begrenztem Umfang in der Militärluftfahrt. Im Jahr des Kriegsausbruchs existierten im gesamten Deutschen Reich je fünf Luftschiffer- und Fliegerbataillone mit insgesamt 678 Offizieren, das Bodenpersonal eingeschlossen, von denen gerade einmal zehn Prozent adliger Herkunft waren.⁴⁴⁰ Mit der Vergrößerung der Luftwaffe seit

439 In einem brillanten Aufsatz hat David Cannadine der Vorliebe (sehr vermögender) englischer Adliger für alte und neue Formen der Fortbewegung nachgespürt. Die es sich leisten konnten, erkannten in der Nutzung des Autos, später auch des Flugzeugs genauso wie früher in der Nutzung des Pferds an die Moderne angepasste Mittel zur Distinktion. Vgl. CANNADINE, *Nobility and Mobility in Modern Britain*, in: ders., *Aspects of Aristocracy. Grandeur and Decline in Modern Britain*, New Haven/London 1994, S. 55-73. Ähnliches läßt sich auch für vermögende Adlige in Deutschland feststellen, die sich in allerdings sehr überschaubarer Zahl im Kaiserlichen Automobil-Klub oder im Aero-Klub organisierten. Den Normalfall dürfte der brandenburgische Gutsbesitzer Bernd v. Arnim dargestellt haben, der vor dem Ersten Weltkrieg vom Auto als Fortbewegungsmittel der Zukunft schwärmte und gleichzeitig die Hoffnung äußerte, einmal so viel Geld angespart zu haben, daß auch er sich ein Automobil leisten könne. Vgl. einen Brief von Bernd v. ARNIM an Dietloff v. ARNIM-BOITZENBURG vom 7.3. 1906, in: BLHA, Pr. Br. Rep. 37, Herrschaft Boitzenburg, Nr. 4457/3. Insgesamt fällt die in Deutschland vergleichsweise frühe und extreme Verknüpfung des Fliegens mit dem Kämpfen auf, während das Sportfliegen erst nach 1918 an Bedeutung gewann – dann allerdings schon als Massenveranstaltung.

440 Ich danke Herrn Markus Pleyer (Berlin) für die Bereitstellung seiner Datenbank zur Militärluftfahrt im Ersten Weltkrieg sowie für organisationsgeschichtliche Hinweise. Eine genaue Berechnung der Adelsquote für die Militärluftfahrt vor und besonders nach 1914 ist nicht möglich und auch nicht sinnvoll – bei den im Text angegebenen Zahlen handelt es sich um Annäherungswerte. Erstens war die Trennung zwischen zivilen und militärischen Flugzeugführern, zwischen Offizieren und Nicht-Offizieren zunächst sehr unscharf, zweitens die Zahl der nur vorübergehend zur Fliegertruppe kommandierten (daher in den Ranglisten nicht ausgewiesenen) Offiziere verhältnismäßig hoch und drittens die militärischen Einrichtungen provisorisch angelegt. Doch auch in der jungen und überschaubaren Militärluftfahrt scheinen sich sehr schnell Adelszentren ausgebildet zu haben. So ermittelt OSTERTAG, *Bildung, Ausbildung und Erziehung*, S. 84 für die Luftschiffer und Flieger im XIV. preußischen Armeekorps (Baden und Elsaß) einen

1915/16 sank ihr Adelsanteil gar auf ca. sechs Prozent. Den abgessenen Kavalleristen, der danach bei der Luftwaffe Karriere machte, hat es zwar gegeben, aber doch in weitaus geringerem Umfang als es die Popularität der Richthofen-Legende vermuten läßt.⁴⁴¹ Die Gründe für die Diskrepanz zwischen aristokratischem Image und realer adliger Beteiligung in der Militärfliegerei sind vielfältig. Zunächst zögerten die Militärbehörden auch aufgrund gravierender technischer Mängel und Unwägbarkeiten, die Militärluftfahrt überhaupt in größerem Umfang zu unterstützen. Die finanzielle Förderung der starren Luftschiffe des ehemaligen Kavallerieoffiziers Ferdinand Graf Zeppelin erfolgte nur zu einem kleinen Teil aus der Staatskasse, vielmehr aus freiwilligen Spenden der breiten Öffentlichkeit bis in die Arbeiterschaft hinein.⁴⁴² Erst 1910 hatte das preußische Kriegsministerium überhaupt mit der systematischen Ausbildung von Offizieren zu Militärfliegern begonnen, zuvor blieb das Führen von Flugzeugen jenen überlassen, die unabhängig vom Dienstgrad über die nötigen Kenntnisse verfügten. Organisatorisch war die militärische Luftfahrt vor 1914 neben Eisenbahnern, Kraftwagenfahrern und Funkern den Verkehrstruppen zugeordnet, für Kampfeinsätze also gar nicht vorgesehen. Auch wenn das preußische Kriegsministerium Hauptabnehmer der Luftschiffe war und der Generalstab unter Moltke seit 1913 deren Verwendung ernsthafter in Betracht zog, blieb das Fliegen dieser Art ein Kuriosum am Rande. Erst die tiefgreifenden Veränderungen der Kriegführung im Ersten Weltkrieg, die Änderungen in der Einsatzplanung für die Flieger einerseits, der Bedeutungsverlust v.a. der Kavallerie andererseits, machte die Militärluftfahrt auch für eine größere Zahl adliger Offiziere attraktiv, ohne daß daraus ein „Adelsschub“ resultierte. Die Militärluftfahrt blieb auch über den Ersten Weltkrieg hinaus eine vornehmlich bürgerliche

Adelsanteil von 41,66% (1914) und führt dies auf den „Prinz-Heinrich-Effekt“ zurück, allerdings ohne darauf hinzuweisen, daß es sich um eine Größe von zehn adligen Offizieren handelt.

441 Manfred v. Richthofen trat aufgrund seiner „Lust am Pferdesport“ in das Ulanenregiment Nr. 1 ein und wechselte 1915 zur Fliegertruppe. Bezeichnenderweise wollte er aber nicht zum Beobachter, sondern zum Flugzeugführer ausgebildet werden. Vgl. RICHTHOFEN, Kampfflieger, S. 21.

442 Zur Person des Grafen Zeppelin: Rolf ITALIAANDER, Ferdinand Graf von Zeppelin. Reitergeneral, Diplomat, Luftschiffpionier, Konstanz 1980. Nach einer Unfallkatastrophe erbrachte die Zeppelin-Spende innerhalb von sechs Wochen fünf Millionen Mark, doppelt so viel wie die preußischen Heeresbehörden zu investieren bereit waren. Versuche die Spendenfreudigkeit gouvernemental zu kanalisieren, Kronprinz Wilhelm übernahm den Vorsitz eines „Reichskuratoriums zur Aufbringung einer Ehrengabe des gesamten deutschen Volkes für den Grafen Zeppelin zum Bau eines neuen Luftschiffes“, wurden in der bürgerlichen Medienöffentlichkeit scharf kritisiert.

Waffe, deren Protagonisten jedoch spielerisch-geschickt auf Versatzstücke eines imaginierten aristokratischen Lebensstils zurückgriffen und diese mit einer sehr modernen Form des Tötens kombinierten.

6.3.) Der Dienst im Generalstab

Mit der Errichtung größerer Berufsheere seit dem 17. Jahrhundert setzte ein langfristig irreversibler Prozeß der funktionalen Trennung von militärischen Führungsaufgaben ein. Die Einheit der politischen und militärischen Führung blieb in der Figur des Feldherrn zwar manifest, doch auf der Ebene der „Gehilfen“ differenzierten sich arbeitsteilige Verwaltungsorgane aus, welche Teilinteressen des Kriegsherrn wahrnahmen und diese zunehmend als Eigeninteressen in Konkurrenz zueinander vertraten. Als Vorläufer des Generalstabs sorgte sich der „Stab beim Feldherrn“, seit dem 18. Jahrhundert der „Generalquartiermeisterstab“, um die Festlegung der Marschwege und Lageplätze, später auch um die Anlage befestigter Feldstellungen oder ständiger Befestigungen, um Geländeerkundung, Führung der Marschkolonnen und Feindaufklärung.⁴⁴³ Von Aufgaben der operativen Kriegsplanung ferngehalten, blieben die Vorläuferinstitutionen des Generalstabs, die nur von einer Handvoll Offiziere in der Suite des Feldherrn gebildet wurden, untergeordnete und unbedeutende Einrichtungen, deren Existenz in der Armee weitgehend unbekannt war.

Die Grundlagen für den Durchbruch des Generalstabs als koordinierende militärische Leitungsbehörde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts legte die Reorganisationskommission des preußischen Heeres, die 1803 dem Generalstab die Aufgabe zuwies, für alle wahrscheinlichen Kriegsfälle, die Grundsätze der Kriegführung zu entwickeln und darauf beruhende Operationspläne auszuarbeiten sowie für eine systematische theoretische und praktische Ausbildung der Generalstabsoffiziere zu sorgen.⁴⁴⁴ Seit 1810 wurde der Generalstab als institutionell klar abgrenzbare Behörde im Kriegsministerium

⁴⁴³ Eine den wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Gesamtdarstellung der Geschichte des Generalstabs liegt nicht vor. Dieser Abschnitt basiert in seinen allgemeinen Teilen im wesentlichen auf Gerhard FÖRSTER u.a., *Der preußisch-deutsche Generalstab 1640-1965*; Walter GÖRLITZ, *Kleine Geschichte des deutschen Generalstabes* sowie MESSERSCHMIDT, *Politische Geschichte der preußischen Armee*, in: HMG, Bd. IV/1, S. 308-327.

⁴⁴⁴ Hansgeorg MODEL, *Der deutsche Generalstabsoffizier*, S. 12; CRAIG, *Prussian Army*, S. 31f.

eingerrichtet, wurden sogenannte Truppengeneralst be bei einzelnen Armeebefehlshabern sowie bei sämtlichen Brigaden und Gouvernements fest installiert.⁴⁴⁵ Als Unterabteilung im Kriegsministerium eingegliedert, ohne Recht auf Immediatvortrag beim König, in ungleicher Position gegenüber den Kommandierenden Generalen blieb der Generalstab jedoch eine militärische Einrichtung von zunächst nachrangiger Bedeutung,⁴⁴⁶ die nach langsamer Aufbauarbeit erst in den Kriegen der 1860er und 1870er Jahre unter Helmuth v. Moltke zur eigentlichen „Kommandozentrale“ der preußischen, später der deutschen Armee transformierte.⁴⁴⁷

Von ebenso nachhaltiger Wirkung war die Formulierung und Etablierung eines spezifischen „Bildungs- und Ausbildungsprogramms“ für angehende Generalstabsoffiziere. Bewerber mußten vor einer zentralen Examinationskommission eine Prüfung in den Fächern Taktik, Kriegskunst, Kriegsgeschichte, Geometrie, Trigonometrie und Fortifikation ablegen sowie eine überdurchschnittliche Allgemeinbildung nachweisen. Die Einheitlichkeit der Ausbildung von Nachwuchsoffizieren im Generalstab wurde abgesichert durch die 1804 unter Scharnhorst eingerichtete „Akademie für junge Offiziere“, die 1810 von der „Allgemeine Kriegsschule“ und schließlich 1859 von der Kriegsakademie abgelöst wurden.⁴⁴⁸ Sicherlich verließ die Kriegsakademie, deren Leitung seit 1872 auch formal dem Generalstab oblag, den von Scharnhorst gewiesenen Weg, militärische und allgemeinwissenschaftliche Fächer gleichrangig zu unterrichten. Dagegen wurde der Schwerpunkt zunehmend auf rein kriegswissenschaftliche Fächer gelegt, was nach 1900 sogar in Pläne zur Umbildung der Kriegsakademie in eine reine Generalstabsschule

445 Mit der Einrichtung und Etablierung des Truppengeneralstabs bis auf Divisionsebene hinab sicherte sich die Zentralbehörde – freilich gegen teils heftigen und andauernden Widerstand der Armeekommandeure – direkte Einfluß- und Überwachungsmöglichkeiten bei der Umsetzung der Operationspläne. Abgesehen davon gab es 1914 keinen höheren Kommandeur mehr, der nicht wenigstens kurzzeitig zum Generalstab kommandiert worden war. Ohne diese frühen Grundlagen wäre das „System Ludendorff“ in der zweiten Hälfte des Ersten Weltkriegs gar nicht durchsetzbar gewesen.

446 Vgl. MESSERSCHMIDT, Politische Geschichte, in: HMG, Bd. IV/1, S. 308-313; FÖRSTER u.a., Generalstab, S. 16-18.

447 Azar GAT, The Development of Military Thought: The Nineteenth Century, S. 56f. Zum Aufstieg des Generalstabs unter Moltke siehe: Lothar BURCHARDT, Helmuth v. Moltke, Wilhelm I. und der Aufstieg des preußischen Generalstabs, in: Förster (Hg.), Generalfeldmarschall von Moltke, S. 19-38.

448 Grundlegend zur Generalstabsausbildung BALD, Der deutsche Generalstab; allgemein Heinz STÜBIG, Bildung, Militär und Gesellschaft, v.a. S. 60f.

mündete.⁴⁴⁹ Die Verengung der Generalstabsausbildung auf die militärischen Fächer und die nahezu vollständige Vernachlässigung wirtschaftlicher und sozialer Fragen sind verschiedentlich kritisch beleuchtet worden, so daß auf dieser Ebene nichts mehr hinzuzufügen ist.⁴⁵⁰ Sie resultierte allerdings weniger aus einer generellen Bildungsfeindschaft oder gar einem gezielten Programm zur Entfernung bürgerlicher Bildungsinhalte aus der Generalstabsausbildung, sondern folgte auch einem generellen Trend der Professionalisierung von sich ausbildenden hochspezialisierten Berufsfeldern. Die Systematisierung und Vertiefung von eng begrenztem Fachwissen sowie die Akzentuierung von eigenen Ausbildungsstandards blieben nicht auf die Generalstabsausbildung beschränkt, sondern lassen sich auch in anderen (bürgerlichen) Berufen finden.⁴⁵¹ Das *studium generale*, einstmals zentraler Bestandteil des bürgerlich-humanistischen Bildungsprogramms, das die Ausbildung zum Fachexperten mit der Erziehung zum verantwortlichen Staatsbürger zu verbinden trachtete, war nicht nur in der militärischen Ausbildung zur weitgehend leeren Formel verkommen. Diese generelle Entwicklung kam sicherlich den Intentionen der Militärführung entgegen, die militärische Spitzenausbildung von (bildungs-) bürgerlichem Ballast zu befreien, eine separate professionelle Sphäre gegen die zivile Gesellschaft zu erhalten, doch reflektierte sie in erster Linie Prozesse von Spezialisierung und Differenzierung in hochgradig

449 In der 1888 erlassenen Lehrordnung für die Kriegsakademie wurde von dem ursprünglichen Programm Scharnhorsts explizit Abstand genommen: „Den Aufgaben der Kriegsakademie entsprechend, muß der Lehrplan seiner ganzen Anlage nach auf eine gründliche Berufsbildung hinzielen, darf sich nicht in das Gebiet allgemeiner wissenschaftlicher Studien verlieren [...]“. Zit. nach MESSERSCHMIDT, Preußische Armee, in: HMG, Bd. IV/2, S. 120.

450 Zuletzt (und am fundiertesten) bei BALD, Offizier, S. 101-129 und MESSERSCHMIDT, Militär, Politik, Gesellschaft, S. 260. Dies hinderte zur Kriegsakademie kommandierte Offiziere jedoch nicht daran, Vorlesungen an der Berliner Universität zu hören oder sich in privaten Weiterbildungszirkeln Kenntnisse in den an der Akademie nicht angebotenen Fächern anzueignen. Solche privaten Initiativen blieben die Ausnahme, deuten allerdings darauf hin, daß die einseitig militärische Ausrichtung der Generalstabsausbildung durchaus als defizitär erfahren wurde. Vgl. STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, 1-5, fol. 58.

451 Harry Graf Kessler sah in Ludendorff zurecht den moralisch enthemmten Exponenten am Ende dieser Entwicklung, für den er aber ein ziviles Gegenstück ausfindig machen konnte: „Ludendorff sinkt zum genialen Fachidioten, der gleichzeitig ein rücksichtsloser Vabanquespieler war, herab; das militärische Äquivalent des ‚deutschen Professors‘, der aus Fachversessenheit jede ethische Bindung abstreift, ja den Verstand verliert...“ KESSLER, Tagebücher, S. 220 (Eintrag vom 26.3. 1920). Zweifellos waren neuhumanistisches Bildungsprinzip und deutsche Bürgerlichkeit in besonderer Weise aufeinander bezogen (KOCKA, Muster, S. 45), doch zeigen sämtliche Studien über die „freien“ und „unfreien“ Berufe (v.a. die Beiträge in COCKS/JARAUSCH, Professions und SIEGRIST, Bürgerliche Berufe), daß hinter der neuhumanistischen Fassade die fachliche beschränkte Ausbildung von Experten und Spezialisten unaufhaltsam voranschritt.

arbeitsteiligen Feldern.⁴⁵² Diese extreme Form der „Verfachlichung“ hin zu einem Militärberuf und der militärischen Arbeitsteilung stand in direktem Gegensatz zum (ganzheitlichen) aristokratischen Ideal des Generalisten, der über Fachressorts hinweg und frei von bürokratischen Zwängen Entscheidungen nach eigenem Ermessen traf und einer Fachausbildung im Grunde nicht bedurfte. Doch bedeutete dies noch lange nicht, daß die im Generalstab verrichtete Planungs- und Organisationsarbeit in die bürgerliche Gesellschaft hineinwuchs. Im Gegenteil, je deutlicher vor 1914 erkannt wurde, welches Ausmaß an gesamtgesellschaftlicher Mobilisierung ein künftiger Krieg erfordern würde, desto schärfer akzentuierten auch die professionellen Kriegsplaner ihren Sonderstatus innerhalb dieser Gesellschaft: Die Operateure im Generalstab bedurften des Bürgers und der industriellen Produktion, doch sollten diese sich gefälligst aus den Planungen heraushalten. Ein weiterer Unterschied zu zivilen Berufsfeldern dürfte auch darin gelegen haben, daß bis zur vorübergehenden Abschaffung des Generalstabs 1919 kaum einer der Offiziere sich als Mitarbeiter eines rein funktionalen Glieds in einem arbeitsteiligen System verstehen wollte, sondern vielmehr als erster Repräsentant des militärischen Staatsinteresses und damit des Gemeinwohls.⁴⁵³ Dennoch produzierte der preußische Generalstab einen in Europa einmaligen „gelehrten Offizier“, der eher einem „Quasi-Akademiker“ als einem „junckerhaften Typus“ entsprach.⁴⁵⁴

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts bildete ein kleines Grüppchen von ca. 20 Offizieren den „Großen Generalstab“, das 1888 auf bereits 239, im Sommer 1914 auf 625 Offiziere angewachsen war, ohne daß diese Zahl die in der Truppe eingesetzten ehemaligen Generalstabsoffiziere vollständig beinhalten würde. Bemerkenswert ist zweierlei: Das unaufhörliche Wachstum des Generalstabs, das auch die zunehmende Bedeutung dieser Institution spiegelt, aber auch das Faktum, daß der Generalstab sich in der Gesamtarmee als eine sehr elitäre Minderheit formierte – 1914 machten die Generalstabsoffiziere gerade 2% der Gesamtzahl der Offiziere aus. Entsprechend dem Trend im

452 GEYER, German Strategy, in: Paret, Makers of Modern Strategy, S. 531.

453 Eine bemerkenswerte Ausnahme findet sich bei GROENER, Lebenserinnerungen, S. 70, der seine „methodische und mechanische Arbeit“ in der Eisenbahnabteilung als „kleines Glied des großen Ganzen“ verstand. Zurecht hat Arden BUCHOLZ, Moltke, Schlieffen, and Prussian War Planning, v.a. S. 96 bemerkt, daß der preußische Generalstab seit Moltke eine bürokratisch-professionelle Einrichtung der minutiösen Kriegsplanung, eine Funktionselite ohne gesamtgesellschaftliche Deutungshoheit war. Dies schließt jedoch keineswegs aus, daß Generalstabsoffiziere in ihrem Selbstbild und ihren Ansprüchen sich weiterhin über den rein funktionalen Auftrag hinaus dachten.

454 BALD, Kaiserheer, S. 9.

Truppenoffizierkorps schrumpfte auch der Adelsanteil im Generalstab, jedoch spürbar langsamer. Stellte der Adel, nobilitierte Offiziere allerdings eingeschlossen, 1888 noch fast zwei Drittel der Generalstabsoffiziere, so sank sein Anteil bis 1914 nur auf knapp 50 Prozent.⁴⁵⁵ Für das Jahr 1909 wurde errechnet, daß von den 232 zur zeitweiligen oder dauerhaften Dienstleistung im Generalstab kommandierten Offiziere 151, also knapp zwei Drittel adliger Herkunft waren. Gemessen an der Gesamtzahl der Offiziere bedeutete dies, daß von allen adligen Offizieren in diesem Jahr immerhin 4,55%, von den bürgerlichen Offizieren jedoch nur 1,34% Generalstabsdienst leisteten, die Chancen für einen adligen gegenüber einem bürgerlichen Offizier ungleich höher waren, in den Generalstab berufen zu werden.⁴⁵⁶ Dieser Befund steht quer zu Aussagen der Generalstabsoffiziere und zu Einschätzungen mancher Historiker, daß im Generalstab keinerlei Rücksicht auf die Herkunft der Kandidaten genommen⁴⁵⁷ wurde und stattdessen nur sachliche Arbeit und Leistung zählten.

Tatsächlich zielte das formale Auswahlverfahren auf eine Auslese der am meisten befähigten Truppenoffiziere für die Kommandierung zur Kriegsakademie und später zum Generalstab. Nach dem Grundsatz der freiwilligen Meldung bei gleichzeitiger Bestätigung der Eignung durch den zuständigen Truppenkommandeur wurden jährlich etwa 800 Kandidaten zur Aufnahmeprüfung zugelassen, von denen schließlich 150 zur dreijährigen Ausbildung an der Kriegsakademie einberufen wurden. Erst danach begann die eigentliche Auswahl der für den Generalstabsdienst vorgesehenen Offiziere, deren Zahl je nach aktuellem Bedarf zwischen 20 und 40 Offizieren schwankte. Doch auch bei diesen Leistungstests konnten sich Bewerber, die über ein weitläufiges Beziehungsnetz verfügten, in den Statuten nicht vorgesehene Türen öffnen. Auffällig ist insbesondere während der Amtszeit des Grafen Schlieffen der überproportionale Anteil von Offizieren⁴⁵⁸ aus dem Gardekorps, der Kavallerie und aus altadligen Familien. Das – nach 1918 abgeschaffte – Prinzip der freiwilligen Meldung bevorzugte in der Praxis jene Offiziere, die über das Selbstbewußtsein zur Anmeldung verfügten, Rückendeckung von ihren

455 Stellenbesetzung der höheren Führer und Generalstabsoffiziere bei Beginn des Weltkrieges 1914/15, in: BA-MA, PH 1/17.

456 GÄDKE, Die Bevorzugung des Adels im Heere, in: BT vom 11.2. 1909.

457 SCHULENBURG, Erlebnisse, in: BA-MA, N 58/1, fol. 12; GROENER, Lebenserinnerungen, S. 56; BRANDENSTEIN-ZEPPELIN, Erinnerungen, N 49/1, fol. 95. Vgl. MODEL, Generalstab, S. 18.

458 Detailliert hierzu: HUGHES, *The King's Finest*, Kap. III.

Kommandeuren erhielten und über den Prüfungsablauf genau informiert waren. Persönlich bekannte Offiziere wurden direkt zur Bewerbung aufgefordert, andere erhielten die Prüfungsaufgaben vorab nach Hause oder wurden von ihren „Vettern“ rekrutiert und ein Gespräch über Schnurrbärte konnte eine Prüfung über taktische Probleme ersetzen.⁴⁵⁹ Wilhelm Heye fand unter seinen Kommilitonen an der Kriegsakademie „manche Einberufene, die nicht die Wissenschaft nach Berlin getrieben hatte, sondern ihre Privat-Passionen wie Musik, Reiterei, Tanz usw.“⁴⁶⁰ In abgeschwächter Form bewahrten sich adlige Offiziere, bei vorhandener Mindestqualifikation, Vorteile beim Zugang zur Kriegsakademie und zum Generalstab, so daß auch hier die gezielte Plazierung von Adelsöhnen durchaus jenseits der sonst üblichen Qualifikationskriterien möglich war. Dennoch war der Generalstab die Institution, die neben den oben behandelten kampfunterstützenden Truppen am ehesten Aufstiegskarrieren und Einflußnahmen von Offizieren zuließ, die in der Armee ansonsten als Außenseiter gehandelt worden wären. Die Liste der Offiziere, die im Generalstab in erster Linie aufgrund ihrer Leistung Karrierechancen erhielten, die sie außerhalb dieser Institution nicht erhalten hätten, reicht von Gneisenau bis Groener. Doch selbst arrivierte Offiziere aus „herkunftssicheren“ Familien profitierten von der seit der Übernahme der Kommandogewalt durch Wilhelm II. geltenden Regelung, daß ausschließlich Generalstabsoffiziere das Anciennitätsprinzip durchbrechen und bevorzugt befördert werden konnten.⁴⁶¹ Zwar wurde vor 1914 nur in Ausnahmefällen und sehr gemäßigt von dieser Regelung Gebrauch gemacht, doch war es seitdem auch möglich, daß durch die Generalstabsschule gegangene bürgerliche Offiziere Armeekommandos – Kluck, Eichhorn, Gallwitz, die jedoch allesamt vor ihrer Ernennung nobilitiert worden waren – erhielten, die zuvor nur fürstlichen Militärs offen gestanden hatten.

459 GOBLER, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 98/1, fol. 20; BELOW, Lebenserinnerungen, Bd. 2, N 87/38, fol. 243; LETTOW-VORBECK, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 103/44, fol. 73; HEYE, Lebenslauf, in: BA-MA, N 18/1 fol. 128. Vgl. auch den beißenden Kommentar zur Versetzung des bekanntermaßen militärisch unbefähigten Grafen Kuno Moltke in die kriegsgeschichtliche Abteilung des Großen Generalstabs in: SPITZEMBERG, Tagebuch, S. 436. Der Generalquartiermeister Friedrich v. Bernhardi lehnte jedoch den Sohn seines Freundes General Sigismund v. Schlichting ab, weil dieser ihm nicht befähigt genug erschien. BERNHARDI, Denkwürdigkeiten, S. 185.

460 HEYE, Lebenslauf, in: BA-MA, N 18/1, fol. 107.

461 Allerdings hat gerade WILHELM II. keinen Hehl daraus gemacht, wie wenig er von „den Strategen im Generalstab“ hielt. Vgl. Tagebucheintrag Hans v. BESELER vom 5.11. 1899, in: BA-MA, N 30/46 und GOBLER, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 98/1, fol. 20.

Die Verteilung adliger und bürgerlicher Offiziere auf die verschiedenen Ressorts im Generalstab war uneinheitlich, doch lassen sich über die lange Dauer ansatzweise Verteilungsmuster erkennen, die tendenziell als stillschweigende adlig-bürgerliche Arbeitsteilung gedeutet werden können. Während die Chefs des Generalstabs, mehrheitlich auch die Generalquartiermeister und ihre Adjutanten vor 1914 adliger Herkunft waren, konzentrierten sich bürgerliche Generalstabsoffiziere an den kritischen, arbeitsintensiven Punkten militärischer Planung: Die für Operations- und Aufmarschplanung zuständige 2. Abteilung im Großen Generalstab wurde durchweg von bürgerlichen Offizieren geleitet und die Eisenbahnabteilung war nicht erst seit dem Aufstieg Groeners zum „Eisenbahnexperten“ fest in bürgerlicher Hand.⁴⁶² Allerdings sollte die adlig-bürgerliche „Ressortverteilung“, die Kollision von Leistungs- und Herkunftsprinzip im Generalstab nicht überbewertet werden. Zwar wurden die Offiziere der Eisenbahnabteilung bis in die 1880er Jahre im Nebenamt geführt, trugen sie bis dahin nicht die Generalstabsuniform und wurden sie noch 1914 am Ende der Rangliste, abgesetzt von den anderen Abteilungen geführt, doch schliffen sich diese spürbaren Ungleichheiten auf die Dauer ab. Groener beklagte sich nach 1918 darüber, aufgrund seiner Herkunft in die Eisenbahnabteilung abgeschoben worden zu sein, doch unterstanden ihm seit 1912 zwölf Offiziere, von denen immerhin acht altadliger Herkunft waren.⁴⁶³

Die „gräßliche Abtheilung“ stand im Ruf, in besonderem Umfang Personal zu verschlingen und zu verzehren. Nicht frei von Eitelkeit schildert Groener die Nacht- und Wochenendeinsätze seines Mitarbeiterstabs mitsamt Ehefrauen, um die Fahrpläne für den Mobilmachungsfall⁴⁶⁴ zu berechnen, die sobald sie erstellt schon wieder veraltet waren. Im Gegensatz zu den Erinnerungen an Regimentszeiten, in denen immer reichlich Jagdurlaub und Wochenendverlängerung gewährt wird, fällt in sämtlichen autobiographischen Zeugnissen langjähriger Generalstabsoffiziere die

⁴⁶² Vgl. TRUMPENER, Junkers, S. 32, BUCHOLZ, Prussian War Planning, S. 96; STONEMAN, Bürgerliche und adlige Krieger, in: Reif, Adel und Bürgertum, Bd. 2, S. 56-63.

⁴⁶³ Nach STONEMANN, Adlige und bürgerliche Krieger, S. 58. Groener galt neben Ludendorff als aussichtsreicher Kandidat für den Leitungsposten der Abteilung für Aufmarsch und Operationen. Ludendorff soll aufgrund seines „besseren“ sozialen Hintergrunds (Vater: Gutsbesitzer, Mutter: adlig) den Vorzug erhalten haben. Allerdings geht die Einschätzung, daß Ludendorff „noble in all but the name“ gewesen sein soll (HUGHES, Occupational Origins, S. 20) völlig an den Realitäten seines Handelns im Generalstab, wie später in der 8. Armee und in der 3. Obersten Heeresleitung vorbei.

⁴⁶⁴ BELOW, Lebenserinnerungen, Bd. 2, in: BA-MA, N 87/38, fol. 255; GROENER, Lebenserinnerungen, S. 56 u. 70.

Betonung von Nacharbeit auf. Die Wertschätzung militärischer Büroarbeit überhaupt und die zunehmende „Frontfremdheit“ teilten adlige und bürgerliche Generalstabsoffiziere der Übergangsgeneration vom Wilhelminismus zur Weimarer Republik gleichermaßen. Auch Kritikbereitschaft und -fähigkeit jenseits der Dienstgradhierarchien ist als weitere Gemeinsamkeit festzustellen. Dies beginnt bei der Arbeitsverteilung in den Ressorts, nach der junge Generalstabsoffiziere in eigener Verantwortung Vorlagen mit gravierenden Folgen für die Armeorganisation erstellen mußten, ohne daß ein hochrangiger Offizier außerhalb des Generalstabs darauf hätte einwirken können.⁴⁶⁵

Aus den Schilderungen des Arbeitsalltags lassen sich im Falle von größeren Studien selbst Ansätze von ressortübergreifender Teamarbeit in einem arbeitsteiligen Verfahren erkennen. Und schließlich waren selbst unter hochrangigen Armeekommandeuren die vom Großen Generalstab jährlich herausgegebenen „Braunen Hefte“ gefürchtet, weil diese Beurteilungen von Manöverleistungen enthielten und die Grundlage für die Stellen- und Personalpolitik in der höheren Führung bildeten. Die „Braunen Hefte“, deren öffentliches Erscheinen 1905 aufgrund ihrer scharfen und Aufsehen erregenden Kritik eingestellt wurden, waren zwar vom Chef des Generalstabs gezeichnet, erstellt wurden sie jedoch von Mitarbeitern der Operationsabteilung, so daß durchaus der Fall eintreten konnte, daß ein Hauptmann im Generalstab auf das berufliche Schicksal eines Generalmajors entscheidenden Einfluß nehmen konnte.

Nicht alle im Generalstab tätigen Offiziere waren bereit oder in der Lage, sich solchen Arbeitsprinzipien zu unterwerfen. Es ist wohl davon auszugehen, daß adlige Offiziere, denen die Ressortarbeit im Generalstab zu anstrengend oder bürokratisch eingeengt schien, zwar ein zeitlich begrenztes prestigeträchtiges Kommando zum Generalstab suchten, aber einen dauerhaften und somit auf die Institution⁴⁶⁶ nachhaltig wirkenden Aufenthalt erst gar nicht anstrebten.

465 STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, 1-5, fol. 86 wurde von Ludendorff mit der Bearbeitung des „Handstreichs auf Lüttich“ beauftragt, Groener leitete sein Ressort schon drei Jahre bevor er zum nominellen Chef der Eisenbahnabteilung ernannt wurde und HEYE, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 18/1, fol. 128 weiß zu berichten, daß Schlieffen in seiner Besessenheit vom „großen Plan“ sämtliche Ressorttätigkeiten außerhalb der operativen Planung weitgehend unkontrolliert von den Mitarbeitern erledigen ließ. Vgl. auch BOETTICHER, So war es, in: BA-MA, N 323/17, fol. 44, der 1913 als junger Hauptmann in der Eisenbahnabteilung die erste Denkschrift über die Versorgung von Städten im Kriegsfall verfaßte. Diese bot die Grundlage der Vorsorgemaßnahmen in einem Bereich von überragender nationaler Bedeutung.

466 Nach einem Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten, Paul GRAF VITZTHUM v. ECKSTÄDT vom 7.11. 1899, in: SHStA, KA, Berichte der sächsischen Militärbevollmächtigten, Nr. 4516 bemühte sich Dietrich GRAF v. HÜLSEN-HAESELER, der

Ebensowenig wirkte der Generalstabsdienst tiefgreifend und dauerhaft auf das kriegerische Selbstverständnis der militäradligen Familien. Für das Prestige dieser Familien war es fraglos wichtig, immer wieder Söhne im Generalstab zu plazieren, auch weil damit bessere Aufstiegsmöglichkeiten garantiert waren. So tauchen über die Jahre die Namen der bekannten Familien des altpreußischen Adels auch in den Ranglisten des Generalstabs auf. Damit war allerdings keine Veränderung des erzieherischen Programms in Richtung militärischer Expertenschaft verbunden: Ein „Frontkommando“ zur Garde oder zur Kavallerie blieb in der Wertschätzung dieser Familien der Tätigkeit im Generalstab zumindest gleichwertig.

Der Große Generalstab entwickelte sich im Unterschied zu anderen preußischen Militärbehörden nach 1871 zu einer nationalen militärischen Einrichtung, die integrativ in die Kontingentarmeen wirkten. Zwar unterhielt Bayern bis in den Weltkrieg eine eigene Kriegsakademie und einen eigenen Generalstab, doch regelmäßige Kommandierungen in beide Richtungen, gemeinsame Richtlinien für die alltägliche Arbeit und die Planungshoheit des Großen Generalstabs in Berlin für den nationalen Kriegsfall überdeckten mögliche regionale Besonderheiten.⁴⁶⁷ Die Ausrichtung auf die Nation, das Selbstverständnis der Generalstabsoffiziere, verantwortliche Hüter der Sicherheit im nationalen Interesse zu sein, schuf unter den Offizieren eine Identität, die sich aus dem beruflichen Handeln heraus ergab und im Falle der adligen Generalstabsoffiziere zu Konflikten mit der Herkunftsidentität führen konnte. Die hochadligen Schlachtenbummler und die Bundesfürsten waren die ersten, welche mit dem professionellen Selbstbewußtsein der Generalstabsoffiziere konfrontiert wurden. Oberstleutnant Paul Bronsart v. Schellendorf,

spätere Chef des Militärkabinetts, 1899 erfolgreich um die Versetzung vom Generalstab in die Kommandostelle einer Garde-Infanterie-Brigade, weil ihm die erste Stellung „zu arbeitsreich“ war. Paul v. LETTOW-VORBECK räumt in seinen Erinnerungen freimütig ein, daß er aus reinen Prestige Gründen für eine kurze Zeit „Büroluft“ schnuppern wollte, er ansonsten aber das „Frontleben“ eindeutig bevorzugte. LETTOW-VORBECK, *Leben*, in: BA-MA, N 103/44, fol. 74.

⁴⁶⁷ Othmar HACKL, *Der bayerische Generalstab (1792-1919) u. DERS., Die bayerische Kriegsakademie 1867-1914*. 1888 waren unter den 239 Generalstabsoffizieren 42 in preußischen Diensten (davon 25 aus Bayern), 1914 betrug der Anteil der nichtpreußischen Offiziere schon 157 (von 625). Zum preußisch-bayerischen „Kulturtransfer“ in militärischen Dingen vgl. den Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten, v. WENNINGER, vom 9.4. 1914, in: BHStA, KA, MKr 45 und SCHULENBURG, *Erlebnisse*, in: BA-MA, N 58/1, fol. 121f., wo das hohe Prestige der bayerischen Generalstabsausbildung bei preußischen Offizieren kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs betont wird. Bei der Gründung der bayerischen Kriegsakademie im Rahmen der Prancsken Heeresreform orientierte man sich aufgrund der desaströsen Erfahrungen im Feldzug 1866 am preußischen Vorbild.

Leiter der Operationsabteilung im Großen Hauptquartier während es Krieges 1870/71 und später preußischer Kriegsminister, vertraute seinem Tagebuch die Abscheu über die „Landplage“ der Schlachtenbummler an: „[A]ber der Troß der Hofleute, der mit seinen larmoyanten Fratzen den König umgab, die Masse von mindestens überflüssigen Personen (vulgo Schlachtenbummler), welche sich an unsere Fersen zu heften drohten, mußten jedem Soldaten Ekel erregen.“⁴⁶⁸ Im großen Hauptquartier erregten Schlachtenbummler wie „Herzog Spass“ (Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha), der sich seine Maitresse unter der Maske einer Krankenpflegerin nach Versailles hatte kommen lassen oder „Prinz Schnaps“ (Herzog Wilhelm v. Mecklenburg), der ständig alkoholisierte Kommandeur der 6. Kavalleriedivision, die kleinadligen Professionals. Diese achteten zwar weiterhin das dynastische Prinzip, versuchten aber dessen Wirkungen auf die militärische Arbeit, wo immer sie konnten, abzuschwächen.⁴⁶⁹ Fast vierzig Jahre später fragte das sächsische Kriegsministerium „auf dringende Bitte“ seines königlichen Dienstherrn beim Generalstabschef Helmuth v. Moltke an, inwiefern in einem kommenden Krieg Bundesfürsten als Armeeführer vorgesehen wären. Die Antwort Moltkes konnte kaum schroffer ausfallen: Kategorisch lehnte er die aktive Teilnahme von regierenden Fürsten an einem Krieg ab. Erstens ließen sich diese nur schwer in die militärische Befehlshierarchie eingliedern, zweitens dürften in einem kommenden Krieg, den Moltke als „Krieg um die nationale Existenz“ skizzierte, auf „dynastische, politische oder höfische Empfindlichkeiten“ keine Rücksicht genommen werden. Die Bundesfürsten wies er an, im Lande zu bleiben und „als Garanten gegen die Sozialdemokratie“ zu wirken, um somit „ihre Bedeutung nachzuweisen“. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt, so Moltke, sei nur Prinz Leopold v. Bayern aufgrund seiner

468 Paul Bronsart v. SCHELLENDORFF, Geheimes Kriegstagebuch, S. 36 u. 128. Danach soll auch Moltke diesen Ekel geteilt und die Schlachtenbummler nur als „Darm der Armee“ bezeichnet haben.

469 EBDA., S. 112f., 169, 315 u. 381: „Die Schlachtenbummelei der deutschen Fürsten hat nicht dazu beigetragen, ihre Stellung zu erhöhen.“ Während die preußischen Prinzen in der Front (insbesondere Kronprinz Friedrich) durchweg Lob erhalten, heißt es über die anderen: „[Sie] sind im Heer und zu Hause ausgefallen, also überflüssig.“ Schon 1866 hatte sich Alfred Graf Waldersee gegen die überflüssige Anwesenheit von Schlachtenbummlern gewandt, auch wenn sie militärische Funktionen wahrnahmen: „Oberst Graf Dohna, sodann der Herzog von Ujest und Fürst Pückler. Dieser hatte den König gebeten, ihn doch mitzunehmen, und der gute Herr war so schwach gewesen, es zu genehmigen. Pückler trug sich hauptsächlich mit der Idee, dem Könige ausgezeichnete Diners zu geben, und führte einen eigenen Küchenwagen mit allerhand Genüssen bei sich. Erfreulich war es schließlich, daß der würdige Fürst nicht recht zur Geltung kam, eigentlich sogar von allen Seiten mäßig behandelt und meist gar nicht beachtet wurde. Ujests Mitnahme entbehrte auch des rechten Zweckes, er war überall im Wege.“ WALDERSEE, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 36.

militärischen Fähigkeiten als Armeeführer im Mobilmachungsplan ausgewiesen. Selbst das Militärkabinett stimmte den Ausführungen Moltkes zu und verwies darauf, daß die Besetzungshoheit der militärischen Führungspositionen im Kriegsfall nicht mehr bei den einzelnen Bundesfürsten läge.⁴⁷⁰ Sogar zum preußischen König als oberstem Kriegsherrn gingen die Generalstabsoffiziere auf Distanz, wenn sie ihre professionelle Sphäre⁴⁷¹ durch Eingriffe von außen eingeengt oder auch nur bedroht sahen.

Als berühmteste Episode illustriert die Auseinandersetzung zwischen Kriegsministerium, Militärkabinett einerseits und Generalstab andererseits über die Denkschrift des Generalstabs von 1912 die primär sachliche Gebundenheit der Generalstabsarbeit an die effiziente Planung und Organisation von kriegerischer Gewalt. Flankiert von einer massiven Propagandakampagne des Deutschen Wehrverbands unter General August Keim hatte Moltke, hinter dem der damalige Chef der Aufmarschabteilung Ludendorff stand, zunächst erfolgreich die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke um knapp 150.000 Mann (inklusive 1.500 Offiziere) gefordert. Danach sogar die konsequentere Umsetzung der allgemeinen Wehrpflicht angemahnt, mit dem Ziel die Friedenspräsenzstärke um weitere 300.000 Mann zu erhöhen. Bekanntermaßen wies das Kriegsministerium das Anliegen

470 Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten, Frhr. v. SALZA U. LICHTENAU, vom 9.12. 1908, in: SHStA, KA, Berichte der sächsischen Militärbevollmächtigten, Nr. 1429. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurden mit Kronprinz Rupprecht v. Bayern, Herzog Albrecht v. Württemberg und Kronprinz Wilhelm v. Preußen drei Armeeführer aus regierenden Häusern eingesetzt. Insbesondere die beiden erstgenannten galten jedoch als brillante militärische Führer, während Kronprinz Wilhelm unter Kontrolle seines Generalstabschefs gestellt wurde. GROENER, Lebenserinnerungen, S. 19f. erzählt in höchsten Tönen von der militärischen Begabung Herzogs Albrecht, der als Kommandierender General in Stuttgart zeitweise sein direkter Vorgesetzter war, bemerkt aber auch, daß Zwang zu „echter Arbeit“ hilfreich gewesen wäre, seine Fähigkeiten noch besser zu entwickeln.

471 Vgl. die Beispiele für das gegenseitige Mißtrauen, das sich aus grundsätzlich unterschiedlichen Auffassungen über militärische Arbeit speiste, bei BRONSART V. SCHELLENDORFF, Geheimes Kriegstagebuch, S. 388; BESELER, Tagebucheintrag vom 5.11. 1899, in: BA-MA, N 30/46; GOBLER, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 98/1, fol. 20; Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten, Hans KRUG V. NIDDA, vom 6.1. 1904 und vom 28.11. 1903, in: SHStA, KA, Berichte der sächsischen Militärbevollmächtigten, Nr. 1425 und 1424a mit Bezug auf die Versetzung des unfähigen Cuno Graf Moltke in den Generalstab: „Diese Art der Behandlung des Generalstabes wirft ein neues, bezeichnendes Licht auf die Hochachtung, deren sich der Generalstab bei Seiner Majestät erfreut. Es ist leider nicht zu leugnen, daß dies zum guten Teil durch die rückgratlose Taktik des Grafen Schlieffen dem Kaiser gegenüber hervorgerufen worden ist. Wer zum Flügeladjutanten nicht mehr taugt, wie Jakobi oder wer in der Front nicht weiterkommt, wie Moltke ist noch gut genug für den Generalstab!“ Allerdings kann Schlieffens „höfisches Verhalten“ gegenüber Wilhelm II. insbesondere bei den Kaisermanövern (Kavallerieattacken) auch als Mittel gedeutet werden, dem Generalstab in der alltäglichen Arbeit Freiräume zu schaffen. Vgl. Kap. 7.1.

aufgrund seiner Befürchtungen über die „Verschlechterung“ des Offiziersersatzes⁴⁷² und über die Gefahr der „Demokratisierung“ der Armee zurück.⁴⁷² In diesem Fall mußte sich der Generalstab ein letztes Mal auf einen Kompromiß einlassen, doch verweist diese Auseinandersetzung auf die von weiten Teilen der Armee abgekoppelte Eigendynamik der Planung und Organisation eines modernen Krieges im Generalstab, die sich weitgehend unabhängig von der sozialen Herkunft der Offiziere aus dem funktionalen Auftrag heraus entfaltete.⁴⁷³ Auch aus diesem Grund ist es fraglich, ob das für die politische Geschichte der Militärrüstung vielleicht tragfähige Modell des „doppelten Militarismus“ (Förster) – einerseits ein staatsnaher, v.a. vom Adel getragener „konservativer Militarismus, andererseits ein tendenziell antigouvernementaler „bürgerlicher Militarismus“ – für eine Sozialgeschichte des Offizierkorps tatsächlich taugt. Lange vor Moltke/Ludendorff hatte schon Schlieffen immer wieder vehement auf die volle Ausschöpfung der Allgemeinen Wehrpflicht gedrängt und den „großen“ Heereserweiterungsschub eingefordert. Ebenso wie Moltkes lief Schlieffens Karriereweg ganz in den Bahnen eines typischen adligen Offiziers und beide wurden aufgrund ihres dezidiert aristokratisch-höfischen Habitus auch angefeindet. Auf der anderen Seite waren alle Kriegsminister, die sich gegen die Forderungen nach einer radikalen Heeresverstärkung stemmten, Kameke, Einem und Heeringen, durch die Schule des Generalstabs gegangen und hatten teilweise dort wie später (Einem) die entgegengesetzte Position vertreten. Weder der Generalstab noch das Kriegsministerium waren seit 1900 eindeutig adlige oder bürgerliche Institutionen, im Kriegsministerium dominierten die bürgerlichen Offiziere auf der Referentenebene eindeutig, so daß der Gegensatz mittels einer Herkunftsanalyse allein nicht erklärt werden kann. Zumindest ebenso stark wirkten institutionelle Zwänge auf die Handlungen und Entscheidungen dieser Offiziere, die im Fall des Kriegsministeriums v.a. durch die parlamentarische Konfrontation und die traditionell eher technische Ausrichtung der Heereskonzeption bedingt waren.

472 So Kriegsminister Josias v. HEERINGEN in Wiederholung altbekannter Formeln aus diesem Haus. Zit. nach Kriegsrüstung und Kriegswirtschaft. Die militärische, wirtschaftliche und finanzielle Rüstung Deutschlands 1871-1914, S. 180.

473 Die Kontroverse zwischen Kriegsministerium und Generalstab ist schon oftmals geschildert worden. Vgl. ausführlich FÖRSTER, Doppelter Militarismus, S. 208-296 u. unter Betonung der vom Generalstab (Ludendorff) getragenen (und sich durchsetzenden) neuartigen Rüstungsideologie GEYER, Rüstungspolitik, S. 83-93.

Der Generalstab war der institutionelle Ort im deutschen Militär, an dem die Elitenfusion zwischen Adel und Bürgertum vor 1914 am frühesten und tiefgreifendsten gelang. Sicherlich konnten sich die Zugangswege adliger und bürgerlicher Offiziere noch immer markant unterscheiden, war die Chancengleichheit bei der Bewerbung und Zuteilung der Offiziere nur unvollständig gegeben. Doch die bürokratische Organisation militärischer Arbeit, die systematische Ausbildung und Erziehung von nachrückenden Generalstabsoffizieren sowie das sämtliche Tätigkeiten überstrahlende Gebot der möglichst effizienten Planung von maximaler Gewaltanwendung bildeten den Orientierungsrahmen sämtlicher im Generalstab angekommener Offiziere. Die Offiziere bildeten einen eigenen *esprit de corps* aus, der durch das dunkle Tuch der betont schlichten Uniform, die silbernen Kragenspiegel und die karmesinroten Streifen an den Hosen auch eigene Ausdrucksmittel entwickelte, die deutlich wahrnehmbar die Distanz zu den farben- und fromprächtigen Uniformen der „Adelsregimenter“ akzentuierten. Hier entstand ein neuer Offizierstypus, der jedoch nicht, wie Scharnhorst gehofft hatte, akademisch gebildet und wissenschaftlich interessiert sich als Teil einer staatsbürgerlichen Elite verstand, sondern rein technokratisch auf die vorbereitende Gestaltung des als unvermeidlich angesehenen künftigen Krieges hinarbeitete. Dies bedeutet nicht, daß adlige Offiziere durch ihre Herkunft geprägte habituelle Besonderheiten nicht in die Generalstabsarbeit eingebracht oder gar abgestreift hätten. Zwar trugen die Offiziere keine Schleppsäbel, doch war das Mitführen von Aktentaschen in der Öffentlichkeit verboten, das standesgemäße Fortbewegungsmittel blieb für den Generalstabsoffizier auch in Zeiten der dienstlichen Automobilmobilisierung das Pferd und das öffentliche Auftreten richtete sich nach einem strengen Verhaltenskodex, der durchaus aristokratisch gefärbt war.⁴⁷⁴ Solche kleinen Äußerlichkeiten verstärkten den Eindruck von Exklusivität und elitärer Erhabenheit, doch speiste sich der Führungsanspruch der Generalstabsoffiziere nicht aus solchen „feudalen“ oder „neofeudalen“ Erscheinungen, sondern aus dem durch fachlich begrenzte bürokratische Arbeit gewonnenen Wissen über die Führbarkeit eines künftigen Krieges.

6.4.) „Regimentskulturen“ in den deutschen Armeen

Der institutionelle Ort des „aristokratischen Offizierskonzept“ war das Regiment. Auf der Ebene unterhalb der von Sachzwängen beengten

⁴⁷⁴ Beispiele bei STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, 1-5, fol. 58.

militärischen Führung konnte dieses Offiziersmodell am ehesten in Reinform gelebt werden, traten aber auch die Unterschiede zwischen den Herkunftsmilieus der Offiziere am deutlichsten zutage. Um so erstaunlicher ist es, daß dem Regiment in der modernen deutschen Militärgeschichtsschreibung eine bislang vergleichsweise geringe Aufmerksamkeit zuteil wurde.⁴⁷⁵

Mit den Heeresreformen war der alten Regimentsherrlichkeit der Garaus gemacht worden.⁴⁷⁶ Doch blieben gravierende soziale und militärische Unterschiede zwischen den Regimentern nicht nur bestehen, sie verstärkten sich sogar seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts in dem Maße, in dem die Kontingentsarmeen zu einem deutschen Heer zusammenwuchsen. Regiment war niemals gleich Regiment gewesen. Sein Status leitete sich aus vielen Faktoren ab: Dem militärischen Auftrag, der regionalen Tradition, der sozialen Zusammensetzung sowie der kulturellen Prägekraft der Garnison.⁴⁷⁷

Mit dem Begriff der „Regimentskulturen“ soll angedeutet werden, daß in den verschiedenen regimentalen Milieus exklusive Besonderheit und Homogenität mittels jeweils eigener Formen von Erinnerung und Tradition, sozialer Komposition und Soziabilität ausgedrückt und erzeugt wurden. Die Verwendung des Plurals impliziert, daß die Regimenter zwar in sich homogene, ja abgeschlossene Einheiten bildeten, doch untereinander sehr verschieden waren. So dürften sich die Gemeinsamkeiten zwischen einem Gardekavallerieregiment und

475 Insbesondere im Vergleich zur britischen Militärgeschichtsschreibung fallen die deutschen Beiträge, die noch den Geist der „Erinnerungsblätter deutscher Regimenter“ der Zwischenkriegszeit atmen, ärmlich aus. Vgl. v.a. John KEEGAN, „Regimental Ideology“, in: Geoffrey Best/Andrew Wheatcroft (Hg.), *War, Economy and the Military Mind*, S. 3-18; David WESTON, „The Army: Mother, Sister and Mistress: the British Regiment“, in: Martin Edmonds (Hg.), *The Defence Equation: British Military Systems Policy, Planning and Performance*, S. 141-153; knapp auch: Hew STRACHAN, *Militär, Empire und Civil Society: Großbritannien im 19. Jahrhundert*, in: Frevert, *Militär und Gesellschaft*, S. 78-93. Eine gewichtige Ausnahme bilden neben den älteren Arbeiten von Endres und Demeter die Studien Messerschmidts, in denen die zentrale Rolle des Regiments als Ort der militärischen Sozialisation betont wird. Siehe zusammenfassend MESSERSCHMIDT, *Militär, Politik, Gesellschaft*, S. 252-259, allerdings mit der Tendenz die Besonderheiten der regimentalen Verhältnisse auf die Gesamtar mee (und insbesondere ihrer Führung) zu übertragen.

476 Vgl. zuletzt die pointierte These von einer 1807 beginnenden „Reform in Permanenz“ zu Lasten auch der Regimenter, die Professionalisierung und technisch-organisatorische Modernisierung nicht nur in Gang gebracht, sondern im preußischen Heer institutionalisiert habe, bei Dierk WALTER, *Preußische Heeresreform 1807-1870*.

477 Bspw. schon bei ENDRES, *Soziologische Struktur*, der ein feines Gespür für die regimentalen Eigenheiten hatte, und DEMETER, *Offizierkorps*, S. 29ff.; vgl. die Beiträge zu den Kontingentarmeen in: HOFMANN, S. 59-73 u. 99-138; zuletzt: OSTERTAG, *Erziehung, Bildung und Ausbildung*, S. 50-53.

einer Einheit der technischen Truppen in einer Grenzgarnison auf die formale Zugehörigkeit zum Militär beschränkt haben.⁴⁷⁸

In welcher Beziehung solche Regimenter zueinander standen und ob sich daraus möglicherweise innermilitärisches Konfliktpotential aufbaute oder gar konkurrierende Vorstellungen von militärischem Dienst entwickelten, ist weitgehend unerforscht geblieben.

Es wurde gezeigt, daß die Regimentswahl adliger Offiziere weniger auf einer individuellen Entscheidung als vielmehr auf der Wirkungsmacht familialer Traditionen beruhte, daß diese Wahl sich weiterhin auf eine sehr begrenzte Zahl von Möglichkeiten beschränkte und daß spezifisch adlige Zugangswege zu den Regimentern bis ins 20. Jahrhundert hinein erhalten werden konnte. In diesem Abschnitt soll ein Blick in die eigene Welt der Regimenter geworfen werden. Damit wird nicht beabsichtigt die mitunter kuriose Betonung von Besonderheiten und Individualitäten zu illustrieren. Das „System der ungleichen Regimenter“ reflektierte die zunehmende Heterogenität des Offizierkorps und damit verbunden die Ausdifferenzierung des gesamten Militärs in scharf voneinander abgegrenzte Segmente, die eigene miteinander konkurrierende Formen militärischer Repräsentation entwickelten und erst in der Sicht von außen zu einer homogenen Einheit verschmolzen. Es liegt auf der Hand, daß der Adel auf der Regimentsebene in zweierlei Hinsicht wieder ins Spiel kommt: Einerseits als eine sich ebenfalls sozial ausdifferenzierende soziale Gruppe, die sich in bestimmten Regimentern konzentrierte und dort einen spezifischen kriegerischen Lebensstil entfaltete. Zu fragen ist, ob und mit welchen konkreten bürgerlichen Teilgruppen der Adel diesen Offiziersentwurf zu teilen bereit war, also welche bürgerlichen und adligen Gruppen sich in welchen Regimentstypen zusammenfanden. Andererseits bot sich gerade der adlige Offizier als imaginierte Bezugsgröße an. Nach der Mehrheitsmeinung in der militärhistorischen Forschung orientierte sich die große Zahl der Offiziere nach den Regimentern der preußischen Garde, prägten die „besseren Regimenter“ das Erscheinungsbild der gesamten Armee.⁴⁷⁹ Hieran schließen sich Überlegungen zu der tatsächlichen

478 Siehe Manfred MESSERSCHMIDT, in: Offiziere im Bild von Dokumenten, S. 69, der aber ansonsten die Einheitlichkeit der Armeeregimenter betont. So sinnvoll die Formel von den „sozial erwünschten Kreisen“ (BALD, Kaiserheer, S. 21) zur Charakterisierung der von der Militärführung intendierten Rekrutierungspolitik ist, so fragwürdig scheint mir dessen Anwendung auf die tatsächliche regimentale Lebenswelt. Die Formulierung spiegelt die Homogenität eines „altpreußischen Offiziersatzes“ vor, die es in der Realität nicht gegeben hat.

479 So v.a. KITCHEN, Officer Corps, S. 4 und OSTERTAG, Bildung und Ausbildung, S. 67.

Wahrnehmung der „Adelsregimenter“ bei den davon ausgeschlossenen bürgerlichen (und adligen) Offizieren sowie zu den Techniken, der Funktion und den Wirkungen der Repräsentationsmacht des „feudalen Kriegertums“ für die gesamte Armee.

Generell erinnert die große Mehrheit der Offiziere die Regimentszeit, ob als Leutnant oder als Kommandeur, als die schönste Phase ihres militärischen Lebens. In den Rückschauen wird das Regiment als „zweite Heimat“ oder als „große Familie“ bezeichnet, zu dem enge persönliche Bindungen auch über die Dienstzeit hinaus erhalten bleiben.⁴⁸⁰ Der hohe Grad an Identifikation mit dem „Stammregiment“ bestand abgeschwächt sogar bei sogenannten „Karriereoffizieren“, die nur kurz in einem Regiment verblieben. Zwar ist die durchschnittliche Verweildauer eines Offiziers in einem Regiment nur annähernd anhand der Beförderungslisten zu errechnen. Doch geht man davon aus, daß die Kommandierung zu einer anderen Einheit gewöhnlich erst mit der Beförderung zum Hauptmann erfolgte – Ausnahmen bildeten natürlich kurze Weiterbildungskommandos oder für eine winzige Minderheit der Offiziere die Versetzung zur Kriegsakademie –, so dürften elf bis fünfzehn Jahre als durchschnittliche Verweildauer in den Regimentern angenommen werden.⁴⁸¹ Zusätzlich rekrutierte sich der Offiziersnachwuchs der unterschiedlichen Regimentstypen aus jeweils gleichartigen sozialen Kreisen, so daß selbst in Phasen erhöhter Fluktuation unter den Offizieren eine gewisse Gleichförmigkeit im Personalbestand gewährleistet war. Der Begriff der „Regimentsfamilie“ ist auch insofern passend als zum Erziehungs- und Überwachungsprogramm des Regimentsoffizierkorps die gegenseitige Kontrolle der Familienverhältnisse zählte. Die Festsetzung der Zulage, die zwischen monatlich 30 und 1.500 Mark schwanken konnte, schloß Kandidaten aus Familien mit unpassenden Vermögensverhältnissen aus, vor der

480 GREGORY, Offiziersfrau, S. 113; BRAUN, Ostpreußen, S. 49f.; MANSTEIN, Soldatenleben, S. 45f.; SCHULENBURG, Erlebnisse, in: BA-MA, N 58/1, fol. 5; FALKENHAUSEN, Erinnerungen, N 246/46, fol. 1-6; BOETTICHER, So war es, in: BA-MA, N 323/17, fol. 26. Selbst WILHELM II., Leben, S. 191 betont seine enge persönliche Bindung an das Hausregiment der Hohenzollern. Der Regimentsgeschichte des Garde-Schützen-Bataillons, das bis 1895 keinen aktiven bürgerlichen Offizier einstellte, ist als Motto vorangestellt: „Es gibt keine ehemaligen Gardeschützen, sondern nur alte Gardeschützen; denn wer einmal Gardeschütze gewesen ist, der bleibt es sein Leben lang!“ Zum Regiment als Familienersatz v.a. aus der Perspektive der Soldaten vgl. FREVERT, Kasernierte Nation, S. 245-271.

481 Untersuchungen zur Geschichte des Offizierkorps, S. 163. Insbesondere in der preußischen Infanterie verschlechterten sich die Beförderungsbedingungen zunehmend (die Leutnantszeit dauerte 1865 ca. 11 Jahre, 1913 ca. 15 Jahre), so daß aus den Stockungen im Avancement höhere Wartezeiten in den Regimentern resultierten.

Offizierswahl erfolgte bei nicht unmittelbar bekannten Bewerbern auch ein „Charaktertest“ der Angehörigen und selbst die vom Regiment angenommenen Offiziere standen mit ihren Familien unter ständiger Observation der Kameraden.⁴⁸² Dies betraf in erster Linie die Frauen der Offiziere, die erst in das Regiment hinein heiraten durften, wenn der Kommandeur als Vertreter des gesamten Korps seinen Konsens erteilt hatte,⁴⁸³ und auch danach in eine umfassende Damengeselligkeit verpflichtet wurden.⁴⁸⁴ Das Regiment steuerte, vermittelnd oder verhindernd, die Heiraten seiner Offiziere, um die innere Geschlossenheit des Offizierkorps abzusichern. Wie sehr die Regimenter, je exklusiver desto stärker, Dienst und Privatleben, militärisches und soziales Verhalten als Einheit verstanden und zu steuern versuchten, verdeutlicht eine von Bismarck überlieferte Charakterisierung des Ersten Garde-Regiments zu Fuß: „Das erste Garde-Regiment ist das militärische Mönchtum, der Korpsgeist bis zum Unsinn; diesen Herren müßte man das Heiraten verbieten; ich rate jeder ab, einen aus diesem Regiment zu heiraten, sie wird dienstlich geheiratet, dienstlich unglücklich gemacht, dienstlich in den Tod getrieben, wie die arme Kessel, Gustavs Schwester, die ihren Onkel heiratete und diese mönchische Unfreiheit nicht aushielt.“⁴⁸⁵ Im Gegenzug griff das Regiment bei familiären Problemen helfend ein. So

482 So setzte das 1. Ulanen-Regiment Nr. 17 einen Ehrenausschuß ein, um das Verlobungsgesuch eines Premierleutnants v. Arnim zu überprüfen, weil von dessen zukünftiger Gattin ein uneheliches Kind vermutet wurde. Das Regimentsgutachten, das die Vermutung nicht bestätigt sah, durchlief sämtliche Kommandostellen bis zum sächsischen König. Vgl. die Akten betr. „Ergänzung und Heranbildung des Offizierkorps“, in: SHStA, KA, Kriegsministerium, Nr. 25054 (D): Fascikel auf die Jahre 1868-1871, fol. 452-460, die übrigens Aufschluß darüber geben, daß die scharfe Praxis der regimentalen Kontrolle schon vor der eigentlichen Angleichung der nichtpreußischen Heereskontingente an die preußischen Verhältnisse üblich war.

483 Eine plastische Beschreibung solcher Damenveranstaltungen, die zumeist aus Tee trinken, Stricken und Lesen bestanden, daneben auch der Vorbereitung von Festen und karitativen Veranstaltungen dienten gibt GREGORY, Offiziersfrau, u.a. S. 53, die von der Regimentskommandeuse mit dem Satz empfangen wurde: „Sie sind jetzt bei uns zu Hause [...] Im Regimente.“

484 Das Haus des Kommandeurs (und seiner Frau) war Heiratsmarkt und Ort der gesellschaftlichen Beobachtung und Prüfung. Vgl. die seichte, aber treffende Anekdote bei Frhr. v. SCHLICHT [d.i. Wolf Graf Baudissin], Die Frau Oberst. Militärhumoresken, S. 25. GREGORY, Soldatenfrau, S. 75. Von der Hochspannung unter den Offizieren vor geschlechtlich gemischten Geselligkeitsveranstaltungen, die immer auch als Prüfung über die Gesellschaftsfähigkeit gedacht waren, berichtet ein Brief von Wanda v. ESTOCQ über ein Fest bei der Garde du Corps am 22.8. 1889, in: Fünf Eulenburgs aus dem Hause Wicken im alten Ostpreußen. Geschildert nach ihren Briefen untereinander und übereinander im Zeitraum von mehr als 100 Jahren, zusammengestellt Christoph v. L'ESTOCQ (unveröff. Typoskript 1987/88). S.a. RENN, Untergang, S. 306. Über die Teilnahme von Frauen an Jagdveranstaltungen vgl. DISSOW, Übergang, S. 18.

485 SPITZEMBERG, Tagebuch, S. 285 (Eintrag vom 6.3. 1891).

existierten in manchen Regimentern spezielle Sozialfonds, aus denen über staatliche Vergünstigungen hinaus, den Familien früh verstorbener Regimentsoffiziere Zuschüsse und Vergünstigungen finanziert wurden. Zusätzlich hatte der Regimentskommandeur immer die Möglichkeit, die Höhe der monatlichen Zulage neu festzusetzen oder die sogenannte Königszulage⁴⁸⁶ für Offiziere aus (unschuldig) verarmten Familien zu beantragen.

Selbst wenn das traditionale „regimentale Prinzip“ in der Reformära gebrochen wurde und im Laufe des 19. Jahrhunderts weiter an Bedeutung verlor, bezeichnete der aus der Gardeinfanterie hervorgegangene Generalstabsoffizier Hugo v. Freytag-Loringhoven die Regimenter als „kleine Republiken“, die sich gegen Eingriffe von außen wie von oben widerständig zeigten und auch unter den starken Vereinheitlichungstendenzen in der Nationsarmee ihre relative Autonomie bewahrten.⁴⁸⁷ Solche Widerständigkeiten richteten sich v.a. gegen vermeintlich unbedeutende Anordnungen, die das soziale, weniger das militärische Leben betrafen (was die Gefahr der Befehlsverweigerung in sich geborgen hätte): Anfang der 1880er Jahre zeigte ein sächsisches Regimentsoffizierkorps geschlossen seinen Kommandeur wegen „Überschreitung der Dienstgewalt“ beim Kriegsministerium an: Oberst v. Nostitz hatte seinen Offizieren die Abhaltung eines Hindernisrennens verbieten und stattdessen Exerzierübungen auferlegen wollen. Nach Rücksprache mit Prinz Georg v. Sachsen entschied das Ministerium zugunsten des Offizierkorps und seiner „überlieferten Rechte.“⁴⁸⁸ Die zahlreichen Ordres über die Eindämmung des Luxus’ und Wohllebens in den Offizierkorps der „besseren Regimenter“ prallten an deren Eigensinnigkeit ebenso ab wie die etwa seit 1905 deutlicher werdenden Aufforderungen des Militärkabinetts an die Garderegimenter, die

486 Ein Gesuch auf Reduktion der Zulagen der verwitweten Offiziersfrau Else v. SCHACK, deren vier Söhne allesamt als Offiziere in der preußischen Armee dienten, wurde vom Regiment direkt an den Großherzog von Mecklenburg weitergereicht. Das Kabinett des Großherzogs gewährte die Offizierszulage für einen im Grenadierregiment Nr. 89 stehenden Sohn mit Verweisen auf die Leistungen der Familienmitglieder in der Vergangenheit, auf die Selbstverpflichtung zur Unterstützung von Angehörigen verstorbener Kameraden sowie auf das gegenwärtige militärische Engagement der Familie. Brief des großherzoglichen Militärkabinetts vom 25.11. 1908, in: MHStA Schwerin, 5.2-1 Großherzogliches Kabinett, Nr. 6351.

487 FREYTAG-LORINGHOVEN, Menschen und Dinge, S. 34f. Der ehemalige bayerische Militärbevollmächtigte Ludwig Frhr. v. Gepsattel wollte darin sogar einen „demokratischen Grundzug der Heeresverfassung“ erkennen. GEBSATTEL, Grundlagen, S. 656.

488 Schreiben des Offizierkorps des Garde-Reiterregimentes an den Prinzen Georg v. SAXSEN vom 12.11. 1882 betr. Abhaltung eines Hindernisrennens, in: SHStA Dresden, Bestand KM, Nr. 25035 (D): Privatbriefe an den Herrn Kriegsminister 1867-1888.

Rekrutierungsbasis des Offiziersnachwuchses auszuweiten. Der Verkehr zwischen Soldaten und v.a. Offizieren des Regiments sowie deren Angehörigen mit Personen, die außerhalb des Regimentsverbandes standen, wurde sorgsam überwacht und von den Kommandeuren reguliert.

Neben der Auswahl des Offiziersnachwuchses oblag dem Regiment die militärische Ausbildung und die Erziehung der Soldaten, die Übertragung und praktische Anwendung der zum Teil eher theoretisch gehaltenen Befehlsvorgaben der höheren Stellen, v.a. aber die Gestaltung und Kontrolle des sozialen und kulturellen Alltags der Offiziere und ihrer Familien. Umgekehrt hielten die Offiziere an einem Regimentsgeist fest, der ihnen gesellschaftlichen Halt und Orientierung bot und v.a. nach allen Seiten hin die Interessen des Korps vertrat. Pflege und Bewahrung des „Regimentsgeistes“ wurden mit beträchtlichem Aufwand betrieben. An erster Stelle sind die Offizierskasinos als zentrale Geselligkeitsorte zu nennen, die in Preußen seit Mitte des Jahrhunderts, im Süden Deutschlands seit den 1880er Jahren eingerichtet wurden. Mit ihrer Aufwertung ging der Rückzug der Offiziere aus den bis dahin üblichen informellen gemeinsamen geselligen Veranstaltungen von Militärs und Nichtmilitärs in den Garnisonstädten, so etwa dem Frühschoppen in Württemberg, dem Gang ins Brauhaus in Bayern oder dem Kegelabend in Baden.⁴⁸⁹ Wenigstens ebenso wichtig wie die Separierung der militärischen von der zivilen Sphäre durch die Errichtung von Offizierskasinos war deren Funktion, die Bindung zwischen Offizier und Regiment aufzubauen und zu stärken. Sämtliche Gegenstände in einem Offizierskasino erinnerten den einzelnen an seine Zugehörigkeit zu einem genossenschaftlichen Verband mit einem Fürsten an seiner Spitze. Historienmalereien erzählten die Geschichten einer glorreichen militärischen Vergangenheit von den Wänden, Portraits, Pokale und Orden erinnerten an die Heldentaten einzelner aus dem Regiment hervorgegangener Offiziere, das Mobiliar wurde zumeist von ehemaligen vermögenden Angehörigen des Regiments kofinanziert und in einigen auserlesenen und besonders traditionsreichen

489 GROENER, Lebenserinnerungen, S. 45 (mit dem Hinweis, daß die Lebensverhältnisse eines Offiziers in Schwäbisch Gmünd schon vor der preußischen Einflußnahme markant andere waren als „in der steifen Militärstadt Ludwigsburg“); Celsus RITTER v. GIERL, Über den Luxus in der Armee, in: BHStA, KA, Nachlaß Gierl (unverzeichnet), Nr. 12; DEIMLING, Zeit, S. 26. Arthur FRHR. v. WANGENHEIM, Erinnerungen, in: BA-MA, N 288/3, Hef 1, fol. 55f. berichtet für die 1860er Jahre in Polnisch-Lissa, daß er vor dem Bau einer Offiziers-Speiseanstalt gelegentlich zwar in Restaurationen zum Essen einkehrte, doch vielmehr den privaten Verkehr in Offiziersfamilien suchte.

„Adelsregimentern“ schmückten die Initialen und Wappen der dort vorwiegend dienenden Offiziersfamilien Stühle, Eßbesteck und Gläser.⁴⁹⁰

Als bedeutendste Medien zur Herstellung persönlicher, wechselseitiger Bindungen zwischen Offizier und Regiment galten allerdings die Regimentsgeschichte und die Regimentsfahne. Lange bevor nach 1918 das Reichsarchiv die Ehemaligenvereine aufforderte, die Geschichte ihrer untergegangenen Einheiten niederzuschreiben und in einem Reihenwerk gigantischen Ausmaßes zu publizieren,⁴⁹¹ ließen die „alten Regimenter“ aus eigenem Antrieb ihre Geschichte von Offizieren oder spezialisierten Schreibern festhalten.⁴⁹² Diese enthielten nicht nur detaillierte und blumige, mit zahlreichen Illustrationen geschmückte Darstellungen der wichtigsten kriegerischen Stationen eines Regiments, sondern auch eine Ehrentafel mit den Namen der im Regiment gefallenen Offiziere sowie eine Liste sämtlicher ehemaliger Offiziere. Selbst in ihrer Gestaltung und materiellen Ausstattung spiegelten die Regimentsgeschichten den sozialen Status der darin verewigten Einheiten. Vom Regiment der Garde du Corps beispielsweise existierten vor 1914 allein sieben Regimentsgeschichten verschiedener Ausstattung, u.a. ein aufwendig hergestellter repräsentativer Foliant, dessen schweinslederner Einband, Prägungen und Goldschnitt im Vergleich zu den feldgrauen Editionen

490 GERSDORFF, Soldat, S. 38; RENN, Adel, S. 124. Bei den Jäger- und Schützen-Bataillonen kamen noch Unmengen von Geweihen und Hörnern hinzu (GÉLIEU, Geschichte des Garde-Schützen-Bataillon, S. 27), bei Kavallerieregimentern Gebrauchsgegenstände rund ums Pferd und bei anderen Waffengattungen jeweils spezifische Ausrüstungsgegenstände. So existierten von ehemaligen Offizieren finanzierte und vom Staat bezuschulte Regimentsstiftungen, aus deren Mitteln die Offizierskasinos bei Bedarf „verschönert“ wurden. Abgesehen davon erhielten Regimenter auf Antrag und wenn sich der oberste Kriegsherr dazu verpflichtet sah, besondere Zuwendungen aus der Staatskasse oder den Privatschatullen der Landesherren. Johann Albrecht GROBHERZOG ZU MECKLENBURG schenkte „seinem“ Regiment, dem 1. Grenadier-Regiment Nr. 89, Gemälde von Schlachten und Portraits der großherzoglichen Familie für die Messe, um die „Zusammengehörigkeit“ zwischen Regiment und dem (ehemaligen) Kriegsherrn zu unterstreichen. Vgl. Brief des großherzoglichen Militärkabinetts vom 23.5. 1886, in: MHStA Schwerin, 5.2-1 Großherzogliches Kabinett, Nr. 6351.

491 Verwiesen sei hier auf die bis 1935 nahezu 1.000 Bände umfassende Reihe „Erinnerungsblätter deutscher Regimenter“, die von Major a.D. Georg SOLDAN in der Abteilung „Volkstümliche Schriften“ im Reichsarchiv kontrollierend betreut wurde. Zur Geschichtspolitik des Reichsarchiv jetzt umfassend: Markus PÖHLMANN, Kriegsgeschichte und Geschichtspolitik: Der Erste Weltkrieg. Die amtliche deutsche Militärgeschichtsschreibung 1914-1956.

492 Seit den 1890er Jahren hielt auch die Armeeführung die Regimenter dazu an, ihre Vergangenheit schriftlich festzuhalten Vgl. MWBl, Nr. 16, 1890, Sp. 483f. und Nr. 77, 1890, Sp. 2370-2373.

der Nachkriegszeit die Sonderstellung dieses Regiments betonten.⁴⁹³ Um die Regimentsfahne, einem „veritablen Totem“, wurde ein geradezu weihvoller Kult getrieben.⁴⁹⁴ Vom jeweiligen Landesherrn gestiftet repräsentierte die Regimentsfahne die persönliche Bindung eines jeden einzelnen Offizier an den Landesherrn und an die Ehre des Regiments.⁴⁹⁵ Ursprünglich als Erkennungszeichen im Feld eingesetzt, wandelte sich die Bedeutung der Regimentsfahne zum Ehren- und Verpflichtungszeichen, das in eindrucksvollen Zurschaustellungen bis in den Ersten Weltkrieg hinein Einheit und Kontinuität des Regimentsverbands im Rahmen der militärischen Ordnung herstellte.⁴⁹⁶ Ein von allen Offizieren hautnah erfahrenes Mittel zur Bindung des Individuums an die Genossenschaft war die Regimentsuniform. Die Uniform separierte den Krieger vom Bürger, doch sie unterschied auch die Krieger untereinander. Mit ihrer Farben- und Formenpracht gab sie die regimentale Herkunft ihres Trägers deutlich zu erkennen und repräsentierte damit gleichermaßen Exklusivität und Individualität des Offiziers. Für den Kauf einer maßgeschneiderten Uniform stürzten sich selbst mittellose Offiziere in unverhältnismäßig hohe Unkosten, weil sie als soziales Distinktionsmittel nach außen wie nach innen unverzichtbar war.⁴⁹⁷

493 Die erste Regimentsgeschichte der Garde du Corps erschien bereits in den 1840er Jahren. Das hier beschriebene Exemplar wurde 1882 von Oskar MEDING zusammengestellt.

494 FREVERT, Die kasernierte Nation, S. 247. Vgl. MWBl 52 (1867), Sp. 177f. In einem Beitrag „Zur Fahnenfrage“ – Anlaß war das Gerücht, daß die französische Armee in einem künftigen Krieg die Fahnen nicht mehr ins Feld führen würde – in: MWBl 66 (1881), Sp. 354-358 wird die Regimentsfahne zu einem „Palladium“ erklärt, das in der Schlacht „todestütige Begeisterung“ erregt. Daneben galt sie dem Autor als Ehrenbezeugung, Siegestrophäe, Mahnung (an den geleisteten Eid) und Erinnerung an militärische Ideale sowie an die historische Entwicklung.

495 Die Fahnenweihe erfolgte durch die sogenannte „Nagelung“, bei welcher der oberste Kriegsherr eine Metallplatte mit einem eingravierten gegenseitigen Treuebekenntnis an den Schaft der Fahne nageln ließ. Der Akt wurde anlässlich von Jubiläen, Gedenktagen oder nach großen Kriegen wiederholt, um den Treueschwur zu erneuern. Vgl. die Darstellung einer Fahnenweihe anlässlich des 150jährigen Jubiläums des preußischen Kadettenkorps in: MWBl, Nr. 57, 1867, S. 522-528, wo allerdings eine Banderole an der Fahnenstange angebracht wurde.

496 Wilhelm II. ließ die Fahnen per Verfügung vom 12.7. 1915 in die Generalkommandos überführen. Nach 1918 wurden die Fahnen der Garderegimenter v.a. in Gotteshäusern (bspw. in der Potsdamer Garnisonkirche) aufbewahrt, von wo sie für Traditionsveranstaltungen von Reichswehroffizieren in die Kasernen überführt wurden. Vgl. Symbole und Zeremoniell in deutschen Streitkräften, S. 201 und die Schilderung einer solchen Überführung bei L'ESTOCQ, Unser Potsdam, S. 24.

497 Nach GÉLIEU, Erinnerungen, S. 5 kostete Anfang der 1880er Jahren die Erstausrüstung für das Kaiser-Alexander-Garde Grenadier-Regiment 250 Mark, die komplette Equipierung jedoch 3.000 Mark. Der Leutnant verfügte allerdings nur über 200 Mark Sold und 100 Mark Zulage im Monat, doch konnte er auf eine testamentarische Verfügung seiner Großmutter zurückgreifen, nach der ihm die komplette Equipierung aus

Die Fellmütze mit dem Totenkopffemblem der preußischen Leibhusaren, der goldene Helm mit Adler der Garde du Corps oder die historischen Grenadiermützen des 1. Garde-Regiments zu Fuß kennzeichneten ihre Träger unverwechselbar als Mitglieder einer sozial distinkte Gruppe. Bernhard v. Bülow, 1870 als Einjährig-Freiwilliger bei den Bonner Königshusaren untergekommen, berichtet von den emotionalen Wirkungen, die er beim erstmaligen Tragen der ersehnten Uniform verspürte: „Das war einer der wirklich schönen Augenblicke meines Lebens. Als ich in die stramm sitzenden Hosen mit Lederbesatz gefahren war, in die prächtigen Husarenstiefel mit gelber Borte, als ich den blauen Attila mit gelben Schnüren angelegt, die Pelzmütze mit der Kokarde aufgesetzt, die Schuppenkette heruntergenommen und als ich gar den breiten Husarensäbel umgeschwungen hatte, kam ich mir wie ein König vor. Was kostet die Welt?“⁴⁹⁸

So wie die Uniformen variierten auch die sozialen Lebensverhältnisse und kulturellen Orientierungen zwischen den Regimentern beträchtlich. Im Falle der Garde- und Leibregimenter waren sie zunächst auf den Hof und auf die „erste Gesellschaft“ gerichtet. Zu den geselligen Verpflichtungen zählten Kommandierungen von Offizieren zu Hofempfängen, Tanzveranstaltungen, Kostümbällen und nicht zuletzt militärischen Paraden, die von einzelnen Offizieren zwar nur mürrisch besucht, aber doch als unvermeidlicher geselliger Teil des Dienstes erachtet wurden.⁴⁹⁹ Durch seine z.T. sehr massiven Eingriffe hat Wilhelm II. die inflationäre Verwendung solcher militärischer Einheiten für höfische Repräsentationszwecke fraglos gesteigert, doch entsprach dies auch dem weit über das Militärische hinausgehenden Selbstverständnis der großen Mehrheit der Offiziere. Regelmäßige Tanzveranstaltungen wurden in den eigenen Kasinos abgehalten,

der Erbschaft finanziert werden sollte. In anderen Familien wurden Fonds speziell für die Uniformierung der Söhne angelegt.

498 BÜLOW, *Denkwürdigkeiten*, Bd. IV, S. 138. Vgl. auch die *Beschwörung der „lebendigen Schönheit“*, der in den „feinsten, den farbenprächtigsten“ Regimentern gehuldigt würde, in: DAB 30 (1912), S. 446f.

499 So mokierte sich Friedrich v.D. SCHULENBURG (Garde du Corps) über den „geisttötenden Tanzschwindel“ am Hof Wilhelms II. und beschwerten sich Offiziere über die zeitraubenden Vorbereitungen auf die Überhand nehmenden Kostümveranstaltungen wilhelminischer Prägung. Vgl. einen Brief v.D. SCHULENBURGS an Graf Dietloff v. ARNIM-BOITZENBURG vom 12.1. 1893 (Privatbesitz). Der bayerische Militärbevollmächtigte, Ludwig FRHR. v. GEBSATTEL, berichtete am 4.6. 1903 von Erregungen der Regimentskommandeure im Gardekorps über eine theatralische Paradeübung anlässlich der Enthüllung eines Denkmals Friedrichs des Großen (BHStA, KA, Nr. 1168): „[D]ie ganze Anlage der Übung wurde [...] ganz offen und ohne jeden Rückhalt tief beklagt. Man sieht in diesen Dingen ein spielerisches Wesen, das weder mit dem Zweck der Armee noch mit dem Ernst der inneren Lage übereinstimmt [...]“

Offiziere warfen zu Beginn der *Season* Karten, um Zugang auch zu privaten Feierlichkeiten zu erhalten und überhaupt waren sie auch bei geselligen Veranstaltungen außerhalb des Hofes und des Militärs gern gesehene Gäste.⁵⁰⁰ Die Baronin Spitzemberg stand mit der Ansicht nicht allein, daß eine große Gesellschaft ohne Teilnahme von Offizieren v.a. der Gardekavallerie eigentlich „unmöglich“ sei.⁵⁰¹ Dies verweist auch auf die feinen Unterschiede, die selbst innerhalb der Garde entlang des Regimentsalters und der Waffengattungen gemacht wurden. Bei Bällen gab es eindeutige Hackordnungen. Einladungen zu nichtmilitärischen geselligen Veranstaltungen erhielten die jungen Garderegimenter sehr viel seltener als die alten⁵⁰² und der Kavallerist galt grundsätzlich als erste Wahl im geselligen Umgang, während bspw. Gardepioniere es bei Festlichkeiten schwer hatten, überhaupt Tanzpartnerinnen zu finden.⁵⁰³

Aufgrund ihrer Herkunft waren die Offiziere der Garderegimenter Teil der gesellschaftlichen Elite insbesondere in der Reichshauptstadt, während ihr militärischer Status diese soziale Stellung zwar öffentlich dokumentierte, aber nicht bedingte. Über eine gemischte Geselligkeit, die sowohl die sozialen Barrieren zwischen altem Adel und vermögendem Bürgertum, als auch zwischen ziviler und militärischer Gesellschaft überschritt, schien sich hier – von außen gesehen – in Ansätzen eine neue hauptstädtische Elite auszubilden.⁵⁰⁴ Diese Tendenz wird noch deutlicher, wenn man Orte adlig-bürgerlicher Begegnung außerhalb von Hof und Kaserne in den Blick nimmt. In exklusiven Klubs, Casinos, Vereinen, Salons und Zirkeln, verkehrten Adel und Bürgertum mit gemeinsamen Interessensfeldern ganz selbstverständlich miteinander. So versammelte bspw. der Union-Club eine bunte Mischung aus regierenden Fürsten, landadligen Pferdezüchtern, Herrenreitern der Gardekavallerie, hanseatischen

500 Bsp. für eine Feier im Regiment der Garde du Corps in BLHA Potsdam, Pr. Br., Rep. 37, Herrschaft Liebenberg, Nr. 528; instruktiv für die repräsentative Verwendung der Leibregimenter sind RENN, Adel, S. 110f. und BÜLOW, Verklungene Zeiten, S. 160.

501 SPITZEMBERG, Tagebuch, S. 138.

502 GOBLER, Erinnerungen, in: BA-MA N 34/22, fol. 10. u. 20 über die Geselligkeit im 1897 aufgestellten 5. Garde-Regiment zu Fuß, die sich auf das Offizierskasino in Spandau beschränkte und sich nur unwesentlich von der in einem „Provinzregiment“ unterschied.

503 Für die informellen Hierarchien und Tanzqualitäten unter den (Garde-) Regimentern bei Bällen s. BUNSEN, Welt, S. 49-53, die gerade die „elegante, leichte Note“ gegenüber dem „stramm militärischen, provinzmäßigen Anstrich“ präferierte. Vgl. Adolf WILKE, Alt-Berliner Erinnerungen, S. 27; RENN, Untergang, S. 88f. u. 337 („Pioniere? Das waren doch fast schon Raubtiere.“)

504 REIF, Hauptstadtentwicklung und Elitenbildung: „Tout Berlin“ 1871 bis 1918, in: Michael Grüttner u. a. (Hg.), Geschichte und Emanzipation, S. 679-699.

Wirtschaftsbürgern⁵⁰⁵ oder professionellen Organisatoren des Pferderennsports. Zahlreiche Kavallerieoffiziere v.a. der Garde verbanden ihren militärischen Dienst mit derartigen sportlichen Ambitionen und schufen damit auch Begegnungsräume mit dem obersten Segment des Wirtschaftsbürgertums, die in anderen Garnisonen und Einheiten nicht denkbar gewesen wären, weil einerseits das Personal dafür nicht vorhanden war, andererseits die ideologischen Barrieren zu stark gewesen wären. Man teilte nicht nur die Rennbahn und das Clubhaus miteinander, auch die Kasinos der Gardekavalleriedivision und des Union-Clubs befanden sich im gleichen Gebäude, so daß man von einer über den Pferdesport hinausgehenden gemeinsamen Geselligkeit ausgehen kann.⁵⁰⁶ Hier wurden, unter Einschluß solcher Friedensoffiziere, im vorpolitischen Raum Ansätze einer *composite elite* aus Adel und Bürgertum erprobt,⁵⁰⁷ die vor 1914 freilich bruchstückhaft blieben und insbesondere aufgrund des zähen Widerstands des preußischen Kleinadels an eine unüberschreitbare Grenze stießen. So öffneten sich zwar die Reserveoffizierkorps einiger der vornehmsten Garderegimenter für Anwärter aus dem Wirtschaftsbürgertum und ermöglichten somit die Intensivierung adlig-bürgerlicher Kontakte auch auf der Ebene des Regimentsalltags,⁵⁰⁸ doch wurden sie aus den aktiven Offizierkorps systematisch ferngehalten.⁵⁰⁹ Ebenso zwiespältig verhielt sich Wilhelm II., dessen informelle Öffnung des Hofes für das vermögende Bürgertum und dessen eigenwillige Akzentsetzungen in der Nobilitierungspolitik die Annäherung der sozial und ökonomisch obersten Segmente von Adel und Bürgertum beförderte. Gleichzeitig aber bekämpfte er die plutokratischen Auswüchse⁵¹⁰ dieser Annäherung v.a. innerhalb des Offizierkorps aufs schärfste.

505 Vgl. die Mitgliederlisten von 1867 in: Album des Deutschen Rennsports 1911, S. 6-8 und v.a. von 1892 in: Denkschrift zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen des Union-Clubs 1867-1892, in: S. 59-68.

506 Beispiele für den Union-Klub als Treffpunkt der gesellschaftlichen und politischen Eliten (nach 1918): bei PUTLITZ, Unterwegs, S. 93 u. 102; REIBNITZ, Gestalten, S. 133; für das Reiterleben in einem Regiment (3. Garde-Ulanen), das „auf der Rennbahn zahlreiche Vertreter hatte“ siehe DUNGERN, St. Georg, S. 18-21.

507 Begriff und Konzept der „composite elite“ bei SPENKUCH, Herrenhaus, S. 441-455.

508 JOHN, Reserveoffizierkorps, S. 264 errechnete für das Jahr 1905, daß 44,3% der 2.830 Reserveoffiziere, deren Väter unter der Berufsbezeichnung „Kaufleute, Fabrikanten etc.“ liefen, in Regimentern der Kavallerie oder Feldartillerie gedient hatten.

509 In den Garde-Kavallerie-Regimentern blieben auch die Reserveoffizierkorps bis 1914 nahezu rein adlig besetzt. Doch schon in den Regimentern der Garde-Infanterie überwogen bürgerliche Reserveoffiziere bei weitem.

510 Neben den vielen Anti-Luxus-Kundgebungen des Kaisers, der durch höfische Prachtentfaltung doch selbst wesentlich zur Steigerung des materiellen

Aus der Perspektive der Gardeoffiziere lohnte sich der strapazenreiche Dienst zwischen⁵¹¹ Kaserne, Hof, Tanzsaal und Rennbahn in mehrfacher Hinsicht. Friedrich Graf v.d. Schulenburg, der eine professionelle Dienstauffassung virtuos mit den höfischen Anforderungen an den Gardekavalleristen verknüpfen konnte, nennt als konkrete Vorteile, die dem Gardeoffizier in den Schoß fielen, die geistigen Anregungen der Großstadt, die vielseitigen Bildungsmöglichkeiten die Bekanntschaft mit „hohen Kreisen“ und einflußreichen Persönlichkeiten, das Erlernen von Sicherheit und Gewandtheit im gesellschaftlichen Verkehr.⁵¹² „Was hatten demgegenüber die Offiziere in den kleinen Grenzregimentern? Nichts, was nicht aus dem Offizierkorps selbst geboten wurde,“ stellt Schulenburg fest. Bereits die durchweg adlig dominierten Leibregimenter in den Residenzstädten der Provinz hatten mit dem altpreußischen Gardevorbild nur noch wenig gemein. Der zum 1. badischen Leib-Infanterie-Regiment in Karlsruhe kommandierte Hans v. Seeckt⁵¹³ mokierte sich über die allzu bürgerliche Aufmachung des Hofes. Auch die quantitativ bedeutendsten militärischen Refugien des preußischen Kleinadels, die zahlreichen exklusiven Regimenter in kleinstädtischen Garnisonen, waren in der sozialen Realität um Welten von den Gardeeinheiten entfernt. Sie blieben in sehr viel stärkerem Maße an die Kasinogeselligkeit gebunden und waren ansonsten auf

Repräsentationsaufwandes im Militär beitrug, ist in diesem Zusammenhang v.a. sein früher Kampf gegen den Union-Klub zu nennen. Vordergründig gegen das Hasardspielen in den Kavallerieregimentern gerichtet, zielte die Kampagne gegen den Klub als solchen. Während Wilhelm I. schon vor der Gründung des Klubs ein begeisterter Förderer des Rennsports gewesen war, ließ sich sein Enkel erst 1910 dazu bewegen, das Protektorat über den Union-Klub zu übernehmen. Für den frühen Kampf gegen den Union-Klub vgl. RÖHL, Wilhelm II., Bd. I, S. 506-516 und WILHELM II., Leben S. 211f. u. 216f. U.a. verbot Prinz Wilhelm 1885 den Offizieren seines Garde-Husaren-Regiments den Verkehr im Union-Klub, weil unter dessen Mitglieder Personen, v.a. Juden, seien, mit denen ein Offizier nicht verkehren könne.

511 Vgl. LETTOW-VORBECK, Leben, in: BA-MA, N 98/1, fol. 44: „Es war manchmal hart, den Tag über Dienst zu tun, abends Ball in Berlin bis gegen 2 Uhr, dann im Kaffee sitzen bis um 5 Uhr früh, zu Hause 10 Minuten ins Bett und dann zum Dienst.“ Siehe auch einen Brief Hans v. SEECKTS an seine Schwester vom 5.4. 1891, in: BA-MA, N 247/67 mit einer beeindruckenden Liste von geselligen Verpflichtungen.

512 SCHULENBURG, Erlebnisse, in: BA-MA, N 58/1, fol. 16. Auffällig ist in solchen Schilderungen die positiven Konnotationen von „Großstadt“, die in einem krassen Widerspruch zu den großstadtfeindlichen Texten aus kleinadliger Feder stehen. Vgl. das Großstadtlob bei STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, fol. 41 u. 53; ebenso MEIER-WELCKER, Seeckt, S. 20 („famose Stadt“). Beispielhaft für die von den Militärbehörden oftmals beschworenen Gefahren der Großstadt: Königlich Bayerische Kriegsministerium, Frhr. v. ASCH ZU ASCH AUF OBERNDORFF, Betr. Außerdienstlicher Verkehr der Offiziere vom 14. Mai 1898, in: BHStA, KA, Mkr 1854. Zur Großstadtfeindschaft im deutschen Adel generell: MALINOWSKI, Vom König zum Führer, S. 59-72.

513 MEIER WELCKER, Seeckt, S. 35; BOETTICHER, So war es, in: BA-MA, N 323/17, fol. 36.

den geselligen Verkehr in den Häusern landgesessener Familien in der Umgebung angewiesen.⁵¹⁴ Die Gardeoffiziere waren sowohl aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu den sozial herausgehobenen Regimentern der Armee als auch aufgrund ihrer Herkunft aus bekannten Adelsfamilien ein fester Bestandteil der „ersten Gesellschaft“, d.h. sie bezogen ihr Prestige und ihr Selbstbewußtsein nur zu einem geringen Anteil aus der rein militärischen Tätigkeit.⁵¹⁵ Offiziere in den ländlich-kleinstädtischen Regimentern mit adliger Dominanz hingegen orientierten sich vorzugsweise an der ländlichen Gesellschaft und an einer Tradition des lokal oder regional begrenzten Dienstes. Daraus folgte nicht ein professionelleres Verständnis von militärischem Dienst, sondern eine genügsame Fixierung, verbunden mit einer militärischen und sozialen Abschließung, die nicht weniger ausgeprägt war als in den Garderegimentern. In bemerkenswerter Einmütigkeit reduzierten Militärkritiker und Offiziere den Inhalt dieses Offizierslebens vor 1914 v.a. auf drei Dinge: „Jagd, Weiber, Jeu“.⁵¹⁶ Doch den Normalfall bildeten selbst im ostelbischen Preußen beide Regimentstypen nicht, sondern das „Regiment mit hoher Nummer“. Zweifellos lag Schulenburg richtig mit seiner Behauptung, daß die Offiziere dieser Regimenter von Anregungen von außerhalb weitgehend frei blieben. Zwei Deutungslinien bestimmen noch immer unsere Vorstellungen vom Sozialleben in Regimentern und von den Selbsteinschätzungen der Offiziere in den „tostlosen Garnisonen“.⁵¹⁷ Zum einen die Abstumpfung des einzelnen in der monotonen Atmosphäre des kasernierten Lebens ohne größere Abwechslung und Anregung.⁵¹⁸ Zum anderen die soziale und kulturelle Orientierung nach den als vorbildhaft empfundenen Luxusregimentern der Garde bzw.

514 Vgl. die Schilderungen von Kasinoabenden sowie von Musikveranstaltungen, Tanztees und v.a. Jagden in den Adelshäusern der Altmark bei GOBLER, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 98/1, fol. 24.

515 SCHULENBURG, Erlebnisse, in: BA-MA, N 58/1, fol. 5.

516 GERLACH, Erinnerungen, S. 43; BELOW, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 87/37, fol. 117; ECKARDSTEIN, Lebenserinnerungen, S. 74; FREYTAG-LORINGHOVEN, Offizierkorps, S. 72; LETTOW-VORBECK, Leben, in: BA-MA, N 103/44, fol. 43; SCHOENAICH, Damaskus, S. 42f.

517 EULENBURG, Denkwürdigkeiten, S. 45.

518 Stellvertretend für viele die Einschätzung eines sozialdemokratischen Kritikers aus Bayern: „Läßt man einen Lieutenant fünfzehn Jahre und noch länger an einem kleinen Orte, so werden seine Ideale: der Bierkrug, der Stammtisch, die Zigarre und das Kartenspiel.“ (KRAFFT, Glänzendes Elend, S. 73) Vgl. BELOW, Leutnantszeit, in: BA-MA 87/38, fol. 159, über das Angebot der Garnison Hanau in den 1870: „Dienst, Skat und Jagd.“

der Kavallerie.⁵¹⁹ Tatsächlich dominieren in den Erinnerungen von Offizieren in „schlechten Garnisonen“ die Beklemmungen über die Tristesse des Regimentsalltags und der Argwohn über die offensichtlichen Ungleichheiten zwischen Garde und Linie bei Beförderungen. Die wenigen vorliegenden Quellen stammen in erster Linie von späteren Karriereoffizieren, die ihre Kommandierung zur Kriegsakademie oder in den Generalstab vorwiegend als „Befreiung“ empfanden.⁵²⁰ Doch deuten einzelne Hinweise erstens auf eine durchaus selbstbewußte militärische Alltagspraxis und zweitens auf eine bis 1914 stetig zunehmende Distanz zum Sozialleben in den „Luxusregimentern“ hin. Friedrich v. Boetticher leitet die Schilderung seiner Leutnantszeit in einem Feldartillerie-Regiment in Pirna mit dem Satz ein: „Es begann eine glückliche Zeit für den Leutnant. Er hatte Rekruten auszubilden.“⁵²¹ Im 8. Rheinischen Infanterie-Regiment in Saarbrücken besuchten die Offiziere ein Zivilkasino und waren gehalten, Sonntags die Kaserne zu verlassen, um sich mit nichtmilitärischen Dingen zu beschäftigen.⁵²²

Heye wurde 1890 auf Antrag zum Lehr-Infanterie-Bataillon nach Potsdam kommandiert und kam so erstmals mit der höfisch-militärischen Welt in Berührung, was er als Probe gegen sich selbst verstand. Zwar meldete er sich für offizielle Empfänge und warf ordnungsgemäß Karten, doch erhielt er keine Einladungen. Nachdem er die eisige Atmosphäre der exklusiven Potsdamer Militärgesellschaft erfahren hatte wurde er als Wachhabender Offizier der Hofwache dienstlich zum Rapport beim Kaiser bestellt, wo sich ihm ein Bild wie aus „Tausend und einer Nacht“ eröffnete: „Zur bestimmten Stunde machte ich mich in meiner ersten Garnitur auf, um dem Kaiser den Rapport zu überreichen. Im Vorzimmer zum Muschelsaal erschien ein Lakai, der mich sofort dem Flügeladjutanten meldete. Major v. Scholl trat heraus, fragte mich nach Namen und Regiment und forderte mich auf, ihm zu folgen. Ein feenhafter Anblick bot sich meinen Augen. Die tausend und abertausend Muscheln und Edelsteine glitzerten an den

519 GREGORY, Soldatenfrau, S. 84 erzählt von zwei jungen Leutnanten, deren Zulagen für die Garde nicht ausreichten, die sich dennoch beharrlich weigerten in ein Grenzregiment zu wechseln: „Von der Grenze kommt keiner wieder, dann ist es besser sich durchzuhungern.“

520 So HEYE, Lebenslauf, in: BA-MA, N 18/1, fol. 23 (Saarbrücken) und MITTELBERGER, Wanderer, in: BA-MA, N 40/10, fol. 38 (Ingolstadt).

521 BOETTICHER, So war es, in: BA-MA, N 323/17, fol. 26.

522 HEYE, Lebenslauf, in: BA-MA, N 18/1, fol. 43, 79, 83 u. 103, wo auch betont wird, daß im Offizierkorps nur selten Alkohol getrunken, stattdessen gewissenhaft militärisch gearbeitet wurde. Ähnlich, GROENER, Lebenserinnerungen, S. 45. Vgl. auch BRANDENSTEIN-ZEPPELIN, Erlebtes, in: BA-MA, N 49/1, fol. 9; DEIMLING, Zeit, S. 26; BELOW, Leutnantszeit, in: BA-MA, N 87/38, S. 121; SCHUBERT, Lebenserinnerungen, S. 31.

Wänden in dem hellen Kerzenlicht, das etwa fünfzig auf kleinen Tischchen stehenden sechsarmige Leuchter um sich verbreiteten; die sprudelnden Springbrunnen, die kostbaren Toiletten der Damen, die mannigfaltigen gold- und silberbetressten Uniformen, schließlich die weichen Klänge der Musik, die aus dem Garten zu mir herüberdrangen, liessen den Provinzleutnant wie gebannt am Eingang stille stehen, um dann sofort wieder dem voran schreitenden Major v. Scholl zu folgen.“⁵²³ Zwar bewunderte Heye die scheinbare Leichtigkeit der höfischen Welt und erinnerte sich beim Anblick eines Offiziers des Regiments der Garde du Corps an die alte Ritterzeit erinnert, doch notierte er in sein Tagebuch: „Die Garde wird im künftigen Feldzug dieselben Verluste wieder erleiden wie 1870 bei St. Privat.“ Distanziert resümierte Heye sein Kommando, das ihn u.a. zum Gegner des Paradedrills werden ließ: „Der Aufenthalt in Berlin und Potsdam kam dem Menschen zu Gute, nicht dem Soldaten.“

Bei den Soldaten der Provinzregimenter scheint sich am frühesten ein Dienstverständnis herausgebildet haben, das sich weder auf den Hof noch auf eine soziale Schicht bezog, sondern nur auf das Militärische. Deshalb wäre es verfehlt, voreilig von einem bürgerlichen Offizierskonzept zu sprechen, weil gleichermaßen adlige und bürgerliche Offiziere an dessen Entwicklung beteiligt waren. In dem seit 1905 sich verstärkenden allgemeinen Diskurs über Kriegsbereitschaft trafen sich solche liberal erscheinenden Kritiken an der Exklusivität und Abgeschlossenheit der Garderegimenter mit in der Schärfe neuartigen Polemiken rechter Propagandisten. Ein ehemaliger Offizier warf in einer stark antisemitisch gefärbten Broschüre dem Adel in den Garderegimentern vor, daß er sich aufgrund seiner „Konnexionen“ vor dem Grenzdienst, dem ⁵²⁴eigentlich ehrenvollsten militärischen Dienst zu drücken versuche. Fragt die „preußische

523 Für dies und das folgende: HEYE, Lebenslauf, in: BA-MA, N 18/1, fol. 67-73. Vgl. die ähnliche distanzierte Schilderung eines Hofballbesuches bei GROENER, Lebenserinnerungen, S. 56f.: Ich erhoffte mir ein großes Erlebnis, wurde aber eigentlich recht enttäuscht. Man sah viele Menschen in wunderbaren Uniformen, schöne Frauen in prächtigen Kleidern, glitzernden Schmuck, aber alles machte auf mich den Eindruck einer Theatervorstellung. Kaiser und Kaiserin sahen wir von der Galerie des Weißen Saales aus einziehen und den üblichen Rundgang beim diplomatischen Korps und den anwesenden Fürstlichkeiten machen. Die Offiziere der Garde zeigten mit den Damen der Hofgesellschaft ihre lange vorher eingeübten Tänze, wir armen Linieninfanteristen waren aus diesem Kreise ausgeschlossen. Nun, wir waren darüber nicht betrübt [...]

524 Von einem Inaktiven, Der Kaiser und das Offizierkorps, S. 7f. Interessanterweise führt der eindeutig alldeutsche Autor ein Beispiel für die „Entadelung“ eines Regiments an, nachdem es an „die Grenze“ (Saarburg) versetzt worden war, das ENDRES, Soziologische Struktur, S. 295 in seiner republikanischen Kritik am „feudalen Offizierkorps“ übernehmen würde. Dort auch das Pauschalurteil: „Der Adel besetzte die Garderegimenter und die Kavallerieregimenter in guten Garnisonen. Alle Truppen an der Ost- und Westgrenze, wo es

Offiziersfrau“, Mathilde v. Gregory, von der Festungskommandantur in Glatz aus noch rhetorisch, „wann arbeiten diese Menschen?“, drückte eine freisinnige württembergische Zeitung die unüberbrückbare Kluft zur Garde schon deutlicher aus: „Dort, wo es tüchtig zu arbeiten gilt, da sind keine adligen Offiziere.“⁵²³

So scheint es zweifelhaft, daß im Offizierkorps „[k]ein bürgerliches Selbstwertgefühl oder Klassenbewußtsein“⁵²⁶ vorhanden gewesen sein soll. In den Distanzierungen von den adlig geprägten „Luxusregimentern“ läßt sich durchaus ein bürgerliches Selbstbewußtsein erkennen, nur speiste es sich primär aus einem professionellen Verständnis von militärischem Dienst, aus einer engen Berufsperspektive, in die bürgerliche Werte wie Bildung und Leistung und auch Partizipationsansprüche integriert werden konnten, aber mehr von militärischem Nützlichkeitsdenken als von der Utopie der bürgerlichen Gesellschaft geprägt waren.

Es ist bislang deutlich geworden, in welchem Ausmaß sich die Regimenter der deutschen Armeen hinsichtlich ihres militärischen Auftrags und ihrer alltäglichen Truppenpraxis, ihrer sozialen Zusammensetzung und ihres gesellschaftlichen Status unterschieden. Auf dieser militärischen Organisationsebene interpretierten die Offiziere ihren Dienst in der Armee je nach Waffengattung, nach Region, nach sozialem und ökonomischem Status und nach Tradition verschieden. Die Welt der Regimenter war eine zutiefst fragmentierte. Der Adel insgesamt profitierte insofern von dieser Fragmentierung als er sich in ihm gemäßige Rückzugsbastionen konzentrierte, von wo aus er weithin sichtbar die zunehmend kalte, sachrationale militärische Dienstlogik mit ritterlich-balladesker Poesie umspielen konnte. Jenseits der harten sozialen und ökonomischen Fakten garantierte die bis zum Ersten Weltkrieg unerschütterte Adelspräsenz in den Regimentern der Garde, der Kavallerie und weniger ausgesuchter Regimenter der Infanterie und Feldartillerie den bürgerlichen Aufsteigern die Erreichbarkeit von gesellschaftlichem Prestige, das weit über die eigentliche berufliche Tätigkeit hinausreichte. Kehrseite dieser Entwicklung war, daß er den Anschluß an die moderne Militärentwicklung zu verpassen schien und als geschlossener Stand rein fachmilitärisch nicht mehr als erster Repräsentant der

schlechte Garnisonen gab, hatten vorwiegend bürgerliche Offiziere.“ Ähnliche Kritik an der mangelnden Bereitschaft des Adels zur „Grenzwacht“ bei GÄDKE, Militärkabinett und Adel, in: BT 168 vom 4.4. 1910.

525 GREGORY, Soldatenfrau, S. 11; WHStA Stuttgart, M 1/3-792 Zeitungsausschnittsammlung 1910 (aus: „Der Beobachter“).

526 BALD, Kaiserheer, S. 8..

Nationsarmee, ja als deren erstes Hindernis wahrgenommen wurde. So sehr die exklusiven Regimenter und die Namen ihrer Offiziere für typische Friedensaufgaben, wie die (Wieder-)Herstellung von Korpsgeist oder Exklusivität benötigt wurden, der Entwicklung des Militärs zum nationalen Kriegsinstrument waren sie eher hinderlich und dementsprechend angreifbar.

Im Folgenden soll nun eine weitere Funktion des Adels im System der Regimenter untersucht werden, die diesen einerseits stärkte, geradezu seine Unersetzbarkeit demonstrierte, andererseits doch auch darauf verweist, daß das feudale Außenbild ein künstliches war, ein geradezu klassisches Beispiel für eine erfundene Tradition darstellte. Über die untrennbare, wenngleich artifizielle Verknüpfung von adligen und militärischen Traditionen lieferte der Adel dem zersplitterten Offizierkorps ein Substitut für verlorene Homogenität, er versorgte die mehr von Brüchen denn von historischer Kontinuität geprägten deutschen Armeen mit gleichförmig gewachsener historischer Tiefe. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges umfaßten die drei Hauptwaffengattungen des deutschen Heeres 216 Regimenter Infanterie, 126 Regimenter Artillerie und 110 Regimenter Kavallerie.⁵²⁷ Von diesen insgesamt 452 Friedensregimentern des Jahres 1914 waren gerade einmal 69 vor 1800 errichtet worden, d.h. 85% der Regimenter aus sämtlichen Kontingenten waren Produkte der schubweisen Heeresvermehrungen im 19. Jahrhundert; nahezu 60% der Regimenter verfügten über eine Vergangenheit, die gerade einmal bis zur Reorganisation des preußischen Heeres zurückreichte.

Die besonders markanten Bruchpunkte reichen von der Regimentsgründungswelle in Reaktion auf die napoleonische Herrschaft, über die 1860 abgeschlossene Reorganisation des preußischen Heeres, die Bildung der Armee des Norddeutschen Bundes 1866, die Erhöhung der Zahl der Regimenter nach der Reichseinigung 1871/72 bis zu den Vermehrungsschüben 1890, 1897/99 und 1912/13. Neben der beschleunigten Neuformierung von Regimentern im Zeitalter der Massenheere ergibt sich aus der Überprüfung der Regimentslisten, daß die Gründungswellen die Waffengattungen in unterschiedlichem Ausmaß erfaßte. Während die Zahl der Artillerieregimenter erst nach 1890 explosionsartig anstieg, allein 1899 wurden in allen Kontingenten insgesamt 40

⁵²⁷ Nach eigener Zählung, geringfügig abweichend JANY, Geschichte, Bd. IV, S. 326. Hinzu kämen noch die zahlreichen nicht in eigenständigen Regimentern formierten Einheiten der Maschinengewehr-Abteilungen, der Pioniere, des Train, der Luftschiffer und Flieger, des Kommunikations- und Transportwesens und des Sonderfalles der Jäger.

Feldartillerieregimenter neu aufgestellt, blieb der Zuwachs von Kavallerieregimentern bescheiden. Nach 1890 wurden in der preußischen Armee nur 14 Regimenter der sehr beweglichen Jäger zu Pferde – eine Art berittener Infanterie –, in Sachsen ein hochumstrittenes Husarenregiment und in Bayern zwei Cheveauleger-Regimenter gebildet. Von den 86 preußischen Kavallerieregimentern existierten hingegen vor 1860 immerhin schon 56 (sämtliche 12 Kürassier-, 14 Dragoner-, 17 Husaren- und 13 Ulanenregimenter). Aus dem Vergleich der Kontingente ergibt sich, daß die bayerische und die sächsische Armee in verhältnismäßig geringerem Umfang als die preußische und württembergische Armee an Traditionslosigkeit litten. Selbst das Gardekorps als ausgewiesene Adeldomänen in Preußen blieb von den gewaltigen Eruptionen nicht verschont. Von den 25 Regimentern des Gardekorps (12 Infanterie, 8 Kavallerie, 5 Artillerie)⁵²⁸ wurden immerhin 12 erst 1860 und später gebildet.

Die Neuaufstellung eines Regimentes erfolgte keineswegs aus dem Nichts, sondern aus Abgaben bereits bestehender Regimenter. Zwar wurde damit auch die Homogenität der neuen Regimentsoffizierkorps abgestützt, da sich ältere Offiziere aus traditionsreicheren Regimentern mit den *milites novi* vermischten. Doch wirkten damit die Personalvermehrungen direkt auf die soziale Zusammensetzung auch der älteren Regimenter zurück. Für die betroffenen Offiziere läßt sich kein tieferer lebensgeschichtlicher Bruch vorstellen als die vom Militärkabinett angeordnete Versetzung von einem pommerschen Grenadier- in ein lothringisches Infanterieregiment, ein seit den 1880er Jahren geradezu normaler Vorgang, weil die neuen Regimenter vorzugsweise an den Reichsgrenzen im Westen und Osten stationiert waren.⁵²⁹ Als die Offiziersfamilie v. Gregory von Oldenburg in ein neu aufgestelltes Regiment, „bar jeder Tradition, ohne irgendeine Berühmtheit“, nach Hameln versetzt wird, fragt die besorgte Offiziersgattin: Woher sollten wir Ruhm, Ehre, Ansehen, tiefverwurzelten Heldengeist herschaffen?⁵³⁰ All dies hielt der Adel mit seinen militärischen Familientraditionen bereit.

In der militärischen Welt der traditionslosen Massenheere, der zunehmend kalten, sachrationalen Entscheidungsfindung, der nicht mehr personal gebundenen Befehlsmechanismen, in der die Planer weit hinter der Front das militärische Geschehen zu bestimmen drohten, konnte der Adel seine kriegerischen Traditionen, seine Rolle

528 Alle Angaben nach den Ranglisten der Kontingentsarmeen.

529 ENDRES, Soziologische Struktur, S. 295f.

530 GREGORY, Soldatenfrau, S. 131.

als Hüter des kollektiven militärischen Gedächtnisses und seine Fähigkeit zur Repräsentation von militärischem Erfolg zu seinem Vorteil einbringen. Es ist kein Zufall, daß gerade junge, neu aufgestellte Regimenter, die durchaus bürgerlich geprägt waren, bekannte adlige Familiennamen als Appendix erhielten. Damit waren die bürgerlichen Offiziere noch längst nicht feudalisiert, wurden aber in eine adlig-militärische Tradition eingebunden. Das Prestige schillernder adliger Namen gab deren Trägern einen entscheidenden Vorteil gegenüber bürgerlichen Neukommern, die nichts als ihre Arbeitsbereitschaft und Leistungskraft vorzuweisen hatten und nicht in der Lage waren, die defizitären Repräsentationskultur moderner Gesellschaft auszugleichen.⁵³¹

Über diese Bilder behauptete v.a. der preußische Kleinadel ein aus dem adlig-militärischem Wertekanon geschöpftes Selbstbild: Ehre, Haltung, Dienst, Treue, Pflicht, Opfer waren originär Wertsetzungen des preußischen Kleinadels, die sich mühelos in die moderne Wehrpflichtigenarmee einbauen ließen und tragfähig genug waren, auch bürgerliche Offiziere in das Konzept einzubinden.

Unmittelbar nach der Thronbesteigung ordnete Wilhelm II. an in Anerkennung der besonderen Verdienste, welche sich einzelne Familien dadurch erworben, daß ihre Glieder in großer Zahl und in bedeutenden Stellungen der Armee angehört haben“, einzelne Regimenter nach historischen Adelsgeschlechtern zu benennen.⁵³² Während die Regimenter der preußischen Garde und auf altpreußischem Gebiet vornehmlich nach gekrönten Häuption (gleich welchen Geschlechts) ehemals verbündeter Staaten benannt wurden,⁵³³ erhielten andere Regimenter die Namen von berühmten Heerführern⁵³⁴

531 Für ein nichtmilitärisches Beispiel vgl. KELLER, Vierzig Jahre, S. 232. Die Hofdame der Kaiserin besuchte 1902 mit dem Kaiserpaar die Familie Krupp in der Villa Hügel. Beeindruckt von der Pracht und Modernität des Hauses, der Schlichtheit ihrer Gastgeber und der Energie des Selfmademan, bemängelte sie dennoch das Fehlen von Familienbildern an den Wänden: „Es fehlte eben alte Familiengeschichte, Tradition.“

532 Zitiert nach: ANONYM, Der Offizier. Das moderne Ritterthum, in: MWBl 74 (1889), Sp. 1318. In der von WILHELM I. erlassenen „Allerhöchsten Ordre bezüglich veränderter Benennung der Truppentheile“, abgedruckt in: MWBl 45 (1860), Sp. 187 bezogen sich die Namenszusätze nur auf die „ruhmwürdige Vorgeschichte“ und den Ursprung der Regimenter sowie auf ihre „besondere taktische Bestimmung“.

533 Bspw.: Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1 „Kaiser Alexander“; Garde-Grenadier-Regiment Nr. 4 „Königin Augusta“; 1. Garde-Dragoner-Regiment „Königin Victoria; Leibkürassier-Regiment (Schlesisches Nr. 1) „Großer Kurfürst“; Ostpreußisches Grenadier-Regiment Nr. 1 „Kronprinz“; 1. Pommersches Grenadier-Regiment Nr. 2 „König Friedrich Wilhelm IV.“.

534 Bspw.: 1. Westfälisches Infanterie-Regiment Nr. 12 „Herwarth v. Bittenfeld“; Füsilier-Regiment (Schlesisches) Nr. 38 „Generalfeldmarschall v. Moltke“; Feldartillerie-Regiment

oder von Familien des alten landgesessenen Adels, die zur Landschaft oder zum Regiment in einer engen Beziehung standen.⁵³⁵ Für die Adelsfamilien, die diese Auszeichnung als Gunstbeweis und als Nachweis ihrer Leistungsfähigkeit in der Vergangenheit wie Gegenwart sehr ernst nahmen,⁵³⁶ ergaben sich daraus vielfältige repräsentative Verpflichtungen bei Kriegervereinstreffen, Regimentsfeiern, nationalen Feiertagen etc. Außerdem übernahmen einige Familien zur Festigung der Bande zwischen dem Regiment und ihrem Namen soziale Aufgaben oder belieferten das Offizierskasino mit Gegenständen aus ihrer Familiengeschichte. Doch nur in den seltensten Fällen ergab sich aus der Verknüpfung von Regiment und Familienname auch tatsächlich ein dienstliches Engagement eines Familienmitglieds in diesem Regiment.⁵³⁷ Umgekehrt erhielten die Familien über die Zahl der tatsächlich in der Armee dienenden Offiziere hinaus zusätzliche Gelegenheit zur Repräsentation ihrer kriegerischer Vergangenheit. Unmißverständlich kam so zum Ausdruck, wer Träger des kollektiven Gedächtnisses der Regimenter

(Schleswig-Holsteinisches) Nr. 9 „Graf Waldersee“; Kürassier-Regiment (Magdeburgisches) Nr. 7 „v. Seydlitz“.

- 535 Zu den Familien, denen diese Ehre zuteil wurde zählen: v. Alvensleben, v. Arnim, v. Borcke, v. Bredow, Grafen Dohna, Grafen Dönhoff, v. Gersdorff, v.d. Goltz, v. Manstein, v.d. Marwitz, Fürsten Radziwill, v. Rauch, v. Stülpnagel, v. Wedel, Grafen Werder. Auch die bayerische Armee kannte diese Namensbezeichnungen, aber außer den Regimentern Horn, Orff, Tann, Taxis und Wrede trugen sämtliche Einheiten mit Namensbezeichnungen die Namen von regierenden Fürsten. Daneben trugen sämtliche Regimenter noch Landschaftsbezeichnungen, welche die Regimenter in die Heimatgeschichten ihrer Standorte integrieren sollten, andere historische Bezeichnungen wie „Ordensmeister“, „Hochmeister“ etc. Siehe auch den Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten, Hans KRUG v. NIDDA, vom 22.1. 1902, in: SHStA, KA, Berichte des sächsischen Militärbevollmächtigten, Nr. 1424. Den ehemaligen hannoverschen Regimentern wurden 1899 Schlachtorte der Befreiungskriege als Appendix hinzugefügt, welche in Erinnerung an gemeinsame preußisch-hannoversche Schlachten integrative Wirkung entfalten sollten: „Waterloo“, „Peninsula“, „Venta del Pozo“, „El Bodon“.
- 536 So beklagt sich der Vorsitzende des v. Bonin'schen Familienverbandes, daß die Familie bei der ersten Verteilungswelle adliger Familiennamen an Regimentern 1889 übergegangen worden sei und rechnete vor, daß die Bonins seit dem 17. Jahrhundert 162 Offiziere gestellt, von denen 93 in einem oder in mehreren Kriegen gefochten hätten und 22 gefallen wären. Doch mußte man eingestehen, daß seit dem Siebenjährigen Krieg kein Bonin mehr in herausgehobener Stellung zu finden war. Siehe: Protokoll der 20. Sitzung des von Bonin'schen Familientages vom 18.3. 1889, in: VLHA Greifswald, Rep. 38d, Bahrenbusch, Nr. 71, fol. 102. Ob der Familienvorstand den in der Armee als liberal verschrieenen ehemaligen preußischen Kriegsminister der „Neuen Ära“ (1852-54, 1858/59), General Eduard v. BONIN, vergessen oder verdrängt hatte oder dessen Stellung nicht als „herausgehoben“ bewertete, ergibt sich aus dem Protokoll nicht.
- 537 Nach SPRÖBER, Deutsche Heerführer 1640-1894, S. 216 nahmen sieben Mitglieder der Familie v.d. Marwitz an Feier zur Namensgebung des 8. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 61 in Thorn teil, doch kein Marwitz diente bis 1914 in diesem Regiment, weil es als „bürgerlich“ oder wie GREGORY, Soldatenfrau, S. 179 es formuliert als „verindustrialisiert“ galt.

und zugleich Hüter der nationalen Sicherheit war. Die bürgerlichen Regimenter waren damit und mit der Übernahme der Farb- und Formensprache aus den Arsenalen des Adels noch längst nicht „aristokratisiert“. Doch profitierte der Adel in seiner Gesamtheit von der Prominenz dieser Familiennamen. Die alten Namen und die damit verbundenen Vorstellungen von organisch gewachsenen Traditionen von „Offizierum“ gaben geschichts- und gesichtslosen Regimentern eine Vergangenheit, dem historischen Adel hingegen die Gewißheit, auch in Gegenwart und Zukunft nicht überflüssig, sondern gerade in seinen Eigenheiten integraler Bestandteil der preußisch-deutschen Heeresverfassung zu sein.

Auch die zahlenmäßig sehr wenigen „Adelsregimenter“ in den nichtpreußischen Kontingentsarmeen dienten als Speicher einer partikularen landschaftlichen Erinnerung, welche den Verlust von spezifischen regionalen Traditionen in der Armee überspielten. Zwar erhielten diese Regimenter keine Namen von Adelsfamilien, sondern von gekrönten Häuption, doch bestätigte allein die massive Präsenz der landgesessenen regionalen Adelsfamilien die Bindung der Regimenter an die Heimat und entfaltete mit seinen folkloristischen Elementen in zweifacher Hinsicht integrative Wirkungen: Sie band die landgesessenen Familien in Sachsen und Süddeutschland an die regionalen Monarchien und überbrückte die Kluft zur „deutschen Nationsarmee“, die für die Masse der Bevölkerung doch eher als Abstraktum empfunden worden sein durfte. Während die Kommandostrukturen der ehemals unabhängigen Armeen der Klein- und Mittelstaaten unzweideutig von Preußen aus bestimmte wurden, erhielten die „Adelregimenter“ die volkstümliche Illusion von Partikularität. So waren die beiden sächsischen Armeekorps als XII. und XIX. Korps in das preußische Heer eingegliedert worden, wurden Personalfragen in der höheren Führung in Berlin und nicht in Dresden entschieden und wurde die Masse der sächsischen Regimenter bis zur Ununterscheidbarkeit an das preußische Vorbild angeglichen. Nur sechs Regimenter, allesamt überdurchschnittlich von adligen Offizieren besetzt, halten die Landesfarben hoch: Das Gardereiterregiment, das 2. Schwere Reiterregiment, das Karabiner-Regiment, das Husarenregiment Nr. 18, das Leibregiment 100 und das Schützenregiment 108.⁵³⁸ Diese Regimenter blieben von massiven organisatorischen und personellen Umstellungen weitgehend verschont, behielten ihre traditionellen Uniformen und wurden nie von

⁵³⁸ FRITSCH-SEERHAUSEN, Sächsisches Offizierkorps, in: Hofmann, Deutsches Offizierkorps, S. 59-73.

einem nichtsächsischen Regimentskommandeur geführt. Vergleichbare Einheiten existierten in nahezu sämtlichen Residenzstädten des Deutschen Reiches, so daß sie tatsächlich das Erscheinungsbild der Armee bestimmten, obgleich sie rein militärisch den „Normalregimentern“ bestenfalls gleichwertig waren. Dennoch war die Buntheit und Vielgestaltigkeit keine reine Fiktion oder nur Fassade. Sie wirkte mannigfach in das Korps in seiner Gesamtheit zurück, erhielt alte und beförderte neue Ungleichheiten. Was von außen besehen homogen erschien, war im Inneren jedoch tiefgreifend fragmentiert. In der militärischen wie der sozialen Sphäre der Regimenter gliederte sich das Offizierkorps in zahlreiche Subsysteme, die sich voneinander weitgehend unabhängig entwickelten, eigene Kompetenzen entwickelten und Sondererscheinungen als den Normalfall erscheinen lassen. Hier war der Ort, an dem sich das „aristokratische Offizierskonzept“ relativ unbehelligt von den fachmilitärischen Zwängen frei entfalten und der militärisch orientierte Adel gemäß seiner Traditionen den Dienst konnte. Dies heißt nicht, daß es auf der Ebene der Regimenter keinen Modernisierungsdruck gegeben, die Dynamik der militärischen Entwicklung nicht gewirkt hätte. Das Gegenteil war der Fall. Doch resultierte daraus nicht eine Vereinheitlichung des Ausbildungs- und Erziehungsprogramms der Regimenter, eine Umstellung der sozialen Gewohnheiten und eine Neuausrichtung der kulturellen Orientierung, sondern eine um so schärfere Segmentierung der Armee und ihrer Offizierkorps.

6.5.) Bemerkungen zur sozialen Realität des Offiziers im Kaiserreich

Die „sozialen Mythen“⁵³⁹ aus dem Inneren der Offizierskasinos der Regimenter standen in einem Spannungsverhältnis zu den realen Verdienst- und Aufstiegsmöglichkeiten der Offiziere im Kaiserreich.

Max Weber erklärte die „ökonomisch sturmfreie Existenz“ zur Grundbedingung einer Aristokratie, die nicht vom Staat, sondern für den Staat lebt, weil sie dadurch unabhängig von emotionalen Momenten selbstsicher entscheiden könne. Dem preußischen Adel, zumal den kleinadligen Militärclans, die er als Plebejer abqualifizierte sprach er diese Fähigkeit mehrheitlich ab. Offiziere zählten nach Weber ökonomisch, sozial und kulturell zum bürgerlichen Mittelstand, dessen dienstliches Verhalten aufgrund seiner ungewissen ökonomischen Lage unter starkem Anpassungsdruck stand. Als Paradebeispiel führt Weber den „nervösen Regimentskommandeur“

⁵³⁹ Begriff nach GEYER, Professionals and Junkers, S. 78.

an, dem bei Verabschiedung eine „schäbige Zukunft“ drohe und der deshalb sehr viel mehr auf dienstliche Zwänge Rücksicht⁵⁴⁰ nehmen müsse als er auf „Herrenrechte“ zurückgreifen könne. Die scharfe Abwertung der ökonomischen und sozialen Lage des Offiziers ist sicherlich auch Webers verklärender Sicht auf die Idee des „freien Herrentums“ einer liberalen Aristokratie geschuldet, doch verweist dieser Hinweis auf die tiefe Kluft zwischen herkunftsbezogenem Eliteanspruch und sozialer Wirklichkeit als eines der Kernprobleme adliger Offiziersexistenz vor dem Ersten Weltkrieg. Anhand der Preußen vergleichbaren Einkommensverhältnisse in Bayern rechnete ein sozialdemokratischer Kritiker vor, daß ein Leutnant um 1900 ohne väterliche Zulage monatlich über ca. 160 Mark verfügte, von denen zwei Drittel für Kleiderkasse, Wohnungsmiete, Kasinobeitrag, Bursche usw. vorweg abgezogen wurden. Ein Kommandierender General hingegen erhielt unter Anrechnung sämtlicher Sonderleistungen (Zulagen für repräsentative Zwecke, Dienstvilla, Mobiliar), aber ohne die zahlreichen zusätzlichen Verdienstmöglichkeiten (bspw. durch publizistische Tätigkeit) im Monat ca. 3.500 Mark.⁵⁴¹ Nahezu sämtliche Offiziere erzählen in der Rückschau von den bedrängenden pekuniären Verhältnissen bis zur Ernennung zum Hauptmann, die nur durch die monatliche Zulage und den Wechsel zur Begleichung der Schulden überwunden werden konnten.⁵⁴² Die Klagen adliger Offiziere über eine „gewisse Armut“ sollten allerdings nicht überbewertet werden. Die meisten kamen mit Gehalt und Zulage im Grunde vorzüglich aus. Problematisch hingegen war die Spannung zwischen

540 Max WEBER, Wahlrecht und Demokratie in Deutschland, in: Gesammelte Schriften, S. 258-266. Vgl. auch die faszinierende Halluzination bei KESSLER, Tagebücher, S. 151f. (Eintrag vom 7.3. 1919), in welcher „die alte preußische und die neue sozialistische Disziplin“ sich zusammenschließen und eine proletarische Herrenkaste bilden, denn: „Der arme preußische Junkeroffizier ist immer eine Art Proletarier gewesen.“

541 KRAFFT, Glänzendes Elend, S. 39-44. Selbst die Antikritik zu Kraffts Polemik kam zu keinem anderen Schluß, als daß sich gerade in den unteren und mittleren Rängen ein Offiziersproletariat ausgebildet hatte, dessen „hohem Soll an Präensionen“ ein „geringes Haben an Leistungen“ gegenüberstand. GOLDBECK, Glänzendes Elend?, S. 16. Vgl. OSTERTAG, Ausbildung und Erziehung, S. 61-64. Offiziere der preußischen Garde erhielten bei ungleich größerem Repräsentationsaufwand eine höheres Gehalt und eine höhere Kleiderzulage, was in der Summe bis zu 1.500 Mark mehr im Jahr ausmachen konnte. Siehe: WHStA Stuttgart, M 1/3: KM-Zentralabteilung: Zeitungsausschnittsammlung, Nr. 792, Januar bis Juni 1910. („Der Beobachter“ vom 11.1. 1910).

542 EINEM, Erinnerungen, S. 19: „Oft habe ich selber kein Abendbrot gegessen; aber meine Pferde haben immer ihren Hafer gehabt. Diese gewisse Armut hat mich zur Arbeit und zur Einteilung gezwungen, beides Gründe für mein späteres Vorwärtskommen.“ GOLTZ, Denkwürdigkeiten, S. 32; LETTOW-VORBECK, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 98/1, fol. 45; OLDENBURG-JANUSCHAU, Erinnerungen, S. 30; SCHLABRENDORFF, Begegnungen, S. 18; STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, fol. 39f.; WANGENHEIM, Erinnerungen, in: BA-MA, N 288/3, fol. 55f.; ZOBELTITZ, Knödelländchen, S. 121 u. 131f.

dem Luxusaufwand für repräsentative Zwecke einerseits, ganz im Sinne von Veblens Beobachtung, daß in der kapitalistischen Gesellschaft, gesellschaftliches⁵⁴³ Ansehen mit materiellem Aufwand bestätigt werden muß, und den Stilisierungen einer antimaterialistischen „Kultur der Kargheit“ in den preußischen Militär-Clans andererseits, die wiederum auf spezifisch kleinadlige Tugenden verwies.⁵⁴⁴

Die Vermögensverhältnisse der Offiziere unterschieden sich nicht entlang der Dienstgrade, sondern der Herkunftsgruppen. Der Premierleutnant im 1. Garde-Regiment zu Fuß Erbprinz Alfred v. Coburg konnte in einer Nacht das doppelte Jahresgehalt eines Kommandierenden Generals verspielen, während umgekehrt der Kommandierende General Colmar v.d. Goltz ein Abschiedsgesuch einreichte, weil ihn der von seinem Vorgänger Graf Finckenstein etablierte Repräsentationsaufwand zu ruinieren drohte.⁵⁴⁵ Es war also keineswegs nur das Eindringen vermöglicher bürgerlicher Kreise, das den preußischen Adel in die Defensive oder in die Verschuldung zwang, zumal diese Gruppen doch weiterhin stark in der Minderheit blieben. Vielmehr verschärfte sich hier auch ein latent vorhandener Gegensatz zwischen verschiedenen Adelsgruppen, die auch ökonomisch voneinander um Welten getrennt waren. Da die an dieses ökonomische Gefälle anknüpfende Luxusdebatte im folgenden Kapitel behandelt wird, bleibt hier zunächst festzuhalten, daß das dienstliche Einkommen eines Offiziers sicherlich nicht üppig, aber doch ausreichend bemessen war – insbesondere wenn man die vergleichsweise niedrigen⁵⁴⁶ Ausbildungskosten für eine „Normalkarriere“ gegenrechnet. Schmal wurde der Geldbeutel in erster Linie aufgrund des weitgespannten Eliteanspruches im Offizierkorps. Wie Weber zurecht erkannte, nahmen Mittelstandsexistenzen nationale Führungsaufgaben für sich in

543 Thorstein VEBLER, *Theorie der feinen Leute*, S. 113.

544 Vgl. MALINOWSKI, *Vom König zum Führer*, S. 90-103 und FUNCK, *Meaning of Dying*, S. 35-40.

545 Berichte der sächsischen Militärbevollmächtigten, Paul GRAF VITZTHUM VON ECKSTÄDT und Hans KRUG V. NIDDA, vom 13.9. 1898 und vom 1.2. 1904, in: SHStA, KA, Berichte der Militärbevollmächtigten, Nr. 4515 und Nr. 1425.

546 Bei Gerhard A. RITTER/Jürgen KOCKA (Hg.), *Deutsche Sozialgeschichte. Dokumente und Skizzen*, Bd. 2, S. 230 werden die Kosten für die Offiziersausbildung auf 6.000 Mark geschätzt (im Vergleich: eine Ausbildung zum Juristen kostete die Eltern bis zu 25.000 Mark). Diese Angabe bietet allerdings nicht mehr als einen Anhaltspunkt, weil sie die unterschiedliche Höhe der Monatszulage (zwischen 20 und 1.500 Mark monatlich) ebenso wenig berücksichtigt wie die Tatsache, daß bis zum Dienstgrad eines Hauptmanns ein Offizier keinen eigenen Hausstand führen konnte.

Anspruch, mit der Folge, daß der dafür als notwendig erachtete materielle Aufwand entweder nicht geleistet werden konnte und in die Verschuldung einzelner führte oder schlichtweg negiert und von einer neoromantischen Antimaterialismus-Ideologie überspielt wurde.

Den problematischen Einkommensverhältnissen entsprachen die ebenso schwierigen Beförderungsverhältnisse, die aber je nach Kontingent und Waffengattung schwankten. In allen Armeen des deutschen Reiches hatte sich nach 1871 das preußische Modell der „bedingten Anciennität“ durchgesetzt. Danach wurden im Rahmen eines umfassenden Beförderungsprinzips, das allen Standesmitgliedern gleiche Aufstiegschancen bot, Elemente der Beförderung nach Verdienst und Leistung beigelegt. Beim „Regimentsavancements“ erfolgte die Beförderung des Offiziers auf Vorschlag des Kommandeurs, der bei besonderen Leistungen eines Offiziers die Dienstalstersliste übergehen konnte. Bei der Beförderung konnten seit 1888, abgesehen von dem Sonderfall der Angehörigen von Fürstenthümern, die Generalstabsoffiziere und seit 1900 Offiziere mit Abiturientenexamen oder Abschluß der Selektas in der Kadettenhauptaanstalt prinzipiell bevorzugt werden. Doch wurde von dem Instrument der bevorzugten Beförderung bis zum Ersten Weltkrieg nur sehr zurückhaltend Gebrauch gemacht, v.a. weil die Offiziere auf spektakuläre Fälle von bevorzugter Beförderung mehrheitlich ablehnend reagierte.⁵⁴⁷

Als alternative Belohnung und Förderung von Leistung boten sich Orden, die Vergabe der begehrten Adjutantenstellen und v.a. die in der Spätphase des Kaiserreichs im preußischen Generalstab praktizierte Bereitstellung von Positionen in besonderen Verantwortungsbereichen an.⁵⁴⁸ Bei den Beförderungsprinzipien handelte es sich um für das Kaiserreich typische Mischformen verschiedener Prinzipien – Beförderung nach dem gleichförmigen Ordnungsprinzip des Rangdienstalters vs. Beförderung als „gelenkte Aussiebung“⁵⁴⁹ – die je nach Person und Position unterschiedlich eingesetzt wurden. Das

547 Nach GREGORY, Soldatenfrau, S. 65 hatten auch die Offiziersfrauen die Ranglisten und das Militär-Wochenblatt (mit den aktuellen Beförderungslisten) auf dem Nachttisch liegen, die sie auswendig daher sagen konnten. Die Berichte der Militärbevollmächtigten, in denen auch versucht wurde, die Stimmung unter den Offizieren wiederzugeben, sind voll von Spekulationen und Urteilen über Personalfragen.

548 GROENER, Generalstab, S. 46 sah den Vorteil der Adjutantenstellen (er selber war Bataillonsadjutant gewesen), daß der Offizier nicht von Arbeit erdrückt wurde, aber gleichzeitig Einblick in die Geschäfte seiner Einheit erhielt und damit über einen oftmals entscheidenden Informationsvorsprung gegenüber seinen Kameraden verfügte.

549 Untersuchungen zur Geschichte des Offizierkorps. Anciennität und Beförderung nach Leistung, S. 139.

reine Anciennitätsprinzip schloß jeden Wettbewerb unter den Offizieren aus und untermauerte den genossenschaftlich-ritterlichen Charakter des Offizierkorps. Erst mit der Beförderung zum Stabsoffizier und damit zur sicheren Existenz stellte sich ein Konkurrenzverhältnis unter den Offizieren ein. Um in die Generalität vorzustoßen bedurfte ein Offizier neben eines vorzüglichen Beziehungsnetzwerks jedoch durchaus einer herausragenden Leistungsbilanz.⁵⁵⁰

Die militärischen Beförderungsverhältnisse in Preußen waren zu Friedenszeiten traditionell schlecht. Erst der Rüstungsschub von 1860 verringerte die Wartezeiten auf das Avancement erheblich: Statt 16 bis 19 Jahre mußte ein Leutnant nur noch 11 bis 13 Jahre auf seine Beförderung zum Hauptmann warten. Da der Bedarf an Offizieren weitaus höher war als die Zahl der (geeigneten) Bewerber, verbesserten sich die Aufstiegschancen für preußische und nichtpreußische Offiziere (die vor 1866 im Normalfall nur bis zum Major aufsteigen konnten) im preußischen Heer, forciert durch die preußisch-deutschen Einheitskriege, bis in die 1870er Jahre hinein ständig. Trotz der ständigen Heeresvermehrungen und den unter Wilhelm II. häufigeren Pensionierungsschüben stieg die Wartezeit bis zum Hauptmann kurz vor dem Ersten Weltkrieg wieder auf 15 Jahre, bis zum Major gar auf 25 Jahre. Die Folge war v.a. eine starke Überalterung des preußischen Heeres gerade in den mittleren Rängen der Stabsoffiziere, weil dort zahlreiche nicht mehr zur Beförderung vorgesehene Offiziere „geparkt“ wurden.⁵⁵¹ Diese Engpässe betrafen die Waffengattungen in unterschiedlichem Maße, am stärksten die

⁵⁵⁰ Die scharfe Kritik bei VOIGT, *Offizier der Zukunft*, S. 20, in der Atmosphäre von 1918/19 formuliert, trifft allerdings die Verhältnisse in Teilbereichen des Truppenoffizierkorps bis in die Spitzenpositionen hinein: „Wenn der Offizier nach außen hin adrett war, ging es ihm gut. Wenn er sich mißliebig machte – Freimut, Skandal – ging er unbarmherzig um die Ecke. Tausende von durchaus unfähigen Offizieren sind immer weiter avanciert, nur weil sie Nullen waren, die keinen Anlaß zu weiterer persönlicher Beachtung boten. Und Tausende von tüchtigen Offizieren wurden abgetan, nicht aus beruflichen Gründen, sondern wegen Verstößen gegen Imponderabilien.“ Ostertag, *Ausbildung und Erziehung*, S. 70 verweist zurecht auf die nichtssagenden Qualifikationsberichte, doch vor der Beförderung zum Generalmajor setzte eine bis zum Dienstende nicht mehr aufgehende Evaluation und Selektion ein, die von den Offizieren zutiefst beklagt wurden, weil sie die kontinuierliche Arbeit behinderten. Vgl. den Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten, Hans KRUG v. NIDDA, vom 10.10. 1901, in: SHStA, KA, *Berichte der sächsischen Militärbevollmächtigten*, Nr. 4518

⁵⁵¹ 1883 lag das Alter preußischer Generale zwischen 55 und 66 Jahren, der Stabsoffiziere zwischen 45 und 51 Jahren, der Hauptleute bei durchschnittlich 39 Jahren. Dreißig Jahre später war das Alter in allen Rängen um drei bis fünf Jahre gestiegen, am stärksten bei den Stabsoffizieren, wo bspw. ein Major schon durchschnittlich 49 Jahre alt war. Vgl. Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Paul EDLER v. PLANITZ, vom 31.5. 1883, in: SHStA, KA, *Berichte der Militärbevollmächtigten*, Nr. 4495.

Infanterie als Hauptwaffe mit den meisten Offizieren im Dienst. Vergleichsweise günstige Verhältnisse herrschten in den technischen Spezialtruppen, wo allerdings oberhalb des Stabsoffiziersrangs nur eine sehr geringe Zahl von Offizieren reüssieren konnte, und durch die vergleichsweise größte Vermehrung der Planstellen seit 1897 in der Feldartillerie, die auch wegen des Dienstes zu Pferde so begehrt war, daß 1904 aufgrund des großen Bewerberdrucks keine Fahnenjunker eingestellt wurden. Günstiger waren die Beförderungsverhältnisse v.a. in Sachsen und Württemberg, wo man in der Regel zwei Jahre früher zum Hauptmann oder Major befördert werden konnte.⁵⁵²

Die Klage des Obersten a.D. Gädke dürfte zutreffen, daß das schlechte Avancement in erster Linie für bürgerliche Offiziere galt.⁵⁵³ Sofern sie eine militärische Karriere überhaupt anstrebten, verfügten adlige Offiziere im Zweifelsfall über die besseren Beziehungen zu militärischen Entscheidungsstellen und das preußische Militärkabinett war fraglos eine Bastion zur Verteidigung adliger Privilegien und Vorteile. Gleichwohl betrafen die schwierigen Beförderungsbedingungen das Gros der adligen und bürgerlichen Offiziere gleichermaßen, weil ihnen ein bürokratisches Prinzip unterlag, das zwar partiell, aber nicht strukturell durch persönliche Initiative durchbrochen werden konnte. Gädke hatte berechnet, daß die Chancen für adlige Offiziere, den Dienstgrad eines Majors zu erreichen um den Faktor zwei, die Chancen in die Generalität zu gelangen um den Faktor vier höher lagen als bei bürgerlichen Offizieren. Aus den Zahlen spricht eine noch deutlich wahrnehmbare Ungleichheit. Die Kehrseite interessierte Gädke jedoch nicht: Auch knapp 75% der adligen Offiziere blieb – ob freiwillig oder unfreiwillig sei dahingestellt – an der Majorsecke hängen und 96% erreichten den Generalsrang nicht. Die „sozialen Mythen“ aus den Offizierskasinos der Regimenter standen in tiefem Widerspruch zu den sozialen Realitäten der notorisch problematischen Einkommens- und Beförderungsverhältnisse. Zwar partizipierte noch der letzte adlige Leutnant an der Aura, die seine erfolgreichen Standesgenossen vielleicht sogar aus dem gleichen Clan umgab. Sorgfältige und kritische Beobachter wie Weber oder Keßler konnte dies jedoch nicht von der Einsicht ablenken, daß hier in der Tat ein potentiell Offiziersproletariat mit maßlosen Ansprüchen herangezüchtet wurde.

⁵⁵² Vgl. FRITSCH, Sächsisches Offizierkorps, S. 68.

⁵⁵³ GÄDKE, Die Bevorzugung des Adels, in: BT vom 11.2. 1909.

6.6.) Adel im Kolonialdienst

Etwas ausführlicher soll der militärische Dienst in den Kolonien, den Kaiserlichen Schutztruppen behandelt werden, weil sich dort neue, zukunftsweisende Berufschancen in Landwirtschaft, Militär und Politik für den Adelsnachwuchs zu ergeben schienen, die den traditionellen Vorstellungen von standesgemäßer Betätigung voll entsprachen. Das Beispiel des britischen Adels demonstriert vorzüglich, wie Engagement in den Kolonien, ob nun missionarischer, unternehmerischer, politisch-administrativer oder militärischer Art, sich von einem Unternehmen einzelner Profiteure, Sonderlinge und Abenteurer zu einem systematisch auf- und ausgebauten Versorgungs- und Qualifikationsnetz wandelte.⁵⁵⁴ Die nachgeborenen Adelsöhne wurden – mit allerdings absteigender Tendenz seit dem späten 19. Jahrhundert – von den Familien im Kolonialdienst geparkt, wo sie, den strengen Augen der *society* entzogen, vom Jüngling zum Mann reifen, sich als *gentlemen emigrants* eine eigenständige Existenz aufbauen oder ihre Rückkehr als in der Fremde gereifte politisch-militärische Führungskräfte in die Metropole vorbereiten konnten.⁵⁵⁵

In drei Schritten soll geklärt werden, inwiefern Engagement und Dienst in den Kolonien vom deutschen Adel in vergleichbarer Weise als Chance begriffen und genutzt wurden. Zunächst wird das Ausmaß der adligen Beteiligung bei der Erschließung, Eroberung und Ausbeutung kolonialer Territorien skizziert, danach die sich wandelnde Bewertung des kolonialen Engagements im bedeutendsten Publikationsorgan des deutschen Adels beleuchtet und schließlich Karrierechancen, strukturelle Bedingungen und individuelle Motivationen für den militärischen Kolonialdienst detaillierter untersucht.

Das wohl bedeutendste koloniale Unternehmen der vorkolonialen Zeit im Gebiet des Deutschen Bundes hatte seit 1842 der *Verein deutscher Fürsten, Grafen und Herren zum Schutze deutscher Auswanderer in Texas* betrieben, der sich um eine Expansion nach

⁵⁵⁴ A. J. P. TAYLOR, *English History 1914-1945*, S. 172f. und v.a. David CANNADINE, *The Decline and Fall of the British Aristocracy*, London 1990, S. 133-135, 420-443 u. 558-602. Vgl. ferner Graham DAWSON, *Soldier Heroes. British Adventure, Empire and the Imagining of Masculinity*, New York 1994.

⁵⁵⁵ Prominentestes Beispiel ist Winston Churchills Grand Tour durch die Krisenherde des Empires. Diese führte ihn unter Ausnutzung seiner familiären Beziehungen als Soldat nach Indien und in den Sudan, als Kriegsberichterstatter im Burenkrieg nach Südafrika (und in kurze Kriegsgefangenschaft), diente jedoch vorwiegend der Vorbereitung seiner politischen Karriere im Mutterland, die er im Alter von 30 Jahren als konservativer Parlamentsabgeordneter begann. Vgl. die entsprechenden Passagen in Winston S. CHURCHILL, *My Early Life*, New York 1939.

Amerika bemühte.⁵⁵⁶ Im *Texas-Verein* versammelten sich unter der Schirmherrschaft des Herzogs Adolf v. Nassau und der engagierten Führung des bayerischen Fürsten Karl v. Leiningen bekannte Exponenten des deutschen Hochadels, insgesamt vier Fürsten und zwei Prinzen aus regierenden Häusern, 16 Standesherrn und einige Angehörige des niederen Adels, bei denen es sich zumeist um ehemalige Offiziere handelte. Im damals noch autonomen Texas – anfänglich war auch Kalifornien als Ansiedlungsgebiet im Gespräch – erwarb der Verein beträchtlichen Landbesitz mit den Zielen, die deutsche Auswanderung nach Amerika eben dorthin zu steuern, ein deutsches Gemeinwesen zu etablieren und v.a. einen lukrativen Absatzmarkt für deutsche Industrieprodukte zu schaffen, also selbst unternehmerischen Gewinn zu erzielen. Vor Ort vertreten durch einen Prinzen aus dem Hause Solms, dem der zweifelhafte Titel „Fürst in der Wildnis“⁵⁵⁷ zugeeignet wurde, gelang zwar die Ansiedlung einiger tausend deutscher Einwanderer.⁵⁵⁸ Jedoch erlahmte das Interesse der ohnehin vorsichtig agierenden hochadeligen Geldgeber in dem Moment, als mit dem amerikanisch-mexikanischen Krieg und dem Beitritt Texas in die Union 1845 die ohnehin nicht sehr aussichtsreichen kolonialen Träume platzten. Mit großen Hoffnungen gestartet, endete das Unternehmen in einem finanziellen Desaster, so daß der

556 GOLLWITZER, Standesherrn, 328-332 und ausführlicher Harald WINKEL, Der Texasverein. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Auswanderung in Deutschland, in: VWSG 55 (1968), S. 348-372.

557 Zitiert nach Hans FENSKE, Ungeduldige Zuschauer. Die Deutschen und die europäische Expansion 1815-1880, in: Imperialistische Kontinuität und nationale Ungeduld im 19. Jahrhundert, hg. v. Wolfgang Reinhardt, Frankfurt a.M. 1991, S. 87-123, hier: S. 110.

558 Das hochadelige Werbe-Engagement lockte gerade auch eine überproportional hohe Zahl von Standesgenossen in die Neue Welt. Überhaupt, dies sollte bei der Behandlung der adeligen Kolonialphantasien nicht vergessen werden, überstieg die Zahl der Amerika-Auswanderer die der Kolonisatoren in den afrikanischen und pazifischen Besitzungen um ein Vielfaches. Dabei handelte es sich keineswegs nur um jene, die aufgrund von unstandesgemäßen Quertreibereien oder schuldenhalber „nach Amerika geschickt“ wurden, wie Marion Gräfin DÖNHOF 1989, S. 42 meint, sondern auch um solche, die als self-made men durchaus freiwillig gingen. Allerdings nicht ohne die Beziehungen zu den Standesgenossen weitgehend einzufrieren, bis sie als „reiche Onkels“ (v.a. nach 1918) wieder zu gern gesehenen Gästen aufstiegen. Aus früher Adelsblatt-Perspektive: Amerika als Adelsland, in: DAB 24 (1906), S. 727f. Illustrativ zur Amerika-Metapher in weiten Teilen des deutschen Adels Magnus Frhr. v. BRAUN, S. 288 u. 293f. u. DISSOW, S. 109f. Doch vgl. einen Kommentar aus den 1930er Jahren, der „Amerika“ als Projektion des eigenen Lebens- und Weltentwurfes konstruiert: Friedrich v. BOETTICHER, So war es. Vom Werden eines Mannes und von Jahren der Freundschaft mit Männern der besonderen Art [...], in: BA-MA Freiburg, N 323/147 (v. Boetticher), S. 320f.: „Amerika kennt keinen Adel. Aber es besitzt Schulen, in denen aus allen Kreisen der Bevölkerung eine Gesinnung herangezogen wird, die die Kennzeichen echten Adels trägt: Selbstlosigkeit, Opferwilligkeit, Vaterlandsliebe, Können. Solcher Adel wächst in den amerikanischen Schulen der Wehrmacht heran.“

hochverschuldete Verein erst 1893 aufgelöst werden konnte. Die ebenso kurze wie retrospektiv kurios anmutende Geschichte des *Texas-Vereins* steht insofern beispielhaft für die frühen kolonialen Unternehmungen als diese auf privater Initiative und Finanzierung beruhten und dabei weniger auf künftigen Weltmachtstatus spekulierten, denn vielmehr pragmatisch auf Sicherung von Handelsinteressen und Regulierung der Auswandererströme zielten. Aus dem Scheitern zogen v.a. die Standesherrn jedenfalls die Konsequenz, daß sie sich mit derart spekulativen Engagements ohne staatliche Rückendeckung fortan zurückhielten, wenngleich sie ihr koloniales Interesse auch weiterhin in größerem Umfang als Lobbyisten, Reisende und Kolonisatoren wachhielten.⁵⁵⁹ Auch verpuffte die unausgereifte Flotten- und Kolonialpropaganda des preußischen Prinzen Adalbert, Oberkommandierender der preußische Kriegsmarine von 1849 bis 1872, schon im Frühstadium, so daß neben den halbherzigen Handelsexpeditionen des preußischen Staates nach Ostasien und Afrika nur Einzelunternehmen die kolonialen Phantasien im Mutterland wachhielten.⁵⁶⁰ Adliges Engagement in den frühen kolonialen Unternehmungen läßt sich also auf zwei Ebenen feststellen: Einmal fungierten international ausgerichtete Standesherrn, später v.a. schlesische Magnaten sowie einzelne, in der Welt herumgekommene, vermögende Landadlige als Finanziere in der Erwartung zukünftiger Erträge, zum anderen hofften insbesondere ehemalige Offiziere und Hasardeure, auf ebenso abenteuerliche wie lukrative Betätigungsfelder. Diese Arbeitsteilung zwischen hohem bzw. über große Vermögen verfügendem Adel und adligen Konquistadoren-Existenzen, die in ihren Interessen und in ihren Mitteln um Welten voneinander getrennt, doch aufeinander angewiesen waren, blieb auch später erhalten.

Mit der Gründung des *Deutschen Kolonialvereins* 1882, auf Anregung des Afrika-Reisenden Hermann Frhr. v. Maltzahn, als Spitzenorganisation zahlloser kleiner und mittlerer Vereine wurde der Startschuß für die organisierte Kolonialbewegung in Deutschland gegeben.⁵⁶¹ Zwar spielte der Adel prozentual unter den ca. 9.000

559 Vgl. GOLLWITZER, Standesherrn, S. 332.

560 Einen Überblick über koloniale Aktivitäten in der Phase des Frühimperialismus bietet Hans FENSKE, Imperialistische Tendenzen in Deutschland vor 1866. Auswanderung, überseeische Bestrebungen, Weltmachtträume, in: HJ 97/98 (1978), S. 336-383. Für Ostasien: Lothar ZÖGNER, Ferdinand von Richthofen – Neue Sicht auf ein altes Land, in: Tsingtau. Ein Kapitel deutscher Kolonialgeschichte in China 1897-1914, hg. v. Hans-Martin Hinz / Christoph Lind, Berlin 1998, S. 72-75.

561 Hans-Ulrich WEHLER, Bismarck und der Imperialismus, Frankfurt a. M. 1984 [1972], S. 158-168. Siehe auch Helmut MÜLLER / Hans-Joachim FIEBER, Die Deutsche Kolonialgesellschaft 1882 (1887)-1933, in: Die bürgerlichen Parteien in Deutschland.

Mitgliedern (1884), die sich vorrangig aus Unternehmern mit überseeischen Wirtschaftsinteressen, Bildungsbürgern sowie hohen und mittleren Beamten rekrutierten, nur eine untergeordnete Rolle, doch liest sich die Namensliste des Vorstandes wie ein Auszug aus dem Jahrbuch der Millionäre mit gothaischem Einschlag: Neben westdeutschen, saarländischen und schlesischen Industriellen waren hanseatische Reeder und Großhandelsunternehmer, Bankiers sowie Vertreter einiger städtischer Magistrate und Handelskammern zu finden, darunter Hermann Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Carl Ferdinand Frhr. v. Stumm-Halberg, Guido Graf Henckel Fürst zu Donnersmarck, Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode, Franz v. Mendelssohn, Adelbert Delbrück, Friedrich Alfred Krupp, Johannes Miquel, Rudolf Bennigsen und als Fremder in dieser Reihe auch Gustav Freytag. Hinzu kamen ‚einfache‘ Mitglieder z.T. auf der Ebene der Ortsvereine wie Hans Graf v. Schaffgotsch, Ernst v. Eckardtstein-Prötzel, der umtriebige Adolph v. Hanseemann (beide als Vertreter der Disconto-Gesellschaft), Herzog Viktor v. Ratibor oder Adolf v. Arnim-Boitzenburg. Die gleichen Namen finden sich in den privaten Investitionsgesellschaften, die sich von der Reichsregierung die Konzessionen zur Erschließung neuer Überseegebiete erworben hatten. Unter der Leitung von Adolph v. Hanseemann und Gerson v. Bleichröder engagierten sich federführend in der 1885 eingerichteten *Neuguinea-Kompanie* der Herzog von Ujest, der Graf Henckel Fürst zu Donnersmarck, die Fürsten zu Hohenlohe-Öhringen und Hatzfeld-Trachenberg, der Graf Stolberg-Wernigerode sowie großbürgerliche Bankiers und Industrielle, unter ihnen Werner v. Siemens und Adolph Woermann. Für die von Aimé Palézieux-Falconnet, Sproß einer adligen Hugenottenfamilie, gegründete *Deutsch-Ostafrikanische Plantagensgesellschaft* zeichneten in erster Linie jene adligen Großgrundbesitzer, die über das dafür notwendige Kapital und kaufmännische Know-how verfügten. Um wen es sich bei diesen Namen nicht handelte, darüber informierte das *Adelsblatt*, Sprachrohr des preußischen Kleinadels, das die Plantagenwirtschaft als „für unseren Adel weniger passend“ bewertete, „da sie gleichzeitig einen größeren kaufmännischen Betrieb erforderte.“⁵⁶² Es kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß v.a. der Kleinadel, bei aller Sympathie für die sozialimperialistischen Motive dieser Variante kolonialen

Handbuch der Geschichte der bürgerlichen Parteien und anderer bürgerlichen Interessenorganisationen vom Vormärz bis zum Jahre 1945, hg. v. Dieter Fricke, Bd.1, Leipzig 1968, S. 390-407.

⁵⁶² „Vorschlag dem Verfall des Adels vorzubeugen, unter Berücksichtigung der Kolonisations- und Auswanderungsfrage“, in: DAB 5 (1887), S. 245.

Engagements, die sich formierende unternehmerische Interessengemeinschaft aus adligen „Grandseigneurs“ und Großbürgern als Bedrohung wahrnahm. Diese Bedrohung bestand aus einer handfesten ökonomischen Komponente, im Kern jedoch aus der nicht unbegründeten Befürchtung einer Spaltung des Adels aufgrund der allmählichen Herausbildung einer neuartigen, plutokratischen staatstragenden Elite.⁵⁶³

Die von Carl Peters 1884 gegründete Konkurrenzvereinigung, die chronisch finanzschwache *Gesellschaft für deutsche Kolonisation*, läßt bereits durch ihre Mitgliederstruktur auf abweichende Zielsetzungen schließen. Bei ähnlich geringem Adelsanteil eher mittelständisch bis kleinbürgerlich geprägt, wurde die 4.500 Mitglieder (1887) starke Organisation im Vorstand neben Peters und dem abenteuernden Kaiserlichen Kammerherrn und Agrarier Felix Graf Behr-Bandelin, Vorsitzender des *Konservativen Klubs* und Mittelsmann⁵⁶⁴ zu Krone und Regierung, von zahlreichen Offizieren vertreten. Sie vereinte Glückssritter, die in der Hoffnung auf persönliche Bereicherung lautstark die praktische Kolonisation einforderten, und Strategen der aufkommenden Neuen Rechten, die im Namen eines radikalen Nationalismus und Expansionismus ihren kolonialpolitischen Forderungen eine sozialdarwinistisch-rassistische Färbung gaben.⁵⁶⁵ Diese war im staatsloyalen, vergleichsweise moderaten *Kolonialverein*, dem die wirtschaftliche Durchdringung und Ausbeutung wichtiger als die ideologisch überhöhte Eroberung war, so nicht zu finden. Auch nach der Fusion beider Vereine zur *Deutschen Kolonialgesellschaft*, mit schließlich 42.000 Mitgliedern im Jahr 1914, blieb die skizzierte Arbeitsteilung bestehen: In der Spitze agierte die Gesellschaft als Interessenvertretung professioneller Überseeunternehmer, mit einem deutlich sichtbaren Anteil hochvermögender Adliger. Den symbolischen Höhepunkt bildete hier die Übernahme der (aktiven)

563 Zum Begriff des „Grandseigneurs“, mit vielen weiteren Beispielen für die Annäherung zwischen hohem bzw. vermögendem Adel und Großbürgertum hin zu einer composite élite siehe Stephan MALINOWSKI, Vom König zum Führer, Einleitung u. v.a. Teil II.3 sowie Hartwin SPENKUCH, Das Preußische Herrenhaus, S.

564 Den gräflichen Meldegänger benötigte Peters dringend, da er im Auswärtigen Amt bekanntermaßen auf eisige Kälte stieß. Allerdings machte Behr-Bandelin bei Herbert v. Bismarck „auch keinen vertrauensereckenden Eindruck.“ Zitat bei WEHLER, Bismarck, S. 340.

565 Allgemein zur Neuen Rechten Stefan BREUER, Grundpositionen der Rechten im Kaiserreich (1871-1945), Tübingen 1999 und der knappe Überblick bei Axel SCHILDT, Konservatismus in Deutschland. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zu Gegenwart, München 1998, S. 119-130. Grundlegend zum adligen Engagement in den Verbänden der Neuen Rechten MALINOWSKI, Vom König zum Führer, Teil II.4.5.

Präsidentschaft durch den Herzog Joachim Albrecht zu Mecklenburg, der 1912 dann auch als Gouverneur nach Togo gehen sollte. Selbst die Spitzen des katholischen Adels West- und Süddeutschlands zeigten sich, über den christlichen Missionsgedanken hinaus, dieser Spielart des Kolonialismus aufgeschlossen. Auf dem Deutschen Katholikentag 1894 warb Franz Prinz v. Arenberg in einer überraschenden Kehrtwendung für koloniale Erwerbungen aufgrund ihres vermeintlichen volkswirtschaftlichen Nutzens, der westfälische Rittergutsbesitzer und Fraktionsführer des Zentrums im preußischen Abgeordnetenhaus Frhr. Heremann v. Zuydwyk bemühte sich hartnäckig um einen kolonialpolitisch freundlicheren Kurs seiner Partei- und Standesgenossen und neben dem Prinzen Arenberg saß auch der bayerische Standesherr Alois Fürst zu Löwenstein im Vorstand der *Deutschen Kolonialgesellschaft*.⁵⁶⁶ Diesen Platz teilte er mit radikalnationalistischen Agitatoren und Multifunktionären à la Generalleutnant Eduard v. Liebert, der nebenbei noch Schutztruppenkommandeur in Deutsch-Ostafrika war (1898-1900) im Vorstand des *Alldeutschen Verbandes* saß und später erster Vorsitzender des *Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie* werden sollte.⁵⁶⁷

Für die Geschichte des Adels waren im Zusammenhang mit der kolonialpolitischen Organisation im Reich zwei Dinge relevant: Erstens wurde der soziale und politische Graben zwischen den exportorientierten Freihandelsinteressen der Grandseigneurs und den säbelrasselnden Weltmachtträumen der in bescheideneren Verhältnissen lebenden Offiziere a.D. offenbar. Die beiden konkurrierenden Gruppen suchten und fanden bürgerliche Bündnispartner in entsprechenden Milieus: Einerseits Großindustrielle, Finanz- und Handelsexperten sowie Staatsbeamte, andererseits mittelständische Unternehmer und Bildungsbürger der zweiten Reihe. Zweitens, langfristig weitaus bedeutsamer, deutete sich hier das

⁵⁶⁶ Zu Katholizismus und katholischem Adel in der Kolonialbewegung vgl. Hermann GRÜNDER, *Christliche Mission und deutscher Imperialismus*, S. 83.

⁵⁶⁷ Die Karrierestationen Eduard v. Lieberts können als typisch für die Radikalisierung antigouvernementaler bürgerlicher Aufsteiger im Kaiserreich gelten: Der Generalstabsoffizier wurde, vom Chef des Großen Generalstabes Graf Waldersee protegiert, 1896 zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika ernannt, 1900 nobilitiert und 1901 wegen wiederholter Überschreitung seiner Kompetenzen verabschiedet. Danach war er v.a. als Lobbyist und Lautsprecher in nahezu sämtlichen Verbänden der Neuen Rechten tätig bis er 1929 der NSDAP beitrug. Vgl. NDB, Bd. 14, 1985, S. 487. S.a. Roger CHICKERING, *We Men Who Feel Most German...*, Boston, S.

„Bündnis zwischen Kapital und Mob“⁵⁶⁸ an, mit verheerenden Wirkungen auf die politische Kultur im Reich und auf die Art der Herrschaftsausübung in den kolonialen Erwerbungen. Trotz des zeitweise mäßigenden Einflusses der staatsnahen Kolonialunternehmer gaben die lautstarken und großsprecherischen Annexions-Agitatoren zunehmend den Ton an. Einmal wurden sie der willkommenen, allerdings eher begrenzten, sozialintegrativen Effekte wegen, v.a. zu Wahlkampfzeiten bereitwillig von der Kette gelassen.⁵⁶⁹ Außerdem wurden sie sowohl als professionelle ‚Wanderredner‘ wie als durchsetzungskräftige Akteure vor Ort dringend benötigt. Mit Politik im Honoratiorenstil und mit dem Hissen von Handelsflaggen alleine war mit den Kolonien keine Mark und schon gar kein Staat zu machen. Selbst auf die Gefahr einer den ökonomischen Interessen zuwiderlaufenden Dynamik konquistadorisch-pangermanischer Ideologie und Praxis wurden die sogenannten „Abenteurer“⁵⁷⁰ durchaus gebraucht und gefördert.

In dieser ersten Phase deutscher Kolonialpolitik, geprägt durch wenig koordiniertes, privat oder halbstaatlich organisiertes Agitieren, hektisches Sich-Festsetzen-Wollens, verband sich in den Ankaufsexpeditionen und militärischen Brandzügen durchaus bürgerliches Aufstiegs- mit kleinadligem Retablierungsstreben. Bekannt sind die ebenso selbstherrlichen wie großwahnstimmigen Ostafrikaerwerbungen und -pläne von Carl Peters im Verbund mit Joachim Graf Pfeil. Beide führte der spätere Weg in den Vorstand des *Alldeutschen Verbandes*, zuvor hatte der eine den ersten kaiserlichen Schutzbrief sodann den Titel und die Herrschaftsgewalt eines Reichskommissars im Kilimandscharogebiet erhalten, dem anderen brachte das koloniale Engagement eine einflußreiche Stellung als alldeutscher Publizist sowie als Marokkoexperte ein.⁵⁷¹ Es mag angehen, bei einem Teil der frühen Kolonialpraktiker von

⁵⁶⁸ Hannah ARENDT, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, München 1986 [1955], S. 252.

⁵⁶⁹ Hierzu ausführlich Axel GRIEBMER, *Massenverbände und Massenparteien im Wilhelminischen Reich. zum Wandel der Wahlkultur*, Düsseldorf 2000.

⁵⁷⁰ Zweifelsohne ist der seit Roger CHICKERING, *Patriotic Societies and German Foreign Policy 1890-1914*, in: *IHR* 1 (1979), S. 470-489 gängigen Unterscheidung zwischen konservativen (staatsnahen) und neurechten (antigouvernementalen) Massenverbänden im Kaiserreich zuzustimmen, doch wurden die Grenzen aufgrund von Vielfachmitgliedschaften, ideologischen Verwischungen, gemeinsamen Feindbildern und v.a. gegenseitiger Abhängigkeit zunehmend löchrig.

⁵⁷¹ Helmut STOECKER / Helmut NIMSCHOWSKI, *Das Streben nach einem größeren Anteil vor 1914: Marokko 1898-1914*, in: Helmut Stoecker (Hg.), *Drang nach Afrika. Die deutsche koloniale Expansionspolitik und Herrschaft in Afrika vom Anfang bis zum Verlust der Kolonien*, Berlin 1991, S. 206.

„pathologischen Wirrköpfen“ zu sprechen, der Fall Carl Peters legt dies durchaus nahe,⁵⁷² doch sollte man die Bedeutung der sich bietenden Aufstiegschancen und Prestigegewinne, der fernsüchtigen Suche nach Exotik und Erotik sowie des kalkulierten, reinen Machtstrebens für breitere bürgerliche und adlige Kreise nicht unterschätzen. Geradezu märchenhaft klingt der Karriereweg des jungen preußischen Premierleutnants Hermann Wißmann aus dem Mecklenburgischen Füsilier-Regiment Nr. 90.⁵⁷³ Nicht zuletzt aufgrund der Fürsprache eines entfernten Verwandten, dem Kriegsminister v. Kameke, erhielt er 1880 von Wilhelm I. zwei Jahre Sonderurlaub bewilligt, um im Auftrag der *Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft* eine privat finanzierte Entdeckungsreise im Kongogebiet anzutreten. Nach seiner Rückkehr 1883 trat er für fünf Jahre in den Dienst Leopolds II. von Belgien. 1888 wurde Wißmann von Bismarck entdeckt, dem Auswärtigen Amt unterstellt und zum Leiter einer Operation zur Niederschlagung des „Araberaufstandes“ und zur Zerschlagung des Sklavenhandels in Ostafrika ernannt. Gleichzeitig beförderte Wilhelm II. ihn zum Hauptmann à la suite des 2. Garderegiments zu Fuß. Ohne eigentlichen Vorgesetzten, außer Reichskanzler und Kaiser, erledigte die ausschließlich auf ihren Führer verpflichtete „Wißmann-Truppe“ – eine Art kolonialer Eingreiftruppe – unter ihrem kaiserlichen Kommissar ihre Aufgabe mit brachialer Gewalt, so daß sie als Kern für die Schutztruppe in Ostafrika ausgewählt wurde.⁵⁷⁴ Wißmann wurde als zeitweilig populärer

572 Hans-Ulrich WEHLER, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, München 1995, S. 1073. Zur Lebensgeschichte und Weltdeutung vgl. Carl PETERS, *Gesammelte Werke*, 3 Bde., München / Berlin 1943/44 u. die schmale Biographie von Uwe WIEBEN, *Carl Peters. Das Leben eines deutschen Kolonialisten*, Rostock 2000.

573 Die einzelnen biographischen Hinweise wurden zusammengetragen aus der im üblichen Ton der kolonialapologetischen Literatur gehaltene Hommage: Oskar KARSTEDT, *Hermann v. Wißmann. Der Mann des zwölfwachen Verstandes*, Berlin 1936 sowie aus Rochus SCHMIDT, *Hermann v. Wißman. Deutschlands größter Afrikaner*, Berlin.

574 Die aus Freiwilligen rekrutierte „Wißmann-Truppe“ bestand aus 88 Weißen, davon 25 Offiziere, und 850 indigenen Kriegern. Angaben nach DMG, Bd. 5, S. 204. Wißmann war befugt, Offiziere zu ernennen und zu entlassen. Außerdem wurden die militärischen Hierarchien nicht entlang der Dienstgrade, sondern der Ortskenntnisse sortiert, so daß ein Biograph zurecht urteilte: „Die militärischen Grundsätze schienen in ihren Fugen zu wanken!“. Die Offiziere kamen in erster Linie aus der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, darunter auch drei Adlige mit „Afrika-Erfahrungen“, die allerdings ihren Dienst in der heimatischen Armee quittieren mußten: Frhr. K. v. Gravenreuth, E. v. Zeleweski und ein Frhr. v. Eberstein. Zitat aus: KARSTEDT, *Wißmann*, S. 176. Ebenfalls privat organisiert war die „François-Truppe“ des Reichskommissars für Deutsch-Südwestafrika, Hauptmann Curt v. François, der 1883 als Geograph unter Wißmann im Kongo gedient hatte. Die „François-Truppe“ wurde 1894 in den Status der kaiserlichen Schutztruppe erhoben.

Afrikaheld 1890 nobilitiert, zum Major à la suite befördert und erhielt als Krönung seines konsequenten Aufstiegs 1895 den Gouverneursposten in Deutsch-Ostafrika, den der Morphinist Ende 1896 wieder abgeben mußte. Von seinem nebenbei angehäuften Vermögen finanzierte er bis zu seinem frühen Tod Weltreisende und den Kauf eines Gutes in der Steiermark.

Solche bürgerlich-neuadligen Erfolgsgeschichten ebenso abenteuerlicher wie kriegerischer Bewährung lockten standesgemäß versorgte adlige Offiziere allerdings noch nicht aus der Heimat in den kolonialen Dienst. Repräsentativ für die zunächst zwiespältige Einstellung des Adels insgesamt war der kolonialpropagandistische Schlingerkurs des *Adelsblattes*. In einer frühen Bewertung wurde die Gefahr einer Schwächung des heimischen Grundbesitzes und der Landwirtschaft betont und die drohende Fragmentierung des Adels in einen agrarisch-militärischen, auf die heimatliche Scholle und den Binnenmarkt bezogenen Flügel sowie einen industriell-freihändlerischen, exportorientierten Flügel angedeutet.⁵⁷⁵ Auch verwundert es nicht, daß sich die eher kontinental ausgerichteten preußischen Gutsbesitzer – mit den üblichen Ausnahmen, die sich aber auf einen kleinen Kreis hochvermögender Agrarier wie Adolf Graf v. Arnim-Boitzenburg beschränkten – in der privat finanzierten Erschließung und ökonomischen Durchdringung der neuen Märkte sehr zurückhielten.⁵⁷⁶

Dies heißt nicht, daß den Standesgenossen vom Gang in die Kolonien grundsätzlich abgeraten wurde. Dem in seiner Laufbahn früh gescheiterten Offizier, dem aus den traditionellen Berufsbildern des Adels herausgefallenen Adelssprößling wurden die Kolonien als Feld der Bewährung unter vorläufiger Ablegung des Adelstitels durchaus

⁵⁷⁵ DAB 2 (1884), S. 433f.

⁵⁷⁶ Vgl. die retrospektive Kritik eines welterfahrenen Diplomaten, Gegners der Bülow'schen „Weltpolitik“ und Gutsbesitzers an der fatalen Tendenz deutscher Kolonialpolitik „die ganze Welt ohne jeden Grund zu ärgern, Sumpf- und Fieberkolonien am Kongo oder in anderen Gegenden Afrikas zu erwerben [...]“. Hermann Frhr. v. ECKARTSTEIN, *Persönliche und politische Erinnerungen*, 1919, S. 213. Freilich vergaß der Autor zu erwähnen, daß sein Vater zu den frühen Aktivisten im Kolonialverein zählte. Ein schlesischer Gutsbesitzer auf Weltreise entdeckte in der Kolonialbewegung gar einen „Nihilismus, der nichts mehr zu verlieren hat und nichts anderes kennt als Haß und Bitterkeit. Diese Stimmung muß und wird die notwendige psychologische Folge unserer Kolonialpolitik sein.“ In einer typischen Verknüpfung von Antikolonialismus, allgemeiner Modernekritik und Furcht vor dem ‚Aufstand der Massen‘ soll dieser weiter geäußert haben: „Glauben Sie mir, es wäre für uns besser, wir würden wieder ein reiner Agrarstaat und schafften mit den Kolonien und der Flotte auch unsere gesamte Industrie ab.“ In: Bogislaw v. SELCHOW, 1936, 192.

anempfohlen.⁵⁷⁷ Trotz aller Vorbehalte gegenüber des sich in den Kolonien eröffnenden Betätigungsfeldes wurde im „Sprechsaal“ des *Adelsblatts* vorläufig bilanziert: „So ganz von der Hand zu weisen ist diese [Kolonisation] nicht, namentlich für solche junge Edelleute, die entweder nicht die Mittel haben, um zu studieren, oder bei denen es mit den Examina gehapert hat, die also im eigenen Land nicht vorwärts kommen. Es bietet sich für diese Auswanderer ein Feld der Thätigkeit nicht allein in Südamerika und Australien, sondern besonders in unseren neuerdings entstandenen Kolonien.“⁵⁷⁸ Im organisierten deutschen Adel gab es durchaus die Haltung, daß auch der eigene Stand seine spezifische soziale Frage, Positionseinbußen in der bürgerlichen Gesellschaft und schleichend zunehmende Adels'armut' zu exportieren versuchen müsse. Nicht zu vergessen sind die zahlreichen „verkrachten Existenzen“⁵⁷⁹, die aufgrund von Vergehen gegen die Standessitten (Schulden, Affären, Ehescheidungen, generell unehrenhaftes Verhalten) oder Verbrechen im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches in den Kolonien Zuflucht und Chance auf Bewährung suchten. Das berühmteste Beispiel hierfür, als Besitzer mehrerer Plantagen und als Schutztruppenoffizier allerdings reichlich entschädigt, liefert der Prinz Joachim Albrecht v. Preußen, ein Vetter des Kaisers, der Deutschland 1906 wegen einer Liebschaft mit einer bürgerlichen Schauspielerin, die er in eine Baronin Liebenberg zu verwandeln versucht hatte, Richtung Ostafrika verlassen mußte.⁵⁸⁰

Erst als sich die kopernikanische Wende der Bismarckschen Kolonialpolitik – staatliche Deckung der Niederlassungen durch

577 DAB 4 (1886), S. 98. Bezeichnend die Überschrift eines Werbeartikels für koloniales Engagement in DAB 5 (1887), S. 245: „Vorschlag dem Verfall des Adels vorzubeugen, unter Berücksichtigung der Kolonisations- und Auswanderungsfrage“. Aus diesen frühen standespolitischen Erwägungen entstanden dauerhafte (und teilweise korrekturbedürftige) Images bspw. von Deutsch-Südwestafrika als „Verschickungsland für ungeratene Junkersöhne“. Vgl. B. SCHMIDT-LAUBER, *Die abhängigen Herren: Deutsche Identität in Namibia*, Münster 1994, S. 49. Vgl. die Einschätzung von Hans Grimm: „Es ist für ein Volk nötig, daß seine ‚reinlichen‘ Abenteurer nicht zu Zuchthäuslern und Amokläufern werden vor lauter Verhemmtheit [...]. Zitiert nach Wolfgang PETER, *Das Offizierkorps der deutschen Kolonialtruppen 1889-1918*, in: Hans Hubert Hofmann (Hg.), *Das deutsche Offizierkorps 1860-1960*, Boppard 1980, S.163-174, hier: S. 170.

578 Auf welche Weise sorgt der Adel am besten für seine zukünftigen Generationen in geistiger und leiblicher Beziehung, in: DAB 5 (1887), S. 27.

579 Wolfgang PETER, *Militärische Einwirkungen auf die deutsche Kolonialverwaltung in Afrika 1884-1918, Ziele und Ergebnisse*, in: *Actes du 4^e Colloque International d'Histoire Militaire*, hg. v. d. Commission Internationale d'Histoire Militaire, Ottawa 1979, S. 231.

580 Hans v. TRESCKOW, *Von Fürsten und anderen Sterblichen*, S. 186 (Tagebucheintragung v. 8.7. 1907). Ebda., S. 188 (Tagebucheintragung v. 13.7. 1907) auch der Hinweis, daß der Prinz aufgrund des aufwendigen Lebensstils seiner Geliebten mit 700.000 Mark verschuldet gewesen sein soll.

Ausstellung von Schutzbriefen und schließlich Bildung von Verwaltungskolonien – verstetigte, wendete sich auch die Einschätzung im *Adelsblatt*. Die Frage lautete nun nicht mehr ob, sondern wie der Adel sich in den Schutzgebieten engagieren sollte. Auf einmal bezog man sich auf alte Kolonisationsmythen und neue Zukunftsvisionen, witterte einzigartige Chancen auf Erneuerung des Machtreichtums und Wiedererlangung der Reichtumsmacht für aus der Bahn Geratene ebenso wie für in der wilhelminischen Gesellschaft stabil Etablierte.⁵⁸¹ Aus dem Reservat für existenzbedrohte und standesunsichere, für eigentlich unadlige Adlige wurde nun ein Ort der Wiederbelebung, Bestätigung und Erneuerung alter Adelstugenden, eine Gegenwelt zur degenerierten wilhelminischen Massengesellschaft: „Unsere von der materialistischen Weltanschauung durchsetzte Gegenwart hat vielfach Verständnis verloren für Pflichttreue, Mut und Aufopferung, welches in der Seele des jungen adligen Sprößlings angehäuft ist, der die Bequemlichkeiten der häuslichen Verhältnisse und den Comfort des Lebens in denjenigen Kreisen, denen er vermöge seiner sozialen Stellung zugehört, freiwillig austauscht mit dem abenteuerlichen Dasein eines Kolonisators in Afrika.“ Daneben verband sich mit der zivilisatorisch-christlichen Mission eine „vaterländische Ehrenpflicht“, so daß die Adelsgenossenschaft Ausbildungskurse anbot und in bescheidenem Umfang materielle Unterstützung und Ausrüstung gewährte oder vermittelte.

Kurz nach der Niederschlagung des Herero-Aufstandes ermahnte der afrikaerfahrene Ulrich v. Hassell in einem Rück- und Ausblick auf die adlige Beteiligung an „Eroberung, Besitznahme, Erschließung und Pazifizierung“ der Kolonien seine Standesgenossen „wie [ihre] Ahnen im Ordenslande, an der Entwicklung des neuen Deutschlands jenseits des Meeres“ auch weiterhin pflichtgemäß mitzuarbeiten. Namentlich die Offiziere, Juristen, Landwirte und Kapitalbesitzer unter den Standesgenossen – also keineswegs nur die gescheiterten Existenzen – waren aufgefordert, „in einer Zeit des Überganges und des Kampfes“ in der Kaiserlichen Schutztruppe, den zivilen Verwaltungsbehörden, kolonialen Erwerbsgesellschaften und Kolonialvereinen sich aktiv zu beteiligen.⁵⁸² Auf dem Deutschen Adelstag 1912 erheischte der Legationsrat v. König für seinen „lichtvollen Vortrag“ über „Die

581 Ansatzweise in DAB 5 (1887) S. 245, schon deutlicher in DAB 10 (1892), S. 880, wo betont wird, daß es sich bei den Kolonisatoren um „sittlich einwandfreie Adlige“ handelte. Hier auch das Folgende.

582 Ulrich v. HASSELL, Der deutsche Adel und die Kolonien, in: DAB 24 (1906), S. 385f.

deutschen Kolonien als Betätigungsfeld für jüngere Mitglieder unseres Adels“ die breite Zustimmung der Anwesenden. Einig darüber, daß nur die besten Kräfte für die Arbeit in den Kolonien in Frage kämen, meinte der Berichtstatter daran erinnern zu müssen, daß bei aller Begeisterung die Heimatarmee nicht vergessen werden dürfe.⁵⁸³ So konnte im gleichen Jahr schon von einem entstehenden „Kolonialadel“ gesprochen werden,⁵⁸⁴ und in der Tat, kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs war der Adel in den Kolonien angekommen.⁵⁸⁵ Nicht zu unterschätzen sind auch die Rückwirkungen der kolonialen Betätigung einzelner auf deren Verwandten- und Bekanntenkreis. Mißtrauisch sicherlich, doch auch wohlwollend beobachtet, galten solche Avantgardisten als Testpersonen für zukünftige Karriereoptionen. Nahezu jeder Adlige kannte irgendwann einen Standesgenossen in den Kolonien (oder hatte von einem gehört), dessen Erfolgs- und Mißerfolgsgeschichten genauestens zur Kenntnis genommen wurden: „Unser Nachbar, Herr v. Heynitz-Neuhausen, mit dessen Töchtern ich befreundet war, kaufte sich ebenfalls eine Farm in Afrika und zwar in Südwest, wo er längere Zeit lebte. Seine zwei jüngsten Töchter gingen später auch hinüber. Eine von ihnen, Frau v. Prittwitz, blieb dort, während die Gräfin Schwerin-Sophienhof, nach dem Weltkriege wieder zurückkehrte. So standen die Belange unserer beiden größten afrikanischen Kolonien oft lebendig im Brennpunkt unsere Interesses.“⁵⁸⁶

Auf der Ebene der leitenden Beamten, die zumeist auch auf eine militärische Karriere zurückblicken konnten, also Kommissare,

583 DAB 30 (1912), S. 103.

584 D. v. B., Unser Kolonialadel, in: DAB 30 (1912), S. 506f. Die im Beitrag aufgelisteten, in Deutsch-Südwestafrika vertretenen renommierten Familiennamen sollten in erster Linie die Ansiedlung in den Kolonien von gängigen Vorurteilen befreien. Als ebensolche Maßnahme ist der Ankauf von zwei Schafzucht-Farmen durch Wilhelm II. zu werten. Unter den genannten Familien befanden sich die Grafen v. Bentheim, Dohna, Lüttichau und Schwerin, die Freiherren v. Bodenhausen, Hiller v. Gaertringen, v. Houwald, v. Maltzahn, v. Massenbach und v. Wangenheim sowie die Herren v. Alvensleben, v. Arnim, v. Bötticher, v. Büнау, v. Dewitz, v. Flotow, v. Frankenberg, v.d. Göben, v. Hanstein, v. Heynitz, v. Kaltenborn, v. Katzler, v. Koenen, Müller v. Berneck, v. Nathusius und zweimal v. Trotha. Durchaus ein beeindruckendes Who's who des alten und neuen Adels, doch fehlen weitere Angaben zu den einzelnen Personen, so daß die hinter den Namen dieser Liste stehenden sozialen Realitäten im Dunkeln bleiben. Typisch auch die Beschränkung auf Deutsch-Südwest, der einzigen ausgesprochenen Siedlerkolonie, die für diese Leserschaft am ehesten im Bereich des Möglichen und Erstrebenswerten lag. Trotz aller Kolonialadelsträume ebenso typisch das Eingeständnis, daß „für den gewinnbringenden Abbau der reichen Erz- und Kohlenlager Südwestafrikas erhebliche Kapitalien des deutschen Großkaufmanns nötig sein werden.“

585 Vgl. die Angabe bei REIF, Adel, S. 86 mit Verweis auf die Angaben in Deutsch-Südwestafrikanisches Adressbuch 1910, hg. v. A. Schulze, Swakopmund 1910.

586 HADELN, 1935, 75. Vgl. ebda., 67.

Landeshauptleute und Gouverneure, waren Adel und Bürgertum in den afrikanischen Kolonien nahezu gleichmäßig vertreten, während die pazifischen Besitzungen für den „Kolonialadel“ so gut wie keine Rolle spielten.⁵⁸⁷ Auf der Kommandeurebene der Schutztruppen jedoch sorgte der Adel für seine Sichtbarkeit, gestaffelt nach dem Prestige der jeweiligen Kolonie: Die Nobilitierten nicht abgezogen kommandierten in Deutsch-Ostafrika ausschließlich adlige Offiziere (7/7), in Deutsch-Südwestafrika fünf von sieben, in Kamerun jedoch nur zwei von insgesamt sechs. Doch ist die Anzahl der beschreibbaren Fälle so gering, daß sich daraus nur wenig Rückschlüsse ziehen lassen. Anders sieht dies bei den Schutztruppenoffizieren insgesamt aus. Hier erwies sich seit 1895 der adlige Anteil von fast genau einem Drittel als nahezu konstant. Die absoluten Zahlen deuten jedoch auf eine zunehmende Attraktivität des militärischen Kolonialdienstes hin. Dienten 1899 nur 30 (bei 58 Bürgerlichen) und 1906 nur 39 (bei 85 Bürgerlichen), so schnellten die Zahlen bis 1913 auf 79 Adelsoffiziere (bei 174 Bürgerlichen) hoch.⁵⁸⁸ Diese konzentrierten sich in den kriegerischen Brennpunkten Deutsch-Südwest (27 Offiziere, Anteil 27%) und Deutsch-Ostafrika (28 Offiziere, Anteil: 38%), während in Kamerun nur 18 adlige Offiziere (Anteil: 31%) dienten.⁵⁸⁹ Die absolute Ausnahme bildete das Offizierkorps im umkämpften Deutsch-Südwestafrika 1904/5. Die Attraktivität des Kriegsdienstes im wörtlichen Sinne verdoppelte die Zahl der adligen Offiziere in diesem Jahr auf über 60, die somit einen einmalig hohen Anteil von 44% der dortigen Schutztruppenoffiziere erreichten.⁵⁹⁰

587 Nach Hermann GRÜNDER, *Geschichte der deutschen Kolonien*, Paderborn 1991, S. 248. Zwei Beobachtungen stützen die Erfolgsgeschichte des Adels in den Verwaltungsspitzen der Kolonien jedoch auf Normalmaß zurecht: Erstens der Anteil der Nobilitierten mit Wißmann und Liebert an der Spitze; zweitens die starke Tendenz zur Ausbildung eines relativ abgeschlossenen kolonialen Expertentums: Julius Freiherr v. Soden verbrachte zweieinhalb Jahre in Ostafrika und wechselte dann nach Kamerun, Jesko v. Puttkamer taucht auf den Gouverneurslisten in Kamerun und Togo gleich dreimal, Eugen v. Zimmerer zweimal auf. Außerdem war aufgrund des Mangels an geeignetem Personal der Übergang von zivilen zu militärischen Stellen fließend, so daß hier Mehr- und Vielfachnennungen eher die Regel sind. Bemerkenswert ist, wie in den Schutztruppen, die sichtbare Präsenz des süd- und mitteldeutschen Adels (u.a. Frhr. v. Soden, Frhr. v. Rechenberg, Graf Zech). Nicht vergessen werden darf die, auch in Relation zur Größe des Kolonialreiches, im europäischen Vergleich sehr geringe Zahl von Verwaltungsstellen insgesamt. Vgl. L.H. GANN / Peter DUIGNAN, *The Rulers of German Africa 1884-1914*, Stanford 1977, S. 69f.

588 Ebda., *Rulers of German Africa*, 112.

589 Rangliste 1912. Auch hier fällt die Präsenz süddeutscher Adelsoffiziere ins Auge, während die alten, arrivierten Familien Ostelbiens zwar vertreten, doch bei weitem nicht in der Überzahl waren.

590 Rangliste der Schutztruppe für Südwest Afrika 1904. Für dieses eine Jahr ist der Beobachtung zuzustimmen, daß sich dort zahlreiche „historische Namen“ tummelten, „die

Nachdem in den Anfangsjahren nahezu jeder Bewerber in den militärischen Kolonialdienst übernommen worden war, begann auf der Grundlage der unpräzisen Vorschriften der Schutztruppenverordnung von 1898 ein schärferer Wettbewerb um die wenigen Planstellen. Formell zuständig für die Auswahl der Offiziere waren zivile Verwaltungsstellen, zunächst im Auswärtigen Amt, später im Reichskolonialamt. Als Auswahlkriterien galten die zumeist wertlosen militärischen Qualifikationsberichte, bessere Gefälligkeitsgutachten, ein Minimum an ortsrelevanter Bildung sowie körperliche und charakterliche Eignung.⁵⁹¹ Auch im Kolonialdienst, gerade wenn es Gelegenheit zur ‚Bewährung vor dem Feind‘ gab, schädeten gute Beziehungen nicht. Auf Hermann v. Wißmanns verwandtschaftliche Kontakte wurde bereits hingewiesen. Generalleutnant Lothar v. Trotha, Experte für Kolonialkriege, machte als Offizier Station in Ostafrika (WaHehe-Aufstand), in China (Boxeraufstand) bis er 1904/5 sein Vernichtungswerk in Deutsch-Südwestafrika verrichtete und dabei gleich drei Familienmitglieder in der Kolonie unterbrachte, von denen eines im Kampf getötet wurde. Alexander v. Falkenhausen, im Ersten Weltkrieg Generalgouverneur von Belgien, setzte seine familiären Verbindungen „nach oben“ ein. Der Chef des Marinekabinetts Admiral v. Senden-Bibran, „Onkel Senden“, war ein „Vetter“ der Mutter und ermöglichte die Versetzung ins 3. Ostasiatische Infanterie-Regiment, in dem Falkenhausens Kolonialkarriere den Anfang nahm.⁵⁹² Und selbstverständlich wirkten auch alte Kameradschaften⁵⁹³ aus Kadettenkorps, Regiment oder Generalstab in den Kolonien fort. Zu klären sind nun die adelsspezifischen Gründe für die Aufwertung und die damit einhergehende höhere Frequentierung des Kolonialdienstes. Bereits erwähnt wurde die Signalwirkung der Umwandlung der

durch die Jahrhunderte Preußens gehen und nun in Afrika einen neuen Klang erhielten. Es war ja zur Hälfte noch so, als schlug man eine Rangliste des Großen Friedrich auf“. A. FISCHER, *Südwestere Offiziere*, Berlin 1936, S. 179. Zitiert nach: THEILEMANN, *Adel im grünen Rock*, Kap. 1.5.

591 PETER, *Offizierkorps der deutschen Kolonialtruppen*, S. 168 schildert den „Bildungsnotstand“ etwas zu drastisch. Immerhin mußten die Offiziere Sprachkurse belegen, geographische und landeskundliche Kenntnisse vorweisen, v.a. aber – man wußte ja, wohin man sich einschiffte – allgemeine, keineswegs selbstverständliche Überlebenstechniken beherrschen.

592 BA-MA Freiburg, N 246/140 (Nachlaß v. Falkenhausen), *Erinnerungen des Generals der Infanterie A. von Falkenhausen*, überarbeitet und gekürzt von Harald v. Königswald, fol. 14. Vgl. für einen ähnlichen Weg über die Familie in die Kolonien OPPEN, S. 455 u. 527f.

593 Eindrucksvoll für das Netzwerk des jagdlich-militärischen Milieus THEILEMANN, *Adel im grünen Rock*, Kap. 1.5. Vgl. auch Karin HAUSEN, *Deutsche Kolonialherrschaft in Afrika. Wirtschaftsinteressen und Kolonialverwaltung in Kamerun vor 1914*, Zürich / Freiburg 1970, S. 127.

privaten Handelskolonien in Staats- und Siedlerkolonien. Damit wurden ausreisewillige Adlige von der Last befreit, sich in unstandesgemäßen Berufen tummeln zu müssen, für die sie nicht ausgebildet waren und in denen sie letztlich der bürgerlichen Konkurrenz hoffnungslos unterlegen waren. Auf den Staatsstellen in der zivilen Verwaltung und im Militär betraten sie hingegen bekanntes Terrain, das adliger Tradition und adligem Lebensstil entsprach. Statt Damwild jagte man Nashörner, statt pommerscher Rekruten drillte man junge Askari und statt im *clubchair* des Kasinos saß man auf dem Kolonialstuhl.⁵⁹⁴ Schwer wog die Erwartung auf außerordentliche Gefahr, auf kriegerische Bewährung, die in der Alltagslangeweile des heimatlichen Kasernen- und Kasinolebens nicht zu erwarten war. Die zu Kriegszeiten sprunghaft ansteigenden Rekrutierungszahlen adliger Offiziere deuten an, daß die Suche nach Trophäen ehrenhafter Betätigung durchaus als ernsthaftes Motiv gelten kann.⁵⁹⁵ Selbst in ‚Friedens‘zeiten war die Gefahr bei den zahllosen Gefechten niedriger Intensität, den privat angezettelten Kleinkriegen und Guerillaoperationen oder den nicht seltenen Verzweiflungsangriffen der indigenen Bevölkerung allgegenwärtig – ganz abgesehen von der allerdings weniger ehrenhaften Gefahr, einer Seuche zu erliegen.⁵⁹⁶ Die Bereitschaft, sich solchen Gefahren zu stellen, konnte sich auszahlen: in Beförderungsgutschriften,⁵⁹⁷ kaiserlicher Aufmerksamkeit und Ordensauszeichnungen⁵⁹⁸ oder in dauerhafter

594 Zum lebensweltlichen Wohlfühlen in den Kolonien THEILEMANN, Adel im grünen Rock. Kap. 1.5.

595 Überhaupt gab es unter den Kolonialoffizieren eine ausgesprochenen Tendenz zum Engagement in Krisengebieten. Vgl. BA-MA, N 103/44 (v. Lettow Vorbeck), Paul v. Lettow-Vorbeck, Lebenserinnerungen (1955), S. 136: „Unter den Offizieren sah man eine ganze Anzahl bekannter Gesichter. Mancher, der in Ostasien gewesen war, hatte sich auch für Südwest gemeldet. Es waren eben unternehmende Leute, die ein Feld für ihren Betätigungsdrang suchten.“

596 Wolfgang U. ECKART, Medizin und kolonialer Krieg: Die Niederschlagung der Herero-Nama-Erhebung im Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika, in: FS Sebald, S. 220-235.

597 Paul v. Lettow-Vorbeck ergatterte sich mit einer zwar unbedeutenden, aber erfolgreich geschlagenen Schlacht in Ostafrika 1906 ein Vorrücken in der Dienstaltersliste um zwei Jahre, was in der starren Anciennitätsliste der preußischen Vorkriegsarmee einem Quantensprung gleichkam. Vgl. die autobiographische Schilderung in Paul v. LETTOW-VORBECK, Heia Safari!, S.

598 Dies galt gleichermaßen für adlige und bürgerliche Offiziere. Der zum Generalstab kommandierte Berthold Deimling, dessen „Soldatenblut unruhig“ wurde als er vom Kampf gegen die Hereros hörte, erhielt 1905 die Nobilitierung, einen Mohrenkopf in das Familienwappen und später eine einmalige Einladung zu Hoffestlichkeiten anlässlich der Hochzeit des Prinzen Eitel-Friedrich v. Preußen. Vgl. Berthold v. DEIMLING, Aus der alten in die neue Zeit, S. 51, 103, 106f. Der selbst in Deutschland hochumstrittene Generalleutnant Lothar v. Trotha wurde für den Genozid an den Herero mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet.

Zuweisung einer zivil-militärischen Stelle als Bezirks- oder Distriktsamtmanns, in der auch ein Leutnant zum „kleinen König“ aufstieg und über im Reich unvorstellbar große Herrschaftsbereiche ungestört und unangefochten Autorität ausüben konnte.⁵⁹⁹ Ein letztes Motiv sollte nicht unterschätzt werden, nämlich die Sehnsucht nach Exotik und Erotik – nach unendlich scheinender, urtümlicher Natur und nach von allen wilhelminischen Verklemmungen befreiter sexueller Betätigung. In beidem konnte sich der Adelsjüngling – aufgrund des Stellenkegels ist hier in erster Linie von zwanzig- bis dreißigjährigen Leutnanten die Rede – als freier Mann wiederfinden. Die Naturschilderungen und Jagdgeschichten legen dies nahe, wie auch die Beschreibungen von nicht-kriegerischen Begegnungen mit „den Eingeborenen“, die im Rausch der Drogen oder, natürlich unausgesprochen, der sexuellen Befriedigung enden.⁶⁰⁰ Angefüllt mit Phantasien aus Hagenbeckschen Zurschaustellungen exotischer Völker, v.a. deren Frauen, traf der weiße Mann endlich das lüsterne (Natur-) Weib.⁶⁰¹ Nur war die Lüsterheit einseitig und verschaffte sich unter Zwang Entladung. Vergewaltigungen stellten die deutschen Kolonialverwaltungen vor erhebliche (Gesundheits-) Probleme, das Konkubinat als Lebensform war den christlichen Missionen ebenso ein Dorn im Auge wie die gelegentlich ausgelebte Pädophilie.⁶⁰²

599 Helmut BLEY, *Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika 1894-1914*, Hamburg 1968, S. 69-72.

600 Drogenrausch: Arnd STREIT, *Breit im Namen seiner Majestät. Hermann v. Wißmann und seine Begegnung mit den Bena Riamba*, in: Hanf. *Das Cannabis-Magazin* 8 (1999), S. 24. Die sexuellen Ausschweifungen wurden im Reich durchaus als Bedrohung wahrgenommen, da man die Entstehung von „Bastardkolonien“ befürchtete. Ludwig KÜLZ, *Zur Frauenfrage in den deutschen Kolonien*, in: *Koloniale Monatsblätter. Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft*, 15 (1913), S. 62 sah „im Einfluß der weißen Frau“ das „einzige Heilmittel gegen das ‚Verniggern‘, ‚Verkaffern‘ oder ‚Verkanakern‘“, weshalb er den systematischen Export deutscher Frauen in die Kolonien anriet. Vermittelt durch die Deutsche Kolonialgesellschaft geschah dies in bescheidenem Umfang tatsächlich. Vgl. Theodor LEUTWEIN, *Elf Jahre Gouverneur in deutsch-Südwestafrika*, Berlin 1908, S.

601 Allgemein zur Sexualisierung des „wildem Schwarzen“ Frantz Fanon, *Schwarze Haut, weiße Masken*, Frankfurt a.M. 1980. Zur Verknüpfung von deutscher Weltpolitik mit Sehnsüchten nach psychischer Regeneration und sexueller Enthemmung vgl. Joachim Radkau, *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München / Wien 1998, S. 375-388.

602 Generell zur „Frauenfrage“ in den Kolonien: Martha Mamozai, *Herrenmensch. Frauen im deutschen Kolonialismus*, Hamburg 1982. Vergewaltigungen / Pädophilie: Peter Sebald, *Kolonialregime und Mischlinge. Das Beispiel der deutschen Kolonie Togo 1884-1914*, in: Wilfried Wagner (Hg.), *Rassendiskriminierung, Kolonialpolitik und ethnisch-nationale Identität*, Münster 1992, S. 113, Vgl. aus der Anekdotenperspektive eines Adelsrenegaten GERLACH, 1937, 202: „Als ich mit einem Missionar ziemlich tief im Innern von Kamerun wanderte, traf er eine Negerin aus seiner Gemeinde, die ein merkwürdig helles Baby in dem ortsüblichen Beutel auf dem Rücken trug. Er fragte sie nach dem Ursprung des

Die zivil-militärische Arbeit in den Kolonien bot dem Adel sicherlich eine Bühne, auf der er seine ungebrochene Fähigkeit zur Führerschaft nachweisen und einen seinen Traditionen weitgehend angemessenen Lebensstil pflegen konnte. Doch hatte die erwünschte öffentliche Aufmerksamkeit auch ihre Schattenseite, die den ‚Soldatennaturen‘ grundsätzlich unangenehm war.⁶⁰³ Dem Schutz der kaiserlichen Kommandogewalt teilweise enthoben, die Schutztruppe war den zivilen Verwaltungsbehörden, der Kolonialabteilung im AA und ab 1907 dem Reichskolonialamt unterstellt, waren Militärs wie Beamte dem v.a. aufgrund der finanziellen Belastungen für das Mutterland kritischen Blick der Reichstagsmehrheit ausgeliefert.⁶⁰⁴ Die Zahl der im Reichstag verhandelten „Fälle“ spricht Bände. Hatten schon die finanziellen Katastrophen und unregelmäßigen Buchführungen der frühen Expeditionen bis in die Reihen der Konservativen für beträchtliche Unruhe gesorgt, ging es nach der Etablierung der Verwaltungskolonien zunehmend auch um die Praktiken der Herrschaftsausübung. Dem Schreckensregime von Reichskommissar Carl Peters, dem der zweifelhafte Beiname „Hänge-Peters“ gegeben und dessen skandalöses Privatleben von August Bebel vor dem Parlament brillant seziert worden war, wurde mit breiter Stimmenmehrheit 1896 der Garaus gemacht.⁶⁰⁵ Erfolgreich trocknete eine Reichstagskommission den „Puttkameruner Kolonialsumpf“ aus, so daß Gouverneur Jesko v. Puttkamer 1907 trotz massiver Rückendeckung durch das Reichskolonialamt gestürzt wurde.⁶⁰⁶ Koloniale Verbrechen einzelner Offiziere wurden zwar nur in Einzelfällen, dann allerdings in öffentlichkeitswirksamen Inszenierungen verhandelt. So im Falle des debilen Kürassierleutnants

Kindes, worauf sie im schönsten Pidschin antwortete: ‚That live small Leutnant von Puttkamer.‘“

603 Notorisch der ‚Kampf der Kulturen‘, wenn Offiziere vor Reichstagskommissionen Bericht erstatteten und vor dem Plenum schneidige Reden im Kasernenhofen hielten. Für den Skandal, den v. Deimling nach seiner Rückkehr aus Deutsch-Südwestafrika vom Zaun brach, vgl. Christoph JAHR, in: ZGO

604 Insbesondere der junge Mathias Erzberger nutzte die Kolonialfrage zur parlamentarischen Profilierung, was ihm den dauerhaften Haß der radikalen Rechten einbrachte. Bspw. Mathias Erzberger, Millionengeschenke. Die Privilegienwirtschaft in Südwestafrika, Berlin 1910. Vgl. Klaus Epstein, Erzberger and the German Colonial Scandals, 1905-1910, in: EHR 74 (1959), S. 637-663.

605 Peters wurde 1897 schließlich von der kaiserlichen Disziplinarkammer für wiederholtes Dienstvergehen schuldig gesprochen, mit Ausbruch des Weltkrieges allerdings rehabilitiert. Anlaß für die Reichstagsinitiative gab die Hinrichtung der schwarzen Ehefrau Peters‘ und deren Geliebten wegen Ehebetrugs im Jahr 1891.

606 HAUSEN, Deutsche Kolonialherrschaft, S. und STOECKER, Drang nach Afrika, S. 58-74.

Prosper Prinz v. Arenberg, der wegen Soldatenmißhandlung mit einer fingierten positiven Beurteilung nach Deutsch-Südwest abgeschoben worden war und sich von dort mit bestialischen Morden zurückmeldete. Das von einem Kriegsgericht ausgesprochene Todesurteil wurde von Wilhelm II. in milde 15 Jahre Festungshaft und schlichte Verbschiedung umgewandelt, was Sozialdemokraten und Zentrum empörte, das militärische Establishment zumindest irritierte.⁶⁰⁷ Eher skurril mutet die Debatte über den Potsdamer Gardeoffizier Hauptmanns v. Natzmer an, der im Februar 1895 anlässlich eines Dinners bei der Garde von Wilhelm II. spontan zum Gouverneur von Kamerun ernannt worden war, obwohl der Posten bereits von Eugen v. Zimmerer besetzt wurde. Problematisch war allerdings, daß v. Natzmer auf der Rechtskraft der allerhöchsten Willenskundgebung beharrte, so daß Eugen Richter die Gelegenheit beim Schopfe packte, Parlament, Verwaltung, Hof und Militär über die Grenzen der kaiserlichen Kommandogewalt genüßlich zu belehren. Die Liste der im Parlament und in den regierungskritischen Zeitungen behandelten Verfehlungen in den Kolonien ist lang. Erst mit der Neuordnung und gleichzeitigen Professionalisierung der Kolonialverwaltung wie der Schutztruppe in der Ära Dernburg geriet der Kolonialdienst in ruhigere Fahrwasser.⁶⁰⁸ Zunehmend ergaben sich Möglichkeiten für den „Kolonialadel“, tatsächlich ein Leben als *gentlemen emigrant* zu führen. Doch ging mit der intensiven Reproduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse im Mutterland auch ein Teil des abenteuerlichen Glanzes verloren, der bis dahin adlige Auswanderer mit Rückfahrtschein in die Kolonien gelockt hatte.

Es gab natürlich auch handfestere Gründe für eine reservierte Einstellung gegenüber dem Kolonialdienst: Hohe Lebenshaltungskosten bei nur geringer Zulage, hohe Sterbequote bei den Schutztruppen v.a. aufgrund von Krankheiten, trotz aller

607 PETTER, Offizierkorps der deutschen Kolonialtruppen, 167. Vgl. SHStA, KA, Berichte des sächsischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Nr. 4517: Schreiben Oberstleutnants Hans Krug v. Nidda an den sächsischen Kriegsminister vom 5.11. 1900, das PETERS Vermutung, „die Offiziere der Schutztruppen [hätten] überproportional selten das Objekt der scharfen zeitgenössischen Diskussion um ‚Kolonialgreuel‘ dargestellt, zumindest in Frage stellt. Vgl. Selchow, S. 163. „Aber zum Erschließen gehören Eisenbahnen. Und Eisenbahnen kosten Geld. Und Geld hat das reiche Deutschland nicht. So hat der Reichstag nur für eine ganz kleine Strecke der neuen Bahn Zinsgarantie übernommen. Die Leute im Reichstag haben immer Angst.“

608 Bernhard DERNBURG, Zielpunkte des deutschen Kolonialwesens. Zwei Vorträge, Berlin 1907. Gegen die gängige Diskontinuitätsthese vom „System Leutwein“, über Trothas Vernichtungsfeldzug zur „Ära Dernburg“ argumentiert Jürgen ZIMMERER, „Deutsche Herrschaft über Afrikaner.“ Staatlicher Machtanspruch und Wirklichkeit im kolonialen Namibia, Münster 2001.

Ansehensgewinne vergleichsweise moderates Sozialprestige der Schutztruppen nicht zuletzt aufgrund ihrer Unterstellung unter zivile Gouverneure, Schwierigkeiten bei der Rückübernahme in die Heimatstellungen und schließlich die ungünstigen Beförderungsbedingungen oberhalb des Hauptmannranges. Entgegen den Vorstellungen des Großen Generalstabes, der nach 1907 die Einrichtung einer Kolonialarmee nach westeuropäischem Vorbild forderte, blieben die Schutztruppen koloniale Eingreifereinheiten mit provisorischem Charakter. Aus der fehlenden Möglichkeit in Spitzenkarrieren avancieren zu können, resultierte eine extreme Fluktuation der Offiziere, nur 17% der Freiwilligen verblieben über die Verpflichtungsperiode von drei Jahren hinaus, bildeten also den erfahrenen Kern der Truppe. Nur v. Lettow-Vorbeck stieg unter (Welt-) Kriegsbedingungen im Kolonialdienst in die Generalität auf. Andere Kolonialoffiziere machten auch Karriere, doch kamen sie entweder schon als Generale, wie v. Trotha, oder sie mußten widerwillig die Kolonie verlassen, wie Oberst Ludwig v. Erstorff, der sich nach 15 Jahren Kolonialdienst erst wieder in ein Infanterieregiment der Linie einordnen mußte, um danach die Beförderung zum Generalleutnant zu erhalten.

Die eingangs gestellte Frage nach der Bereitschaft des deutschen Adels, den Kolonialdienst in ähnlicher Weise wie der englische Adel für den Erhalt, die Rückgewinnung oder den Ausbau von Machtposition zu nutzen, fällt insgesamt negativ aus. Die Gründe dafür sind in erster Linie außerhalb des deutschen Adels zu suchen. Aufgrund der zwiespältigen, in kürzester Zeit schnelle symbolische und faktische Erfolge erhoffenden Kolonialpolitik des Reiches blieb der Dienst in den Kolonien eine Marginalie an der Peripherie, die nur wenigen eine glanzvolle Rückkehr ins Zentrum versprach. Einen Kolonialstar hat es, von v. Lettow-Vorbeck nach 1914/18 abgesehen, in Deutschland nicht gegeben.⁶⁰⁹ Der Zeitfaktor spielte dabei eine maßgebliche Rolle, zumal die Kolonialträume spätestens in Versailles 1919 auf dem harten Boden der weltpolitischen Mächteverhältnisse zerplatzen, noch bevor sie in dauerhafte Strukturen hatten umgesetzt werden können. Aus der Adelperspektive ist generell zu fragen, in welchem Umfang dieses Ventil für den ökonomischen und sozialen Druck auf die Adelsöhne überhaupt benötigt wurde. Sicherlich hatte sich der bürgerliche Konkurrenzdruck auch im Militär verschärft, doch

⁶⁰⁹ Auch hat der deutsche Kolonialdienst keinen innovativen und unabhängigen militärischen Kopf vom Schlage und Einfluß eines Joseph Joffre oder eines Herbert Lord Kitchener of Khartoum hervorgebracht.

gelang es den in die Defensive geratenen Clans v.a. im nordostdeutschen Raum in der Phase der personalintensiven Aufrüstung spielend, die zu versorgenden Söhne in traditionellen oder neuaufgestellten, aber mit altpreußischer Tradition versehenen Regimentern unterzubringen. Für die kleine Zahl der adligen Offiziere, die sich in den Kolonien niederließ, könnte man resümieren, daß sie in Stellvertretung ihrer Familien und Clans dem Anspruch des Adels Ausdruck verliehen, auch in dieser dynamischen und bürgerlich geprägten Bewegung an führender Stelle wahrnehmbar präsent zu sein. In dieser adlig-bürgerlichen „rassistischen Privilegiengesellschaft“⁶¹⁰ der Kolonien ließ es sich zeitweilig durchaus gut leben. Doch verwischten dort zusehends die im Mutterland noch sehr viel schärferen Trennlinien zwischen Adel und bürgerlichen Aufsteigern, wandelte sich der adlige Alleinanspruch auf gesamtgesellschaftliche Führung in ein militärisch-rassistisch fundiertes Herrschaftsmodell des ‚weißen Mannes‘. Die deutschen Kolonien als Station der *Grand Tour* produzierten eben keine Kavaliere, sondern „Afrikaner“.⁶¹¹

610 ZIMMERER, Deutsche Herrschaft.

611 Der in der Zabern-Affäre 1913 um Verständigung bemühte Statthalter von Elsaß-Lothringen konnte sich das kompromißlose Draufgängertum des Kommandeurs des XV. Armeekorps in Straßburg, General Berthold v. Deimling, nur mit dessen Afrika-Biographie erklären. Brief von GRAF WEDEL an Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg vom 16.11. 1913, in: BAB, RK 170, Bl. 5.. Unübertroffen das Psychogramm von „Deutschlands größtem Afrikaner“, Paul v. Lettow-Vorbeck in KLAUS THEWELEIT, Männerphantasien.

7. ABGRENZUNGEN UND ANNÄHERUNGEN

Die Untersuchung typischer Karrierewege adliger Offiziere hat ein erstaunliches Maß an Beharrungskraft und eine nach 1890 noch zunehmende Tendenz der „Verinselung“ in ausgewählten militärischen Bereichen – Waffengattungen, Dienstränge, Regimenter – ergeben. Nur eine verhältnismäßig kleine Zahl adliger Offiziere suchte demnach gezielt den Anschluß an die dezidiert modernen Sektoren des Militärapparats. Dagegen wurden jene militärischen Bereiche weiterhin bevorzugt gewählt, in denen der aristokratische Offiziersentwurf noch am ehesten real praktiziert werden konnte bzw. Image und Realität am wenigsten auseinanderzufallen schienen. Mit der Konzentration der Kräfte auf einige wenige, jedoch deutlich wahrnehmbare Felder militärischen Handelns und kriegerischer Repräsentation gab der Adel im Offizierkorps jedoch nicht den Anspruch auf Deutungshoheit im militärischen Bereich ab, zog er sich nicht in eine isolierte Stellung zurück, sondern versuchte im Gegenteil Außendarstellung und innere Kohäsion des Offizierkorps mit adelsspezifischen Deutungsangeboten zu dominieren.

In der älteren historischen Forschung wurde die Homogenität dieser Selbstdeutungen im Zusammenhang mit der These von der Feudalisierung des Bürgertums betont. Danach gelang es dem aristokratisch geprägten Offizierkorps, die einströmenden bürgerlichen Offiziere zu entbürgerlichen und somit unter Akzentuierung der Grenzen zwischen militärischer und ziviler Gesellschaft den feudalen Charakter des Offizierkorps zu bewahren. Dagegen argumentierte Michael Geyer, daß „neofeudale Erscheinung“ und militärische Praxis im Offizierkorps nach 1900 auseinanderfielen, die einheitliche Außendarstellung vielmehr Ergebnis eines bewußten (und stets prekären) Aushandlungsprozesses zwischen sich ausdifferenzierenden Segmenten (und konkurrierenden) des Offizierkorps war.⁶¹² In Anschluß an Ute Freverts Studie über das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft kann man thesenhaft hinzufügen, daß militärische Verhaltensweisen – gerade wenn sie uns heutzutage fremd erscheinen – nicht ohne weiteres als unbürgerlich oder feudal zu gelten haben, sondern von bürgerlichen wie adligen Akteuren durchaus mit eigenem Sinn belegt werden konnten.⁶¹³ Schließlich ist aus der Perspektive der Adelsforschung hinzuzufügen, daß die Einheitlichkeit in der

⁶¹² GEYER, Past as Future, v.a. S. 191-197.

⁶¹³ FREVERT, Ehrenmänner, v.a. S. 220-241.

Außendarstellung quer steht zur einmaligen Vielfalt der Adelsgruppen in Deutschland. Gerade der Blick auf die unterschiedlichen Lebenswelten in den Regimentern sollte gezeigt haben, wie sehr das Korps Züge einer *imagined community* denn einer tatsächlich homogenen Gruppe „feudaler Krieger“ trug. Gleichwohl bleibt es unbestritten, daß vornehmlich der Adel die Selbstdeutungen des Offizierkorps mit markant-einprägsamen Bildern versorgte und davon ungleich stärker profitierte als das Bürgertum. Doch blieben auch die adligen Deutungsangebote nicht statisch in der Welt der Vormoderne stehen, sondern differenzierten sich aus, paßten sich in neue zivile oder militärische Bedürfnislagen ein und wandelten sich unter dem Druck der Zuschreibungen von außen.

Im folgenden werden am Beispiel ausgewählter diskursiver Felder, die allerdings an die konkrete soziale und kulturelle Praxis gekoppelt bleiben sollen, solche adlig-bürgerlichen Aushandlungsprozesse vor 1914 untersucht. Dabei wird „das Militär“ nicht als monolithischer Block, sondern als ein gesellschaftliches Feld verstanden, auf dem sich viele Akteure mit je eigenen Interessen bewegten. Erst die Differenzierung der adligen und der bürgerlichen Teilgruppen innerhalb wie außerhalb des Militärs öffnet den Blick nicht nur für die Vielfalt der Positionen und die Schärfe der Kontroversen in den Auseinandersetzungen über das öffentliche Erscheinungsbild des Offizierkorps, sondern auch für die zahlreichen Gemeinsamkeiten adlig-bürgerlicher Teileinheiten bei gleichzeitiger Fragmentierung der Herkunftsgruppen. Anders formuliert: In diesem Abschnitt wird aufgrund der Ergebnisse der vorangegangenen Kapitel auf die Konstruktion eines homogenen Offizierkorps verzichtet. Dieses wird stattdessen in seine Einzelteile zerlegt, um deutlicher herausarbeiten zu können, auf welchen Feldern des Militärischen adlige und bürgerliche Offiziere sich wie zusammendachten und somit eine ideologische Einheit immer wieder neu begründeten.

7.1.) Mit dem Kaiser im Felde – Der oberste Kriegsherr und sein Gefolge

Das Kernstück der preußischen Heeresverfassung bildete die in den Verfassungskämpfen zäh verteidigte Kommandogewalt des Monarchen.⁶¹⁴ Personalangelegenheiten, Ausbildung, Ausrüstung,

⁶¹⁴ Die Überzeugung von der Unantastbarkeit der königlichen Kommandogewalt, aber auch deren geschickte Instrumentalisierung durch die „Militärkamarilla“ waren wesentliche Gründe für die Verhärtung im Konflikt über die Heeresreform von 1860. Vgl. v.a. CRAIG, Prussian Army, 136-179; Rolf HELFERT, Der preußische Liberalismus und die Heeresreform

Organisation der militärischen Führung und die Entscheidung über den Einsatz des Militärs nach außen wie innen blieben sowohl der Regierungsverantwortung als auch der parlamentarischen Kontrolle entzogen bzw. waren nur über das Budgetrecht indirekt parlamentarisch verhandelbar. Das preußische, zunehmend auch das „deutsche Heer“ unter Einschluß der übrigen Kontingente war ein Königsheer, in dem der von Edwin v. Manteuffel 1864 formulierte oberste Glaubenssatz, „daß der König das Kommando der Armee persönlich führt, ohne Vermittlung eines Dritten und ohne daß irgendeine amtliche Autorität zwischen die direkten Beziehungen der Armee zu ihrem Kriegsherrn tritt, daß der König der Generalfeldmarschall der Armee ist, wie es König Friedrich Wilhelm I. unmittelbar nach seiner Thronbesteigung ausgesprochen hat und wie es seitdem mehr als ein Jahrhundert geblieben ist“⁶¹⁵ allgemeine Gültigkeit besaß. Für adlige Offiziere galt die Kommandogewalt des Monarchen als eine Selbstverständlichkeit, die nicht weiter hinterfragt werden mußte, galten doch – in der zweiten Jahrhunderthälfte wieder verstärkt – Monarchie und Adel als „untrennbare Begriffe“ einer als organisch gedachten idealen ständischen Staatsform.⁶¹⁶ Selbst tiefe Vertrauenskrisen zwischen altem Adel und der Dynastie der Hohenzollern, wie bspw. in der Reformära zu Beginn des Jahrhunderts, der Revolution von 1848 oder der „Neuen Ära“, führten im Unterschied zu den Verhältnissen in Süddeutschland, wo die Standesherrn, aber auch Teile des Landadels mitunter gegen den Landesherrn opponierten, in Preußen nicht oder nur sehr kurzfristig zu einer Distanzierung des Adels vom regierenden Herrscherhaus.

von 1860. Bis zum Ersten Weltkrieg galt prinzipiell jeder parlamentarische Eingriffsversuch in innermilitärische Angelegenheiten als Attacke auf das monarchische System und wurde von der erdrückenden Mehrheit der Offiziere entsprechend zurückgewiesen. Vgl. die berühmte Formel bei Martin HOBOM: „Die Kommandogewalt ergab die einzige Form des sozialen Denkens.“ In: WUA, Bd. 11,1, S. 256.

⁶¹⁵ Brief Edwin v. MANTEUFFELS an Albrecht v. ROON vom 8.7. 1864. Zit. nach SCHMIDT-BÜCKEBURG, Militärkabinett, S. 57f. So richtete sich auch die militärische Eidesformel in Preußen, die mit unwesentlichen Änderungen bis 1918 galt, ganz auf die persönliche Beziehung zwischen Armee und Landesherrn. Abgedruckt in: MESSERSCHMIDT, Preußische Armee, S. 141.

⁶¹⁶ So der Chefredakteur des Adelsblatts Heinrich v. WEDEL, Der Adel als Fundament der Monarchie, in: DAB 30 (1912), S. 494f. in Verwendung des adligen Selbstbildes als Vermittler zwischen Volk und Thron. Vgl. zu diesem Adelskonzept REIF, Mediator between Throne and People. The Split Aristocratic Conservatism in 19th Century Germany, in: Bo Stråth (Hg.), Language and Construction of Class Identities, S. 133-150. Johannes ROGALLA v. BIEBERSTEIN, Adel und Revolution 1918/1919, in: Mentalitäten und Lebensverhältnisse. Beispiele aus der Sozialgeschichte der Neuzeit, S. 244 spricht gar von einer „Symbiose von Adel und Monarchie.“

Grundlage der traditionellen adligen Auffassung von militärischem Dienst war die direkte, persönliche Vertrauensbeziehung zwischen Offizier und oberstem Kriegsherrn. Aus ihr heraus erhielten ein Amt, ein Befehl oder eine Handlung erst Autorität und Legitimität.⁶¹⁷ Höheren Offizieren galt es als Selbstverständlichkeit, im Falle einer sachlichen Auseinandersetzung mit dem Monarchen oder einer Nichtberücksichtigung bei Beförderungen den Abschied einzureichen, weil das gegenseitige Vertrauen erschüttert war,⁶¹⁸ während sie auch dem stärksten Druck von außen bis hin zur Aufopferung des eigenen Lebens standhielten, solange sie ihren König an ihrer Seite wußten.⁶¹⁹ Auch wenn es an Konflikten zwischen höheren Offizieren und den preußischen Monarchen, v.a. während der Regierungszeit Wilhelms II., nicht mangelte, war eine militärische Handlung gegen den persönlichen Befehl des Monarchen schlichtweg eine Undenkbarkeit.⁶²⁰ Die Bindung des adligen Offiziers an seinen obersten Kriegsherrn speiste sich aus adelspezifischen und militärischen Quelle und unterschied sich damit signifikant vom bürgerlichen Monarchismus, der im Monarchen wohl sehr viel mehr den Repräsentanten der Nation an der Spitze des militärischen Herrschaftsstands sah.⁶²¹ Auch der Erhalt handfester Adelsprivilegien

-
- 617 SCHLABRENDORFF, *Begegnungen*, S. 19f. erzählt, wie sein Vater als Leutnant und Fahnenträger des Regiments eine persönliche Beziehung zu Wilhelm I. aufbaute. „Diese Beziehung war geprägt von Autorität, Güte und stolzem Gehorsam.“ Auch OLDENBURG-JANUSCHAUS 1910 im Reichstag gesprochene Wort vom „Leutnant und zehn Mann“, die auf Befehl des Kaisers jederzeit das Parlament zu räumen hätten, verweist neben dem Antiparlamentarismus des Parlamentariers auf die an erster Stelle stehende Bindung des Offiziers an seinen Monarchen. OLDENBURG, *Erinnerungen*, S. 109-111; vgl. auch EBDA., S. 14; EBERHARDT, *Kriegserinnerungen*, S. 15; MANSTEIN, *Soldatenleben*, S. 51f.;
- 618 Als berühmtes militärisches Beispiel für eine Vertrauenskrise zwischen Monarch und Offizier kann wohl der Zusammenbruch des jüngeren Moltke Anfang August 1914 gewertet werden, als Wilhelm II. ihm Feldherrnqualitäten absprach und – vergeblich und erfolglos – in die militärische Maschinerie einzugreifen versuchte. Vgl. Kap. 8.1.
- 619 Vgl. die Appelle von höheren Offizieren an die preußischen Könige, auch in verschärften Krisenmomenten „standhaft“ zu bleiben, die 1848, 1860 und 1918 in gänzlich unterschiedlichen historischen Situation zumindest rhetorisch auf das gleiche Begriffs- und Vorstellungsarsenal zurückgriffen. Vgl. BISMARCK, *Gedanken*, S. 28; HOHENLOHE-INGELFINGEN, *Leben*, S. 68-70 (1848); CRAIG, *Army*, S. 157-159 über Manteuffel, Roon und Wrangel 1860-62; für 1918 vgl. die Beispiele in Kap. 9.1. Zur Verknüpfung von Königsliebe und Todesverachtung vgl. die Beispiele bei HOHENLOHE-INGELFINGEN, *Leben*, S. 326f. (1870/71); FALKENHAUSEN, *Erinnerungen*, in: BA-MA N 21/2, fol. 379 (1918).
- 620 DEIST, *Wilhelm II. als Oberster Kriegsherr*, in: ders., *Militär, Staat und Gesellschaft*, S. 5f. In diesem vorzüglichen Beitrag werden auch die hier nur am Rande erwähnten zahlreichen direkten und indirekten Eingriffe Wilhelms II. in die Armeegeschäfte sowie die Reaktionen im Offizierkorps differenziert untersucht.
- 621 Vgl. u.a. THOMAS A. KOHUT, *Wilhelm II. and the Germans*, S. 142; ELISABETH FEHRENBACH, *Wandlungen des deutschen Kaisergedankens*, v.a. S. 89f. MESSERSCHMIDT, *Werden und Prägung*, S. 68 bemerkt jedoch zurecht, daß seit 1900 die militärische

in der modernen Gesellschaft, nicht zuletzt im Militär, spielten für die unerschütterliche Treuebekundungen adliger Offiziere eine Rolle: Ohne die Einordnung von Personalfragen unter die königlichen Prärogative, wären die Vorteile bei der Annahme von Offizierbewerbern, Regimentwahl und im Avancement wohl nicht mehr zu halten, der Erhalt eines privilegierten Gardekorps mittelfristig nicht möglich gewesen.

Die persönliche Treuebeziehung beruhte auf Gegenseitigkeit. Der Souverän kannte seine Offiziere – bis zur explosionsartigen Vermehrung des preußischen Offizierskorps kann man dies auch wörtlich nehmen, insbesondere Wilhelm I. soll durch ein feines Namensgedächtnis beeindruckt haben⁶²² – und wußte, daß sie ihm Garanten der Machtstellung nach außen wie der Souveränität nach innen waren.⁶²³ Auch behielten sämtliche preußische Könige sich das Recht vor, ihre Truppen zumindest symbolisch persönlich anzuführen, was im Kriegsfall die Bindungen nur noch verstärkte. In den Erinnerungen ist es eben nicht Wilhelm II., sondern sein Großvater, der seinen Truppen stets voraus ist und die Armee unter Einsatz auch seines Lebens persönlich in die Schlacht führt: „Aber die Schlacht rief ihn weiter, diesen Heldenkönig, der, 70 Jahre alt, die ganze Schlacht [Lipa 1866] persönlich geleitet hatte und seit 8 Uhr morgens im Sattel saß. Einige Minuten später, nachdem er uns verlassen, setzte sich der König selbst an die Spitze von zwei Kavallerie-Regimentern und leitete die Verfolgung des Feindes bis unter die Kanonen von Königgrätz. Erst um 8 Uhr abends stieg er vom Pferde und sagte zu seiner Umgebung: ‚Ich merke doch, dass ich alt werde.‘ Gott schütze ihn, diesen ritterlichen König, den Vater seines Volkes, den Freund des Soldaten!“⁶²⁴ Die Einheit von Monarch und erstem Offizier in einer

Führungsgruppe in der Person des Monarchen zunehmend den Exponenten des Offizierkorps und weniger den Souverän sah.

622 EBERHARDT, Kriegserinnerungen, S. 15 weiß zu berichten, daß Wilhelm I. Anfang der 1870er Jahre sämtliche Karrierestation der Väter seiner Kadetten kannte. Vgl. auch SCHLABRENDORFF, Begegnungen, S. 19.

623 Zwar haben militärische Einheiten bei inneren Unruhen, v.a. Streiks, nie in dem Umfang eingegriffen, den die martialischen Reden vom Niederschießen der eigenen Familien vermuten lassen. Bspw. wirkte das Kriegsministerium in einem Erlaß von 1912 mäßigend auf die Kommandierenden Generale ein. Doch wurden in Armeekorps wie im Generalstab umfassende Pläne zur Niederschlagung von Revolten im Inneren und zum Kampf in Städten entworfen. Vgl. Dieter DREETZ, Der Erlaß des preußischen Kriegsministers vom 8. Februar 1912 über die Verwendung der Armee zur Bekämpfung innerer Unruhen, in: MGM 14 (1976), S. 570ff.; DEIST, Militär und Innenpolitik, Bd. 1, S. XXV-XXVIII.

624 GÉLIEU, Erinnerungen, S. 110. Vgl. auch einen Brief von Otto v. BISMARCK an seine Frau vom 3.7. 1866, in: Bismarck-Briefe, hg. v. Hans Rothfels, S. 328f. Den geradezu kultischen Charakter der Verehrung für Wilhelm I. als König auf dem Schlachtfeld

Person war in der spezifisch preußischen Variante des Heerkönigtums unantastbar und auf dem Gebiet des Deutschen Reiches in dieser Form einmalig.

Die unauflösbaren Bindungen zwischen Monarchie, Militär und Adel hatten prinzipiell auch eine Kehrseite. So lange jede parlamentarische Anfrage oder Kritik in Heeressachen als Attacke gegen die Kommandogewalt gedeutet und brüsk zurückgewiesen wurde, mußte der Monarch als Person und die Monarchie als Institution zwangsläufig in die militärischen Debatten hineingezogen werden. Auch um der Gefahr der Majestätsbeleidigung zu entgehen richtete sich die bürgerliche Entrüstung gegen die militärische Sonderexistenz im Staate in erster Linie gegen die Umgebung des Kaisers (militärische Entourage), gegen die außerhalb der parlamentarischen Kontrolle stehenden Institutionen (Militärkabinett), gegen die dem Monarchen in besonderem Maße verbundenen militärischen Einheiten (Gardekorps) sowie gegen die gesellschaftlichen Trägergruppe des preußischen Militärsystems (preußischer Kleinadel).⁶²⁵ Besonders während der Regierungszeit Wilhelms II. wurde jedoch auch deutlich, wie brüchig die hier skizzierte Interessenidentität tatsächlich war und in welchem Umfang sich Differenzierungs- und Segmentierungsprozesse bemerkbar machten. Die zumeist aus dem preußischen Kleinadel stammenden Offiziere beobachteten mit zunehmendem Befremden die vorsichtige Öffnung des Hofes für den bürgerlichen, z.T. jüdischen Reichtum, die ständig wechselnden, zahlreichen mobilen Nebenhöfe, wo Offiziere zwar anwesend, aber nicht mehr tonangebend waren, die prunkvolle Hofhaltung, welche das Image des selbstgenügsamen preußischen

illustrieren Schilderungen über Soldaten und Offiziere, die nicht nur dem Monarchen die Hände und Füße küssen, sondern ersatzweise auch die Hufe von dessen Pferd. Vgl. GÉLIEU, ebda. und HOHENLOHE-INGELFINGEN, Leben, S. 327 über Sedan: „Er [Wilhelm I.] ließ die Zügel seines Pferdes fallen und reichte die beiden Hände nach unten den Leuten entgegen. Alles drängte sich herzu, ihm die Hände zu küssen, und da es nicht jeder konnte, so waren die zufrieden, die ihm die Stiefel oder den Schweif des Pferdes küssen konnten, andere drängten sich unter das Pferd und achteten es nicht, von demselben getreten zu werden.“

⁶²⁵ Vgl. MILES, Die Reform unseres Offizierkorps, in: BT, Nr. 561, vom 3.11.1904, wo Wilhelm II. auf geradezu peinliche Weise ausdrücklich aus der Schußlinie genommen („Der Kaiser weiß von nichts.“) und die Allerhöchste Kommandogewalt als „Ausfluß der Macht einer Adelskoterie“ gedeutet wird. Der in den Ministerien vieldiskutierte Beitrag ließ die Frage nach der Kommandogewalt unangetastet, forderte aber eine Gleichstellung des Gardekorps mit den anderen Armeekorps, die Unterstellung des Militärkabinetts unter das dem Parlament verantwortlichen Kriegsministerium, die Schließung der Kadettenanstalten, die ständige Rotation der Regimentsstandorte sowie die Einführung des Abiturientenexamens als bindende Einstiegsvoraussetzung für alle Offiziersanwärter. Vgl. WHStA, KA, Bestand M 1/3 Kriegsministerium – ZA: Zeitungsausschnittsammlung – Nr. 757 und Nr. 758/9 (November 1904 bis Februar 1905).

Adels konterkarierte und dessen reale finanzielle Möglichkeiten überstieg, sowie die zu Lasten des Heeres gehende Marinebegeisterung und -förderung. Aus der Perspektive dieser Offiziere drohte der oberste Kriegsherr zu einem fremden Wesen zu geraten, das nicht mehr allein die preußische Militärmonarchie repräsentierte, sondern als „Herr der Mitte“ Bevölkerungskreise an seinen Hof zog, deren Gegenwart von kleinadligen Offizieren gewöhnlich gemieden wurde.⁶²⁶ Die 1888 zum Hauptquartier aufgeblasene *maison militaire* mit den Flügel- und Generaladjutanten, die ganz erheblichen informellen Einfluß auf die Geschäfte der Armee nahmen und ebenfalls über das rein Militärische hinausgehende Ambitionen verfolgte, wurde von den abseits stehenden Truppenoffizieren wie von den *Professionals* zunehmend argwöhnisch als „neue Kamarilla“ betrachtet.⁶²⁷ Selbst ein Hofgeneral wie der jüngere Moltke, der sich freilich nach Übernahme der Führung des Generalstabs gänzlich neu positioniert hatte, besaß für die wilhelminische Hofhaltung kein Verständnis mehr: „Der Kaiser bringt immer ein Stück Mittelalter hinter sich her [...] es ist, als ob die Toten auferstehen mit Zopf und Puder.“⁶²⁸ Auch die Unzähligen kleinen Eingriffe in den militärischen Dienstbetrieb v.a. des Gardekorps gaben immer wieder Anlaß zu Beschwerden und zur Suche nach Wegen, die Anordnungen aus der Umgebung des Kaisers zu gehen.⁶²⁹ Zwar kann

626 Nicolaus SOMBART, Wilhelm II. Sündenbock und Herr der Mitte; MALINOWSKI, Vom König zum Führer, S. 140-150. Vgl. bspw. den vom württembergischen Kriegsministerium unter dem Titel „Kaiser Wilhelm und Ballin“ dokumentierte Angriff eines „alten preußischen Offiziers“ in der *Staatsbürger-Zeitung* gegen Wilhelms II. Vorliebe „für alles Pompöse“, das ihm jedoch nur die Hamburger Hochfinanz bieten könne. In der „orientalisch-byzantinischen Pracht und Herrlichkeit“ wären aber, so der Autor, „auch Falschheit und Juden zu Hause“. Vgl. WHStA, KA, M 1/3 Kriegsministerium – ZA: Zeitungsausschnittssammlung – Nr. 793 (Juli bis Dezember 1910).

627 Zum engeren Gefolge Wilhelms II. siehe die maßgebliche Studie Isabel V. Hull, *The Entourage of Kaiser Wilhelm II.*, v.a. S. 157-174. Auch die „Militarisierung“ der Entourage nach den kaiserlichen Krisenjahren 1906-1908 löste die Distanz zwischen höfischen und fachmilitärischen Offizieren nicht auf.

628 Brief Hellmuth v. MOLTKEs an seine Frau vom 9.2. 1905, in: *Denkwürdigkeiten*, S. 316. Moltke bezog sich auf einen der Hofbälle in friderizianischer Ausgestaltung, zu dem sich auch die anwesenden Offiziere in historische Kostüme kleiden mußten.

629 Vgl. den Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten, Hans Krug v. NIDDA vom 8.6. 1902, in: SHStA, KA, Berichte der sächsischen Militärbevollmächtigten, Nr. 1424 über die angeordnete Einübung eines friderizianischen Griffes beim 1. Garde-Regiment zu Fuß: [E]s hatte allerdings zur Einübung des Griffes 5 volle Wochen gebraucht. Wer diese völlig überflüssige Sache erfunden und Seiner Majestät suggeriert hat, war nicht bekannt; es wird vermutet, daß es entweder General v. Plessen oder General v. Kessel gewesen ist. Die Offiziere des 1. Garde-Regiments waren über diese Bereicherung ihres Paradeprogramms herzlich wenig erfreut, da die Einübung sehr viel Mühe und Aufwand an besser verwendbarer Zeit kostet. Je nachdem der Griff Seiner Majestät gefallen hat oder nicht, wird seine Einübung für die ganze Armee in Frage kommen. Es wird fast ohne Ausnahme

von einer militärischen Opposition gegen die Person des Monarchen zu keiner Zeit die Rede sein,⁶³⁰ doch hat Wilhelm Deist zurecht auf die zunehmende Tendenz einer „inneren Abwendung“ der adligen wie bürgerlichen Offiziere von ihrem obersten Kriegsherrn hingewiesen.⁶³¹ Gleichwohl hielten auch solche Offiziere, die sich privatissime klagend über den Kaiser äußerten, an der Kommandogewalt fest, weil sie in ihr auch eine Schutzvorrichtung vor allzu intensiver Beobachtung der inneren Armeeangelegenheiten durch die Öffentlichkeit sahen. Die Kommandogewalt erhielt die Armee somit als einen „abgeschlossenen Körper, in den niemand hineinsehen darf.“⁶³² Ihre Einschätzung als ein „absolutistisches Relikt“, mit der die Armee zum „Fürstenspielzeug“ oder „rein dynastisches Instrument“ degradiert wurde,⁶³³ unterschlägt die letztgenannte Funktion, die nicht mehr nur auf die dynastische Bindung verweist als vielmehr auf spätere totalitäre Modelle der Armeearganisation, da sie die Verfügungsgewalt über die Armee ausschließlich den militärischen Experten vorbehielt.⁶³⁴

gehofft, daß er den Allerhöchsten Beifall nicht gefunden hat oder daß er wenigstens ‚Versuch‘ des I. Garde-Regiments bleibe.“

630 Das berühmteste Beispiel für eine Adelsopposition gegen Wilhelm II. bieten die „Kanalrebelln“. Dokumentation und Deutung des Streits um den Bau des Mittellandkanals bei SPENKUCH, Herrenhaus, S. 263. Eine solche Insubordination war für Adelsoffiziere auch aufgrund der Gehorsampflicht nicht denkbar. Gegen den freikonservativen Rittmeister à la suite PRINZ SCHOENAICH-CAROLATH wurde ein Ehrengerichtsverfahren angesetzt, das schließlich mit seiner Entfernung aus der Armee ohne das Recht auf Tragen der Uniform endete, weil er es gewagt hatte, im Reichstag mit Freisinn und Sozialdemokratie „gegen den Kaiser“ zu stimmen. Allerdings entwickelten Offiziere in Immediatstellung ein geschicktes taktisches Verhalten, um ihre Interessen durchzusetzen, auch wenn sie den ursprünglichen Intentionen des obersten Kriegsherrn widersprachen. Vgl. den Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten, Ludwig FRHR. V. GEBSATTEL, vom 1.3. 1907, in: BHStA, KA, MKr 42 allerdings auch mit Hinweis auf die Grenzen eines solchen Vorgehens: „Der Minister [Kriegsminister Karl v. Einem] machte bei dieser Unterredung keinen Hehl daraus, wie schwer es ihm oft sei, von ihm für richtig Erachtetes an Allerhöchster Stelle zur Annahme zu bringen, und wenn er glaube, einmal eine für notwendig gehaltene radikale Maßregel durchsetzen zu können, so werde sie ihm im letzten Augenblick oft noch durch kleine Änderungen verdorben, gegen die er entschiedenen Widerspruch nicht erheben könne, da sonst eben überhaupt nichts zustande käme.“ Vgl. auch den Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten, Hermann SALZA V. LICHTENAU, vom 6.5. 1905, in: SHStA, KA, Berichte der sächsischen Militärbevollmächtigten, Nr. 1426, nach dem eine Anordnung des Kaisers bezüglich einer Frage der Nachschubsicherung aufgrund ihrer Unsinnigkeit vom Kriegsministerium „einfach nicht zur Anwendung“ gebracht wurde.

631 DEIST, Geschichte des preußischen Offizierkorps, in: ders., Militär, Staat und Gesellschaft, S. 45. Vgl. auch Offiziere im Bild von Dokumenten, S. 69.

632 So der Chef des Militärkabinetts Wilhelm v. HAHNKE. Zit. nach Chlodwig HOHENLOHE-SCHILLINGSFÜRST, Denkwürdigkeiten der Reichskanzlerzeit, hg. v. K.A. Müller, S. 116 (Eintrag vom 2.11. 1895).

633 WEHLER, Kaiserreich, S. 151; ENDRES, Soziologische Struktur, S. 283.

634 In diesem Sinne der umfangreiche Bericht „Eindrücke vom Kaisermanöver“ des sächsischen Militärbevollmächtigten, Paul GRAF VITZTHUM V. ECKSTÄDT, von 1898, in: SHStA, KA, Berichte der sächsischen Militärbevollmächtigten, Nr. 4515.

Das Beispiel der Kaisermanöver verdeutlicht anschaulich das zunehmend komplexer und damit komplizierter werdende Verhältnis zwischen dem Monarchen, der zumeist aus adligen Offizieren bestehenden höheren militärischen Führung und der militärkritischen bürgerlichen Öffentlichkeit. Diese im europäischen Vergleich einmalige militärische Jahresübung ermöglichte im Unterschied zu den Divisionsmanövern Kriegssituationen mit großen Verbänden von der Stärke eines Armeekorps (ca. 100.000 Mann) durchzuführen und war in erster Linie als Test für die Leistungsfähigkeit der Truppen und für die Gefechtsfähigkeit der höheren Führung gedacht. Unter Wilhelm I. liefen die Kaisermanöver noch ganz im Stil von Militärparaden ab: Die Erfahrungen der Einigungskriege blieben unberücksichtigt, stattdessen wurden einstudierte Gefechtsbilder, sogenannte Türken, in „Scenen gegliedert“ und theatralisch vorgeführt, ohne daß sich daraus militärische Erkenntnisse hätten ableiten lassen: „Das ganze Manöver war darauf ausgerichtet, im richtigen Moment an der Stelle des Kaisers zu sein und an dieser Stelle brillante Tableaus zu entwickeln.“⁶³⁵

Erst Wilhelm II. veranlaßte die Abwendung von der Linearaufstellung und der parademäßigen Durchführung der Manöver, förderte die Anpassung an moderne Gefechtslagen, den verstärkten Einsatz technischer Neuheiten, die Berücksichtigung von Fragen des Transports und der Versorgung. Außerdem sollten die bei den militärischen Übungen eingesetzten Truppengenerale ihre Armeen nicht mehr nur dem Kaiser vorführen, sondern im Gefecht führen. Bei den Kaisermanövern wurde jedes Jahr auch über militärische Spitzenkarrieren entschieden, weshalb nicht selten mit harten Bandagen gekämpft wurde. Insofern geht der Vorwurf der Unkriegsgemäßheit, gemessen an den militärischen Darbietungen in den Kaisermanövern vor 1888, zunächst an den Realitäten vorbei. Die Kaisermanöver hatten neben der militärischen allerdings auch eine repräsentative Funktion, die bei der Analyse (und der Kritik) zu unterscheiden sind. Unter den Augen von Hunderttausenden von Zuschauern, der internationalen Presse und attachierten militärischen Beobachtern des Auslands gerieten sie zu „Prunkmanövern“, zu Leistungsschauen ersten Ranges.⁶³⁶ Wilhelm II. nutzte diese von ihm aufgebaute Bühne geschickt, um erstens der Öffentlichkeit seinen

⁶³⁵ So die Kritik eines ungenannten preußischen Generals an der Herbstübung des Gardekorps 1887, wiedergegeben durch den sächsischen Militärbevollmächtigten, Georg V. SCHLIEBEN, am 29.8. 1887, in: SHStA, KA, Berichte der Militärbevollmächtigten, Nr. 4501.

⁶³⁶ SCHULTE, Beharren und Verändern, v.a. S. 416-471 (mit ausführlicher Wiedergabe v.a. der Beurteilungen in der militärischen Auslandspresse).

Willen und seine Fähigkeit zur Übernahme des Oberbefehls der Armee zu demonstrieren, zweitens v.a. mittels theatralisch angelegter Kavallerieattacken und Paraden eindrucksvolle Bilder zu entwickeln, welche die emotionale Bindung der teilnehmenden Öffentlichkeit an die Armee verstärkten sollten und um drittens die Armee als integrativ wirkende nationale Institution zu etablieren.⁶³⁷ Denn ein nach rein militärfachlichen Gesichtspunkten angelegtes Kaisermanöver, hätte wohl kaum jemanden interessiert, sofern es überhaupt öffentlich abgehalten worden wäre.

Diese doppelte Funktion der Manöver wurde von den Zeitgenossen nicht begriffen und hat das ohnehin problematische Verhältnis der Generalität zum obersten Kriegsherrn weiter gestört. Daß Wilhelm II. die persönliche Führung „seiner“ Truppen übernahm, überrascht angesichts seines Engagements für die Armee nicht sonderlich. Für die Generalität unangenehm und letztlich untragbar war der Umstand, daß der oberste Kriegsherr nicht nur Truppen führen, sondern mit diesen Truppen nach einem vorgegebenen Plan und in einem vorgegebenen Stil siegen wollte. Die Manövererfolge wurden dem Kaiser durch den General Schlieffen verschafft, der dies weniger aus höfischem Byzantinismus heraus tat, sondern aus persönlicher Königstreue, zur Erhaltung des Selbstvertrauens des obersten Kriegsherrn und zur Stärkung des Vertrauens der Truppe zu ihrem Führer.⁶³⁸ So entstanden Spannungen zwischen führenden Generalen und führendem Kriegsherrn, die beide nicht verlieren wollten, sowie für den wilhelminischen Führungsstil charakteristische Grotesken. Hans v. Kretschmann, der Vater von Lily Braun, soll bspw. 1887 den Prinzen Wilhelm im Manöver vernichtend geschlagen haben, weil er „nur den

⁶³⁷ Nach dem Rotationsprinzip standen jedes Jahr andere, darunter auch die nichtpreußischen Armeekorps zur Prüfung in den Kaisermanövern an. Allerdings konnte dies für die preußischen Truppen auch unangenehme Folgen haben: 1897 feierte ein bayerisches Armeekorps unter der Führung des Prinzen Leopold einen grandiosen Erfolg, während „die Preußen grundsätzlich in der Defensive, sich zu einzelnen unmotivierten und unsinnigen Offensivstößen entschlossen“. Vgl. SCHULENBURG, Erlebnisse, in: BA-MA, N 58/1, fol. 121f. Bereits 1878 formulierte Manteuffel, daß die militärische Einheit Deutschlands hergestellt sei, „wenn der Kaiser als oberster Kriegs- und Gerichtsherr anerkannt wird und dahin muß gestrebt werden.“ Brief Edwin v. MANTEUFFELS an Emil v. ALBEDYLL vom 4.3. 1878. Zit. nach SCHMIDT-BÜCKEBURG, Militärkabinett, S. 125.

⁶³⁸ Seit der Übernahme der Geschäfte des Generalstabschefs, dem die Anlage und Leitung der Manöver oblag, durch den Grafen Schlieffen wurden Wilhelm II. sichere Siege zugebilligt. Nach einem Brief Hellmuth v. MOLTKEs an seine Frau vom 29.1. 1905, in: Denkwürdigkeiten, S. 309f. sowie den Erinnerungen von STEIN, Erlebnisse und Betrachtungen, S.35 und DEIMLING, Zeit, S. 49 soll Schlieffen auf den Vorwurf, er lasse den Kaiser immer siegen geantwortet haben: „Man kann im Zweifel sein, ob es richtig ist, daß der oberste Kriegsherr selbst führt. Aber darüber kann kein Zweifel bestehen, daß er siegen muß, wenn er führt.“

Feind, nicht den künftigen Thronfolger“ sah, und von Wilhelm I. gelobt worden sein. 1889 leitete Wilhelm II. das Kaisermanöver und führte einen persönlichen Rachefeldzug gegen einen General, der sich außerdem noch „sehr deutlich“ gegen den Einsatz von Kavalleriemassen ausgesprochen hatte. Während des Manövers entbrannte ein heftiger Streit zwischen den Schiedsrichtern, die den Kaiser zum Sieger erklärt hatten, und Kretschmann, der sich nicht von seiner Niederlage überzeugen ließ. Im folgenden Jahr erhielt v. Kretschmann den Abschied.⁶³⁹ Zur Versetzung oder Verabschiedung anstehende Generale sollen dem obersten Kriegsherrn in fingierten Manövern deren Ausgang von vornherein feststand systematisch zum Abschluß „vorgeführt“ worden sein. Konrad v. Goßler mußte in zwei aufeinanderfolgenden Jahren ein Korps gegen Wilhelm II. führen, da er das erste Aufeinandertreffen gewann. „Bei der Endkritik im Schlosse wurde S.M. sehr heftig gegen mich und so ausfallend, daß ich am nächsten Tage zum Grafen Schlieffen ging, um ihn zu bitten, mich aus dem Generalstabe herauszusetzen, oder meinen Abschied zu veranlassen.“ Auf Schlieffens Vermittlung nahm Goßler den Antrag zurück und mußte nochmal zum Manöver-Zweikampf antreten: „Ich wurde so geschlagen, daß ich fast allein nur noch übrig blieb.“⁶⁴⁰

Ging es bei diesen Konfrontationen um Sieg und Niederlage im Manöver, erhielt der Kommandierende General v. Bock einen schweren Tadel für seine Schlachtenführung. Er hatte es 1904 gewagt, seine Truppen zunächst in einer Defensivposition zu belassen, um Zeit für eine günstigere Gefechtslage zu gewinnen. „Wie S.M. der Kaiser hiervon Kenntnis erhielt, hat er in schroffster Weise dem Generalleutnant von Bock erklärt – und gelegentlich der Kritik am 15.9. wiederholt – daß es den preußischen Traditionen widerspreche, sich zwei Tage hinter einander der Entscheidung zu entziehen und daß Er dies schon aus Manöverrücksichten nicht wünsche.“ Wilhelm II. formulierte hierauf einen schriftlichen Befehl an den Kommandierenden General, der allerdings die gesamte Anlage des Manövers auf den Kopf stellte und von Schlieffen modifiziert wurde.⁶⁴¹ Welche Vorstellungen Wilhelm II. von stilechter

⁶³⁹ WHStA, KA, M 1/3 Kriegsministerium – ZA: Zeitungsausschnittsammlung – Nr. 757 Zeitungsausschnitte 1904, (November/Dezember 1904).

⁶⁴⁰ GOBLER, Erinnerungen, in: BA-MA, N 34/22, fol. 23. Als Goßler bei einem kleineren Korpsmanöver erneut aufgefordert wurde, gegen den Kaiser zu führen, weigerte er sich und bekam von Wilhelm II. vorgeworfen: „Sie wollen immer nur siegen.“ Stattdessen wurde der Generalstabsoberst Kuhl aufgestellt, der dann auch „schrecklich vermeubelt wurde.“

⁶⁴¹ Für das Zitat Bock FN 201. Generalleutnant v. Bock legte daraufhin Beschwerde gegen die schroffe Kritik ein, argumentierte, daß er aufgrund der Manöverlage gar nicht

Kriegführung hatte, demonstrierte er bei der Besprechung eines anderen Manövers: „[D]ann tambour battants, Fahnen auf und herein in die Geschichte.“⁶⁴² Auch dem General Bock führte er vor, wie ein Angriff stilgerecht zu erfolgen habe: „S.M. der Kaiser war am 13.9. 6 Uhr mit Automobil beim 1. Garde-Regiment zu Fuß eingetroffen, war dort zu Pferde gestiegen, hatte den Feldmarschallstab dem Flügeladjutanten vom Dienst übergeben und führte persönlich mit gezogenem Säbel sein Garde-Regiment zum Angriff vor. Mit enthüllten Fahnen, in dichter Linie, griff das Regiment an. Wie ich 7.30 Uhr beim 1. Garde Regiment zu Fuß eintrat, hatte es bereits die feindliche Infanterie und Artillerie niedergeschlagen und hielt – die enthüllten Fahnen in der Schützenlinie. Die übrigen Regimenter der 1. G.B. hatten sich, soweit [jetzt 62a] es ihnen möglich war, dem ungestümen Vordrängen des 1. Garde Regiments angeschlossen. Trotzdem die 3. G.D. auf dem rechten Flügel noch ihre Artillerie eingesetzt hatte und die 2. G.D. auf dem linken Flügel schweren Stand gegen überlegene feindliche Kräfte hatte, wurde das Manöver beendet und erklärt, das IX. A.K. sei zum Rückzug gezwungen. Graf Hülsen, der sehr freimütig mit mir über alles sprach, äußerte unter anderem, er sei froh, daß die fremdländischen Offiziere erst so spät gekommen seien und dies alles zum Glück nicht gesehen hätten. Es sei doch sehr bedauerlich, wenn die Manöver einen solchen Verlauf nähmen; schließlich sei aber doch der Graf Schlieffen daran schuld; er habe durch die Kaiserkriegsspiele S.M. so intim hist. Begriffe der Kriegführung beigebracht, daß man sich nicht wundern könne, nun Derartiges zu sehen.“⁶⁴³ Diese kindisch scheinenden Rechthabereien

anders hätte handeln können und reichte seinen Abschied ein. Wilhelm II. nahm seine Kritik kleinlaut zurück und lehnte das Abschiedsgesuch ab. Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten, Hermann FRHR. V. SALZA UND LICHTENAU, vom 2.6. 1905, in: SHStA, KA, Berichte der Militärbevollmächtigten, Nr. 1425

642 Besprechung Seiner Majestät des Kaisers am Schlusse des Kaisermanövers 1912, in: BA-MA, N 78/23, fol. 15.

643 Die Manöverschilderungen aus dem Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten Hermann FRHR. V. SALZA UND LICHTENAU, vom 20.9. 1904 und 2.6. 1905, in: SHStA, KA, Berichte der sächsischen Militärbevollmächtigten, Nr. . Dort heißt es weiter, daß die Garde, ohne einen Schuß abgeben zu müssen, mit klingendem Spiel in einen vorzüglich befestigten Ort einmarschieren durfte und das Manöver kurzfristig beendet wurde als sie in eine bedrohliche Lage geraten war. Im Gespräch äußerte sich auch Karl v. EINEM entsetzt über die Manöverentwicklung unter der Leitung Wilhelms II., zeigte sich aber beruhigt darüber, daß die Kaisermanöver auf die alltägliche Ausbildung der Truppe kaum spürbaren Einfluß nähmen. Anlässlich einer Bataillonsbesichtigung der Garderegimenter forderte Wilhelm II. nachdrücklich die Offensive: „Bei jedem Angriff müsse der Wille zum Siege deutlich zum Ausdruck kommen, die Tradition von dem unwiderstehlichen altpreußischen Angriff solle der Armee eigen werden. Ohne wenn und aber; einmal angefangen müsse der Angriff im Fluß bleiben. Manöverschiedsrichter sollten zukünftig einen gut angesetzten und richtig

Wilhelms II. hatten, von den kurzfristig abgebrochenen Karrieren einiger Offiziere einmal abgesehen,⁶⁴⁴ eine sehr ernsthafte Seite. Möglicherweise stärkten sie das Selbstvertrauen des Monarchen, doch störten sie das Vertrauensverhältnis zwischen Generalität und obersten Kriegsherrn empfindlich. Die interne Kritik der Offiziere richtete sich in erster Linie gegen Schlieffen, der Wilhelm II. wohl auch deshalb führen ließ, weil er meinte über einen Kriegsplan zu verfügen, der in seinem maschinenmäßigem Ablauf, auch einen obersten Kriegsherrn von diesem Schläge ertragen zu können. Doch machten die lauter werdenden Anwürfe auch vor dem Monarchen nicht Halt, so daß der jüngere Moltke mit der Ausschaltung Wilhelms II. bei den Großmanövern nur das vollzog, was die Mehrheit der höheren Offiziere sich schon früher erhofft hatte.⁶⁴⁵

Gleiches gilt für die großangelegten Kavallerieattacken, die Wilhelm II. jährlich inszenieren ließ. Diese Veranstaltungen, bei denen bis zu 5.000 Pferde und Reiter gegeneinander galoppierten, wirkten zwar als eindrucksvolle Bilder, doch ernteten sie von nahezu allen Seiten vernichtende Kritik, so daß sich kaum jemand über ihr Verschwinden nach 1905 grämte.⁶⁴⁶ Insgesamt machten die Manöver

durchgeführten Angriff nicht abweisen, da das Vertrauen in die Kraft des Angriffes nicht gemindert werden dürfe. Nach: SHStA, KA MB vom 9.5. 1898.

644 Die prominentesten Opfer sollen der Chef des Generalstabs Alfred Graf Waldersee (1891), der potentielle Kandidat auf diesen Posten Colmar v.D. GOLTZ (1902) sowie die beiden Kommandierenden Generale Moritz v. BISSING (1907) und Paul v. HINDENBURG (1908) gewesen sein. Die Gründe für die Versetzung bzw. Verabschiedung dieser Generale sind sicherlich woanders zu suchen, doch fällt auf, daß vor der Demission noch die öffentliche Demontage auf militärischem Gebiet erfolgen mußte.

645 EINEM, Erinnerungen, S. 146f.; GROENER, Lebenserinnerungen, S. 92 berichtet von der „großen Erleichterung“ im Generalstab über die Nachricht, daß der Kaiser in den Manövern nicht mehr führte. Doch hätte dieser auch weiterhin größere Verbände führen und sich nicht zurückziehen sollen. Für Groener resultierte retrospektiv aus der Neuordnung der Kaisermanöver der faktische Sturz des obersten Kriegsherrn in die (militärische) Bedeutungslosigkeit. Weit verbreitet war die Fehleinschätzung Ludwig FRHR. v. GEBSATTELS, daß die Wahl Moltkes auf den Willen des Kaisers hindeute, im künftigen Krieg selbst zu führen und dieser besser geeignet sei als „ein, wenn auch genialer Mann, der durch schroffen Eigenwillen unter Umständen in ihren Folgen unabsehbare Verwicklungen herbeiführen könnte.“ Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten vom 3.1. 1906, in: BHStA, KA, Mkr 43.

646 Exemplarisch: Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten, Hans KRUG. NIDDA, vom 18.5. 1901, in: SHStA, KA, Berichte der sächsischen Militärbevollmächtigten, Nr. 4518 („großartige Theaterrückführung“); GOBLER, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 98/1, fol. 37 („glanzvolles militärisches Friedensbild“); Berliner Tageblatt, Nr. 437 vom 29.8. 1906 („Reiterträume“); Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten, Ludwig FRHR. v. GEBSATTEL, vom 24.9. 1907, in: BHStA, KA, Mkr 43 (gegen „Sorglosigkeit“ der Kavallerie); General Alfred KEIM 1907, nach: WHStA, KA, Bestand M 1/3 Kriegsministerium – ZA: Zeitungsausschnittsammlung, Nr. 781; August BEBEL, in: Stenogr. Berichte der Verhandlungen im RT, Bd. 230, 93. Sitzung vom 3.2. 1908, S. 2858 („kostspielige Spielerei“).

nach der Ausschaltung Wilhelms II. von der Leitung auf sämtliche Beobachter einen sehr viel kriegsgemäßeren Eindruck. Die Erfahrungen außereuropäischer Kriege (Burenkrieg, russisch-japanischer Krieg) wurden ebenso systematisch in die Anlage der Manöver eingearbeitet wie neues militärtechnisches Gerät, das bislang zwar schon zuvor eingesetzt worden war, aber eher als Schaustücke, denn im Verbund mit anderen Waffen. Selbst der schärfste deutsche Kritiker lobte das Manöver 1906 als „entscheidenden Schritt zum Kriegsgemäßen“, wenngleich er weiterhin kein gutes Haar an den kavalleristischen Leistungen ließ.⁶⁴⁷

Letztlich besitzen die Berichte über die Kaisermanöver nur geringe Aussagekraft über die tatsächliche militärische Ausbildung und kriegerische Bereitschaft. Bei ihnen handelte es sich v.a. um militärische Friedensveranstaltungen mit stark repräsentativer Note.⁶⁴⁸ Gleichwohl geben Sie einen Aufschluß über die Vorstellungen der Beteiligten über einen möglichen Kriegseinsatz der Armee. Deutlich ist geworden, wie sehr diese Vorstellungen in einer segmentierten Armee auseinandergefallen waren, wie sehr das höhere Offizierkorps sich auf das Fachmilitärische zu beschränken versuchte, während Wilhelm II. und eher höfisch orientierte Offiziere (Entourage, Garde, Kavallerie) einerseits neoromantischen Vorstellungen vom ritterlichen Krieg verhaftet blieben, andererseits die effektvolle Theatralisierung der militärischen Übung betrieben. Es wurde schon gesagt, daß von einer wirklichen Opposition der Offiziere gegen Wilhelm II. nicht die Rede sein kann. Auch Moltkes Kurswechsel fällt nicht darunter, zumal die Kaisermanöver in der Beziehung der Offiziere zum obersten Kriegsherrn nicht mehr als eine Fußnote ausmachten. Doch wurde dabei eine habituelle und mentale Distanz in den Auffassungen vom militärischen Dienst sichtbar, die 1914/16 die Degradierung Wilhelms II. zum „Schattenkaiser“ erleichtert und 1918 den unbedingten Einsatz für den stürzenden Kaiser erschwert haben mögen. Das Beharren auf der Kommandogewalt blieb davon bis zum Kriegsende unberührt, denn hinter ihr verbarg sich in zunehmenden Maße, seit 1916 ganz offensichtlich, ein totales militärisches Ordnungssystem, das vom Kaiser nur noch (schwach) repräsentiert, aber nicht mehr kontrolliert werden konnte.

647 GÄDKE, Kaisermanöver 1906, in: BT vom 16.9. 1906; ebenso in BT vom 4.1. 1910.

648 Daß es bei der Flotte nicht anders zugeht und bei Flottenmanövern v.a. „Quadrillentouren“ und „Karusselreiten“ geübt wurden, illustrieren TIRPITZ, Erinnerungen, S. 45 und der Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten, Hans KRUG v. NIDDA, vom 20.9. 1904, in: Berichte der sächsischen Militärbevollmächtigten, Nr. 1425.

7.2.) „Charakter“-Studien. Bedeutungen und Karriere eines Begriffs

In sozialgeschichtlichen Arbeiten zum preußisch-deutschen Offizierkorps ist das problematische Verhältnis der Offiziere und der Militärführung zum bürgerlichen Bildungsbegriff mehrfach intensiv untersucht worden.⁶⁴⁹ Die preußische Militärführung verhielt sich in Rücksichtnahme auf adlige Offiziersfamilien bis zum Ersten Weltkrieg zurückhaltend bei der Einführung höherer Bildungsstandards. Nahezu jede kleine von den Zentralbehörden geplante Verschärfung resultierte in scharfen internen Auseinandersetzungen über den generellen Wert von Bildung und über die konkreten sozialen Auswirkungen einer allzu großen Betonung von formalisiertem Bildungswissen. Dies bedeutet nicht, das preußische Offizierkorps sei generell „bildungsfeindlich“ gewesen. Im Gegenteil, der Anteil von Abiturienten stieg auch in Preußen seit 1890 sprunghaft an und betrug unter den Fahnenjunkern nach der Thronbesteigung Wilhelms II. 35%, 1900 schon 40% und 1914 immerhin 60%.⁶⁵⁰ Abiturienten genossen Privilegien wie Vorpatentierung bei der Annahme zum Offizier sowie bevorzugte Beförderung und – bei aller berechtigten Kritik an ihrer einseitig militärischen Ausrichtung – die militärischen Bildungsinstitutionen in Preußen, v.a. die Kriegsschulen und die Kriegsakademie erfreuten sich eines hervorragenden Rufes in der militärischen Welt. Einzelne Militärbereiche erforderten von den Offizieren ein hohes Maß an fachlicher Bildung und Kenntnisse, die weit über das Militärische hinausgingen.⁶⁵¹ Formal gesehen war die preußische Armee um 1900

649 Siehe v.a. DEMETER, Offizierkorps, S. 69-107, der dabei in großem Umfang auf mittlerweile vernichtete Akten des Militärkabinetts und des preußischen Kriegsministeriums zurückgreifen konnte; MESSERSCHMIDT, Militär und Schule in der wilhelminischen Zeit, in: ders. Militärgeschichtliche Aspekte der Entwicklung des deutschen Nationalstaats, S. 64-101; OSTERTAG, Ausbildung und Bildung, S. 90-197; STÜBIG, Bildung, Militär und Gesellschaft in Deutschland.

650 Nach DEMETER, Offizierkorps, S. 95, der auch darauf hinweist, daß 1895 noch 18% der angenommenen Offiziersanwärter, 1912 nur noch 3,7% ohne Primareife waren. Bekanntermaßen wurde das Abiturientenexamen in Bayern schon 1872 als obligatorisch für Offizieranwärter eingeführt. Doch, wie RUMSCHÖTTEL, Bayerisches Offizierkorps, S. 99 zurecht betont, diente das Abitur einerseits als Lockmittel für das bis dahin am unattraktiven Militärdienst nicht interessierte Bürgertum und andererseits als klare Bildungsschranke nach unten.

651 Zu denken ist hier zunächst an die – allerdings sozial nicht voll akzeptierten – Ingenieure in den technischen Truppen, auch an die Artillerieoffiziere. Seit Beginn des Jahrhunderts wurden jährlich 13 Offiziere zur Technischen Hochschule Charlottenburg kommandiert, die den Stamm für eine Militärtechnische Hochschule bilden sollten. Vgl. Abschrift einer Denkschrift über die Errichtung einer Militärtechnischen Hochschule, 1901, in: BHStA, KA, MKr 4747. Wer im Generalstab Karriere machen wollte, mußte eine zusätzliche Fachausbildung in dem von ihm zugeteilten Bereich absolvieren. FALKENHAUSEN, Erinnerungen, in: BA-MA, N 246/46, fol. 36 lernte japanische Kultur und Sprache am Seminar für orientalische Sprachen der Berliner Universität in Vorbereitung auf

im europäischen Vergleich keine „ungebildete Armee“. Dagegen steht jedoch die Tatsache, daß die Forderung und Förderung von Bildung nicht für alle Offiziere in gleichem Maße galt. Während bürgerliche Offiziere Bildung durchaus als Vehikel für den sozialen und militärischen Aufstieg nutzen konnten, verteilte Wilhelm II. zwischen 1902 und 1912 noch über tausend Dispense für Fahnenjunker ohne Primäreife.⁶⁵² Wenigstens seit der Jahrhundertwende war nicht generelle Unbildung charakteristisch für das Offizierkorps, als vielmehr die – standespolitisch gewollte – parallele Existenz von zwei sich einander ausschließenden Vorstellungen über die Qualifikationsgrundlagen eines Offiziers: Einmal die durch staatliche Institutionen vermittelten und grundsätzlich meßbaren Bildungskennnisse und zum anderen, die eher in häuslicher Erziehung gewonnenen, jenseits standardisierter Prüfungsparameter liegenden Charaktereigenschaften. Im Adel überwog selbst bei jenen, welche die bürgerlichen Bildungskriterien spielend erfüllten, die Betonung des Charakters bei gleichzeitiger Distanz zur (bürgerlichen) Bildung.⁶⁵³ Dies soll nicht heißen, daß der Adel und adlige Offiziere prinzipiell weniger begabt oder intelligent gewesen wären, sondern daß sie einer anderen Berufsauffassung folgten und einen genuin eigenen Lebensstil pflegten, wo Bildung zwar durchaus vorhanden sein konnte, aber als Wert von nur sekundärer Bedeutung galt.

Das *Reglement über die Besetzung der Stellen der Portepfefähnriche und über die Wahl zum Offizier bei der Infanterie, Kavallerie und Artillerie* vom 6. August 1808 wurde mit den Worten eingeleitet: „Einen Anspruch auf Offizierstellen sollen von nun an in Friedenszeiten nur Kenntnisse und Bildung gewähren, in Kriegszeiten ausgezeichnete Tapferkeit und Überblick. [...] Aller bisher

seinen hochspezialisierten Dienst im Generalstab. Seeckt, Stülpnagel und Heye berichten, daß sie neben den Kursen der Kriegsakademie auch Seminare der Berliner Universität (bevorzugt Geschichte und Volkswirtschaft) besucht haben.

652 Vgl. DEMETER, S. 95f. und BALD, Sozialgeschichte der Rekrutierung, S. 24. Bei Demeter auch der Hinweis, daß die Zahl der jährlichen Dispense jedoch stark zurückging: von 134 (1890) auf 54 (1912). Vgl. auch die wichtige Differenzierung zwischen militärischen Institutionen in der Bildungsfrage bei MESSERSCHMIDT, Preußische Armee, in: HMG, Bd. IV/2, S. 72-121.

653 Ausführlich zur „Bildungsdistanz“ des Adels: MALINOWSKI, Vom König zum Führer, S. 73-89; Funck/Malinowski, „Charakter ist alles!“, in: JHB 6 (2000), S. 71-92. Generell zur Bedeutung von Bildung im Bürgertum: Rudolf VIERHAUS, Art. Bildung, in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 1, S. 508-551; HETTLING/HOFFMANN, Einleitung, in: dies. (Hg.), Wertehimmel, S. 14f. MAURER, Biographie, S. 439-517. Speziell zum 19./20. Jahrhundert vgl. BUDDÉ, Bürgerleben, v. a. S. 117-119, 164, 335, 339; KOCKA Muster, S. 17-22; KASCHUBA, Bürgertum, v. a. S. 112f. und die Synthese bei NIPPERDEY, Deutsche Geschichte, Bd. 1, S. 382-389.

stattgehabter Vorzug des Standes hört beim Militär ganz auf...“⁶⁵⁴ Die von den Reformern programmatisch geforderte Höherbewertung von „Bildung“ und „Kenntnissen“ gegenüber der Herkunft war nichts weniger als revolutionär, erschütterte das Adelsmonopol im preußischen Offizierkorps in seinen Grundfesten und wurde entsprechend von Militärangehörigen aus dem preußischen Kleinadel bis aufs Messer bekämpft.⁶⁵⁵ Unter dem Eindruck der katastrophalen Erfahrungen, die mit der Niederlage von Jena 1806 verbunden waren, mußte die kleinadlige Opposition zusehen, wie die Reformer bei der Neugestaltung des militärischen Bildungssystems von Friedrich Wilhelm III. weitgehend freie Hand erhielten. Sie erreichte in den Verhandlungen aber doch Abschwächungen und Ausnahmeregelungen, mit denen die Gefahr von Positionsverlusten für den Adelsnachwuchs und die militärische Alltagspraxis durchaus zu ertragen war. Mit der Wiederaufnahme der Kampfhandlungen 1812 kam auch die kleinadlige Reformopposition aus der Defensive. Gerade der altpreußische Adel erwies sich in den drei Kriegsjahren weiterhin als erstaunlich leistungsfähig und bestand unter erheblichem Einsatz von Opfern die Bewährungsprobe, wenngleich er von nun an auf die Hilfe bürgerlicher Offiziere angewiesen war und diese Gegenleistungen einforderten. Das Rad der Geschichte ließ sich zwar nicht zurückdrehen, doch die von den staatlich-militärischen Behörden gesetzten Rahmenbedingungen mit Hilfe der Krone zumindest aufweichen.⁶⁵⁶ Typisch war die Argumentation des Prinzen Wilhelm, der 1844 in der „Bevorzugung der Bildung“ einen „Umschlag der militärischen Richtung“ befürchtete. In bezug auf die preußischen Militär-Clans schrieb er: „[V]öllig einverstanden mit dem Ziel, die wissenschaftliche Bildung zu heben, aber wo soll der ärmere Adel den Söhnen Unterricht zuteil werden lassen, woher die Mittel nehmen. Ich glaube, man ist es jener Klasse von Familien schuldig, in Erinnerung der innigen Verschmelzung derselben mit der Preußischen Armee und des Geistes, den sie in derselben erhielten, wodurch von jeher so Großes durch sie erkämpft ward, ihre Existenz und ihre Zukunft nicht

⁶⁵⁴ Zit. nach DEMETER, Offizierkorps, S. 15.

⁶⁵⁵ Nach wie vor unentbehrlich ist RITTER, Staatskunst und Kriegshandwerk, Bd. 1: Die altpreußische Tradition, wo Reform und Reaktion unter v.a. unter der Perspektive „Volkshेर oder Königliche Garde?“ in der langen Dauer untersucht werden. Aspekte der kleinadligen Reaktion anhand von Einzelbiographien werden behandelt bei FRIE, Marwitz und PARET, Yorck and the Era of Prussian Reform.

⁶⁵⁶ Vgl. MESSERSCHMIDT, Preußische Armee, S. 72-121, der in seiner glänzenden Analyse die Windungen der langfristigen Durchsetzung des „Bildungsprinzips“ detailliert herausarbeitet, aber doch die grundsätzliche Bereitschaft und Fähigkeit der preußischen Militärführung den Bildungsstand der Offiziere auf der Höhe der Zeit zu halten.

zu gefährden, da man sonst Gefahr läuft, eine ganz andere Richtung, einen ganz anderen Geist in die Armee zu bringen, was weder gewünscht werden kann, noch zum Ruhm und Frommen derselben gereichen würde.“⁶⁵⁷

Darüber hinaus münzten die kleinadligen Militärfamilien durch geschickte Anpassung, sicherlich auch durch schmerzhaftes Neuorientierung bei gleichzeitiger Traditionsbewahrung binnen kürzester Zeit die belastende Hypothek des Versagens in einen die Zukunft sichernden Kredit um. Dieser war trotz aller Legitimationskrisen im Laufe des 19. Jahrhunderts kaum aufzubrauchen, so daß in den 1850er Jahren selbst die dümmsten Söhne des preußischen Adels im Offizierkorps wenigstens ein bescheidenes⁶⁵⁸ Unterkommen finden konnten, wie es Karl Demeter formulierte.⁶⁵⁸ Dabei brachte der Adel ein begriffliches Konzept gegen das „Bildungsprinzip“ in Stellung, das bis weit ins 20. Jahrhundert hinein in den Adels- und Militärdelatten eine prominente Rolle spielen sollte: Charakter.

Auch das Bildungskonzept Scharnhorsts beruhte nicht ausschließlich auf formalem Wissen, sondern integrierte charakterliche Eigenschaften, wie „Geistesgegenwart, schneller Blick, Pünktlichkeit und Ordnung im Dienst und anständiges Betragen“, die vor der Annahme oder Beförderung eines Offiziers durch Vorgesetzte und Prüfungskommissionen getestet werden sollten.⁶⁵⁹ Die kleinadlige Variante des Charakterbegriffs formulierte diesen hingegen in direktem Gegensatz zum vermeintlich „liberalen“ Bildungsprinzip und knüpfte ihn an Herkunft und Familie. Damit sollte (beschränktes) Wissen durch die Art ihrer praktischen Anwendung und die dahinter stehende Gesinnung ausgeglichen werden. Nicht formale Bildung, sondern der Charaktertest in der Stunde der Bewährung, in der tatkräftiges Handeln gefragt war, entschied damit über die Fähigkeiten eines Offiziers: „Sein Wissen ist äußerst gering, aber das was er weiß, weiß er gewiß,“ soll über Edwin v. Manteuffel gesagt worden sein.⁶⁶⁰

657 Militärische Schriften Weiland KAISER WILHELMS des Großen Majestät, hg. v. Königlich Preußischen Kriegsministerium, Bd. 1, S. 494f. Vgl. noch für das Jahr 1908 den Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten, Ludwig FRHR. V. GEBSATTEL über ein Gespräch „mit preußischen Offizieren“, in dem die gleiche Argumentation vorgetragen wurde. In: BHStA, KA, MKr 1843.

658 DEMETER, Offizierkorps, S. 20.

659 Zit. nach MESSERSCHMIDT, Preußische Armee, S. 68f.

660 SCHWEINITZ, Denkwürdigkeiten, Bd. 1, S. 242. Philipp v. EULENBURG-HERTEFELD versuchte seinem Sohn, der durch das Abiturientenexamen gefallen war, „die Tortur des Examens“ zu ersparen und ihn ohne Primareife und Fähnrichsexamen im Offizierkorps unterzubringen. „Ich habe ja in meinem Leben 6 Examina gemacht und dabei so viele

Während diese Beschränktheit, die auch Entscheidungssicherheit vermittelte, in spezifischen kriegerischen Situationen sogar Sinn machen konnte, richteten sich die unzähligen Stilisierungen ungebildeter Militäroriginale dezidiert gegen bildungsbürgerliche Konkurrenz.⁶⁶¹

Dabei war höchst unklar und variabel, was unter ‚Charakter‘ zu verstehen sei. Allgemein gesprochen handelte es sich dabei um ein Set von Tugenden, von militärischen Werten und Fähigkeiten das nicht ohne weiteres erwerbbar war, sondern eingebunden blieb in familiäre Tradition und Sozialisation. Einen schwammigen Definitionsversuch machte Wilhelm II. persönlich in einer Allerhöchsten Kabinettsordre, in der er publizierende Offiziere scharf angriff. Er warf den Kritikern aus den eigenen Reihen vor, bei der Beurteilung der Armee Fähigkeiten und Leistungen zu viel Bedeutung beizumessen und stattdessen Persönlichkeit und Charakter zu vernachlässigen.⁶⁶² Als mehr oder minder konkrete Charaktereigenschaften, die es gegen die „sozialen Anfechtungen“ zu bewahren galt, nannte der Kaiser: „altpreußischer Geist“, „wahrhaft vornehme Gesinnung“ und „ritterlicher Sinn“. Zieht man die preußisch-kleinadligen Selbstentwürfe hinzu, so stößt man auf einen in der Dichte der Beschreibungen unvergleichlichen Kern von Adelstugenden, die allesamt die Militärnähe der Autoren und ihrer Familien demonstrieren und in bürgerlichen Selbstentwürfen in dieser Konzentration nicht zu finden sind: Dienst und Pflicht, Willenskraft und Mut,

tüchtige Menschen durchfallen und so viele Esel bestehen sehen, dass für mich ein Examen kein Prüfstein für Charakter oder Tüchtigkeit sein kann.“ Brief Philipp v. EULENBURG-HERTEFELDS an Gustav v. KESSEL vom 11.5. 1902, in: BLHA, Pr. Br. Rep. 37, Herrschaft Liebenberg, Nr. 854/1. Vgl. ähnliche Geringschätzungen von formalem Bildungswissen bei EBERHARDT, Kriegserinnerungen, S. 9; FREYTAG-LORINGHOVEN, Menschen und Dinge, S. 36-38; HINDENBURG, S. 64f.; ROHAN, Heimat Europa, S. 155;

⁶⁶¹ Zu den berühmtesten in der Öffentlichkeit bewußt ungebildet auftretenden Generalen sind wohl Blücher (der aber immerhin einen Gneisenau hatte und diesen verehrte) und v.a. Wrangel zu zählen. Von Wrangel kursierte eine Vielzahl von Anekdoten, über die neben heiterer Unterhaltung auch die Botschaft von der prinzipiellen Überlegenheit des Tat- über den Verstandesmenschen vermittelt wurde.

⁶⁶² Allerhöchste Kabinettsordre WILHELMS II. vom 1.1. 1904, in: BHStA, MKr. 45. Die Ordre bezog sich auf eine AKO von 1897 (MKr 4953), in der Wilhelm II. die Offiziere „zu wissenschaftlichem Streben“ aufgefordert und die Regelung bei „öffentlichen Verlautbarungen“ gelockert hatte. Sie richtete sich v.a. gegen die aktiven Offiziere, die sich als (kritische) Militärschriftsteller einen Namen gemacht hatten, wie Colmar v.d. Goltz oder Friedrich v. Bernhadi. Vgl. den Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten, Hans KRUG v. NIDDA, vom 28.12. 1903 über die Entstehungsgeschichte der AKO, in: SHStA, KA, Berichte der Militärbevollmächtigten, Nr. 1424a.

Opferbereitschaft und Entsagung, Einfachheit und Härte, Vermeidung⁶⁶³ alles unnützen Redens sowie schnelles und präzises Handeln.

Fraglich ist jedoch, ob der Begriff ‚Charakter‘ tatsächlich nur eine⁶⁶⁴ „Tarnbezeichnung für monarchisch-konservative Gesinnung“ war. Schon Wilhelm II. hatte in seiner berühmten Ordre von 1890 den „Adel der Gesinnung“ dem „Adel der Herkunft“ gleichgestellt und die Kommandeure darauf hingewiesen, „daß es heutzutage mehr wie je darauf ankommt, Charaktere zu erwecken und großzuziehen [...]“.⁶⁶⁵ Charakter war demnach nicht mehr nur durch Herkunft, sondern auch durch Gesinnung nachweisbar und damit am Ende des Jahrhunderts gerade für jene Bevölkerungsschichten erwerbbar, gegen die sich der Charakterbegriff am Anfang des Jahrhunderts gerichtet hatte. So barg die Akzentuierung von Charakter auch das Risiko der sozialen Öffnung, der „Demokratisierung von Soldatentum“.⁶⁶⁶ Sicherlich besaß Bildung für bürgerliche Offiziere einen sehr viel höheren Stellenwert, weil sie oftmals das einzige Einfallstor zur Offizierskarriere war. Der Reitergeneral Mackensen verdankte seiner den Kameraden überlegenen Bildung den Einstieg in die Offizierslaufbahn, der stets selbstquälerisch nach individueller Weiterbildung strebende Leutnant Wilhelm Heye erarbeitete sich seine Kommandierung zur Kriegsakademie, die sein bürgerlicher Kamerad Wilhelm Groener wiederum zum entscheidenden Sprung in seiner militärischen Laufbahn erklärte. Doch betonen die beiden jüngeren Offiziere in ihren Erinnerungen die gleichwertige Bedeutung von Charakter, der für sie v.a. in⁶⁶⁷ der geradlinigen und tatkräftigen Persönlichkeit zu suchen ist. Auch wenn die hier genannten

663 Versuche diese Tugenden zu fassen und aufzulisten finden sich bei: Eduard FRHR. v.D. GOLTZ, Der Feldmarschall v.d. Goltz-Pascha, in: BA-MA, N 80/18; BRAUN, Ostpreußen, S. 49f. Apologetisch oder reißerisch die Nacherzählungen bei Gerd HEINRICH, Geschichte Preußens. Staat und Dynastie, S. 22-26; Giles MACDONALD, Prussia, S. 109-136.

664 BALD, Offizier, S. 104-110.

665 Allerhöchste Kabinettsordre WILHELMS II. vom 29. März 1890, in: Offiziere im Bild von Dokumenten, S. 197f. Vgl. auch DEMETER, Offizierkorps, S. 97f.

666 Ute FREVERT, Herren und Helden. Vom Aufstieg und Niedergang des Heroismus im 19. Jahrhundert, in: Erfindung des Menschen. Schöpferträume und Körperbilder 1500-2000, hg. v. Richard van Dülmen, S. 323-344.

667 Zu MACKENSEN siehe Kap. 3.1.; Heye, Lebenslauf, in: BA-MA, N 18/1, fol. 50, 79f. u. 110; GROENER, Lebenserinnerungen, S. 43. Daß auch adlige Offiziere nicht ohne Koketterie auf ihre Bildungsleistungen hinwiesen, läßt sich bei SCHULENBURG, Erlebnisse, in: BA-MA N 58/1, fol. 2 nachlesen, der in den 1880er Jahren in Bonn Jura studierte und vom „absoluten Nichtstun“ und vom Trinkzwang bei den Saxoborussen angewidert war. Auffällig ist, daß mit unterschiedlicher Akzentuierung sowohl Groener als auch Heye nach 1918 in verantwortlichen Positionen für die Betonung von Charakter und gegen das Herkunfts- und Bildungsprinzip bei der Rekrutierung der Offiziere plädierten.

Offizieren politisch weit entfernt standen, erinnert diese Amalgamierung von Charakter und Bildung zu einem neuartigen, soziale Differenzen überwindenden Konzept an das von Chickering analysierte alldeutsches Konzept der Bildung, die über die akademische Bildung hinaus, die allgemeine Ausbildung der Persönlichkeit, des Geschmacks und des Urteil beinhaltete und auch die Forderung nach einem „Adel des Charakters“ integrierte.⁶⁶⁸

Michael Howard hat darauf hingewiesen, daß in ganz Europa nach dem russisch-japanischen Krieg von 1904/05 als wichtigstes Element des modernen Krieges nicht der auf dem Kriegsschauplatz demonstrierte technologische Großeinsatz, sondern Moral, verstanden als Moral der Nation angesehen wurde.⁶⁶⁹ In seltener Einmütigkeit mit dem liberalen Militärexperten des Berliner Tageblatts, Richard Gädke, zeigte sich der bayerische Militärbevollmächtigte in Berlin, Ludwig

668 CHICKERING, Men, S. 90f. u. 288 (über den „Bund der Letzten“, dessen Mitglieder sich als Männer der Leistung und des Charakters verstanden).

669 Michael HOWARD, Men against Fire: The Doctrine of the Offensive in 1914, in: Paret, Makers, S. 519. Dort auch der Verweis auf das auch in deutschen militärischen Kreisen einflußreiche Lehrbuch über Taktik des Colonel Wilhelm BALCK, in dem Kapitalismus- und Modernekritik mit sozialdarwinistischer Ideologie vermengt wurden. In einer Manöverkritik mahnte WILHELM II. die anwesenden höheren Offiziere, das zaghafte Sich-Zurückziehen erinnere an den 1905 erfolglosen russischen General KUROPATKIN, und forderte zur offensiven Überwindung von technischen oder personellen Unterlegenheitssituationen im Gefecht auf. Bericht des sächsischen Militärbevollmächtigten, Hermann FRHR. V. SALZA U. LICHTENAU, vom 2.6. 1905, in: SHStA, Berichte der Militärbevollmächtigten, Nr. 1426. Damit verbunden war auch eine Abkehr von den technizistischen Prinzipien der Kriegsplanung unter dem Grafen Schlieffen, der konkrete Berechnungen vor Spekulation stellte, Zahlen (v.a. Truppenstärken) als alleinige Meßgröße für den militärischen Erfolg ansah, auf der Schlachtenführung gegenüber der bloßen -leitung bestand und ganz in den Kategorien der umfassenden Vernichtung (im Sinne eines kurzen siegreichen Krieges) plante. Herausgefordert (und schließlich gestürzt) wurde er von mehreren Seiten. Friedrich v. BERNHARDI warf ihm vor, die Kunst des Krieges zum Handel verkommen lassen zu haben und stellte dagegen die Bedeutung von „Moral“ dagegen (auch WILHELM II. sah 1910 nunmehr im „unerschütterlichen Willen zum Siege“ die Grundlage des Erfolgs. Vgl. WHStA, M 635/2 Bestand Denkschriften, Bericht über das Kaisermanöver 1912. Schlußbetrachtungen, fol. 77.); Sigismund v. SCHLICHTING attackierte die Idee von der Offensive um jeden Preis mehrfach; Colmar v.D. GOLTZ und Karl v. BÜLOW lehnten die einseitige Beharrung auf der Vernichtungsstrategie ab und stellten dagegen die völlige Mobilmachung des Volkes sowie – operativ – das Prinzip der Durchbruchsschalcht dagegen. Die Literatur ist zu vielfältig, als daß sie hier aufgelistet werden könnte. Die Beispiele sollen nur kurz darauf hinweisen, daß v.a. nach 1904/05 militärfachliche Debatten und militärisches Handeln in Fluß gerieten (Moltke/Ludendorff zogen ja z.T. schon die Konsequenzen) und das deutsche Militär zumindest auf Führungsebene alles andere als in statischer Beharrung verblieb. Fast überflüssig zu sagen, daß mit der Abkehr von Schlieffens idé fixe des kurzen Krieges, der die Industrien der Nationen und die bürgerlichen Gesellschaften intakt hielt, dramatische gesellschaftliche Eruptionen inner- wie außerhalb des Militärs verbunden waren, auch wenn sie von manchen der debattierenden Militärs gar nicht bemerkt wurden. Wichtige Hinweise bei HOWARD, Doctrine of the Offensive; GEYER, German Strategy; WALLACH, Dogma; SHOWALTER, Army and Society in Imperial Germany. The Pains of Modernization, in: JCH 18 (1983), S. 583-618.

Freiherr v. Gebattel. Gädke insistierte in einem Plädoyer gegen das Militärkabinett auf der Bedeutung von Charakter, den diese Institution und das von ihr vertretene „aristokratische Offizierskonzept“ nicht besäßen, und verband damit die Forderung nach beschleunigter Öffnung des Offizierkorps und Abschaffung der letzten verbliebenen Adelsprivilegien.⁶⁷⁰ Gebattel bedauerte hingegen in Distanzierung von allzu strenger fachlicher Bildung, „daß der Charakter nicht mehr ausschlaggebend ist, sondern gutes Abschneiden bei Besichtigungen und Manövern [...], während [...] doch die Kriegsgeschichte auf jeder Seite beweist, daß im Ernstfalle bei den Führern bis einschließlich der Kommandierenden Generale Charaktereigenschaften eine um sehr viel entscheidendere Rolle spielen als alles theoretisches Wissen und alle Kriegsspiel- und Manövererfolge.“⁶⁷¹

Diese Einzelbeispiele deuten darauf hin, daß ‚Charakter‘ nach 1900 seinen dezidiert adligen, allein gegen bürgerlichen Bildungsfleiß gerichteten Bedeutungsgehalt verloren hatte. Vielmehr mutierte er zu einem jener adlig-bürgerlichen Klammerbegriffe, über die sich unterschiedliche soziale Gruppen im Rahmen nationaler Einheitsvorstellungen auch über ansonsten deutlich markierte Grenzen hinweg verständigen und einigen konnten. Die Gründe für die Konjunktur des Charakterbegriffs dürften einmal in der v.a. im Militär allseitigen Erfahrung immer enger werdender Handlungsspielräume für das Individuum liegen: Technisierung und Bürokratisierung, Massenheer, die Idee von der minutiösen Planbarkeit des Krieges und die Abhängigkeit von industrieller Rüstungsproduktion bedingten kriegerisches Handeln mehr als je zuvor. Mit dem Charakterbegriff schien man ein Mittel zur Hand zu haben, mit dessen Hilfe die autonome Persönlichkeit in ihr Recht gesetzt und die Bedingtheiten und Zwänge der modernen Welt überwunden werden konnte. Zum anderen diente dieser adlig-bürgerliche Klammerbegriff dem Ausschluß unerwünschter, für charakterlos erachteter sozialer Gruppen aus der Einheitsnation.

Auf die Armee bezogen besaß die Verwendung des Begriffs nach 1900 noch eine andere Stoßrichtung, die auf eine in dieser Arbeit wiederholt angesprochene neuartige adlig-bürgerliche Allianz bei gleichzeitiger Fragmentierung der beiden sozialen Großgruppen deutet.

670 BT vom 29.6. 1911.

671 Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten, Ludwig FRHR. V. GEBATTEL, vom 30.6. 1911, in: BHStA, KA, Mkr 42, No. 1426. Gebattel zählte zu den vehementesten Vertretern des Charakterprinzips in Bayern, der mit kriegsgeschichtlichen Beispielen unermüdlich auf die Überlegenheit der Persönlichkeit gegenüber der „maschinisierten Offiziersausbildung“ hinwies.

„Luxus tötet den Charakter, lockert die Sitten und schwächt den Körper“, stellte eine populäre, den Alldeutschen nahestehende Militärzeitung plakativ fest.⁶⁷² Schon früher hatten sich bürgerliche Adelskritiker gegen Prachtentfaltung und Lebensgenuß v.a. an den Höfen empört. Dem Adel wurden generell, und im Falle des Hofadels auch nicht unbegründet, Verschwendungssucht und Sorglosigkeit vorgeworfen und dagegen Maßhalten und Ernsthaftigkeit als bürgerliche Tugenden hervorgehoben. Die aufklärerische Luxuskritik, die im übrigen von Teilen des Adels v.a. in staatlichen Funktionen geteilt wurde,⁶⁷³ war eine der schärfsten Waffen des liberalen Bürgertums im Kampf um Emanzipation.⁶⁷⁴ Verstärkt seit den 1870er Jahren, nach dem Gründerkrach agitatorisch aufgeheizt, teilten jene adligen und bürgerlichen Gruppen die Distanz gegenüber dem „neuen Reichtum“, die daran nicht oder nur geringfügig partizipierten und denen ein relativer Bedeutungsverlust drohte.⁶⁷⁵ In diesem Diskurs stand nicht mehr die als irrational und verschwenderisch getadelte Lebensführung des Hofadels allein im Zentrum der Auseinandersetzung, sondern auch die öffentliche Zurschaustellung von schnell erwirtschafteten Reichtum durch soziale Aufsteiger.

Im Militär hatte die Distanz zu luxuriöser Lebensführung eine lange Tradition, was zum einen daran lag, daß mit dem monatlichen Sold allein kein Luxusleben geführt werden konnte und zum anderen daran, daß die militärischen Charaktertugenden den demonstrativen Konsum

672 Über Luxus im Offizierkorps und anderes, in: Ueberall (Zeitschrift für Heereskunde) 6 (1903/1904), S. 90.

673 Vgl. die Ausführungen über die Bewertung der „Schlachtenbummler“ durch adlig-professionelle Militärs. BRONSART V. SCHELLENDORF, Geheimes Kriegstagebuch, S. 296 bezeichnete selbst die Kaiserkrönung in Versailles als „Mummenschanz der Helden des Zeremoniells“.

674 Dieter LANGEWIESCHE, Bürgerliche Adelskritik zwischen Aufklärung und Reichsgründung, in: Fehrenbach (Hg.), Adel und Bürgertum, S. 11-28, hier S. 19; MAURER, Biographie des Bürgers, S. 373 verweist auf die bildungsbürgerlichen Ursprünge der Luxuskritik; REIF, Junker, in: François/Schulze (Hg.), Erinnerungsorte, Bd. 1, S. 521f.

675 Otto GLAGAU, Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin wettete in dieser berühmtesten und einflußreichsten antikapitalistischen Kampfschrift in der Gründerkrise (die bereits 1874 als Serie in der *Gartenlaube* erschienen war) v.a. gegen die Mesalliance hochadliger Investoren und „jüdischer Spekulanten“. Auch David Friedrich STRAUß, Der alte und der neue Glaube, S. 199, auf der Suche nach einer rational begründeten „nationalen Bürgerreligion“, attackierte 1872 die „krankhafte Weise“ der schnellen Bereicherung und des aus den neuen Erwerbsverhältnissen der entstehenden Industriegesellschaft erwachsenden Luxus. Diese Linie der bildungsbürgerlichen Kapitalismuskritik läßt sich bis Max Weber Werner Sombart verfolgen. Zu den Paradoxien des bürgerlichen Luxusdiskurses vgl. Christina v. HODENBERG, Der Fluch des Geldsacks. Der Aufstieg des Industriellen als Herausforderung bürgerlicher Werte, in: Hettling Hoffmann, Wertehimmel, S. 79-104. Für die in den 1870er Jahren einsetzende, antisemitisch codierte Luxuskritik des preußischen Kleinadels: MALINOWSKI, Vom König zum Führer, v.a. S. 173-177.

von Luxus prinzipiell ausschlossen. Im Adelsblatt wurde der Gegensatz gewohnt schlicht zugespitzt: „Der esprit de corps des Edelmannes und des Offiziers fußt in erster Linie auf Ritterlichkeit, Großmuth und Tapferkeit; der des Gelehrten auf Wissenschaft und Genügsamkeit; der Frauenstolz auf Sittsamkeit, Anmuth, Schönheit, Takt, feines Benehmen und Zartgefühl; Auf was basiert aber der Stolz vulgo Hochmuth der sogenannten 'Geldaristokratie'? Einzig und allein auf dem Geldsack. Dieser Stolz ist daher der abstoßendste, drückendste und widerwärtigste und läßt die genannte Aristokratie als die häßlichste Abart derselben nur verächtlich erscheinen.“⁶⁷⁶ Entworfen wurde das militärische Gegenbild in der Alltagspraxis der „Normalregimenter“ und in den normativen Schriften der Militärführung. Die Einleitungsordre zu den Ehrengerichten von 1872 wies auf die Beeinträchtigung der „kriegerischen Tüchtigkeit“ und der Erschütterung der Grundlagen des aristokratischen Offiziertums durch eine „verweichlichende Lebensweise“ hin.⁶⁷⁷ Sein alljährlich luxuskritische Ermahnungen an die Regimentskommandeure produzierender Enkel wandte sich gegen die „geschäftsmäßige Ausbeutung des Rennwesens“ ebenso wie gegen „jedwede Beteiligung der Offiziere [...], die mit dem Trachten nach hazardirenden Gewinn verbunden ist“⁶⁷⁸ Bei einer Ansprache anlässlich der Garnisonwachparade 1904 faßte der Kaiser zusammen: „Immerhin sei es Aufgabe des Offizierkorps, gewissen Strömungen der Zeit zu widerstehen, die sich im Volksleben bemerklich machten, und sich immer zu sagen, daß seine Aufgabe nicht Wohlergehen und Gelderwerb, sondern Pflichttreue im Dienst und Gehorsam gegen seinen Kriegsherrn sei.“⁶⁷⁹ Bei den betroffenen Regimentern wurden solche Verordnungen von den Kommandeuren zwar vorgelesen, von den Offizieren als bar jeder Realitätsnähe achselzuckend hingenommen, aber kaum befolgt: „Der Oberst erhob sich und verlas

⁶⁷⁶ Gregor v. MARZIANI, Feudaladel, in: DAB 6 (1888), S. 726.

⁶⁷⁷ Einleitungsordre zu der Ehrengerichts-Verordnung vom 2. Mai 1874, abgedruckt in: DEMETER, Offizierkorps, S. 269-272.

⁶⁷⁸ Kabinettsordre WILHELMS II. vom 5. Juli 1888, Betr.: Standespflichten der Offiziere in: BHStA, KA, Mkr. 1854. In der Kabinettsordre WILHELMS II. vom 29.3. 1890 heißt es: „Ich [mache] es den Commandeuren erneut zur Pflicht, den mancherlei Auswüchsen des Luxus zu steuern, die in kostspieligen Geschenken, in häufigen Festessen, in einem übertriebenen Aufwande bei der Geselligkeit und ähnlichen Dingen zu Tage treten. [...] Dem überhandnehmenden Luxus in der Armee muss mit allem Ernst und Nachdruck entgegengetreten werden.“ Abgedruckt in: Offiziere im Bild von Dokumenten, S. 197. Vgl. auch das Kabinettschreiben an alle Immediatstellen vom 24.12. 1906, in: BHStA, KA, MKR 1854.

⁶⁷⁹ Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten vom 12.1. 1904, in: BHStA, KA, Mkr. 45.

wie jedes Jahr eine kaiserliche Verordnung über das Verhalten der Offiziere, die mit den Worten begann: ‚Je mehr anderwärts Luxus und Wohlleben um sich greifen, desto mehr ist es Pflicht‘ - Schon als ich diese Verordnung das erste Mal hörte, wunderte ich mich. Wenn Deutschland reicher wird, so wächst natürlich der Luxus. Dagegen hilft doch eine allerhöchste Kabinettsorder nichts. Was für schiefe Vorstellung vom Leben muß man in der Umgebung des Kaisers haben!“⁶⁸⁰ Wilhelm II. hat sich, wie das gesamte Offizierkorps, bezüglich der Luxusfrage bis zum Ende seiner Regierungszeit widersprüchlich verhalten und nicht unbedeutend zur Steigerung des Luxusaufwands in den Regimentern beigetragen. Denn einerseits soll er den „Kaffernkraal Berlin-W., besonders pensionierte Offiziere, welche die Moral der Armee untergraben“, aufgrund seines neuen Reichtums verachtet haben.⁶⁸¹ Andererseits hatte er den Berliner Hof unter Einschluß von bislang vom Gesellschaftsleben am Hof ausgeschlossenen vermögenden sozialen Gruppen zu einem der prachtvollsten Europas ausgebaut und jede Gelegenheit genutzt, auch in den ihm besonders nahestehenden Garderegimentern (bspw. 1. Garde-Regiment zu Fuß, Garde du Corps, Garde-Leibhusaren) besonderen höfischen Glanz zu verbreiten.⁶⁸²

Luxusverächter unter den Offizieren meldeten sich ebenso öffentlich zu Wort. Colmar v.d. Goltz, dessen 1906 publiziertes Buch über die Niederlage von 1806 sich wie eine Allegorie auf die „dekadenten Zeitströmungen“ der Gegenwart las, warnte vor der „falschen Sicherheit“, dem „Leichtsinn“, „Luxus“ und der „Verweichlichung“, die sich vom „Volksganzen“ auf das Heer übertragen hätten. An den Adel, den er als „Führungsstand“ vom Offizierkorps abgelöst sah, richtete er die Aufforderung, „durch das Beispiel ausgezeichneter Sitte und Reinheit der Grundsätze“ die Herrschaft über die Gesellschaft wiederzuerlangen. Als Basis für die Fortdauer der Existenz des Adels forderte Goltz: „Es muß wieder vornehm sein, spartanisch einfach zu leben.“⁶⁸³ Solche Appelle an die

⁶⁸⁰ RENN, Untergang, S. 233. Vgl. die resignierende Bemerkung bei ZEDLITZ-TRÜTZSCHLER, Zwölf Jahre, S. 192: „Wir sind in den letzten zwei Jahrzehnten gegen den Luxus insonderheit der Offiziere vorgegangen. Trotz aller Reden, Ermahnungen und Kabinettsorders ist es aber nur luxuriöser geworden.“

⁶⁸¹ Brief von Colmar v.d. GOLTZ an Bruno v. MUDRA vom 29.1. 1904, in: Denkwürdigkeiten, S. 266 auf die o.g. Ansprache von 1904 beziehend.

⁶⁸² Vgl. v.a. RÖHL, Hof und Hofgesellschaft unter Kaiser Wilhelm II., in: ders., Kaiser, Hof und Staat, S. 78-115 und für die kleinadlige Wahrnehmung und Deutung MALINOWSKI, Vom König zum Führer, S. 134-143.

⁶⁸³ Colmar v.d. GOLTZ, Von Roßbach bis Jena; ders. Luxus, in: DAB 1 (1883) vom 18.3. 1883; ders. Luxus im Heere, in: Deutsche Revue, Dezember 1903; Stellung und

Rückkehr zu „altpreußischer Einfachheit“ ergingen nicht ohne Grund, sondern in Reaktion auf reale Entwicklungen im Offizierkorps. Die Häufung der Berichterstattung über die Verschuldung der Offiziere, die Skandalisierung von „Spielgeschichten“ oder die kritischen Hinweise auf das „Eindringen eines plutokratischen Elements“ in Teile des Offizierkorps sind frappant. Zielscheibe der Kritik waren v.a. das Gardekorps, Regimenter der Kavallerie und die Militärführung, die den finanziellen Druck auf die Offiziere durch zahlreiche dienstliche Verpflichtungen noch verstärkte. In der Tat erreichte der Luxuskonsum in einigen Regimentern seit den 1890er Jahren bis dahin unvorstellbare Dimensionen: Geradezu bescheiden nehmen sich die 60.000 Mark Spielverluste des Erbprinzen Alfred v. Coburg aus neben den 250.000 Mark Wettschulden eines in den „Augiasstall der Militär-Reitschule in Hannover kommandierten Leutnant v. Saurma vom Dragoner-Regiment Nr. 12, der im Unterschied zum Prinzen über diesen Betrag nicht verfügte.⁶⁸⁴ 1899 beschäftigte der Wettbetrugsskandal um den „Klub der Harmlosen“, in dessen Dunstkreis auch zahlreiche Gardeoffiziere verkehrten, die Berliner Gesellschaft und die mediale Öffentlichkeit.⁶⁸⁵ Bei Manövern in Schlesien wurde die strenge Kontrolle der Unterbringung von Offizieren in Häusern des Landadels angeordnet, weil es zu dienstschädlichem, exzessivem „Verbrauch von Genussmitteln“ gekommen war, und die vielerorts allzu üppige Ausstattung der Offizierskasinos sowie die in der Höhe der Zulagen ausgewiesene luxuriöse Lebensführung in einigen Regimentern erntete allerhöchste Mißfallenskundgebungen.⁶⁸⁶

Diese Auswüchse waren letztlich ein Minderheitenphänomen, konzentriert in den Regimentern des Gardekorps, der Kavallerie und

Einkommen, in: Deutsche Revue, April 1911. Für seine provokativen Publikationen erhielt Goltz von seiner Leutnants- bis zur Generalszeit wiederholt Ermahnungen, die ihm manche Strafversetzung einbrachte und ihm letztlich wohl den Posten als Chef des Generalstabs gekostet haben. Allerdings wertete der Generalfeldmarschall nach zweierlei Maß: An luxuriösen Hofveranstaltungen nahm er selbstverständlich regelmäßig teil und LOBBERG, Kriegserinnerungen, S. 145 beschreibt, wie Goltz 1915 „mit einem großen Topf Kaviar“ in seinem Hauptquartier in Mézières erschien und diesen bei Champagner feucht-fröhlich mit seinen Generalstabsoffizieren verzehrte.

684 Berichte der sächsischen Militärbevollmächtigten, Paul VITZTHUM v. ECKSTÄDT und Hermann FRHR. v. SALZA u. LICHTENAU, vom 13.8. 1898, 23.1. 1906 und 6.2. 1906, in: SHStA, KA, Berichte der Militärbevollmächtigten, Nr. 4515 u. Nr. 1427. Vgl. die Schilderung bei ZEDLITZ-TRÜTZSCHLER, Zwölf Jahre, S. 165 wie bei einem Verhör der Offiziere durch den Kommandeur der Militär-Reitschule auf der Frage, wer gespielt hätte, alle dreißig Offiziere hervortraten.

685 Vgl. die Wiedergabe der „erregten Ansprache“ WILHELMS II. in ebda., Nr. 4516. Die Erregung richtete sich v.a. gegen das „merkwürdige Auftreten“ der Offiziere, die als Zeugen zu dem Prozeß geladen worden waren.

686 EBDA., Nr. 4497, 4498 und 4503.

einiger Residenzen. Doch sie erregten erhöhte Aufmerksamkeit, auch aufgrund der im Zusammenhang mit derartigen Skandalen immer wieder auftauchenden prominenten Adelsnamen, und beförderten die Ausbildung eines informellen Bündnisses zwischen militärischen Führungsinstitutionen, v.a. in den Kriegsministerien, luxusfeindlichem Kleinadel, bildungsbürgerlichen Kostverächtern und liberalen bis sozialdemokratischen Militärkritikern, die darin einen weiteren Baustein des „feudalisierten Offizierkorps“ sahen. Im Schatten dieser Aufsehen erregenden Skandale erwies sich die Verschuldung von Offizieren infolge der hohen Repräsentationskosten als ernsthaftes Problem für die Militärverwaltungen. Das bayerische Kriegsministerium wies 1900 darauf hin, daß es „für einen jungen Offizier, der lediglich auf sein Gehalt angewiesen ist, auch bei den bescheidensten Ansprüchen nicht leicht ist, dem Stande entsprechend zu leben, ohne daß seine finanziellen Verhältnisse in Schwierigkeiten geraten.“⁶⁸⁷ Mit der Zeit entstand ein regelrechter Markt für beratende Broschüren und Verhaltensanleitungen, wie der Offizier die Verschuldung vermeiden könne bzw. wie er mit professionellen Geldleihern umzugehen habe.⁶⁸⁸ „Bewucherung“ wurde zum Schlagwort, mit dessen Hilfe der verschuldete Offizier mehr als Opfer denn als Täter dargestellt werden konnte. Zugleich baute die antimammonistische Bewegung mit dem „Wucherer“ eine Kunstfigur mit stark antisemitischen Zügen auf, neben der ein hochverschuldeter Offizier geradezu liebenswürdig erschien. Nach einem gängigen Stereotyp wurde im „Garnisons- oder Armeejuden“ der gierige Geldverleiher gesehen, der nur darauf wartete, gutgläubige Ehrenmänner ins Verderben stürzen zu können.⁶⁸⁹

⁶⁸⁷ Bayerisches Kriegsministerium, Vermerk, Nr. 4572 vom 23.4. 1900, in: BHStA, KA, MKr. 1842/159.

⁶⁸⁸ Die 1907 von einem Albert PINNER zusammengestellte Broschüre „Wucher und Wechsel. Ein Leitfadens zum Schutze gegen Bewucherung“ wurde vom herausgebenden Verlag an die Kriegsministerien geschickt. Nachweisbar ist, daß zumindest das bayerische Kriegsministerium Exemplare zur Verteilung unter den Regimentskommandeuren bestellte. Siehe ein Schreiben des Verlages an das Bayerische Kriegsministerium vom 23.5. 1907, in: BHStA München, KA, Mkr. 1854.. Vgl. ebda. ein Kabinettschreiben WILHELMS II. an alle Immediatstellen vom 17.3. 1907, in dem alle Truppenkommandeure angewiesen werden, ihre Untergebenen auf die Gefahren des Schuldenmachens hinzuweisen. In Bayern wurde angeregt, Regimentskommandeure zu Schulungen in Wechselrecht zu schicken, um erstens präventiv beraten und zweitens Einzelfälle besser bewerten zu können.

⁶⁸⁹ Münchener Post vom 24.5. 1907, in: BHStA, MKr 1854. Vgl. die Mappe zur Vorbereitung eines Artikels über „Juden und Heer“ für das Handbuch von Heer und Flotte, in: BA-MA, N 280/59a. Am ausführlichsten zum Antisemitismus unter den Offizieren JOHN, Reserveoffizierkorps, S. 150-220, dessen These vom instrumentellen Charakter des Antisemitismus wohl nicht haltbar ist.

Anlässlich eines „Wucherprozesses“, an dem erstmals in Bayern auch Offiziere beteiligt waren, forderte ein Bearbeiter im Kriegsministerium die Bekämpfung der „in der Zeit liegenden materiellen Lebensauffassung“ und die Rückkehr zum „Geist vornehmer Einfachheit“. Neben den immensen Repräsentationspflichten in den Regimentern und der „mangelnden Selbstzucht“ der betroffenen Offiziere wurde wiederum das Eindringen wohlhabender Offiziere in das Korps und die Reichtumskonzentration in den Luxusregimentern als eigentlichen Kern des Problems bezeichnet.⁶⁹⁰

Im Kampf gegen den Luxus in der Armee stimmten sämtliche Akteure darin überein, daß die aufwendige Lebensführung der Offiziere von außen an sie herangetragen worden war und eine ernsthafte Gefahr für die Kriegsfähigkeit der Armee darstellte. Erst mit der sozialen Öffnung, der Aufnahme von Söhnen aus dem Wirtschaftsbürgertum sei ein plutokratisches Element in das ehemals und in weiten Teilen noch immer „reine“ Heer hineingetragen worden.⁶⁹¹ Diese Wahrnehmung mochte größtenteils sogar der sozialen Realität entsprochen haben, setzte die Segmentierung der Armee, die Bildung von „Luxusregimentern“ erst in den 1870er Jahren und dann verstärkt seit 1900 ein als der bürgerliche „neue Reichtum“ auf der Suche nach Möglichkeiten der Veredelung u.a. auch ins Militär strebte und dort zugelassen wurde. Doch übersah wenigstens die Mehrzahl der adligen Luxuskritiker, daß sie nach von außen gesetzten Maßstäben selber luxuriös lebten. Auch die kleinadligen Autoren der spartanischsten Kargheits-Stilisierungen und schärfsten Luxus-Attacken dienten überwiegend in eben jenen Regimentern oder Dienststellungen, die als besonders luxuriös galten, eine luxuriöse Lebensführung und entsprechende Zulagen verlangten. Der württembergische Generalleutnant z.D. v. Wulf wies auf den relationalen Charakter des Luxusbegriffes hin: „Was dem einen ein natürliches Lebensbedürfnis ist, erscheint einem anderen als unerreichbarer Luxus. Ist denn Luxus an sich etwas Schädliches, etwas

690 Kriegsministerium, „Bewucherung der Offiziere“ vom 16.7. 1907, in: BHStA, KA, MKr 1854.

691 Schon in der Einleitungsordre WILHELMS I. von 1872 heißt es: „Je mehr anderwärts Luxus und Wohlleben um sich greifen, um so ernster tritt an den Offiziersstand die Pflicht heran, nie zu vergessen, daß es nicht materielle Güter sind, welche ihm die hochgeehrte Stellung im Staate und in der Gesellschaft erworben haben und erhalten werden.“ Vgl. neben den o.g. Hinweisen die Wiedergabe einer Neujahrsansprache WILHELMS II. vor der versammelten Generalität des preußischen Heeres im Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten vom 12.1. 1904, in: BHStA München, KA, Mkr. 45. Für gleichartige Deutungen im Kleinadel u.a.: TRESCKOW, Fürsten, S. 31-34; ZOBELTITZ, Knödeländchen, S. 119;

Verdammenswertes? Ja, wenn die Ausgaben für den Luxus die Mittel des demselbigen Huldigenden übersteigen oder wenn der Luxus auf die Allgemeinheit oder auf einen einzelnen Kreis schädliche wirkt.“⁶⁹²

Als schädlich für die Allgemeinheit galt die Luxusentfaltung bspw. in den Adelsregimentern der landnahen Garnisonen nicht, weil sie erstens genossenschaftlich gebunden blieb, d.h. nur im Kontext des Regiments gelebt und offen zur Schau gestellt wurde, und zweitens im Rahmen des Regiments einen Teil der angestammten Lebenswelt des Adels ausmachte. Sie repräsentierte nicht individuellen Erfolg und Aufstieg, sondern die Stabilität des Offiziersstandes. Mit der oftmals beschworenen „altpreußischen Einfachheit“ war also nicht grundsätzlich ein militärisches Leben in kärglicher Existenz, als vielmehr in den angestammten Herrschaftsverhältnissen gemeint. Diese wurden mit dem Einzug des neuen Reichtums in das Offizierkorps durchaus erschüttert. denn in der offenen Luxuskonkurrenz mußten kleinadlige Offiziere den vermögenden bürgerlichen Offizieren langfristig unterliegen.

Mit der Aktivierung des Charakterbegriffs setzte v.a. der preußische Kleinadel einen bedeutenden eigenen Akzent gegen Bildung und Reichtum. Dies nicht, weil er über beides gar nicht verfügt hätte, sondern weil auf diesen Feldern seine Distinktionsressourcen erschöpft waren. Eher unfreiwillig gestützt wurde er dabei von jenen Militärkritikern, die in den Armeeverhältnissen ausschließlich die Klassenordnung der Friedensgesellschaft gespiegelt sahen, und von den adligen wie bürgerlichen Professionals, die sich vorwiegend um die Kriegsfähigkeit des Heeres sorgten. Beide hier behandelten Diskurse führten zu einer zunehmenden Marginalisierung der vom Hochadel und Wirtschaftsbürgertum getragenen militärischen Segmente, die in der Armee tatsächlich nicht mehr als ein Schaufenster sahen, in dem sie ihre Leistungen auf einem populären gesellschaftlichen Feld repräsentieren konnte.

⁶⁹² Generalleutnant z.D. v. WULF, *Audiatur et altera pars!* vom 9.2. 1910, zit. nach WHStA, KA, M 1/3, Zeitungsausschnittsammlung, Nr. 706 (Denkschriften Offiziere).

7.3.) Vom Höfling zum soldatischen Mann

Schon der Bildungs- und Luxusdiskurs und das von adlig-bürgerlichen Teilgruppen als Alternative bereitgestellte Charakterkonzept deuten darauf hin, daß hier auch männlich-militärisches Selbstverständnis in Praxis und Repräsentation verhandelt wurde. Was in einem gesellschaftlichen und kulturellen Kontext jeweils als männlich gilt, unterliegt einem Prozeß der ständigen Neu- und Umdefinition. Ideal und soziale Praxis von Männlichkeit werden erstens in Abgrenzung zum ‚Weiblichen‘, zweitens in der Konkurrenz unterschiedlicher Männlichkeitsentwürfe definiert, ausgehandelt und gestaltet.⁶⁹³ Dabei existieren solche konkurrierenden Entwürfe nicht losgelöst von den Realitäten in einem diskursiven Raum, sondern bleiben eingebettet in einen regionalen, sozialen, ökonomischen, institutionellen, konfessionellen oder ethnischen Rahmen, so daß es zunächst Sinn macht, von einem distinkten adligen Männlichkeitsverständnis auszugehen.⁶⁹⁴

Der öffentliche Offizier aristokratischer Prägung war ein exklusives Kunstgebilde, ein männliches Gesamtkunstwerk,⁶⁹⁵ das mittels einer fortwährenden Produktion einförmiger, homogener Bilder in Kontrast zum Nicht-Offizier und Nicht-Mann stetig von neuem hergestellt und verfestigt wurde. Dieses Wesen bestand aus einem oben beschriebenen festen Set von adlig-kriegerischen Tugenden: Fürstentreue und Vaterlandsliebe, Führungsgabe und Willenskraft, Disziplin und Pflichtbewußtsein, Todesverachtung und Heldenmut, Haltung und Ehrenhaftigkeit. Solche Tugenden, die sämtlich der sozialen Kontrolle durch den Offiziersverband und in zunehmendem Maße durch die gesamte Gesellschaft unterworfen waren, umschlang das Band der kriegerischen Männlichkeit. So wirkungsmächtig dieses wilhelminisch-aristokratische Offiziersimage noch immer ist, so

693 Hierzu der „klassische“ Text: Karin HAUSEN, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, S. 363-393. Allgemeine Einführungen in die Forschung zur „militärischen Männlichkeit: Karen HAGEMANN, „We need not concern ourselves..“. Militärgeschichte-Geschlechtergeschichte-Männergeschichte: Anmerkungen zur Forschung, in: *Traverse* 5 (1998), S. 75-94; Christa HÄMMERLE, Von den Geschlechtern der Kriege und des Militärs, in: Kühne/Ziemann, *Militärgeschichte*, S. 229-262.

694 Vgl. KÜHNE, *Männergeschichte*, S. 19.

695 Angelika TRAMITZ, Nach dem Zapfenstreich. Anmerkungen zur Sexualität des Offiziers, in: Ursula Breymayer, Bernd Ulrich, Karin Wieland (Hg.), *Willensmenschen. Über deutsche Offiziere*, S. 211-226.

brüchig und umstritten war es doch. Neben den unterschiedlichen militärischen und sozio-kulturellen Traditionen der regimentalen Milieus, bildeten die zunehmende innere Differenzierung und Spezialisierung des gesamten Korps, die Neuordnung der militärischen Planungs- und Entscheidungshierarchie mit dem Generalstabsoffizier an der Spitze und nicht zuletzt die Erweiterung der Rekrutierungsbasis bzw. die Rückwirkungen der technisierten Wehrpflichtigenarmee die maßgeblichen innermilitärischen Faktoren für die Ausbildung rivalisierender Konzeptionen von „Offiziertum“ und militärischer Männlichkeit innerhalb der einzelnen Offizierkorps im Kaiserreich. Darüber hinaus rückte der Offizier als Kunstprodukt wie als realer Typus ins Zentrum der Gesellschaft des deutschen Kaiserreichs. Als Kehrseite seiner Popularisierung nach den Einheitskriegen von 1864, 1866 und 1870/71 wurde er – allerdings mit gewichtigen Einschränkungen wie der Kommandogewalt des Obersten Kriegsherrn – öffentlich verhandelbar und damit angreifbar.⁶⁹⁶ Der Offizier wurde zum Ort für Zuschreibungen jeglicher Art: Zur Projektionsfläche für Wünsche und Sehnsüchte, Befürchtungen und Abneigungen, Hoffnungen und Erwartungen. Gleichzeitig Subjekt und Objekt der öffentlichen Begierde hatte er neben der militärischen auch noch theatralische Arbeit zu leisten, wobei ihm die Rollen, selbst wenn sie ihm behagten, auch von der nichtmilitärischen Gesellschaft angetragen werden konnten. Im hegemonialen adligen Männlichkeitsideal des „modernen Ritters“ waren die Figuren des Kriegers und des Kavaliers virtuos miteinander verknüpft und konnten in unterschiedlichen Kontexten verschieden gewichtet werden.⁶⁹⁷ Noch im Kaiserreich ließen sich beide Facetten in einer Person vereinen. Geschmack und Verhalten des ehrenhaften Mannes gewannen auch in der bürgerlichen Gesellschaft an Bedeutung und wirkten für weite Teile der „besseren Gesellschaft“ stilbildend.

Bei der Suche nach den Elementen von Männlichkeit im spezifisch aristokratischen Offizierskonzept macht es Sinn, bei den hofnahen Garderegimentern zu beginnen. In seinen Erinnerungen an den deutsch-französischen Krieg, den er als Kommandeur der Gardeartillerie erlebte, berichtet der hochadlige Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen über den Infanteriehauptmann Hermann v. Chappius vom Regiment der Kaiser Franz Garde-Grenadiere, daß

⁶⁹⁶ Ute FREVERT, Das jakobinische Modell: Allgemeine Wehrpflicht und Nationsbildung in Preußen-Deutschland, in: dies. (Hg.), *Militär und Gesellschaft*, S. 46f.

⁶⁹⁷ Zu Begriff und Konzept von „hegemonialer Männlichkeit“: Robert W. CONNELL, *Gender and Power. Society, the Person, and Sexual Politics*, S. 183-188.

dieser unter heftigem Artilleriebeschuß „[...] hoch aufgerichtet mit zierlichen Schritten ging, als ob er bei Hofe vortanze, auf und ab, man konnte seine Figur ganz genau erkennen, und [...] seine Leute [ermahnte], recht ruhig liegen zu bleiben, ruhig zu zielen und zu schießen.“⁶⁹⁸ Tatsächlich machte v. Chappius Doppelkarriere als Vortänzer am Potsdamer Hofe wie als Offizier in Berlin. Der preußische König als sein oberster Kriegsherr soll ihn im Januar 1864 von der Cour in den Krieg entlassen haben mit den Worten: „Mein lieber Chappius, Sie waren hier stets der Erste auf dem Parkett, Sie werden auch der Erste in der Schanze sein.“⁶⁹⁹ Solche anekdotischen Erzählungen weisen direkt ins Zentrum des aristokratisch-kriegerischen Codes: Kriegsdienst wurde als Königsdienst, als Hofdienst verstanden, militärisch-professionelle und höfische Verhaltensweisen behinderten nicht einander, sondern wurden als identisch verstanden. Das stilisierte Bild vom aufrechten Tänzeln inmitten der feindlichen Geschosse und vor den liegenden Soldaten führte eindrucksvoll sichere Haltung und Ehrenhaftigkeit, Unerschrockenheit und Willenskraft, Führungsstärke und Superiorität vor Augen. Dieses Ensemble von Werten machte den Offizier gleichermaßen kriegsfähig und hoffähig, separierte ihn als Krieger vom weiblichen Geschlecht und als Höfling von der Soldatenmasse und erlaubte ihm, einen besonderen Platz in der Gesellschaft der Frauen wie der Männer für sich zu reklamieren.

Das offiziöse *Militär-Wochenblatt* versuchte 1889 eine Definition der vornehmen Ritterlichkeit und lieferte ausführliche Verhaltensrichtlinien für den geselligen Umgang der Offiziere: „Nichts steht dem jungen Offizier schöner an, als ein gewandtes, sittlich höfliches Benehmen beim Umgange mit dem schönen Geschlechte, dem er in ritterlicher Verehrung seine Huldigungen darbringt. Die Frauen seien ihm unantastbare Geschöpfe; von den Antastbaren halte er sich scheu zurück; [...] Die hilflose Dame, die seinem Schutze als Ehrenmann sich anvertraut, sei sicher wie hinter Klostermauern. Gleichmäßig höflich, zart und aufmerksam sei er gegen die einfache Bürgersfrau wie gegen die Blüthe der Aristokratie, gegen die alte Matrone wie gegen die junge sich aufschließende Knospe der Mädchenwelt. In mehr als 20 Schlachten und Gefechten habe ich die Erfahrung gemacht, daß die flotten Tänzer des Ballsaals auch meist die

698 HOHENLOHE-INGELFINGEN, *Leben*, S. 316.

699 CHAPPIUS, „Bei Hofe“, S. 16.

besten und trefflichsten Vortänzer im blutigen Kriegstanze waren.“⁷⁰⁰ Kriegerische Tüchtigkeit resultierte demnach aus der Kombination von militärischer Leistung und vornehmer Geselligkeit, auch gegenüber dem weiblichen Geschlecht – das eine war ohne das andere nicht zu denken. In einer derart aufgebauten aristokratischen Offizierswelt war der Ehrenmann Beschützer und Verehrer der Frau zugleich, der Dienst in Frieden und Krieg nicht zuletzt ein moderner Minnedienst an der unerreichbaren Dame. Als innermilitärisches Gegenstück dazu bezeichnete der Entwurf die Kameradschaft unter Offizieren. Wiederum war es die spezifisch männlich-aristokratische Offizierschre, die den Umgang „zwischen dem Sohn eines Grafen oder Fürsten und eines Subalternbeamten oder Kaufmanns [...] zwischen einem Lieutenant von 18 und von 33 Jahren“ regeln und kontrollieren sollte. „Von gleichen Pflichten und gleichen Gesinnungen, auf dem Boden gleicher Ehre und gleicher Erziehung sind gesellschaftlich Alle gleich.“ Auch nach dem wilhelminisch-aristokratischen Offiziersentwurf hatte die Kameradschaft die Funktion des Motors männlicher Vergemeinschaftung,⁷⁰¹ jedoch nur der sozial akzeptierten Männer. In strenger Abgrenzung zum Nicht-Offizier wurde das Binnenverhältnis der Offiziere als Wechselspiel von Nähe und Distanz reguliert und ermöglichte Verhaltensweisen, die außerhalb der aristokratisch-militärischen Sphäre nicht denkbar gewesen wären.

So erinnert der sächsische Leutnant im Königlichen Leibregiment 100, Arnold Vieth v. Golßenau einen Ball der besonderen Art, der um 1900 in der Offiziersmesse seines Dresdener Regiments gegeben wurde: „Die lange Ordonnanz brachte den Sektkühler, in dem zwei Flaschen standen, und setzte die hohen Gläser vor uns. Jeder unserer Offiziere hatte im Kasino sein großes Glas, in das sein Wappen eingeschnitten war, und auf dessen Fuß sein Name stand [...]. Eine Ordonnanz kam angerannt und beugte sich, die Hände an die Hosennaht gepreßt, zu Ehrenthal nieder: ‚Herr Leutnant Graf zu Münster-Langelage trinkt auf Herrn Leutnant und sein Fest.‘ [...] Im Saal hatten sich einige erhoben und standen, das Glas in der Hand, herum. Als die Musik einen Walzer begann, kam der Leutnant von Tschammer und Osten mit strammen Schritten auf mich zu: ‚Tanzen sie?‘ Seydewitz und Hauk tanzten auch schon. Es waren immer die

⁷⁰⁰ ANONYM, Der Offizier. Das moderne Rittertum, in: MWBl, 74 (1899), Sp. 1311-1326 und Sp. 1451-1456. Dort auch die folgenden Zitate.

⁷⁰¹ Thomas KÜHNE, Kameradschaft – „das Beste im Leben des Mannes“. Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: GG 22 (1996), S. 504-529.

besten Tänzer, die bei den Festen zu tanzen begannen, um sich vor den älteren Offizieren zu zeigen, von deren altmodischer Tanzkunst wir nicht viel hielten.“⁷⁰² Rein männliche Tanzstunden in den Offizierkasinos waren zumindest in den hofnahen Regimentern nichts Außergewöhnliches.⁷⁰³ In den aristokratisch geprägten Luxusregimentern konnte der männliche Körper unter Gleichen zur Schau gestellt werden, ohne daß die Offiziere dabei in Schwulitäten gerieten. Der Grund hierfür lag in der Vorstellung des aristokratischen Offizierskörpers als geschlechtsfreier Zone und dessen Abkopplung von sexuell aufgeladener Virilität: Wer ein Herr und Offizier war, mußte sich nicht als Mann beweisen, durfte sich nicht in emotionale Niederungen und Zwangslagen begeben. Kontrolliert durch den genuin aristokratischen Verhaltenscode war der Offizier nach diesem Entwurf befähigt, sich übergangslos in höfischem oder militärischem Kontext zu bewegen, ohne fortwährend seine sexualisierte Männlichkeit überprüfen zu müssen. Was nach den Moralgesetzen der bürgerlichen Gesellschaft als unmännliches, ja sogar homosexuelles, auf jeden Fall kriegsuntaugliches Verhalten gedeutet werden konnte, war tatsächlich nichts anderes als die Rückübersetzung des tanzenden Kriegsoffiziers in Friedensverhältnisse. Was als Paradoxon erscheint, die Einheit von militärischer Professionalität und neofeudaler Repräsentation, war dem aristokratischen Offizier selbstverständlich. Der junge Regimentsadjutant Friedrich v. d. Schulenburg mokierte sich 1893 zwar über den „geisttötenden Tanzschwindel“⁷⁰⁴ am Hof, nutzte aber diesen zentralen Ort der Geselligkeit für Außendarstellung, Vergewisserung seiner Zugehörigkeit zur Adelsgesellschaft und für das militärische Fortkommen. Seine weiteren Karrierestationen nach der Berufung in den Generalstab 1899 – Militärattaché in London (1904), Kommandeur der Garde du Corps (1913), Generalstabschef der Heeresgruppe Kronprinz (1916) – deuten darauf hin, daß er höfische und militärfachliche Arbeit mühelos zu integrieren, zwischen den entsprechenden Männer-Rollen virtuos zu changieren wußte.⁷⁰⁵ Aber

702 RENN, Untergang, S. 124-126.

703 Höchstens für außenstehende bürgerliche Offiziere, wie den jungen Sekondelieutenant Wilhelm HEYE, der 1890 von Saarbrücken zum Infanterie-Lehr-Bataillon nach Potsdam kommandiert worden war. Das Befremden über diese Praxis unterlag aber der Ausstrahlungskraft der Garderegimenter: „Am häufigsten tanzte ich, der Jüngste, mit Oberst v. Plessen, dem späteren treuesten Begleiter Kaiser Wilhelm II.“ In: HEYE, Lebenslauf, in: BA-MA, N 18/1, fol. 70.

704 Brief Friedrich v.D. SCHULENBURG an Dietloff GRAF ARNIM-BOITZENBURG vom 12.1. 1893 (Privatbesitz).

705 Ein noch eindrücklicheres Beispiel liefert der Generalfeldmarschall Colmar FRHR. v.D. GOLTZ, der sich in der Rolle des eigenwilligen Militärexperten gefiel. Der unermüdlige

auch zivilere Adelskarrieren zwischen Hof und Kaserne, wie die der „Liebenberger“ Georg v. Hülsen, zunächst Gardeoffizier und Militärattaché an der preußischen Gesandtschaft in München, dann Leiter des Hoftheaters in Wiesbaden, schließlich 1903 Intendant des Berliner Hoftheaters, und Cuno Graf Moltke, der als bekanntermaßen völlig unbegabter Offizier zunächst als Abteilungsleiter in den Generalstab versetzt, dann auf den Posten des Berliner Stadtkommandanten gehievt wurde und nebenbei musikalische Stücke komponierte, waren im Kaiserreich nichts ungewöhnliches.⁷⁰⁶ Bei all ihren unterschiedlichen Ausprägungen hatten die „Liebenberger Tafelrunde“,⁷⁰⁷ die Männergesellschaft auf Nordlandfahrt, die adlig-bürgerlichen Kulturzirkel⁷⁰⁸ drei Dinge gemeinsam, die sich auch in den oben beschriebenen hofnahen Militärkreisen nachweisen lassen: Erstens folgten sie einem ästhetisierten Lebensstil, der dem verhaßten gleichförmigen Materialismus der Massengesellschaft die Freiheit des aristokratisch-männlichen Individuums entgegenstellte;⁷⁰⁹ zweitens verbanden sie diesen reaktionären Ästhetizismus mit der unbeirraren

Künder des Volkskrieges, vorlaute Kritiker der „Potsdamer Modefaxen“ und Luxusverächter verstand sich auch auf das höfische Zeremoniell. Zur Eröffnung des Reichstages 1912 trug „der Kämpfer für den militärischen Fortschritt“ (Hermann Teske) den Reichszepter. Vgl. die Schilderung bei KELLER, Vierzig Jahre, S. 282f.

706 Sie waren allerdings auch nicht ganz unverdächtig: Der Berliner Polizeikommissar berichtet von zwei Homosexualitätsvorwürfen gegen Hülsen. Siehe: TRESCKOW, Fürsten, S. 161f. Für Hülsens Wirken im „Liebenberger Kreis“ insbesondere die berühmte „Pudel-Episode“, dargestellt bei Isabel V. HULL, Kaiser Wilhelm II. und der „Liebenberger-Kreis“, in: Männerliebe im alten Deutschland, hg. v. Rüdiger Lautmann/Andrea Taeger, S. 81-117, hier: S. 96. Über Moltke, der im Zusammenhang mit dem Eulenburg-Skandal fiel, witzelte schon die Baronin SPITZEMBERG, Tagebuch, S. 436: „Sehr viel geredet wird über die Einberufung Kuno Moltkes zum Kaiser, seine Ernennung zum General und besonders über die zum Chef der 2. (historischen) Abteilung des großen Generalstabes [...] während der natürlich zu solchem Posten ganz unfähige ‚Tütü‘ das hohe Gehalt bezieht und seinem Herrn ‚klavicymbelt‘! Der Berliner oder besser der Armeewitz sagt, er sei berufen, um die neu zu schaffende musikalische Abteilung des großen Generalstabes zu gründen und später als deren Chef das europäische Konzert zu dirigieren!“

707 Beste Darstellung und Deutung auch in männergeschichtlicher Perspektive: HULL, Wilhelm II., S. 81-117. Außerdem: DIES., Entourage und RÖHL, Graf Philipp zu Eulenburg – des Kaisers bester Freund, in: ders. (Hg.), Kaiser, Hof und Staat, S. 35-77.

708 Als Beispiele seien hier nur genannt der Zirkel um Bernhard v.d. Marwitz, der „märkische Rilke“ (Walter Görlitz), und Götz v. Seckendorff, dessen „große Höflichkeit gepaart mit kühler Zurückhaltung“ auch Wilhelm II. schätzte, zu dem auch u.a. der Landesdirektor der Kurmark Joachim v. Winterfeldt, Rainer Maria Rilke, Paul Claudel zählten. Vgl. BLHA Potsdam, Rep. 37 (Gut Friedersdorf), Nr. 781: Briefwechsel zwischen Götz v. SECKENDORFF und Bernhard v.d. MARWITZ. Außerdem der berühmte Weimarer Kreis um den begeisterten Garde-Ulanen und Millionärssohn Harry Graf Kessler und Helene v. Nostitz, in dem die europäische Kulturelite der Vorkriegszeit (Hauptmann, Hofmannsthal, Maillol, Rilke, Sert, Strauss van de Velde usw.) verkehrte. Vgl. die Hinweise bei NOSTITZ, Europa; und v.a. Peter GRUPP, Harry Graf Kessler.

709 Vgl. SIMMEL, Exkurs über den Adel, S. 732-746.

politischen Überzeugung von der eigenen Höherwertigkeit und Auserwähltheit, so gezähmt und kultiviert sie auch daher kam; und schließlich drittens waren sie ausnahmslos von dem Glauben an die Reinheit des Krieges beseelt, nur daß sich dieser Krieg ganz in aristokratischen Formen abzuspielen hatte.⁷¹⁰

Selbstverständlich tanzten die modernen Ritter nicht nur mit ihresgleichen, auch wenn sie in ihren Selbstbeschreibungen meist unter sich blieben. Die erzwungene Abwesenheit von Frauen von solchen männerbündlerischen Formationen steht gegen die überhöhte Norm des Kriegsdienstes als Frauendienst.⁷¹¹ In Differenz zu der retrospektiven Marginalisierung von Offiziersfrauen im geselligen Offiziersalltag und der Beschränkung weiblicher Tätigkeit auf den karitativen Bereich nutzten die Frauen und Töchter insbesondere älterer Offiziere vorhandene Spielräume zur Gestaltung des nichtmilitärischen Alltags. Anlässe für kontrollierte gesellige Begegnungen zwischen den Geschlechtern gab es zuhauf: Hof- und Gesellschaftsbälle, Regimentsfeiern und Empfänge. Die Konventionen des aristokratisch-ritterlichen Männlichkeitsentwurfes forderten sogar die aktive gesellige Mitarbeit von Frauen in Regimentsgeschäften, jedoch ohne daß die Trennung zwischen Männern und Frauen, wie sie Ute Frevert für die bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert festgestellt hat, nachhaltig durchbrochen wurde.⁷¹² Das Regiment als der eigentliche soziale und kulturelle Ort des aristokratischen Offizierskonzepts wurde auch in der Geschlechterperspektive erweiterte Familie gedacht, der sämtliche Offiziere und Angehörige zugerechnet wurden. Die Offiziersfrauen und -töchter führten ein Haus, hielten Hof und repräsentierten das männliche Offizierkorps außerhalb der fachmilitärischen Sphäre, d.h. sie galten in ihrer spezifischen Funktion als anerkannte Mitglieder des Regiments, weshalb die Vorgesetzten mit Argusaugen über die Verheiratungen ihrer Offiziere wachten. Bei der Bedeutung des geselligen Lebens für

710 Gerade das, freilich frisierte, Tagebuch des Bernhard v.D. MARWITZ liefert für die Tendenz zur Ästhetisierung der kriegerischen Gewalt reihenweise Beispiele. So heißt es über den Ersten Weltkrieg: „Das Schwert ist aufgerichtet und ein ganzes Volk betet mit den Waffen. Denn dieser Krieg ist ein einziges großes Gebet, herausgestoßen mit dem Geschrei der Schlachtendonner.“ Stirb und Werde. Aus Briefen und Tagebuchblättern des Leutnants Bernhard von der Marwitz, hg. v. Harald v. Koenigswald, S. 9 (Eintarg vom 2.8. 1914).

711 Auf dem Männerbund-Theorem hat Nicolaus SOMBART, Die deutschen Männer und ihre Feinde. Carl Schmitt – ein deutsches Schicksal zwischen Männerbund und Matriarchatsmythos seine ebenso geistreiche wie freihändige Mentalitätsgeschichte des deutschen Mannes vom Wilhelminismus zum Dritten Reich gegründet.

712 Ute FREVERT, Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, in: Kühne, Männergeschichte, S. 69-87, hier: 84.

ganze Offizierskarrieren nimmt es nicht Wunder, daß Frauen über Geschmacksurteile auch in Personalentscheidungen eingreifen konnten. Das Haus des Kommandeurs war Heiratsmarkt und Ort der gesellschaftlichen Beobachtung und Prüfung. Machte sich ein Offizier im Damenverkehr „unmöglich“, verstieß er gegen die strenge Etikette, so konnte es um seine Karriere geschehen sein, ganz gleich, welche militärischen Qualitäten er mitbrachte. Denn es waren die geladenen Frauen, die Offiziersgattinnen und -töchter, die sorgsam darüber wachten, ob der Cotillon oder die Quadrille ordnungsgemäß vorgeführt wurden.⁷¹³ Bei repräsentativen Gelegenheiten war es hochgeborenen Damen sogar erlaubt, die strenge Polarität der Geschlechterordnung zu durchbrechen, wenngleich sie dabei Männerrollen bekleideten: Frauen fürstlicher Häuser beispielsweise, die einem Regiment als „Inhaberin“ vorstanden, trugen bei offiziellen Anlässen dessen Uniform. Ausgerechnet die als liberal verdächtige und in Offizierskreisen wenig angesehene „Kaiserin Friedrich“ zog durch Tragen der Husarenuniform ihres Regiments erhöhte Aufmerksamkeit auf sich.⁷¹⁴ Auch an den häufigen offiziellen und inoffiziellen Regimentsjagden nahmen geladene Offiziersfrauen ganz selbstverständlich nicht nur in Uniform, sondern auch bewaffnet teil, um aktiv ihre Schießkünste zu beweisen.⁷¹⁵ Abgesichert durch die strengen Standeskonventionen integrierte der aristokratische Offiziers- und Männlichkeitsentwurf standesgemäße Frauen, die aktiv den Verhaltenscode zu kontrollieren sowie Verstöße anzuzeigen hatten und so das System der doppelten Ungleichheit, Männer gegenüber Frauen und Männer gegenüber Männern – stabilisierten.

Ebenso wie der Umgang zwischen den Geschlechtern war auch die binnengeschlechtliche Geselligkeit im Adel hochformalisiert. Das Zusammenleben in rein männlichen Gesellschaften – Hof, Militär, Künstlerzirkel etc. – wurde im Adel mittels eines Regel- und Kontrollsystems ermöglicht, das sich am besten mit dem Begriff „Haltung“ beschreiben läßt. Gemeint ist das Zusammenwirken von physischen und psychischen Dispositionen, die in formvollenderer

713 Für eine solche Feier im Regiment Garde du Corps s. BLHA Potsdam, Pr.Br. Rep. 37 (Herrschaft Liebenberg), Nr. 528. Bunsen, Welt, S. 49-53.

714 EULENBURG, Denkwürdigkeiten, S. 29. Dort allerdings mit polemischer Spitze gegen die „Ära des Sportes, in den man nach 1888 nun auch mit Weiberbeinen hineintrat“ und nostalgischem Abgesang auf die zivile Erscheinung der Kaiserin Augusta. Diese allerdings trug anlässlich „militärischer Schauspiele“ die „kleidsame Uniform“ der Königin Kürassiere und statt Helm einen weißen Filzhut. Mit instruktiven Fotos: Fürstliche Frauen als Chefs von Regimentern, in: Frauen-Ueberall, Nr. 1 (1904).

715 DISSOW, Übergang, S. 18.

Weise Nähe und Abstand, Vertrautheit und Distanz austarierten, Affekte und Triebhaftigkeit kontrollierten. Diese regelhaften Mechanismen funktionierten bis ins 20. Jahrhundert hinein und produzierten Verhaltensweisen, die außerhalb der höfisch geprägten Sphäre nicht möglich gewesen wären. Wirklich gelebt werden konnten sie nur von einer kleinen Minderheit, doch ihre eigentliche gesellschaftliche Bedeutung erhielten sie aber durch die mediale Popularisierung, z.T. auch Trivialisierung in der wilhelminischen Massengesellschaft. Im grauen Einerlei der männlichen Repräsentation, durch das schwarze Tuch des Bürgers oder den grauen Rock des Soldaten (gegen den sich insbesondere Wilhelm II. lange gewehrt hatte), glänzte die auserlesene Vielgestaltigkeit und Vielfarbigkeit der Uniformen und historischen Kostüme umsomehr. Sie beflügelten die Phantasie, bedienten Sehnsüchte nach Exotik und Erotik.⁷¹⁶ Für die wilhelminische Gesellschaft blieb der aristokratische Männlichkeitsentwurf von hoher Attraktivität, so lange er Erfolg, Aufstieg und Wohllieben, gleichzeitig aber auch kriegerisch-männliche Stärke zu verheißen imstande war.

Wurde dieser gemischtgeschlechtliche Umgang in der Offiziersgeselligkeit über genuin aristokratische Konventionen geregelt, so war dies mit dem Einzug des Bürgertums in das Offizierkorps nicht mehr möglich. In offiziellen und offiziösen Broschüren, seit 1897 auch in der eigenen Beilage *Die praktische Offiziersfrau* des vom Deutschen Offiziersverein herausgegebenen *Deutschen Offiziersblatt* wurden standesunsicheren Offiziersfrauen Ratschläge zur Gestaltung des Offiziersalltages, vom Arrangement eines Balles oder eines Dinners bis hin zu Kochrezepten, mitgeteilt. Was früher an derartigen Kenntnissen über die Herkunft abgesichert war, mußte nun als Wissen aufwendig erlernt werden. Sehr zum Bedauern mancher Offiziere resultierte daraus ein spürbarer Rückgang der Regimentesgeselligkeit, weitaus bedeutsamer war jedoch die damit verknüpfte Neugestaltung militärischer Männlichkeit. Sicherlich lassen sich genügend Beispiele aus der Alltagspraxis der Offiziere finden, insbesondere wenn diese in (groß-) städtischen Garnisonen stationiert waren, die schon sehr viel früher dem aristokratisch-militärischen Entwurf der Geschlechterbeziehungen widersprachen. Ausbrüche aus der sexuellen Verklemmung, bspw. Masturbation, Bordellbesuch,

⁷¹⁶ Zur erotischen Wirkung der bunten Uniformen: BRÄNDLI, Von „schneidigen Offizieren“ und „Militärcrinolinen“: Aspekte symbolischer Männlichkeit am Beispiel preußischer und schweizerischer Uniformen des 19. Jahrhunderts, in: Frevert, Militär und Gesellschaft, S. 201-228.

Ehebruch (allerdings nicht mit der Frau eines Offizier-Kameraden), wurden stillschweigend geduldet, solange sie quantitativ überschaubar sowie auf den beschränkten Zeitraum der Leutnantsjahre begrenzt blieben und nicht öffentlich, damit skandalisierbar, wurden. All dies war in den Jahren der Krise der aristokratisch-militärischen Männlichkeit nicht mehr gewährleistet, was nach der Jahrhundertwende schließlich zum Zusammenbruch des bis dahin vorherrschenden Männlichkeitsideals in den Offizierkorps führte.

Das „Spiel mit effeminiertes Männlichkeit“⁷¹⁷, das sich an den Fürstenhöfen, in Salons und Garderegimentern beobachten lässt, war Teil des aristokratischen Männlichkeitsentwurfes, den Robert Musil im *Mann ohne Eigenschaften* als „unzersplittertes Sein“ bewunderte. Doch geriet die mehrpolige Männlichkeit, die im Adel gelebt und von ihm repräsentiert wurde, in der grob auf die Jahrhundertwende zu datierenden „Krise der Maskulinität“ (George L. Mosse) zunehmend unter Druck.⁷¹⁸ Vordergründig entzündete sich die Kritik an einzelnen sexuellen Abweichungen, die in öffentlichen Skandalen inszeniert, gerichtlich verfolgt und bis ins kleinste Detail genüßlich seziert wurden. In der Kritik der ständischen Gesellschaft hatte schon das aufgeklärte Bürgertum des 18. Jahrhunderts v.a. den absolutistischen Hof, die empfindlichste Stelle der Adelsgesellschaft, zur Zielscheibe seiner Angriffe erklärt. Die Gegner der exklusiven Hofgesellschaft verknüpften die Kritik an den geburtsständischen Prinzipien, am Schein der Etikette und des Zeremoniells mit dem Hinweis auf Verschwendungssucht, sexuelle Immoralität sowie weibisches Verhalten und kontrastierten all dies mit der eigenen zivilisierteren Sittlichkeit, mit den bürgerlichen Tugenden.⁷¹⁹ Im 19. Jahrhundert wurde die Kraft dieser vornehmlich bildungsbürgerlichen Argumente noch verstärkt, indem die vorgebliche moralische Verkommenheit als nationale Gefahr beschworen und schließlich in den Medien der aufkommenden Massengesellschaft skandalisiert wurde. Zumindest aus adelsgeschichtlicher Perspektive stellt der zwischen 1906 und 1908 öffentlich verhandelte Eulenburg-Skandal, in dem der auf kultiviert-

717 Joachim RADKAU, Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, S. 309

718 Siehe auch John C. FOUT, Sexual Politics in Wilhelmine Germany: The Male Gender Crisis, Moral Purity, and Homophobia, in: Journal of History of Sexuality 2 (1992), S. 388-421.

719 Vgl. MAURER, Biographie, S. 236-254 Für ein prominentes Beispiel eines offenkundig homosexuellen Fürsten siehe Paul SAUER, Regent mit mildem Zepter. König Karl von Württemberg. Mit zahlreichen weiteren Angaben: Magnus HIRSCHFELD, Von einst bis jetzt. Geschichte einer homosexuellen Bewegung 1897-1922, hg. v. Manfred Herzer/James Steakley, S. 87-103.

empfindsame Männerbündelei gebaute Freundeskreis um Wilhelm II zerbrochen wurde, den augenfälligen Höhepunkt dieser Entwicklung. Doch weit über das Revirement in der kaiserlichen Entourage hinaus, in der die zivile Komponente durch eine betont militärische geschwächt wurde, geriet im Militär das „aristokratische“ Offizierskonzept ebenso unter Druck wie die vormals als selbstverständlich geltenden Ambivalenzen in Ideal und Praxis adliger Männlichkeit.

In der Kulturzeitschrift *Der Morgen* verteidigte der Kulturphilosoph Rudolf v. Delius im Krisenjahr 1907 den aristokratischen Habitus des Offiziersstandes noch mit dem Hinweis auf die einzigartige Stellung des Offiziers in der Gesellschaft. Weil das Leben des Berufsoffiziers aus der Vorbereitung auf den Krieg, auf den Tod bestünde, sei er zur Belohnung zum ersten Stand erhoben worden. Der inneren Knechtschaft und erzwungenen Kollektivität innerhalb der militärischen Gesellschaft stünde als Ausgleich die ins Äußerliche gewendete, allgemein anerkannte soziale Vorrangstellung gegenüber. Unter der besonderen Standesehre verstand v. Delius nur mehr ein Surrogat, das nicht vom einzelnen Offizier, sondern von anderen bereitgestellt würde, einerseits um die Entbehrungen des Offiziers als Individuum erträglicher zu gestalten, andererseits um dem gesamten Korps Sicherheit über seine Mitglieder „bis auf die Frau, welche man heiraten, bis auf das Lokal, in dem man sich sehen lassen darf“, zu verschaffen.⁷²⁰ Zwar blieb v. Delius noch eng der traditionellen aristokratischen Offizierskonzeption verhaftet, doch sind zwei Verschiebungen seiner Verteidigung des aristokratischen Offiziers bemerkenswert. Erstens stellte er den potentiellen Kriegstod des Offiziers, der nach dem Prinzip der genossenschaftlichen Stellvertretung den Generalfeldmarschall mit dem jüngsten Leutnant verband,⁷²¹ an den Anfang und ins Zentrum seiner Argumentation. Erst aus der lebenslangen Verpflichtung zum angeleiteten Sterben, dem „bitteren Kern“ seiner Existenz, ergab sich demnach ein Anspruch auf Exklusivität des Offiziers: „Die eigentliche Einlösung dieser Schuld, die die Offiziere gegenüber dem Volke haben – diese Schuld: die Ersten spielen zu dürfen, ohne es eigentlich zu sein – diese Schuld wird ganz eingelöst nur im Kriege durch das Vorgehen in den Tod.“⁷²² Und zweitens lag die Zuschreibungsgewalt nicht mehr bei den

720 Rudolf v. DELIUS, *Der Offizier*, in: *Der Morgen*, Nr. 24, 1907, S. 773f.

721 Vgl. Marcus FUNCK, *In den Tod gehen – Bilder des Sterbens im 19. und 20. Jahrhundert*, in: Breyer u.a., *Willensmenschen*, S. 227-236.

722 DELIUS, *Offizier*, S. 774.

Offizieren allein. Das Prinzip, verbotene Individualität durch Standespersönlichkeit zu ersetzen, richtete sich nach dem „oberflächlichen Massengefühl“. Es beruhte auf der Anerkennung, auf dem Glauben der anderen, war also nicht mehr selbstreferentiell. Vor der argumentativen Konsequenz, daß nämlich kriegerisch-männliche Attribute historischem Wandel unterlägen, schrak v. Delius zurück: „[S]ie können nur anders werden, wenn der Offizierstand in seinen Wurzeln sich ändert. Das ist meiner Ansicht nach aber nicht möglich.“ Doch als er dies im November 1907 schrieb, waren dem Offizierkorps die Wurzeln schon abgeschlagen worden.

In einer unfreiwilligen Allianz zwischen militärisch verengtem Altpreußentum, bürgerlicher Neuer Rechte und Sozialdemokratie, mit je eigenen Motivations- und Interessenlagen,⁷²³ wurde über eine Neuordnung der Hierarchie militärischer Männlichkeiten verhandelt. Ganz gleich, ob aktive und inaktive Offiziere oder Zivilisten öffentlich über Luxus, Garde und schließlich Homosexualität debattierten, die konstatierten Mißstände wurden mit geschlechtlich kodierten Charaktereigenschaften belegt: süßlich, kränklich, schwächlich, unmännlich und schließlich, für das Militär unzumutbar: Unkriegsgemäß. In der aufgeheizten politischen Atmosphäre der Krisenjahre – neben dem Eulenburg-Skandal erschütterten die Daily-Telegraph-Affäre und das gescheiterte Marokko-Unternehmen das wilhelminische Establishment – wirkte der mehr oder minder begründete Vorwurf der Schwäche und der Unkriegsgemäßheit wie ein vernichtendes Gerichtsurteil. Nicht zufällig etikettierte der Publizist Maximilian Harden, treibende Kraft in der Skandalisierung einzelner Fälle von abweichendem sexuellen Verhalten in der kaiserlichen Umgebung, den Kaiser als „Wilhelm den Friedfertigen“. Von da aus verlief eine gerade Linie zu jener Ungezieferhethorik, die sogar der Militärkorrespondent des *Berliner Tageblatt* in seinen scharfen Kommentaren gegen die der Homosexualität bezichtigten Offiziere verwandte, als er diese als „Eiterbeule“ und „Fäulniserreger“⁷²⁴ beschimpfte und deren „rücksichtslose Entfernung“ forderte.

723 Für die reformistische sozialdemokratische Militärkritik siehe: Bernhard NEFF, „Dekorationsmilitarismus“. Die sozialdemokratische Kritik eines vermeintlich nicht kriegsgemäßen Militärwesens (1890-1911), in: Militarismus in Deutschland 1871 bis 1945. Zeitgenössische Analysen und Kritik, hg. v. Wolfram Wette, S. 128-145.

724 GÄDKE, Wo sind die Schuldigen? in: BT, 36 (1907). Vgl. TRESCKOW, Fürsten, S. 200f.

Verlauf und allgemeine politische Konsequenzen des Skandals sind in mehreren Studien eindringlich beschrieben und analysiert worden.⁷²⁵ Zu Recht wurde auch auf die einschneidenden Folgen für das Offizierkorps und für die hierarchische Ordnung militärischer Männlichkeit hingewiesen. In Nicolaus Sombarts Schwanengesang auf den letzten Kaiser wird Homosexualität als ein außerhalb der preußischen Militärtradition stehendes Phänomen eingeordnet, das gerade durch die Berufsmilitärs bekämpft wurde. Im Grunde wurde 1907, so Sombart, durch das Bündnis der altpreußischen Militärfraktion mit der Neuen Rechten die faktische Abdankung Wilhelms II. eingeleitet, die 1918 nur noch staatsrechtlich vollzogen werden mußte. Isabel Hull sieht die Bedeutung des Skandals v.a. im Austausch des kaiserlichen Gefolges – von einem zivil zu einem militärisch dominierten Personal – und in der daraus resultierenden Militarisierung der kaiserlichen Politik.⁷²⁶ Beide Interpretationen haben gemeinsam, daß sie das Militär als entscheidende Kraft und am Ende als Sieger aus den Skandalen hervorgehen lassen. Doch welches Militär ist gemeint? Hardens Attacken gegen die zivilistische „Kamarilla“ und im Kern gegen Wilhelm II. lassen leicht vergessen, daß der Eulenburg-Skandal in seiner Vorgeschichte, in seinem Verlauf und in seinen Konsequenzen auch ein öffentlich ausgetragener Gesellschaftskonflikt um Offizierskonzeptionen und militärische Männlichkeitsentwürfe war. Die adligen Berufsmilitärs richteten über eine zu weiche Politik, doch waren sie gleichermaßen Gegenstand des Gerichts.

Nichts fürchtete das aristokratische Offizierkorps mehr als die Öffentlichkeit. Deshalb war es zu Beginn der Krise auch das erste Bestreben der politischen und militärischen Verantwortlichen, eine innermilitärische Lösung zu finden, damit es nicht zu „häßlichen Prozessen“ komme.⁷²⁷ Außer Kontrolle geraten, mobilisierte die Auseinandersetzung die wilhelminische Öffentlichkeit, von den

725 Bspw. RÖHL, Graf Philipp zu Eulenburg, S. 35-77. Zusammenfassend: Wolfgang J. MOMMSEN, Homosexualität, aristokratische Kultur und Weltpolitik, in: Große Prozesse. Recht und Gerechtigkeit in der Geschichte, hg. v. Uwe Schultz, S. 279-288. Nicht nur in der Kapitelüberschrift „Pink Prussia“ bunt: Giles MACDONOUGH, Prussia. The Perversion of an Idea, London, S. 204-230.

726 SOMBART, Wilhelm II.; HULL, Entourage, S. 175-235.

727 TRESCKOW, Fürsten, S. 165f. Dieser Befund gilt für alle in diesem Kapitel behandelten Debatten und reflektiert das (vergebliche) Bemühen, das Offizierkorps als abgesonderten „Militärstand“ aus den öffentlichen Debatten herauszuhalten. Instrukтив dazu die langjährigen Auseinandersetzungen über die Öffentlichkeit von Ehrengerichten und Militärstraßprozessen. Siehe DEIST, Armee, Staat und Gesellschaft, in: ders., Militär, Staat und Gesellschaft, S. 21-23.

Tageszeitungen bis zum Reichstag, die nunmehr ihre Vorstellungen von militärischer Männlichkeit ins Offizierkorps einschreiben konnte. Die Offiziere selber hatten nur die Wahl, dies über sich ergehen zu lassen oder, so die mehrheitliche Reaktion, sich aktiv an der Demontage des aristokratischen *Offiziertums* zu beteiligen.

Die einzelnen Fälle von vermeintlicher oder tatsächlicher Homosexualität - neben der „Liebenberger Tafelrunde“ betrafen sie in erster Linie Offiziere des preußischen Gardekorps und einzelner Kavallerieregimenter, darunter auch einige aus dem Hochadel - sind höchstens von voyeuristischem Interesse. Bedeutsamer ist, daß der über gezielt gestreute Gerüchte veröffentlichte Homosexualitätsvorwurf als anerkannte politische Waffe zur Durchsetzung eines neuen Männlichkeitsideals gebraucht werden konnte. Eberhard Graf Hülsen-Haeseler, immerhin Chef des Militärkabinetts, hätte seine private Balletteinlage im Kleid der Fürstin v. Fürstenberg als Posse abgetan, wenn er nicht unmittelbar darauf an einem Schlaganfall gestorben wäre. Bürgerliche Kommentatoren, die diesen Vorfall Ende 1907 öffentlich machten, taten dies nicht, sondern deuteten den Vorfall als weiteres Indiz für den sittlichen Verfall des aristokratischen *Offiziertums*.

Die öffentlichen Prozesse und Ehrengerichtsverfahren gegen ranghohe Offiziere wurden begleitet von einer systematischen Säuberung der „rosa Regimenter“, die sämtlich zu den vornehmsten, teuersten und aristokratischsten im preußischen Heere zählten: das 1. Garde-Drägoner Regiment, das Drägoner-Regiment Nr. 2 oder das Potsdamer Regiment Garde du Corps, dessen Soldaten das Tragen der schwarzen Schaftstiefel und der hautengen weißen Hosen wegen ihrer erotischen Ausstrahlung verboten wurde. Die Unsicherheit der Kommandeure der betroffenen Regimenter ging so weit, daß sie unter Umgehung des Dienstweges das Expertenwissen des Polizeipräsidenten Hans v. Tresckow und sogar des Sexualwissenschaftlers Magnus Hirschfeld einschalteten: „Fast täglich kommen die Kommandeure der Berliner und Potsdamer Garderegimenter zu mir und bitten um Rat, wie sie die in ihren Regimentern eingerissene Päderastie der Soldaten bekämpfen könnten,“ erinnerte sich Hirschfeld.⁷²⁸

⁷²⁸ TRESCKOW, Fürsten, S. 124f. und 185 beschreibt in seinen Tagebucheintragungen vom 15.3. und 3.7. 1907 wie der Kommandeur des 1. Garde-Drägoner-Regiments, Prinz Karl v. Hohenzollern, sich ratsuchend an ihn wandte. Vgl. HIRSCHFELD, Von einst bis jetzt, S. 145-149.

Die fortwährenden Attacken gegen „Hohenau, Lynar und Konsorten“ richteten sich zwar gezielt gegen einzelne Offiziere, doch war weit mehr im Spiel: „Das System, das von den leitenden Männern getragen wird, ist ein unheilvolles, das Heer tief schädigendes. Und darum müssen diese Männer fort von ihrem Platze, den sie nicht auszufüllen wissen.“⁷²⁹ Mit dem System meinte Gädke nicht weniger als das Militärkabinett, das Kriegsministerium sowie das Kommando des Gardekorps, drei Armeeinstitutionen, die für ihn gleichermaßen das Adelsprivileg und die Verweichlichung des Heeres repräsentierten und für die seiner Ansicht nach unzureichende Kriegsvorbereitung Verantwortung trugen. Für die Sozialdemokratie betonte August Bebel am 29. November 1907 im Reichstag, daß „ganze Regimenter verseucht“ gewesen seien, wohlwissend, daß es sich dabei ausschließlich um Garderegimenter handelte, und forderte rückhaltlose öffentliche Aufklärung und Entfernung der Betroffenen. Obwohl Bebel zu den ersten Unterzeichnern einer Reichstagspetition gegen den §175 zählte und lockere Verbindung zum Wissenschaftlich-Humanitären Komitee Magnus Hirschfelds hielt,⁷³⁰ instrumentalisierte er aus parteitaktischen Gründen, aber auch aus innerer Überzeugung, die Männlichkeitskrise zu einer scharfen Attacke gegen die Adeldomnanz im preußischen Offizierkorps. Zum Entsetzen der Berufsmilitärs ortete er mit Bezug auf die Garde den Mißstand nicht außerhalb, sondern innerhalb des Offizierkorps. Der anwesende preußische Kriegsminister Karl v. Einem hingegen verwies zunächst unbeholfen auf die „Angriffe der Buben aus Zivilkreisen“, um sich im weiteren Verlauf der Rede jedoch ebenfalls gegen den „kranken Teil an dem sonst gesunden Körper“ des Offizierkorps zu wenden: „Ein solcher Mann darf niemals Offizier sein. Ein solcher Mann kommt in die Lage, sich gegen seinen Eid zu vergehen; er fördert nicht das Beste, sondern gerade das Schlechteste durch sein Verhalten. Ein solcher Mann untergräbt die Disziplin, ein solcher Mann zwingt seine Mannschaften, den Vorgesetzten zu mißachten. Wo ein solcher Mann mit solchen Gefühlen in der Armee weilen sollte, da möchte ich ihm zurufen: nimm deinen Abschied, entferne dich, denn du gehörst nicht in unsere Reihen! Wird er aber gefaßt, meine Herren, wer es auch sei,

729 GÄDKE, Hohenau, Lynar und Konsorten, in: Berliner Tageblatt, Jg. 36, 1907, Nr. 577.

730 Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung, hg. vom Schwulen Museum Berlin und Akademie der Künste Berlin, S. 37-41.

und mag er stehen, an welchem Orte es auch ist, so muß er vernichtet werden.“⁷³¹

Diese Beispiele lassen erkennen, daß nicht nur „der spezifisch wilhelminische Nationalismus und Militarismus dazu drängten, Homosexualität zu bannen“,⁷³² sondern vielmehr gänzlich unterschiedliche gesellschaftliche und politische Gruppen von der „Homosexualisierung des Feindes“⁷³³ Gebrauch machten. In der Logik des aristokratischen Offizierskonzeptes selbstverständliche höfisch-militärische Kommandos, wie das der beiden Oberleutnante Graf Wendt zu Eulenburg und Freiherr Moritz zu Innhausen-Knyphausen als Vortänzer an den Potsdamer Hof, wurden von nun an im Reichstag von der linken wie der rechten politischen Opposition als unvereinbar mit der Kriegsausbildung und als reine Geldverschwendung gebrandmarkt.⁷³⁴ Die Zeit, in der die tanzenden Offiziere auf dem gesellschaftlichen Parkett und in der militärischen Organisation den Ton angaben, war vorüber.

Selbstverständlich waren den gesellschaftlichen und militärischen Eliten im Kaiserreich die homophilen Neigungen einzelner Offiziere schon sehr viel früher bekannt gewesen. Auch mokierte man sich gelegentlich über das kaiserliche Protektionssystem, das selbst militärisch Unfähigste wenigstens vorübergehend in verantwortliche militärische Stellungen hievt, doch blieb diese Kritik weitgehend Privatsache. Die Deutung dieses Entwurfes von militärischer Männlichkeit als weiche, unsoldatische Feminität und dessen Verknüpfung mit dem Protest gegen die weiterhin eklatanten sozialen Ungleichheiten in der preußischen Armee, baute auf ältere bildungsbürgerliche Traditionen der Militär- und Adelskritik an. Doch erst die wilhelminische Massenöffentlichkeit und der entstehende moderne Medienmarkt erhoben in einer Phase der Kriegshysterien und

731 Reden August BEBELS und Karl v. EINEMS in: Verhandlungen des Reichstages, Bd. 229, 61. Sitzung vom 29.11. 1907, S. 1909-1916. In Reaktion auf die „Vernichtungsrede“ Einems verfaßte ein adliger Obmann in Hirschfelds Komitee 1908 eine Broschüre, in der die militärische Leistungsfähigkeit homosexueller Männer nachgewiesen werden sollte. Vgl. Karl Franz v. LEEOW, *Armee und Homosexualität*. Bei dem Autor dürfte es sich um den 1899 geschiedenen Franz v. Bülow handeln, der 1904 an der Niederwerfung des Herero-Aufstandes teilnahm, aufgrund einer Kriegsverletzung aus dem Militärdienst ausschied und seitdem in Venedig lebte.

732 Andrea TAEGER/Rüdiger LAUTMANN, *Sittlichkeit und Politik*. §175 im Deutschen Kaiserreich (1871-1919) in: *Männerliebe im alten Deutschland. Sozialgeschichtliche Abhandlungen*, hg. v. diess., S. 239-268, hier: S. 260.

733 Jens DOBLER, „Von Fürsten und anderen Sterblichen.“ *Porträts zur ersten Zusammenarbeit zwischen Schwulenbewegung und Polizei*, in: ders. (Hg.), *Schwule, Lesben, Polizei. Vom Zwangsverhältnis zur Zweck-Ehe?*, S. 25-60, hier: S. 46.

734 Verhandlungen des Reichstages, Bd. 235, 226. Sitzung vom 17. März 1909, S. 7547f.

Kriegsphantasien die Anschuldigungen zum gesamtgesellschaftlichen Skandalon. Der Erfolg dieses Vorgehens resultierte aus der tatsächlichen Anfälligkeit des „Dekorationsmilitarismus“ gegen den Vorwurf der Unkriegsgemäßheit. Denn sämtliche Privilegien, die der Offiziersstand gegenüber der Zivilgesellschaft für sich reklamierte, leiteten sich aus seiner unangefochtenen Expertenschaft für die Vorbereitung und erfolgreiche Durchführung kriegerischer Operationen ab. Der Glaube der breiten Öffentlichkeit an die militärische Leistungsfähigkeit und gesellschaftliche Ausstrahlungskraft des aristokratischen Offiziersentwurfes, von dem der Fortbestand des *Offiziertums* in erster Linie abhing, war in der Krise jedoch erschüttert worden, weil diese Expertenschaft im industrialisierten Zukunftskrieg nicht mehr eine Sache der Wenigen, sondern Aller war.

Joachim Radkau hat gezeigt, wie aus der von bürgerlichen Medizinern erfundenen Neurasthenie-Diskussion eine öffentlich geführte Kulturdebatte wurde, in der nicht zuletzt um eine bedroht erscheinende Geschlechterordnung gestritten wurde. Der androgyne, latente Homosexualität und Grenzgängerei zwischen den „Geschlechtscharakteren“ zulassende Typus wurde innerhalb von wenigen Jahrzehnten zur Negativfigur. Eleganz, Überfeinerung, Reichtum und ein „Übermaß“ an Kultur und Bildung wurden – mit großem Einfluß auf das Männlichkeitsideal – zunehmend als Zeichen „weibischer“ und schließlich „jüdischer“ Dekadenz interpretiert. Erst jetzt wurden die bislang im aristokratischen Mann theoretisch und praktisch vereinbaren Facetten als unvereinbare Gegensätze konstruiert. Ältere Muster bürgerlicher Adelskritik unter neuen Vorzeichen aufgreifend, war es eine im Schwerpunkt bildungsbürgerliche Kritik an „Schwäche“, „Dekadenz“ und „Byzantinismus“, die sich nicht zuletzt gegen den Hofadel und den von Wilhelm II. am Berliner Hof kultivierten Stil richtete. Neben den von Medizinern und Psychiatern inszenierten Diskursen traten Sittlichkeitsvereine und Jugendbewegung sowie insbesondere die Verbände der aufkommenden Neuen Rechten (Alldeutscher Verband, Kolonialverein, völkische Gruppierungen, etc.) als Propagandisten eines auf Zucht, Härte und Kargheit gegründeten Ideals soldatischer Männlichkeit hervor.⁷³⁵ Hatten sich die frühen bürgerlichen

⁷³⁵ Zu den Sittlichkeitsvereinen vgl. John C. FOUT, Die Sittlichkeitsvereine, die Krise des männlichen Geschlechts und die Reglementierung der Maskulinität vor 1914, in: *Moral. Biomedizin und Bevölkerungskontrolle*, hg. v. Heidrun Kaupen-Haas/Christiane Rothmaler, S. 25-39.

Wiederbelebungsversuche des Genie-Kultes und des Tatmenschentums durchaus noch an dem oben beschriebenen aristokratischen Ideal orientiert, so reduzierten sie sich zunehmend auf einen gewalttätigen Helden- und Opferkult mit einer eindeutigen Spitze gegen die „feudalen“ Erscheinungsformen im hohen und hochvermögenden Adel.⁷³⁶ Selbst die dem aggressiven Nationalismus und Militarismus eigentlich unverdächtige politische Linke stimmte – nicht nur aus taktischen Gründen – diesem Chor der Kritiker bei. August Bebel hatte schon 1894 im Reichstag vor den „Zeichen der Verweichlichung“ gewarnt, die er im „militärischen Firlefanz“ unter Wilhelm II. vermutete. Auf dem Höhepunkt der Eulenburg-Krise 1907 forderte er die Entfernung der betroffenen Offiziere – wohlwissend, daß es sich um ausnahmslos adlige Offiziere in Garderegimentern handelte. Ein bayerischer Offizier a.D., der später zu den Sozialdemokraten abwandern sollte, klagte über Ziel und Inhalt der „edlen Rittertugend“, welche die Armee verdorben und verweichlicht hätte.⁷³⁷ Auch in den Reihen der am stärksten von „Luxus“ und „Verweichlichung“ bedrohten (aber auch davon profitierenden) Institution, dem Militär, wurde die Kritik an den feudalen Luxusregimentern lauter und schriller: „Sie sind eine Einrichtung, welche je eher desto besser verschwände. Ihr Offiziersatz wird mehr und mehr nach rein plutokratischen Gesichtspunkten ausgewählt, und dienstlich stehen diese Regimenter bei den übrigen keineswegs im Rufe einer Elitetruppe, und es ist keineswegs wünschenswert, daß [...] englische Zustände bei uns Platz greifen. Braucht man reiche Leute, um zu repräsentieren, so könnten diese in den Höfen attachiert und in die herrlichen Uniformen gekleidet werden, die schönsten Namen tragen, sollten aber nicht als Offiziere dem Reichsheere angehören, in dem sie ihren Zweck nicht erfüllen und damit zum Schaden vorhanden sind.“⁷³⁸ Ein Bindeglied zwischen den Diskursen war die Verständigung über eine Neuordnung der Hierarchie von Männlichkeiten. Ganz gleich, ob aktive und inaktive Offiziere oder Zivilisten öffentlich über Luxus, Garde oder Homosexualität debattierten, die konstatierten Mißstände wurden mit geschlechtlich kodierten Charaktereigenschaften belegt: süßlich, kränklich,

⁷³⁶ Vgl. FREVERT, Herren und Helden, S. 323-44. Detailliert zum Heldenkult.

⁷³⁷ Reden August BEBELS in Verhandlungen des Reichstages, 1907/08, Bd. 229 vom 29.11. 1907, S. 1909-1916 und zitiert nach Bernhard Neff, „Dekorationsmilitarismus“, S. 137. KRAFFT, Glänzendes Elend, S. 12f.

⁷³⁸ Über Luxus im Offizierkorps und anderes, in: Überall 6 (1903/1904), hg. v. d. Gesellschaft für Heereskunde S. 90-92; Klemens SPOHN, Luxus und Wohlleben im deutschen Offizierkorps. Ein Wort zur Abwehr, S. 5.

schwächlich, unmännlich und schließlich, für einen Adel, der im kriegerischen Beruf seine eigentliche Bestimmung erblickte, unzumutbar: Unkriegsgemäß.

Die anschwellende Kritik am „weibischen“ Mann richtete sich durchaus nicht gegen den Adel in seiner Gesamtheit. Getroffen wurde neben der als Reserveoffiziere in die Luxusregimenter drängenden Großbourgeoisie insbesondere der Hofadel, während andere, vorwiegend militärisch geprägte Adelsgruppen hingegen in ein positives Licht gesetzt wurden. Tendenziell schlossen sich die sozial schwächsten Teile des niederen Adels, insbesondere die seit Generationen durch den Offiziersdienst geprägten Militär-Clans der ursprünglich bürgerlichen Kritik an und ergänzten den äußeren Druck auf das aristokratische Männlichkeitsbild durch eine erstaunlich scharf vorgetragene inneradlige Kritik. Schließlich war das neu akzentuierte Ideal des kriegerischen, jeder „weibischen“ Überfrachtung mit Kultur und Luxus abholden Mannes in diesen Gruppen tausendfach als Realität vorhanden und präsentierbar. Wie in der 1906 publizierten Kampfschrift des völkischen Grafen Reventlow richtete sich auch die inneradlige Kritik nunmehr offen gegen den Kaiser und die um ihn versammelten „Byzantiner“.⁷³⁹ Als positives Gegenbild wurde ein Adels- und Männlichkeitsideal stilisiert, das um seine höfischen Facetten weitgehend bereinigt, von einem Kargheitskult getragen und mit kriegerischen Komponenten aufgeladen wurde. Die nun debattierten Leitbegriffe hießen nicht länger Höflichkeit, Eleganz, Anmut, und Weltläufigkeit, sondern Charakter, Härte, Disziplin, Todesverachtung, Kargheit und Kriegertum.

Zwiespältig verhielt sich Wilhelm II., der als „Herr der Mitte“ seinen glanzvoll ausgestalteten Hof als Bühne zur Annäherung von bürgerlichen und adligen Teilgruppen aktiv zur Verfügung stellte, mit einer ganzen Reihe von eigenwilligen Eingriffen das feudale Erscheinungsbild seiner Armee erst ermöglichte und im privaten Kreis der „Liebenberger“ durchaus seine „weiche Natur“ offenbarte.⁷⁴⁰ Andererseits bezeugen u.a. sein früher Kampf gegen den „plutokratischen“ Union-Club, die Nähe zur antisemitischen Stoecker-Partei, die zahllosen martialischen Reden Affinitäten zu den radikalen Teilen des preußischen Kleinadels und deren Vorstellungen von kriegerischer Männlichkeit. Man kann dieses Schwanken zwischen zwei sich einander reibenden männlichen Rollenbildern

⁷³⁹ Ernst GRAF ZU REVENTLOW, Kaiser Wilhelm und die Byzantiner, v.a. S. 1-16.

⁷⁴⁰ Vgl. HULL, Liebenberg Circle, in: Röhl/Sombart, Kaiser Wilhelm II., 193-220; und die sympathisierende Darstellung bei SOMBART, Sündenbock.

individualpsychologisch zu erklären versuchen, wie Isabel Hull dies überzeugend getan hat.⁷⁴¹ Doch scheint die Unsicherheit über wahrhaft männliches Verhalten, das Bewußtsein über die Fragilität des aristokratischen Männlichkeitsentwurfs und der zeitweise um so schärfere Widerstand gegen dessen von der bürgerlichen Norm abweichenden Verhaltensregeln durchaus symptomatisch für die tiefe Männlichkeitskrise in weiten Teilen des deutschen Adels vor 1914 zu sein.⁷⁴² Insgesamt deutet der allgemeine wie der inneradlige Männlichkeitsdiskurs jedoch weniger auf eine geradlinige Geschichte der Verhärtung des adligen Mannes in glatter Ablösung des traditionellen Ritterideals als vielmehr auf die Ambivalenzen dieser Ritterideals selbst hin. Die untrennbare Kehrseite des chevalresken Kavaliere war eben auch der dreinschlagende ‚Beuteritter‘ gewesen, der kriegerische Streiter, der bei aller Zähmungsgewalt durch die Standesehre seine Erfüllung darin sah, möglichst viele Gegner gewaltsam aus dem Weg zu räumen. Umgekehrt sollte nicht vergessen werden, daß sich der völkisch-national orientierte Kleinadel vor 1914 eben nicht radikalen Forderungen bspw. nach Abschaffung der Garderegimenter, des Lamettas und Dekorativen in der höfisch-militärischen Kultur anschloß. Die wechselseitige Solidarität zwischen den Adelsgruppen blieb bei allerdings zunehmend spürbarer atmosphärischer Distanz ungebrochen bestehen.

7.4.) Neue Kriege – Vorboten des 20. Jahrhunderts

Bei all den Debatten über Bildung, Luxus und Männlichkeit im Offizierkorps, in denen ja auch das generelle Verhältnis zwischen adligen und bürgerlichen Gruppen ausgelotet wurde, darf nicht übersehen werden, daß das Militär in erster Linie den militärischen Auftrag hatte, die nötigen Mittel zur Landesverteidigung bereitzustellen. Zwar wurde zwischen 1871 und 1914 nur sehr wenig geschossen, so daß es durchaus berechtigt ist, die Friedensarmee vorwiegend in der Perspektive der Friedensgesellschaft zu untersuchen. Doch wurde diese Armee fortwährend für einen Krieg

741 HULL, *Entourage*, v.a. S. 18-30.

742 Hinter der Krise stand auch eine reale Angst vor der schleichenden „Verweiblichung“ des gesamten Standes: FREYTAG-LORINGHOVEN, *Menschen*, S. 10 wandte sich gegen die Koeduktion und ihre hemmenden Wirkungen auf den „solideren und tieferen männlichen Geist“. STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, fol. 312f. fürchtete angesichts des Frauenreichtums in der Familie, daß sein Sohn „sich zu wenig männlich entwickeln würde“ und steuerte dagegen an, indem er eine Art Männersolidarität innerhalb der Familie begründete.

ausgebildet – und sie führte Krieg, wo dies unter Bewahrung der wilhelminischen Ordnung auch möglich war, nämlich in den Kolonien.

Dem „deutschen Militär“ war eine militärische Herausforderung in die Wege gelegt worden, mit der sie sich bis in den Ersten Weltkrieg hinein auseinandersetzen sollte. Während die zwei „deutschen Kriege“ der 1860er Jahre noch weitgehend in gewohnten Bahnen verliefen und ebenso schnell beendet wurden, wie sie begonnen hatten, stellte der deutsch-französische Krieg 1870/71 die militärische Führung und die Truppen vor eine neue Herausforderung mit weitreichenden gesellschaftspolitischen Implikationen. In der deutschen Militärführung dominierte noch zu Beginn des Krieges die Vorstellung, daß dieser in einer von zwei Armeen geführten gigantischen Entscheidungsschlacht entschieden werden würde.⁷⁴³ Auf dieses Ziel hin waren die militärischen Operationen bis Sedan konzentriert und die Art der preußischen Kriegführung ausgerichtet. So soll Prinz Friedrich Karl noch am 6. August 1870 die Soldaten der 2. Armee zu „Edelmut“ und „Gesittung gegenüber dem Feind“ gemahnt haben: „Seid dessen eingedenk, den friedlichen Bewohnern Frankreichs gegenüber, zeigt ihnen, dass in unserem Jahrhundert zwei Kulturvölker, selbst im Kriege miteinander, die Gebote der Menschlichkeit nicht vergessen.“⁷⁴⁴ Ganz im Sinne aristokratischer Ritterlichkeitsvorstellungen sollte dieser Krieg auf die kämpfenden Armeen beschränkt bleiben und eine Beteiligung „der Völker“ vermieden werden. Doch schon in der Frühphase der militärischen Auseinandersetzung bereitete der unerwartet heftige aktive Widerstand der zivilen Bevölkerung der deutschen Armeeführung erhebliches Kopfzerbrechen. In einer Allerhöchsten Kabinettsordre wurde auf Anregung Moltkes erstmals der Umgang mit irregulären französischen Kombattanten festgelegt. Danach sollte das Strafmaß, je nach Schwere des Widerstands, zwischen 10 Jahren Zwangsarbeit und Tod durch Erschießen liegen.⁷⁴⁵ Noch bevor die *franc-tireurs* eigentlich in den Krieg eingriffen, hatte der deutsche Generalstab präventiv harte

743 Frank KÜHLICH, Die deutschen Soldaten im Krieg von 1870/71, S. 311-316.

744 Zitiert nach GÉLIEU, Erinnerungen, S. XXV (Privatbesitz).

745 Der Entwurf zur AKO datiert auf den 22.8. 1870, die AKO wurde am 27.8. 1870 erlassen. Nach Willy Andreas, Moltkes Briefe, Bd. 2, S. 404. Friedrich ENGELS will bei den Bestrafungs- und Vernichtungsaktionen keinerlei „Zügellosigkeit“, sondern „systematische Ausräucherung“ erkannt haben. Dies deutet darauf hin, daß die „Bandenbekämpfung“ in erster Linie eine professionelle Antwort aus dem Geist des Generalstabs auf die Herausforderung des Volkskriegs war und nicht spontane Haßentladung emotional aufgewühlter Soldaten. Vgl. DEIST, Remarks on the Preconditions to Waging War in Prussia-Germany, 1866-71, in: Stig Förster / Jörg Nagler (Hg.), On the Road to Total War. The American Civil War and the German Wars of Unification, 1861-1871, S. 311-325.

Sühnemaßnahmen beschlossen. Zwei Befehle aus dem Stab der 2. Garde-Division vom September 1870 deuten darauf hin, daß diese neue Art der Kriegführung den Soldaten wie Offizieren noch als etwas durchaus Ungewöhnliches galt und erlernt werden mußte: „Es ist vorgekommen, dass französische Tirailleurs, um ungehindert Kartoffeln suchen zu können, weiße Fahnen vor sich her trugen und alsbald bei Annäherung unserer Patrouillen dennoch gefeuert haben. Sämtliche Truppen sind darauf aufmerksam zu machen, sich durch derartige betrügerische Mittel nicht täuschen zu lassen.“⁷⁴⁶ Dem Aufruf zur Vorsicht und Wachsamkeit folgte die deutliche, tadelnde Aufforderung, *franc-tireurs* nicht wie reguläre Soldaten zu behandeln, sondern „niederzumachen“: „Es ist vorgekommen, dass französische Landleute gefangen genommen worden sind. Mit Bezug hierauf wird bemerkt, dass dies der augenblicklichen Kriegslage nicht entspricht. Die Leute hätten niedergemacht oder auf die Werke zurückgetrieben werden müssen, wonach künftig zu verfahren ist.“⁷⁴⁷

In den unmittelbaren Reaktionen auf den Krieg zunächst gegen die *franc-tireurs*, dann gegen die von Léon Gambetta rasch aufgestellte Volksarmee stellten deutsche Offiziere unisono die „Häßlichkeit“ dieses Krieges fest,⁷⁴⁸ der sich in drastischer Weise von den Ritterlichkeitsidealen abhob. Als „häßlich“ wurden jedoch weniger die als notwendig erachteten Erschießungen von Zivilisten empfunden, als vielmehr die Anmaßung der von „jüdischen Lummeln“ geführten Zivilbevölkerung, in die professionelle Sphäre des Militärs einzudringen und die Gefahr des „Volkskrieges“ auch auf deutscher Seite zu erhöhen.⁷⁴⁹ Einzelne Offiziere mögen sich über das

⁷⁴⁶ Dies und das Folgende nach GÉLIEU, Erinnerungen, S. XXVIII.

⁷⁴⁷ Nach Moritz BUSCH, Tagebuchblätter vom 14.10. 1870 soll Bismarck sich empört haben: „Unsre Leute sind fix beim Schießen, aber nicht beim Erschießen. Man sollte alle Dörfer, wo Verrat vorkommt, sofort ausbrennen und alle männlichen Einwohner hängen.“ Bedauernd ist, daß sich bislang kein Bismarck-Biograph fand, der den Beitrag des „Zivilisten im Kürassierrock“ (BRONSART V. SCHELLENDORF, Geheime Kriegstagebücher, S. 311) zur Radikalisierung der Kriegführung einmal näher beleuchtet hätte. Stattdessen wird vorzugsweise ausgebreitet, wie der Politiker die „Halbgötter im Generalstab“ listenreich in Schach hielt.

⁷⁴⁸ Bspw. Brief Helmuth v. MOLTKE an seinen Bruder Adolf v. Moltke vom 23.11. 1870, in: Soldatenbriefe großer Männer, hg. v. Alfred Mayer, S. 228-230; BRONSART V. SCHELLENDORF, Geheimes Kriegstagebuch, S. 109; Kriegserlebnisse des Oberstleutnants Heinrich Constantin THUROW v. BOLTENSTERN, in: BLHA, Pr. Br. Rep. 37, Gutsarchiv Werben, Nr. 390, S. 19: „Der Krieg hat jetzt eine Gestalt angenommen, wie ich es in unserem zivilisierten Jahrhundert nicht für möglich gehalten habe, so ist eben die Illusion des frisch-fröhlichen Krieges vollständig erstorben.“

⁷⁴⁹ Dies meinte weniger die aktive Beteiligung der Bevölkerung an Kampfhandlungen, sondern die Mobilisierung der öffentlichen Meinung. Von Bismarck geschickt eingefädelt, geschah eben dies im Streit über die Beschießung von Paris. Hartnäckig weigerte sich die

unbarmherzige Verhalten des deutschen Militärs gegenüber der französischen Zivilbevölkerung entsetzt oder bei Bestrafungsaktionen mäßigend eingewirkt haben. Konrad v. Goßler will seinen Vorgesetzten, General v. Bredow, überzeugen, eine Kirche, aus der heraus geschossen worden war, nicht anzuzünden und den Priester nicht erschießen zu lassen, stattdessen ihn „körperlich zu züchtigen“, weil zuvor ein Unteroffizier auf den Altar uriniert hatte.⁷⁵⁰ Erschüttert nahm der Hauptmann Bernard v. Géliou die oben angesprochenen Befehle der 2. Garde-Division zur Kenntnis und Colmar v.d. Goltz schildert nicht ohne Unbehagen, wie die deutschen Truppen im Winter 1870 begannen vom Land zu leben: „Der Soldat wird im Laufe eines Krieges roh und rücksichtslos. Er plündert und nimmt, was er brauchen kann.“⁷⁵¹ Doch mehrheitlich wurde das allseits empfundene Ende des ritterlichen Kriegs ausschließlich dem „Terrorismus der Advokatenregierung“ (Moltke)⁷⁵² angelastet. Das militärische Establishment hatte sich erstmals mit dem Phänomen des Volkskriegs auseinanderzusetzen, bekämpfte Gambetta aber mit der intensivierten Mobilmachung aller möglichen Ressourcen und der Perfektionierung der militärischen Organisation, ohne auf selbst auf die *levée en masse* zurückgreifen zu müssen. Wilhelm Deist hat zurecht klargestellt, daß die *guerre à outrance* das preußische Militär in erhebliche Bedrängnis brachte, die es aber gleichwohl im Rahmen überkommener

deutsche Militärführung – mit guten sachlichen Gründen – dem öffentlichen Druck nachzugeben. Ein wichtiges Motiv für den Widerstand gegen die öffentliche Einflußnahme formulierte General v. Blumenthal, Generalstabschef beim preußischen Kronprinzen: „Unterordnung unter die Stimme des Volkes [ist] gegen die Vernunft und alle militärische Wissenschaft, dann Ende des Feldherrentums. Das Volk wird uns vors Kriegsgericht stellen, uns ernennen und ersetzen durch Journalisten und Rechtsanwälte.“ Siehe BLUMENTHAL, Kriegstagebücher 1870/71, S. 229f. Zu den medialen Deutungsangeboten im Krieg vgl. Nikolaus BUSCHMANN, „Moderne Versimpelung“ des Krieges. Kriegsberichterstattung und öffentliche Kriegsdeutung an der Schwelle zum Zeitalter der Massenkommunikation (1850-1870), in: ders./Horst Carl (Hg.), Die Erfahrung des Krieges, S. 97-123.

750 GOßLER, Erinnerungen, in: BA-MA, N 34/22, fol. 17f. Die Aussage scheint auch deshalb glaubwürdig, weil Goßlers Erinnerungen (fol. 18f.) die einzige ausführliche Beschreibung eines Erschießungskommandos enthält, dem 19 französische Bauern zum Opfer fielen, „weil sie mit der Waffe in der Hand gefangen genommen waren und keinen militärischen Ausweis hatten.“

751 Brief von Colmar v.D. GOLTZ an seine Frau vom 22.12. 1870, in: GOLTZ, Denkwürdigkeiten, S. 64f.

752 Erst in der Rückschau wurde der deutsch-französische Krieg verhältnismäßig einheitlich als Vorstufe zur nationalen Einheit oder als letztes kriegerisches Gegenmodell zum menschenmordenden Weltkrieg durchweg zum „ritterlichen Krieg“ stilisiert, in dem der Kampf gegen die *franc-tireurs* nur als Episode erwähnt werden. Vgl. EINEM, Erinnerungen, S. 12 u. 13f.; HOHENLOHE, S. 352.; TRESCKOW, Fürsten, S. 14f. HORNE/KRAMER, German Atrocities haben jedoch überzeugend darauf hingewiesen, wie sehr die phobische Angst vor irregulären Truppen in Belgien und Frankreich 1914 auf den realen Erlebnissen, v.a. aber auf den Imaginationen der zweiten Phase des Krieges 1870/71 beruhten.

Vorstellungen erfolgreich und dauerhaft lösen konnte.⁷⁵³ Und dennoch entfachte der Krieg gegen die *franc-tireurs* und gegen die Armeen Gambettas auch in Preußen eine zunächst auf die theoretische Ebene beschränkte Dynamik, welche im Ersten Weltkrieg der wilhelminischen Gesellschaft schließlich die Grundlagen entzog. Die Gefahren des Volkskriegs für die Herrschaftsordnung waren schon dem alternden Moltke bewußt, weshalb er, der den Krieg als „Glieder in Gottes Weltordnung“⁷⁵⁴ verstand, in seinen letzten Jahren vorzugsweise als Mahner auftrat. Schlieffen hat aus der Gefahr der demokratisierenden Wirkungen des Krieges seine eigenen Konsequenzen gezogen, indem er nicht mit dem „Volk in Waffen“, sondern mit der angeleiteten Mobilisierung der bürgerlichen Gesellschaft im Rahmen der Militärorganisation plante. Die schnelle Mobilisierung eines Heeres von gigantischem Ausmaß und schnelle Vernichtung des Gegners in einer Schlacht zielte letztlich darauf, das „Volk“ schnellstmöglich in den Arbeits- und Herrschaftsalltag zurückzuschicken. Es ist auch erwähnt worden, daß Schlieffen zwar nahezu fünfzehn Jahre als Generalstabschef die operativen Planungen für einen künftigen Krieg leitete, aber keineswegs ohne Herausforderer blieb. Das weitreichendste Gegenkonzept entwickelte wohl der streitbare Colmar v.d. Goltz, der es nicht nur gewagt hatte, Leon Gambetta für dessen militärisch-organisatorischen Leistungen Respekt zu zollen,⁷⁵⁵ sondern unermüdlich die Realität des Volkskriegs zur Grundlage der militärischen Planungen zu machen. Um Mißverständnisse zu vermeiden, auch v.d. Goltz hielt immer an dem Sonderstatus der Offiziere fest,⁷⁵⁶ doch war er bereit, eherne Grundsätze des konservativen Militärflügels zu durchbrechen, flexibler

⁷⁵³ DEIST, Remarks in: Förster/ Nagler (Hg.), On the Road to Total War, S. 325.

⁷⁵⁴ Stig FÖRSTER, Helmuth von Moltke und das Problem des industrialisierten Volkskrieges im 19. Jahrhundert, in: Roland G. Foerster (Hg.), Generalfeldmarschall von Moltke: Bedeutung und Wirkung, S. 103-115. Vgl. MOLTKEs berühmte „letzte Rede“ vor dem Reichstag am 14.5. 1890 nach den Sten. Berichten über die Verhandlungen des Reichstages, Bd. 114, S. 76f.

⁷⁵⁵ Schon sein 1877 erschienenes Frühwerk „Léon Gambetta und seine Armeen“, mit dem er sich immerhin in militärischen Kreisen einen Namen machte, hätte ihn fast die Karriere gekostet. Moltke soll die Verabschiedung des jungen Hauptmanns verhindert haben, indem er ihn aus dem Generalstab versetzen ließ und damit aus der Schußlinie nahm. Vgl. TESKE, Goltz, S. 28-30. EBDA., S. 23 wird aus einem Feldpostbrief an seine Frau zitiert: „Es ist eine Einbildung, wenn man glaubt, eine siegreiche Armee wäre imstande, ein Volk von 40 Millionen Menschen niederzuhalten, wenn dieses Volk das Zeug hat, sich zu wehren.“

⁷⁵⁶ Am deutlichsten in einer 1884 erschienen scharfen Replik auf Forderungen, Offiziere als „gewöhnliche“ Staatsbeamte zu behandeln. Vgl. GOLTZ, Offizierstand und Beamtenthum. Eine Erwiderung auf die anonyme Schrift: „Die Vorrechte der Offiziere im Staate und in der Gesellschaft“.

zu gestalten, wenn damit eine höhere kriegerische Effizienz gewährleistet werden konnte. Sein frühes Einschwenken auf die alte liberale Forderung nach der zweijährigen Dienstzeit, seine auf Äußerlichkeiten nur geringen Wert legende unorthodoxe Lebensführung und sein ständiges, am Ende erfolgreiches Drängen auf eine systematische paramilitärische Ausbildung der Jugend waren immer zuerst an der Sorge um militärische Leistungsfähigkeit orientiert und gegen das „ewige Friedensgeplärre“ gerichtet.⁷⁵⁷

Unter den höheren Offizieren war Goltz in der Radikalität seiner Ansichten eine Ausnahmeerscheinung, auch adlige und bürgerliche Truppenoffiziere dürften diese mehrheitlich nicht geteilt haben. Dennoch weisen seine sozial und kulturell enthemmten Vorstellungen über den Zukunftskrieg über den Einzelfall hinaus, weil sie aus dem professionellem Zwang heraus, einen Krieg nicht nur führbar, sondern auch gewinnbar zu planen, Wandlungs- und Radikalisierungspotentiale enthalten, die vor 1914 bei weitem nicht ausgeschöpft waren, sich nach 1914/15 aber in erstaunlicher Geschwindigkeit entfalteten. In Vorbereitung der Denkschrift über die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke um 300.000 Mann, ermahnten Ludendorff und der von ihm getriebene Chef des Generalstabs Moltke den preußischen Kriegsminister, daß bei der Wiederaufrichtung des Volkes in Waffen es für Deutschland kein Zurück, sondern nur ein Vorwärts geben dürfe.⁷⁵⁸ Tatsächlich schauten zumindest von den Offizieren, die in entscheidungsrelevanten Positionen saßen, mehr auf das Zukünftige als auf das Vergangene. Damit verbunden war auch eine Lockerung der sozialen Bindungen an die Herkunftsgruppen und eine einseitige Ausrichtung auf rein militärische Belange. Dies drückte sich in vielen unscheinbaren Kleinigkeiten aus, die gleichwohl nicht übersehen werden dürfen: Adlige und bürgerliche Offiziere formierten sich in

⁷⁵⁷ Die zweijährige Dienstzeit von Goltz 1877 erstmals öffentlich gefordert, wurde 1893 eingeführt. Zwei Hinweise darauf, wie wenig er sich um den aristokratisch-militärischen Habitus scherte: Goltz war der einzige General der preußischen Armee, der öffentlich Brille trug (und sich damit auch portraituren ließ), und konnte es sich selbst als Kommandierender General leisten, mit einem Einkaufskorb in der Öffentlichkeit Besorgungen für seine Frau zu erledigen. „Friedensgeplärre“: Briefe an Bruno v. MUDRA vom 4.5. 1904 und 26.8. 1905, in: Denkwürdigkeiten, S. 268 und 277f. In einem Brief an den Kommandierende General Alexander v. KLUCK vom 24.4. 1909 in BA-MA N 737/12 forderte GOLTZ (in Übereinstimmung mit dem nobilitierten Adressaten) sogar „unnötige Exaktheit in äusserlichen Dingen“ fallen zu lassen (gemeint war der „Potsdamer Gardedrill“) sowie die Einführung des aus dem Unteroffiziersstand hervorgehenden „Mitteloffiziers“ – eine Maßnahme zu der sich die preußische Heeresverwaltung auch während des Ersten Weltkrieges nur halbherzig entschließen konnte, weil damit die letzten Schleusen der sozialen Abschließung geöffnet wurden.

⁷⁵⁸ Brief Helmuth v. MOLTKEs an Josias v. HEERINGEN vom 25.11. 1912, in: Kriegsrüstung, Anlagen, S. 146f.

eigenen berufsständischen Organisationen und Interessengruppen v.a. die militärische Alltagsausbildung wurde weitaus kriegsgemäßer gestaltet als häufig wahrgenommen (Uniformen, Waffen, Gefechtslagen, Rückgang des Drills etc.), soziale Verhaltensweisen pluralisierten sich bzw. die neofeudalen Verhaltensmuster der Garderegimenter büßten an Anziehungskraft ein und nicht zuletzt brachte die gemeinschaftliche adlig-bürgerliche Suche nach „Charakter“ jene Teile der beiden sozialen Großgruppen einander näher, die vorwiegend in Kategorien des „Krieges“ und der „nationalen Größe“ dachten und sich dabei bereit zeigten, weiterhin vorhandene soziale und kulturelle Differenzen zwischen Adel und Bürgertum weitgehend zu übersehen.⁷⁵⁹ Stig Förster hat in Abkehr älterer Vorstellungen vom „Bündnis der Eliten“, das flexiblere Modell vom „doppelten Militarismus“ entwickelt. Danach stand die Militärpolitik des späten Kaiserreichs im Spannungsfeld eines junkerlich geprägten „konservativem Militarismus“ mit primär innenpolitischer Ausrichtung, u.a. vertreten durch das preußische Kriegsministerium, dem Militärkabinett und den Konservativen im Reichstag, und eines „bürgerlichen Militarismus“, der, u.a. vertreten durch den Generalstab und die nationalen Wehrverbände, in der Armee in erster Linie ein außenpolitisches Instrument sah. Während dieses Modell plausibel die politischen Lager in der Auseinandersetzung um die Heeresrüstung am Vorabend des Weltkriegs differenziert, sind die sozialen Zuordnungen weit weniger eindeutig als Försters Vorarbeiten vermuten lassen. Vielmehr, dies sollte dieser Teil insgesamt demonstriert haben, zerfielen Adel und Bürgertum in einzelne Segmente, die sich nicht mehr in sozialen Großkategorien erfassen lassen. Neben der inneren sozialen Ausdifferenzierung gewann die professionelle Position erhebliche Relevanz. Daß es nicht mehr nur wichtig war, woher ein Offizier kam, sondern auch wo er stand, verdeutlicht das Beispiel des einzigen Krieges, den das Deutsche Reich zwischen 1871 und 1914 geführt hat.

Selbst nach der Erfahrung des Volkskrieges hielt man in Europa, wenigstens auf dem Papier, an den gewohnheitsrechtlichen Überlieferungen zur Einhegung des Krieges fest: Die Unterscheidung von Kombattanten und Nicht-Kombattanten, die Schonung von Verwundeten und Kriegsgefangenen und die Wahrung des Eigentums

⁷⁵⁹ Förster, Der doppelte Militarismus sowie (zusammenfassend) ders., Militär und staatsbürgerliche Partizipation. Die allgemeine Wehrpflicht im Deutschen Kaiserreich 1871-1914, in: Die Wehrpflicht, hg. v. Roland G. Foerster, S. 55-70 hat für die politische Geschichte des Militärs im späten Kaiserreich zwischen einem „konservativen“ und einem „bürgerlichen“ Militarismus unterschieden.

in besetzten Gebieten usw. wurden in zähen Verhandlungen schließlich sogar als kodifiziertes Kriegsrecht niedergeschrieben.⁷⁶⁰ Auch die aus der aristokratischen Tradition gespeiste Vorstellung vom „ritterlichen Krieg“ bzw. vom Krieg als vergrößertem Duell, der staatlich beaufsichtigt unter Einhaltung eines *gentlemen's agreement* von Standesgleichen geführt wurde, war im Krieg der *franc-tireurs* zwar erschüttert worden, aber nach vierzig Friedensjahren doch nicht aus den Köpfen verschwunden.⁷⁶¹ Sämtliche europäischen Kolonialmächte nutzten hingegen die häufigen kriegerischen Einsätze in den Kolonien als Gelegenheit zur Erprobung technischer und taktischer Neuerungen. Die militärische Internationale beobachtete einander, tauschte Experten und die gemachten Erfahrungen aus.⁷⁶² Ebenso war es europäischer *common sense*, daß Kolonialkriege nicht als Kriege zwischen zivilisierten Nationen zu bewerten, grausame Kriegshandlungen deshalb statthaft seien. Im Generalstabswerk über den „Kriegsbrauch im Landkrieg“ hieß es lakonisch und unzweideutig: „Im Kampf gegen Wilde und Barbaren gilt normales Kriegsrecht nicht.“⁷⁶³ Ein in dieser Intensität neuartiges Element europäischer Kriegführung bildete die sozialdarwinistisch fundierte Vorstellung vom Krieg als „Rassenkampf“. Sicherlich war die Überzeugung von der Überlegenheit des „weißen Mannes“ schon in früheren Phasen der europäischen Expansion virulent, doch in den Kolonialkriegen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts kamen zwei maßgebliche Neuerungen hinzu: Erstens die Verwissenschaftlichung von Ideologien über die Ungleichheit der Menschen verknüpft mit konkreten

760 Zur Kodifizierung dieses Gewohnheitsrechtes und den Grenzen der Wirksamkeit Jost DÜLFFER, Regeln gegen den Krieg? Die Haager Friedenskonferenzen 1899 und 1907 in der internationalen Politik.

761 Grundlegend Carl v. CLAUSEWITZ, Vom Kriege, in: Kriegstheorie und Kriegsgeschichte, hg. v. Reinhard Stumpf, S. 15 (Definition): „Der Krieg ist nichts als ein erweiterter Zweikampf.“ Vgl. Martin VAN CREVELD, Die Zukunft des Krieges, S. 62-74.

762 Vgl. die Berichte des sächsischen Militärbevollmächtigten, Hans KRUG v. NIDDA, vom 15.12. 1900 und vom 18.2. 1902, Nr. 4517 und 1424, in: SHStA, KA, Berichte der Militärbevollmächtigten über die erstmalige Verwendung der feldgrauen Uniform und deutscher Reichsabzeichen im ostasiatischen Expeditionskorps sowie die Erprobung neuer Kampfmittel (Maschinengewehr!) und Kampfverfahren aus dem Burenkrieg im Infanterie-Lehr-Bataillon in Potsdam. Allgemein zur Rezeption außereuropäischer Kriege vor 1914 in Deutschland und Frankreich: Dieter STORZ, Die Schlacht der Zukunft, S. 263-270. Zur umfangreichen deutschen Auswertung des Russisch-Japanischen Krieges: Oliver GRIFFIN, Eagle and Bear: Perceptions of Russia in German Military Leadership during the Russo-Japanese War, 1904/5 (unveröffentlichtes Typoskript 1998) und den ausführlichen Bericht des Militärattachés in St. Petersburg Oberstleutnant Alfred v. LAUENSTEIN in BA-MA Nr. 12797 Z vom 10.12. 1905.

763 Kriegsbrauch im Landkrieg, hg. v. Großen Generalstab. Doch schon 1896 forderten SPD, Zentrum und Linksliberale (vergeblich) die Anwendung des Rotkreuzabkommens auch in Kolonialkriegen. Nach BLEY, Kolonialherrschaft, S. 101.

Vernichtungsphantasien und -praktiken; zweitens die extreme Differenz zwischen den planerischen und technischen Möglichkeiten der Kolonialmächte einerseits und den Kolonialvölkern andererseits.

Adlige Offiziere verspürten insbesondere dann den Drang vorübergehend in die Kolonien zu ziehen, wenn die Aussicht auf kriegerische Bewährung bestand. Selbstverständlich taten sie dies nicht in der Erwartung auf Standesgleiche zu treffen. Doch wenn die beschriebenen und beschworenen Elemente von ‚Ritterlichkeit‘ für ihre militärische Praxis im Kriegsfall tatsächlich noch von Bedeutung waren, dann müßten sich selbst in den Kolonialkriegen spezifisch aristokratische, sogar mäßigende Verhaltensweisen entdecken lassen, die das gängige Bild vom „Schlächter in Generalsuniform“⁷⁶⁴ differenzieren.

Zunächst ist festzuhalten, daß europäische Soldaten (aber auch Händler und Zivilisten) vornehmlich auf eine ihnen fremde und unangenehme Variante der Kriegführung stießen. Im Guerillakrieg von niedriger Intensität und langer Dauer, geprägt von überfallartigen Attacken aus dem Hinterhalt auf Stützpunkte oder auf Patrouillen, erlitten europäische Truppen durchaus schmerzhafteste Verluste.⁷⁶⁵ Auch aufgrund der Fehleinschätzung ihrer Kriegsstärke wurde 1891 eine deutsche „Strafexpedition“ bei Rugaro (Deutsch-Ostafrika) nahezu vollständig aufgerieben. Geführt von Hauptmann Emil v. Zelewski wurden 300 schwarze Hilfssoldaten und zehn Europäer getötet und sämtliche Geschütze sowie Munition von den aufständischen Hehe erbeutet. Unter den Toten befanden sich neben v. Zelewski die Leutnante Wilhelm v. Zitzewitz, Egon v. Pirch und Richard v. Tiedewitz. Einer der Überlebenden, Leutnant v. Heydebreck, machte Kolonialkarriere und erhielt 1912 das Kommando über die Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika.⁷⁶⁶ Solche vereinzelte Erlebnisse von Unterlegenheit schürten v.a. in der Heimat die Imagination einer generell feindlichen, ja heimtückischen Umwelt, von der die Kolonisatoren umzingelt gewesen wären. Aus dem wortreich

764 So die prägnant-polemische Charakterisierung des Kommandanten der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika 1904/5, Generalleutnant Lothar v. Trotha bei DRECHSLER, S. 171.

765 Wolfgang PETER, Der Kampf um die deutschen Kolonien, in: Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, hg. v. Wolfgang Michalka, München 1994, S. 392-411, hier: 396f. schreibt bspw. von einem „Leutnants-Imperialismus, der Kamerun zu einer permanenten Kriegszone machte [...]“

766 Bernd ARNOLD, Die Schlacht bei Rugaro 1891. Verlauf der Kämpfe und Ursachen der Niederlage des Expeditionskorps der kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika, in: Peter Heine/Ulrich von der Heyden (Hg.), Studien zur Geschichte des deutschen Kolonialismus in Afrika, S. 94-113.

beschriebenen Naturgenuß⁷⁶⁷ erwuchs in Gestalt des wilden, unzivilisierten und unritterlichen Kriegers der reine Naturhorror. Die rückblickende Schilderung eines später nobilitierten Offiziers in Deutsch-Südwestafrika kontrastiert die zivilisiert-ritterliche Haltung des Kolonisators mit der unzivilisiert-heimtückischen des Eingeborenen: „Anfang Oktober [1904] waren zwei Witbois bei [Bezirksamtmann Hauptmann Hermann v.] Burgsdorff erschienen und hatten ihm berichtet, daß Kapitän Hendrik [Witboi] der deutschen Regierung nicht mehr folgen wolle. Der einzige Mensch, der ihn noch umstimmen könne, sei Burgsdorff. Sofort ritt Burgsdorff unbewaffnet mit den beiden Hottentotten nach Rietmont, dem Wohnsitz Hendriks, um seinen Einfluß auf den Alten zur Geltung zu bringen. Als er in Mariental bei Rietmont ankam, fragten ihn die versammelten Eingeborenen, ob er wisse, daß jetzt Aufstand sei. Er hatte diese Frage kaum bejaht, als er hinterrücks von einem Hottentotten erschossen wurde. Burgsdorff fiel als Opfer seines Vertrauens zu einem Menschen, dem er immer nur Gutes erwiesen hatte.“⁷⁶⁸ Es lag in der Logik dieser rassistischen motivierten Frontstellung, die Überwindung der hybriden Naturgewalt, die Auslöschung der unzivilisierten Welt und ihrer Träger unter stillschweigender Ablegung des Ritterethos einzufordern.

Wann immer die Kriegführung von solchen Mustern abwich und den Regeln alteuropäischen Schlachtendenkens folgte, wurde die hoffnungslose militärtechnische Unterlegenheit der indigenen Bevölkerung offenbar und kriegsentscheidend. Dann änderte sich auch der Ton der Berichterstatter, klangen die Erzählungen so wie die des Hauptmanns Theodor v. Hassell, Chef einer während des Maji-Maji-Aufstandes von 1905/06 von ca. 20.000 Kriegern belagerten Festung: „Mit unerhörter Tapferkeit hat der Feind immer wieder angegriffen, nicht achtend der ungeheuren Verluste, die Truppe hatte einen schweren Stand, sie wußte, welch grauenvolles Gemetzel kommen würde, wenn sie nicht stand, mehr wie einmal brachten dann die M.G. die Entscheidung. [...] Außer 20 Kiwangaleuten [von über 1.000, M.F.] hatte ich keinen Mann verloren, aber der Gegner? [...] – Ganze Reihen, ja Berge von Toten konnte ich durch mein Glas auf allen Kampfplätzen erkennen.“⁷⁶⁹ Bemerkenswert ist, daß aufgrund der

767 Vgl. THEILEMANN, Adel im grünen Rock, Kap. 1.5.

768 v. DEIMLING, Zeit, S. 72 (alle Einschübe von mir, M.F.).

769 Zitiert nach Walter NUHN, Flammen über Deutsch-Ost. Der Maji-Maji-Aufstand in Deutsch-Ostafrika 1905/06, S. 70f. Vgl. ein nahezu gleichlautender Bericht eines Mannschaftssoldaten aus Deutsch-Südwestafrika: „Wir ließen die schwarzen Teufel auf

eklatant ungleichen Kräfteverteilung in Umkehrung der sonstigen Argumentation alte europäische Rittertugenden nun den Stammeskriegern zugeschrieben und damit die unvorstellbaren Todesraten selbst in jenen Kriegen, die zu ihrer Zeit gar nicht als solche anerkannt wurden und heute nur noch wenigen Experten präsent sind, veredelt wurden. Allein die Niederschlagung des Maji-Maji-Aufstandes kostete ca. 120.000 Menschen das Leben.⁷⁷⁰ Um diesem massenhaften Abschlachten des Gegners einen höheren Sinn geben zu können, betonte man erstens Standfestigkeit und Härte der zahlenmäßig weit unterlegenen deutschen „Verteidiger“ und griff bei der Beschreibung der „Angreifer“ auf das Repertoire der Don Quixoterie zurück, nur daß die „ritterlichen Wilden“ nicht gegen Windmühlen sondern gegen Maschinengewehre anrannten.

Die quantitativ weit überwiegende Zuschreibung von entmenschter Grausamkeit an die indigene Bevölkerung, die den Europäer von jeglichem Ritter-Ballast befreite,⁷⁷¹ mag ebenso wie der rücksichtslose Einsatz moderner Kriegstechnik gegen einen Gegner, der mit Vorderlader, Speer und vergiftetem Blasrohr bewaffnet war, ein in allen Kolonialmächten anzutreffendes Phänomen gewesen sein. Doch stach die Vernichtungsarbeit der deutschen Kolonialherren hinsichtlich Methode, Ausmaß und Befehlsgebung auch im europäischen Vergleich hervor. Dies soll am Beispiel der Niederschlagung der Herero-Nama-Aufstände in Deutsch-Südwestafrika knapp erläutert werden.⁷⁷² Nach der überfallartigen Erhebung der Hereros am 12. Januar 1904, die 123

zirka 300 Meter herankommen, dann ging's aber los. An das Geschütz treten und losschießen war das Werk eines Augenblicks, wie mit einer Sense hingemäht fielen die Kerle massenhaft, denn ein solches Maschinengewehr gibt zirka 500 Schüsse in einer Minute ab.“ In DKZ vom 18.8. 1904, S. 327.

770 Die Schätzungen variieren je nach Standpunkt zwischen 75.000 und 300.000 Toten. Vgl. Karl-Martin SEEBERG, Der Maji-Maji-Krieg gegen die deutsche Kolonialherrschaft. Historische Ursprünge nationaler Identität in Tansania, S. 88.

771 Mit dem Beginn der französischen Agitation zur Schaffung einer *armée noire* für den Einsatz in Europa kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges wandelte sich die Stereotypisierung dort grundlegend vom „blutrünstigen“ über den „infantilen“ zum „edlen Wilden“. Dagegen radikalisierten sich im Zuge der „Kolonialtruppendifkussion“ die Zuschreibungen in Deutschland nach 1918. Vgl. Christian KOLLER, „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“. Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik.

772 Für ausführlichere Darstellungen der langfristigen Ursachen, des detaillierten Verlaufes sowie die Folgen der Kriege vgl. die grundlegenden, quellengesättigten Arbeiten von DRECHSLER, Südwestafrika; BLEY, Kolonialherrschaft und jetzt ZIMMERER, Deutsche Herrschaft. Außerdem mit militärischer Expertise: Jon SWAN, The Final Solution in South-West-Africa, in: MHQ 3 (1991), S. 36-55. Dagegen steht die oberlehrerhafte, vom neohistoristischen Geist beseelte Kritik von Gunter SPRAUL, Der „Völkermord“ an den Herero. Untersuchungen zu einer neuen Kontinuitätsthese, in: GWU 12 (1988), 713-739.

deutschen Siedlern das Leben kostete,⁷⁷³ verlief die Auseinandersetzung zunächst nach dem gewöhnlichen Muster. Im Mutterland setzte nach Bekanntwerden der Ereignisse rasch die Greuelpropaganda ein, nach der auch weiße Frauen und Kinder „hingeschlachtet“ worden wären,⁷⁷⁴ Deutschland nunmehr einen Rassenkampf auszutragen hätte.⁷⁷⁴ Die deutsche Schutztruppe unter dem Kommando von Gouverneur Major Theodor Leutwein beschränkte sich zunächst auf Entsatz und Sicherung der befestigten Plätze, ging aber nach dem Eintreffen von modernem Kriegsgerät und 1.000 Mann Verstärkung in die kontrollierte Offensive über. In mehreren Gefechten erlitt die Schutztruppe empfindliche Niederlagen, allein die Ostabteilung wurde auf ein Fünftel ihres Bestandes reduziert, so daß Leutwein⁷⁷⁵ wegen militärischer Unfähigkeit das Kommando abgeben mußte. Nach heftigen Auseinandersetzungen zwischen der Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt und dem preußischen Kriegsministerium hatte der Große Generalstab zwar schon im Februar die Befehlsgewalt übertragen bekommen,⁷⁷⁶ doch dauerte die Ausfertigung des Operationsplanes und die Einschiffung der Freiwilligen- und Schutztruppe unter dem Kommando des generalstabserfahrenen Divisionskommandeurs und Kolonialkriegsexperten Generalleutnant Lothar v. Trotha bis Mai 1904. Seinen unbedingten Vernichtungswillen äußerte er gegenüber Leutwein: „Ich kenne genug Stämme in Afrika. Sie gleichen sich alle in dem Gedankengang, daß sie nur der Gewalt weichen. Diese Gewalt mit krassem Terrorismus und selbst mit Grausamkeit auszuüben, war und ist meine Politik. Ich

773 GRÜNDER, Geschichte der deutschen Kolonien, S. 120.

774 Bezeichnend die stereotype Charakterisierung des Feindes. Die DKZ vom 21.1. 1904, S. 22-25 bspw. beurteilte die Hereros zwar als geistig nicht unbegabt, doch als lügnerisch, bettelhaft, diebisch und betrügerisch, feige, unterwürfig, roh sowie grausam. Wilfried WESTPHAL, Geschichte der deutschen Kolonien, S. 176 und GRÜNDER, Geschichte, S. 58 betonen (und belegen), daß in dem Aufruf des Führers der Aufständischen, Samuel Maharero, ausdrücklich die Schonung von Frauen, Kindern und sämtlichen nichtdeutschen Weißen verlangt wurde. Zur Sprache der Vernichtung siehe Medardus BREHL, Vernichtung als Arbeit an der Kultur. Kolonialdiskurs, kulturelles Wissen und Völkermord an den Herero, in: Zeitschrift für Genozidforschung 2 (2000), S. 8-28.

775 Zu den frühen Gefechten und den (verhältnismäßig) hohen Verlusten insbesondere unter den Offizieren vgl. A. v. ENGELBRECHTEN, Der Krieg in Deutsch-Südwestafrika, in: Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft 8 (1906).

776 Wilhelm II. forderte zwar die „Niederwerfung des Aufstandes“ (EINEM, Erinnerungen, S. 56) und zeichnete Verantwortung für die Übertragung der Befehlsgewalt von den örtlichen auf die zentralen Militärbehörden, hielt sich aber entgegen sonstiger Gepflogenheit merklich aus der öffentlichen Debatte wie den internen Entscheidungsprozessen heraus. Nicht zuletzt interessierte ihn, wie die gesamte deutsche Öffentlichkeit, vorzugsweise der Verlauf des russisch-japanischen Krieges. Vgl. die Angaben und Erklärungsversuche bei SPRAUL, „Völkermord“ an den Herero, S. 718-720.

vernichte die aufständischen Stämme mit Strömen von Blut und Strömen von Geld.“⁷⁷⁷ Erstes Ziel und eine Erklärung für Trothas Vorgehen war die unbedingte Vermeidung eines langwierigen Guerilla-Krieges, der neben unkalkulierbaren Menschenverlusten auch ein Abbröckeln der geschlossenen Unterstützung im Mutterland gebracht hätte. Ausgestattet mit modernstem Kriegsgerät – 30 Artilleriegeschütze, 12 Maschinengewehre, telegraphische und heliographische Hilfsmittel – unterstützt von weiteren hohen Generalstabsoffizieren – u.a. dem ehemaligen Leiter der Operationsabteilung, Oberst Berthold Deimling – nahm Trotha die Verfolgung der Herero auf und kesselte diese im Juli 1904 nach dem *master plan* aus der Schule Schlieffens am Waterberg ein. Es ist nun völlig gleichgültig, ob der faktische Genozid durch das Abdrängen der Herero in die Omaheke-Wüste, jenseits der „Grenze des absoluten Durstfelds“,⁷⁷⁸ von langer Hand geplant, aus der Situation heraus entschieden oder durch das übereilte Losschlagen einzelner Kommandeure⁷⁷⁹ erzwungen wurde. Denn wäre die vollständige Einkesselung gelungen, hätten die deutsche Truppen durch ihre waffentechnische und nun auch personelle Überlegenheit das gleiche Ergebnis angestrebt und erreicht. Im von der kriegsgeschichtlichen Abteilung erarbeiteten Generalstabswerk hieß es dazu: „Diese kühne Unternehmung zeigt die rücksichtslose Energie der deutschen Führung bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes in glänzendem Lichte. Keine Mühen, keine Entbehrungen wurden gescheut, um dem Feinde den letzten Rest seiner Widerstandskraft zu rauben; wie ein halb zu Tode gehetztes Wild war er von Wasserstelle zu Wasserstelle gescheucht, bis er schließlich willenlos ein Opfer der Natur seines eigenen Landes wurde. Die wasserlose Omaheke sollte vollenden, was

⁷⁷⁷ Zitiert nach DRECHSLER, Südwestafrika, S. 180. Daß beide Ströme tatsächlich flossen, belegen die Opferzahlen: ca. 50-65.000 Herero (60-80% Prozent der Stammesbevölkerung) und 10.000 Nama (50% der Stammesbevölkerung) kamen im Krieg ums Leben – und die Kriegsausgaben: nach Berechnungen der Budgetkommission des Reichstages kostete der Krieg den stolzen Betrag von 600 Millionen Mark, den die Reichstagsfraktionen (bei Stimmenthaltung der Sozialdemokraten) in mehreren Schüben bewilligt hatte.

⁷⁷⁸ DKZ vom 13.10. 1904, S. 401

⁷⁷⁹ Vgl. die unterschiedlichen Position bei DRECHSLER, Südwestafrika, S. 79 und Walter NUHN, Sturm über Südwest. Der Hereroaufstand von 1904, S. 202. Ludwig FRHR. v. GEBSATTEL berichtete am 23.11. 1905 dem bayerischen Kriegsminister, daß v. Trotha Deimling wegen Kompetenzüberschreitungen während der Schlacht am Waterberg mit dem Kriegsgericht gedroht haben soll. Siehe BHStA, KA, MKr 42, No. 2492: Bericht des Königlich Bayerischen Militärbevollmächtigten.

die deutschen Waffen begonnen hatten: Die Vernichtung des Hererovolkes.“⁷⁸⁰

Bedeutsam ist der Unterschied allerdings für die historische Einordnung des Genozids. Im selben Werk folgerten die Autoren aus den Ausgangsbedingungen des Krieges, daß „Verheerung der Dörfer, der Saat, Wegtreiben der Viehherde [...] unumgänglich [gewesen wäre].“⁷⁸¹ Nach der Flucht der Herero in die Wüste, ließ Trotha den Bewegungskrieg einstellen und stattdessen alle erreichbaren Wasserstellen der Umgebung militärisch besetzen.⁷⁸² Auch bei der Niederschlagung des Maji-Maji-Aufstandes hatte die Truppenführung beschlossen, „die Kriegführung [...] auf eine völlig neue Grundlage zu stellen und der Beschlagnahmung und Vernichtung von Nahrungsmitteln und der Ernte auf den Feldern, der Fortnahme des Viehs sowie der Zerstörung der Dörfer, Brunnen, und der Nahrungsmittellager in den Kriegsgebieten in Zukunft Vorrang vor der eigentlichen Bekämpfung des Gegners einzuräumen.“⁷⁸³ Diese Neuorientierung hatte mit der aristokratisch-ritterlichen Tradition des direkten Aufeinanderprallens der Gegner im Zweikampf nichts mehr zu tun, sondern steht am Beginn einer Entwicklung der indirekten Tötungs- und Vernichtungsarbeit, die Peter Sloterdijk als eine Signatur des 20. Jahrhunderts charakterisiert und mit dem Begriff des „Atmo-Terrors“ belegt hat.⁷⁸⁴ Im gleichen Kontext stehen so auch die nachfolgenden militärisch-politischen Maßnahmen in Deutsch-Südwestafrika, die v. Trotha selber in seinem Schreiben an Leutwein

780 BLEY, 203. Die philologische Beckmesserei von SPRAUL, „Völkermord“ bezüglich der Semantik des Begriffes „Vernichtung“ erkennt, daß dieser seit Clausewitz einen Bedeutungswandel erfahren hatte. Zum semantischen Transformationsprozess des Vernichtungsbegriffes in der deutschen Militärtheorie und -praxis vor dem Hintergrund des Wandels der Kriegführung im 19. und 20. Jahrhundert vgl. den vorzüglichen Aufsatz von Jan Philipp REEMTSMA, Die Idee des Vernichtungskrieges. Clausewitz – Ludendorff – Hitler, in: ders., Mord am Strand: Allianzen von Zivilisation und Barbarei, S. 285-315.

781 Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. Auf Grund amtlichen Materials bearbeitet von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung I des Großen Generalstabes, Berlin 1907, S.

782 Aus dieser Zeit stammt auch der berühmte „Schießbefehl“ v. TROTHAS vom 2.10. 1905. Abgedruckt in Quellen zur deutschen Außenpolitik im Zeitalter des Imperialismus 1890-1911, hg. v. Michael Behnen, S. 291. Vgl. auch EBDA., S. 292f. das Schreiben v. Trothas an den Grafen Schlieffen vom 4.10. 1904, in dem er den Krieg als „Anfang eines Rassenkampfes“ bezeichnet, die geplante Vernichtung der Nation der Herero mit dem Schutz der eigenen Soldaten vor Infizierung sowie mit der Knappheit von Nahrungsmitteln und Wasser begründet.

783 NUHN, Flammen, S. 107

784 Peter SLOTERDIJK, Luftbeben. An den Quellen des Terrors, S. 12: „Man wird das 20. Jahrhundert als das Zeitalter in Erinnerung behalten, dessen entscheidender Gedanke darin bestand, nicht mehr auf den Körper eines Feindes, sondern auf dessen Umwelt zu zielen. Dies ist der Grundgedanke des Terrors im expliziteren Sinn.“

als „Terrorismus“ bezeichnet hatte: Internierung der Herero in Konzentrationslager, Duldung des Massensterbens infolge von Seuchen, vollständige Enteignung, Zwangsumsiedlungen und Einsatz als Arbeitssklaven.⁷⁸⁵

Neben Ausmaß und Methode dieser Vernichtungsarbeit hebt sich die Befehlsstruktur von Unternehmungen ähnlicher Art deutlich ab. In der wissenschaftlichen Literatur herrscht noch immer die Tendenz vor, den Oberbefehlshaber der Operationen v. Trotha als alleinverantwortliches Monstrum zu beschreiben, das in Überschreitung seiner Befehlsgewalt und gegen die Anweisungen v.a. des Auswärtigen Amtes gehandelt habe.⁷⁸⁶ Ohne die maßgebliche Bedeutung der Person v. Trothas abstreiten zu wollen, verdient die Tatsache größere Beachtung, daß der Große Generalstab bereits seit Februar 1905 mit der Leitung der Operationen betraut worden war.⁷⁸⁷ Sicherlich irrig ist die Annahme, Schlieffen habe die Operationen und den Völkermord persönlich geleitet.⁷⁸⁸ Jedoch ist nicht von der Hand zu weisen, daß der Operationsplan ursprünglich im Generalstab ausgearbeitet, die mit Führungsaufgaben betrauten Offiziere auf langjährige Generalstabserfahrung in zentralen Positionen zurückblicken konnten und Schlieffen bis zur späten Intervention des Reichskanzlers im November 1904 seinen Offizieren freie Hand ließ.⁷⁸⁹ Diese Offiziere hatten mit dem brutalisierten

785 Insofern ist ZIMMERER, Deutsche Herrschaft zuzustimmen, daß der Beginn der ‚Ära Dernburg‘ weniger als Wendepunkt denn vielmehr als Einstieg in die Vollendung des deutschen Projekts der kolonialen Ausbeutung zu deuten ist.

786 So z.B. BLEY, Kolonialherrschaft, S. 206f., der zurecht die Mäßigungsversuche von Reichskanzler Bernhard v. BÜLOW hervorhebt.

787 SPRAUL, „Völkermord“, S. 721 sieht auch für die Zeit danach unklare Befehlsverhältnisse, da zivile Behörden die militärischen Belange vor dem Reichstag vertraten und dort ihre Zuständigkeit für den Truppeneinsatz betonten. Dies ändert jedoch nichts daran, daß der Chef der „Zivil“-verwaltung in Deutsch-Südwestafrika, Major Leutwein ins Abseits gestellt worden war und mit Erklärung des Kriegszustandes die praktische Verantwortung bei den Militärs lag. Es leuchtet sofort ein, daß sich diese in der öffentlichen Diskussion zurückhielten und vor der politischen Kontrollinstanz Reichstag rar machten.

788 Heiner RAULFF, Zwischen Machtpolitik und Imperialismus. Die deutsche Frankreichpolitik 1904/06, S. 34.

789 Brief des Generalfeldmarschalls Alfred GRAF SCHLIEFFEN an Reichskanzler Bernhard v. Bülow vom 23.11. 1904, in: DRECHSLER, Südwestafrika, S. 192-194. In diesem Brief zweifelte Schlieffen zwar v. Trothas Möglichkeiten an, seine Vernichtungsabsichten gegenüber den Überlebenden in die Tat umzusetzen, stimmte mit diesen im Grundsatz jedoch völlig überein: „Daß er [v. Trotha, M.F.] die ganze Nation vernichten oder aus dem Lande treiben will, darin kann man ihm zustimmen. Ein Zusammenleben der Schwarzen mit den Weißen wird nach dem, was vorgegangen ist, sehr schwierig sein, wenn nicht erstere dauernd in einem Zustand der Zwangsarbeit, also einer Art Sklaverei, erhalten werden. Der entbrannte Rassenkampf ist nur durch Vernichtung oder vollständige Knechtung der einen Partei abzuschließen.“ Nur aufgrund der Differenz zwischen Absicht und

Konquistadorentypus nur wenig gemeinsam, ihr Herrschaftszeichen war nicht die Nilpferdpeitsche, sondern das „groot Rohr“ – moderne Kriegstechnik also. So war es auch nicht die Verknüpfung einer allgemeineuropäischen Mentalität von Kolonialisten und Kolonialarmeen mit dem „spezifischen Militarismus- und Obrigkeits-⁷⁹⁰ Ordnungssystem“, die den deutschen Fall von anderen abhob, sondern der ausschließlich auf militärische Effizienz gerichtete technokratische Expertenmilitarismus aus der Schule des Grafen Schlieffen.

Wie fügte sich der Adelskrieger in die unterschiedlichen Ausprägungen der Kolonalkrieger ein? Das *Adelsblatt*, wenig überraschend, stimmte in den allgemeinen Kolonialtenor ein, attestierte dem General v. Trotha „hervorragende Tüchtigkeit“ und betonte den Anteil der Standesgenossen an den Kämpfen.⁷⁹¹ Unter dem Kommando v. Trothas dienten insgesamt 25 adlige Stabsoffiziere und Hauptleute, 65 Oberleutnante und Leutnante sowie 22 Reserveoffiziere, eine im Vergleich zu den früheren und späteren Diensten adliger Offiziere in Deutsch-Südwestafrika eine beträchtliche Steigerung in absoluter wie relativer Zahl. Insgesamt wurden 15 adlige Leutnante und ein Hauptmann in den Kriegen gegen die Herero und Nama getötet, drei starben an Krankheiten. Die überwiegende Zahl der Opfer kam nicht in offenen Schlachten, sondern bei Patrouillenritten ums Leben, doch resümierte ein Kriegsberichterstatter im *Adelsblatt* - nachdem er v.a. die Heldentaten bürgerlicher Offiziere geschildert hatte – im gewohnten Ton, „daß die Glieder des Adels auch dort ihre Pflicht und Schuldigkeit in höchstem Maße getan haben.“⁷⁹² Von dieser Seite war

Umsetzungsmöglichkeit sah sich Schlieffen gezwungen, Bülow eine Änderung des „Schießbefehls“ nahezu legen. Vgl. Uwe TIMM, *Die deutschen Kolonien*, S. 176f.

790 NIPPERDEY, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, Zweiter Band, S. 288.

791 Was soll aus den Herero werden?, in: DAB 24 (1906), S. 784 sowie Ulrich v. HASSELL, *Der deutsche Adel und die Kolonien*, in: ebda., S. 785f. Dort der übliche Hinweis auf den Verlust von Gut und Blut, den von den Herero angezettelten „Rassenkrieg“ und den Meuchelmord an Hauptmann v. Burgsdorf.

792 Wolf v. BILA-HAINRODE, *Der Anteil des deutschen Adels an den Kämpfen in Südwest-Afrika*, in: DAB 25 (1907), 274-276. Vgl. die Stilisierungen des Reiterlebens bei Detlev v. LILIENCRON, *Reiterbriefe aus Südwest. Briefe und Gedichte aus dem Feldzuge 1904-06*. Einem Leutnant v. Arnim aus der Garde du Corps wurde von Wilhelm II. und von Elard v. Oldenburg-Januschau ein Denkmal gesetzt. Vgl. *Tagebuch der Baronin Spitzemberg*, S. 442 und OLDENBURG-JANUSCHAU, *Erinnerungen*, S. 84. Der erste ließ sehr zum Ärger der Tagebuchschreiberin, die einen Neffen in Deutsch-Südwestafrika verloren hatte, das Beileidstelegramm an die Mutter veröffentlichen. Der zweite, mit dem Toten weitläufig verwandt, versuchte den Reichstag mit dem adligen Fürsorge- und Kameradschaftsmythos zu beeindrucken: „Der Graf von Arnim ist gestorben, weil er einen seiner Reiter vor dem Verbluten schützen wollte, und hat, allen Warnungen zum Trotz, sich dem sicheren Tode nicht preiszugeben, sein junges, glückliches, reiches hoffnungsvolles Leben hingeworfen, ohne zu zucken, mit dem Rufe: "Dir hilft keiner, ich werde Dir helfen!"

ebensowenig Mäßigung zu erwarten wie von den neurechten Interessenverbänden. Mangels Masse müssen wenige bekanntgewordene Beispiele aus den verschiedenen Kolonien für abweichendes Verhalten oder wenigstens kritische Distanz aus einer nachweislich aristokratischen Haltung genügen. Berühmt wurde die Weigerung eines Leutnants Bronsart v. Schellendorf, die Willkürjustiz von Carl Peters zu befolgen. Der mit der Exekution von Peters' schwarzer Geliebten und deren Liebhaber beauftragte Schutztruppenoffizier verweigerte den Befehl mit Verweis auf seine Ehre als Offizier und als Mensch.⁷⁹³ Der zweite Fall führt nach Kiautschou, wohin sich Max Graf Montgelas, ein Enkel des bayerischen Reform-Ministerpräsidenten, als Bataillonskommandeur zur China-Expedition 1900 gemeldet hatte. Zwar erschienen die deutschen Truppen unter Generalfeldmarschall Alfred Graf Waldersee bekanntermaßen zu spät auf dem Schlachtfeld,⁷⁹⁴ doch wüteten sie, entsprechend der Zielvorgabe Wilhelms II.,⁷⁹⁵ in Strafexpeditionen gegen verdächtige Boxer. Laut Kriegstagebuch protestierte der bayerische Oberstleutnant Montgelas mit bislang glänzender Karriere (Pagerie, Infanterie-Leibregiment, Adjutantur beim bayerischen Kronprinzen, Kriegsakademie, Generalstab) – vergeblich – gegen die standrechtliche Erschießung von 25 „Boxern“ sowie gegen die Verwüstung der Ortschaft, in die sie sich geflüchtet hatten.⁷⁹⁶ Derartige Befehlsverweigerungen und Protestkundgebungen hatte es unter adligen Offizieren in Deutsch-Südwestafrika nicht gegeben. Erst retrospektiv äußerten die Nachfolger v. Trothas als Kommandeure der

Vgl. die erboste Parade von GÄDKE, Junker und Bürger auf dem Schlachtfelde, in BT vom 13.2. 1908, der von insgesamt 791 getöteten deutschen Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten, davon 22 adligen schreibt.

793 Es ist bezeichnend, daß August Bebel diesen Vorfall der politischen Öffentlichkeit bekanntmachte und damit den Sturz des Schreckensregimes in einem Teil von Deutsch-Ostafrika unter Peters einleitete. Vgl. die Reichstagsreden von Bebel und Lieber (Zentrum) in Stenographische Berichte des deutschen Reichstages, Session 1895/96, 59. Sitzung vom 13.3. 1896.

794 Bernd SÖSEMANN, Die sogenannte „Hunnenrede“ Wilhelms II. Textkritische und interpretatorische Bemerkungen zur Ansprache des Kaisers vom 27. Juli 1900 in Bremerhaven, in: HZ 222 (1976), 342-358.

795 Allerdings hatten sich die alliierten Truppen vor Eintreffen des deutschen Kontingents um keinen Deut „zivilisierter“ gegeben. Vgl. die Beschreibung der Zerstörungs- und Tötungsleistungen in einem Bericht des GRAFEN WALDERSEE an Wilhelm II. vom 17.10. 1900, in: Denkwürdigkeiten, S.

796 BHStA; KA, B 1485, China. Kriegstagebuch, 22.11. 1900. Vgl. Detlef VOGEL, Max Graf Montgelas (1860-1944) – Ein Offizier im Spannungsfeld zwischen nationalen Ansprüchen und Menschlichkeit, in: Wolfram Wette (Hg.), Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-1933, S. 83-97. Aus dem Beitrag wird deutlich, daß Montgelas natürlich kein Pazifist war, aber als liberaler Bayer und Katholik zum militärischen Denken preußischer Prägung in unüberbrückbarer Distanz stand.

dortigen Schutztruppe, der frisch nobilitierte Oberst Berthold v. Deimling (1906/07) und der aus niedersächsischem Uradel stammende Oberst Ludwig v. Estorff (1907-10), Kritik an dem Vernichtungsfeldzug, an dem sie selber in leitender Funktion beteiligt gewesen waren.⁷⁹⁷ Beide führten den Auftrag, den Herero in der Wüste nachzusetzen widerspruchslos aus.

Letztlich handelten die an der Befehlsgebung beteiligten Offiziere ganz in der Logik ihrer militärischen Positionen, während von ihrer sozialen Herkunft, von den genannten Einzelbeispielen abgesehen, keinerlei mäßigende Wirkung ausging. Die von Hannah Arendt entwickelte Kontinuitätsthese, nach der von den Rassenkämpfen in den Kolonien und den Klassenkämpfen in den revolutionären und konterrevolutionären Kleinkriegen 1917-1923 eine direkte Linie zu den Vernichtungskriegen des 20. Jahrhunderts führt, könnte um eine Diskontinuitätsthese ergänzt werden.⁷⁹⁸ Spätestens in den Kriegen, die vor dem Ersten Weltkrieg tatsächlich geführt wurden, spielten aristokratische Ritterlichkeitsvorstellungen, selbst wenn sie vereinzelt noch feststellbar waren, keine Rolle mehr. Aus der Kriegführung in den Kolonien heraus wandelten sich auch drastisch die Unterstellungsverhältnisse der Soldaten, was aber in der Heimat zunächst als ein den besonderen Umweltbedingungen geschuldeter Sonderfall wahrgenommen wurde.⁷⁹⁹ Tatsache war jedoch, daß der Krieg selbst dort, wo er noch am ehesten unter Bewahrung der sozialen

⁷⁹⁷ Völlig unglaubwürdig und aus der Perspektive des gewendeten Pazifisten, der retrospektiv seinem zwiespältigen Lebenslauf einen organischen Zusammenhalt verschaffen mußte DEIMLING, Aus der alten in die neue Zeit, S. 124. Ludwig v. ESTORFF, Wanderungen und Kämpfe in Südwestafrika, Südafrika und Ostafrika 1894-1910, Wiesbaden 1968.

⁷⁹⁸ Grundlegend weiterhin Hannah ARENDT, Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, S. 207-470 (II. Teil: Imperialismus), deren Kontinuitätsthese sowohl DRECHSLER, Südwestafrika, als auch Bley, Kolonialherrschaft folgen. Kritisch (aber nicht apologetisch): GANN/DUIGNAN, Rulers of German Africa, S. 236-238, obwohl deren Hinweis auf die personellen und organisatorischen Diskontinuitäten an der mentalitätsgeschichtlichen Argumentation Arendts vorbezielen.

⁷⁹⁹ Paul v. Lettow-Vorbeck führte 1914-1918 in Ostafrika einen gänzlich „un aristokratischen“ Guerillakrieg, in dem er unter Verwendung von List, Heimtücke, Rückzug und überfallartiger Punktangriffe die offene Feldschlacht gegen einen überlegenen Gegner erfolgreich vermied. Vgl. Edwin P. HOYT, Colonel von Lettow-Vorbeck and Germany's East African Empire; GRÜNDER, Kolonien, S. 169 bemerkt, daß Lettow-Vorbeck aus purer militärischer Notwendigkeit die erste „rassisch durchmischte“ Kolonialtruppe aufbaute. LETTOW-VORBECK, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 103/44, fol. 151 beschreibt wie im Krieg die deutschen Offiziere von Askari geführt wurden, weil diese sich besser im Feld bewegen konnten. Neben Lettow-Vorbeck galt bspw. auch der bedeutende Freikorps-General Maercker als „sozialer General“ mit Afrika-Erfahrung, der seinen Soldaten (im Krieg wie im Frieden) eine Reihe von dienstlichen Erleichterungen und Fürsorgemaßnahmen zugestand, im Gegenzug jedoch den unbedingten Einsatz eines jeden einzelnen forderte.

und militärischen Unterstellungsverhältnisse geführt werden konnte, sich zur bloßen Vernichtungsarbeit von Experten mit gravierenden Rückwirkungen auf die hierarchische Gliederung der Truppen gewandelt hatte.

Dritter Teil

Die Transformation der adligen Militär-Clans 1914-1920

8. DIE ERFAHRUNG DES MODERNEN KRIEGES

Der Erste Weltkrieg brach nicht schicksalhaft über eine unvorbereitete militärische Führungsschicht herein. Im vorigen Abschnitt ist deutlich geworden, in welchem Ausmaß gerade der militärisch geprägte Adel Altpreußens sich die Radikalpositionen der Neuen Rechten zu eigen gemacht, ja teilweise an führender Stelle mit formuliert hatte. Einzelne, qualitativ und quantitativ bedeutsame Adelsgruppen hatten sich – unbewußt – aus der traditionellen adligen Wertegemeinschaft herausgelöst und – in scharfer Opposition sowohl zum wilhelminischen Herrschaftskomprobiß als auch zu adlig-bürgerlichen Annäherungsversuchen, welche die Merkmale des englischen, auf Alter und Reichtum gründenden Oberschichtenmodells trugen – mit den radikalnationalen Teilen eines entbürgerlichten Bürgertums verbunden. Diese zukunftsweisende Verbindung von Männern der Bildung, der Leistung und des Charakters gründete nurmehr nachrangig auf Herkunftskategorien, vielmehr auf der Gemeinsamkeit radikaler Vorstellungen über nationale Stärke und Expansion nach außen sowie über totalitäre Ordnung nach innen. Wenngleich einzelne Institutionen und Personengruppen im Militär weiterhin älteren Herrschaftsmustern verpflichtet blieben, zeichneten sich die Protagonisten dieser ersten Phase der Radikalisierung im deutschen Adel samt und sonders durch ihre besondere Militärnähe aus. In sozialgeschichtlicher Perspektive kann die These von einem „doppelten Militarismus“ am Vorabend des Weltkrieges nur mit erheblichen Abstrichen und unter weitgehender Neudefinition der gängigen sozialen Kategorien – faktisch: die Ent-Aristokratisierung des militärisch geprägten Kleinadels, also der großen Masse des deutschen Adels überhaupt – aufrecht erhalten werden. Als vielversprechend hingegen erwies sich der Ansatz, der Dynamik des institutionellen Wandels in der wilhelminischen Militärgesellschaft und auch der Eigenlogik der militärischen Planungen eine größere Bedeutung beizumessen als dies bislang mehrheitlich geschehen ist, ohne daß damit sozial- und kulturgeschichtliche Analysekatoren obsolet geworden wären.

Dieser Deutungspfad soll weiter beschrritten werden. Entsprechend werden in den folgenden Abschnitten ausgewählte Problemfelder diskutiert, welche die weitere Entwicklung des Adels im Militär und – im Zeichen der gesamtgesellschaftlichen Mobilisierung – des Adels überhaupt maßgeblich bestimmten. Die vier Problemfelder, auf denen

spezifische Kriegserfahrungen des Adels zunächst untersucht werden, sind wie folgt unterteilt: 1.) Das Aufeinanderprallen der im Verlauf des Krieges dramatisch gewandelten Organisations- und Führungsprinzipien im deutschen Militär mit der historisch gewachsenen Adelsmentalität in einem engeren fachmilitärischen Kontext. 2.) Die schmerzreiche, aber doch verhältnismäßig schnell einsetzende Adjustierung adliger Anschauungen von Kriegführung infolge der Erfahrungen im Zeitalter des Maschinenkrieges. 3.) Die blutige Realität des massenhaften Sterbens als Erfahrung und in der Deutung einer sozialen Gruppe, die in früheren Kriegen eben davon weitgehend verschont geblieben war. 4.) Ebenfalls über den engeren Kreis der adligen Fachmilitärs hinausreichend, schließlich der beschleunigte soziale Niedergang weiter Kreise v.a. des preußischen Kleinadels im Zusammenhang mit einer zunehmenden Bereitschaft zu politisch radikalen Orientierungen, die auf eine schleichende Ablösung älterer adliger Ordnungsvorstellungen hinweisen.

Die folgenden Abschnitte liefern keine Gesamtgeschichte des deutschen Adels im Ersten Weltkrieg. Doch sollte deutlich werden, daß in dieser Interpretation der Geschichte des deutschen Adels, ja der Geschichte der Beziehungen zwischen Adel und Bürgertum insgesamt, der Erste Weltkrieg sowie daran anschließend die Bürgerkriegsphase zwischen Revolution und Konterrevolution als eine Art Achsenzeit verstanden wird. Trotz der unbestreitbaren Kontinuitäten vom Kaiserreich zur Weimarer Republik, ob nun in Betonung der defensiven, sozialkonservativen Beharrung oder der offensiven, den traditionellen Adelsbegriff sukzessiv auflösenden Radikalisierung, markieren die Jahre zwischen 1914 und 1918/20 den tiefsten Einschnitt⁸⁰⁰ in der Geschichte des deutschen Adels im 19. und 20. Jahrhundert.

800 Man möchte meinen, daß es sich dabei um eine Binsenweisheit handelt. Doch sind mir nur wenige Darstellungen zur Geschichte des Adels bekannt, die nicht mit dem Jahr 1914 enden oder mit dem Jahr 1918 beginnen. Besonders unverständlich ist die Kriegslücke bei jenen Arbeiten, die sich der Geschichte nur einer Familie widmen: Bspw. DORNHEIM, Adel in der bürgerlich-industrialisierten Gesellschaft. Über die Zäsur 1914/18 sich hinwegsetzend, aber den Krieg als Erfahrung nur teilweise einbeziehend: CONZE, Adel. Bei MARBURG/MATZERATH, Schritt in die Moderne steht 1918 nur im Titel, die Beiträge reichen jedoch auch nicht annäherungsweise an das Jahr 1914 heran. Zu den Gesamtdarstellungen: GÖRLITZ, Junker, S. 318-325 liefert wenigstens einige Hinweise, zumeist von der Qualität wie: „Das Heer [...] wurde in der Esse des Stellungskrieges zum Volksheer“ (S. 322); CARSTEN, Junker, S. 150-153 handelt den Krieg mit einigen Sätzen ab, ohne auch nur ein Wort über die sozialen Verschiebungen innerhalb der Kriegsgesellschaft zu verlieren, weshalb er auch das Weimar-Kapitel unter Verwendung wilhelminischer Deutungskategorien fortschreiben kann. HOYNINGEN-HUENE, Adel in der Weimarer Republik, S. 11-28 widmet der „allgemeinen Ausgangssituation“ immerhin ein (von Fehlern strotzendes) Kapitel. Den (damaligen) Forschungsstand zusammenfassend findet sich in dem knappen Gesamtüberblick von REIF, Adel kaum eine Zeile. Zahlreiche weiterführende,

Zum einen setzte die allseitige Bruch- und Niedergangserfahrung, natürlich beschleunigt durch die Kriegsniederlage und Revolution, den Prozeß der inneren Homogenisierung des Adels hin zu einem „deutschen Adel“ erst richtig in Gang. Freilich blieben bedeutende regionale, soziale, kulturelle Unterschiede weiterhin bestehen, ja verschärften sich sogar, denn lebensweltlich hatten ein standesherrlicher Reserveoffizier in der Etappe, ein altadliger Leutnant an der Front, ein nobilitierter Armeekommandeur und eine Offizierswitwe in der Heimat so gut wie keine Gemeinsamkeiten. Doch die – auch von den Standesorganisationen geschürte – Krisenerfahrung bislang unbekanntem Ausmaßes, ließ den Adel in der „Schlußphase der Agonie“ (H.-U. Wehler) enger zusammenrücken, innere Barrieren übersehen und gleichzeitig die Außengrenzen schärfer denn je markieren. Zum anderen mußte der Adel als Stand in den Jahren des Krieges mit Widerwillen und unter Schmerzen lernen, daß seine alten Herrschaftskonzepte in der modernen Kriegsgesellschaft nicht mehr viel taugten. Ironischerweise setzte dieser Transformationsprozeß mit dem Militär ausgerechnet in jener Institution zuerst und am tiefgreifendsten ein, die nach aus eigenem Fundus geschöpften Herrschaftsprinzipien zu führen, der Adel auch im 20. Jahrhundert als seine erste und vornehmste Aufgabe ansah. Dieser Transformationsprozeß wirkte jedoch weit über die militärische Institution hinaus. Er öffnete die Schleusen für eine sozial und kulturell enthemmte Führerdebatte nach 1918/20, die sich begrifflich zwar weiterhin der Suche nach einem ‚neuen Adel‘ verpflichtet fühlte, doch die tendenzielle Auflösung des traditionellen Adelsbegriffes forcierte.⁸⁰¹

aber verstreute Hinweise bei MALINOWSKI, Vom König zum Führer, Kap. 5 und 6. Hilfreich die Spezialstudie von Wencke METELING, Der deutsche Zusammenbruch 1918 in den Selbstzeugnissen preußischer adliger Offiziere, Typoskript, Tübingen 2001.

801 Generell dazu REIF, Adel, S. 51-54, 115f.. Einige dieser Diskurse greift auf Wolfgang SCHWENTKER, Die alte und die neue Aristokratie. Zum Problem von Adel und bürgerlicher Elite in den Sozialwissenschaften (1900-1930), in: Noblesses européennes, S. 659-684. Stellvertretend für die ältere Literatur, sie gleichsam ersetzend MALINOWSKI, Vom König zum Führer, Kap. 7.

8.1.) Am Ende der Führungskunst. Neue Prinzipien der Kriegführung 1914/18

Der Erste Weltkrieg revolutionierte die europäischen Militärintstitutionen, damit auch die Offizierkorps von Grund auf.⁸⁰² Zuvor am Schreibtisch ersonnene Theorien und Visionen vom Krieg der Zukunft und dessen militär- und gesellschaftspolitischen Implikationen fanden nur teilweise Eingang in die Planungen der höheren Stäbe, so gut wie gar nicht in die Ausbildungspraxis der Truppen, geschweige denn in das Bewußtsein einer breiten Öffentlichkeit.⁸⁰³ Nach dem kurzen Sommer des offensiv ausgerichteten, nur für eine begrenzte Dauer gedachten Bewegungskrieges und dem Übergang in einen unter dauerhafter Mobilisierung sämtlicher Ressourcen der gesamten Kriegsgesellschaften geführten Abnutzungskrieg brachen sich in allen

⁸⁰² In einer europäisch vergleichenden Perspektive: Michael HOWARD, War in European History, Oxford 1976, S. 94-135. Maßgeblich für die Entwicklung in Deutschland ist Michael GEYER, Deutsche Rüstungspolitik, v.a. 97-118 sowie DERS., German Strategy in the Age of Machine Warfare, 1914-1945, in: Peter Paret (Hg.), Makers of Modern Strategy, Princeton 1986, S. 527-597. Knappe Hinweise bei Wilhelm DEIST, Zur Geschichte des preußischen Offizierkorps 1888-1918, in: ders., Militär, Staat und Gesellschaft, S. 55f. und DERS., Voraussetzungen innenpolitischen Handelns des Militärs im Ersten Weltkrieg, in: ebda., S. 103-152. Im Stile der *Grand Strategy*-Forschung, doch ohne weiterführenden Hinweis auf die tiefgreifende Neuordnung des zivil-militärischen Institutionengefüges: Holger AFFLERBACH, Die militärische Planung des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg, in: Der Erste Weltkrieg, hg. v. Wolfgang Michalka, S. 280-317.

⁸⁰³ Sehr pointiert aus der Perspektive der ‚kritischen Sozialgeschichtsschreibung‘, die in Weiterführung des Ansatzes von Eckart KEHR die strukturellen Defizite des Kaiserreichs, d.h. die Unfähigkeit und der Unwille der alten Eliten zur gesellschaftlichen Modernisierung, für die mangelhafte, im Zeitalter des modernen Krieges gänzlich inadäquate Kriegsvorbereitung verantwortlich machte: Bernd-Felix SCHULTE, Die deutsche Armee 1900-1914. Zwischen Beharren und Verändern, Düsseldorf 1977. Sehr viel ausgewogener und in einem europäischen Kontext argumentierend: Michael HOWARD, Men against Fire: The Doctrine of the Offensive in 1914, in: Paret (Hg.), Makers, S. 510-526. Ganz in der Argumentationslinie vom ‚Bündnis der Eliten‘: Detlef BALD, Zum Kriegsbild der militärischen Führung im Kaiserreich, in: Dülffer/Holl, Bereit zum Krieg, S. 146-160. Mit einem Plädoyer für eine stärkere Gewichtung organisationsimmanenter Strukturschwächen und Fehlentscheidungen: Dieter STORZ, Die Schlacht der Zukunft. Die Vorbereitungen der Armeen Deutschlands und Frankreichs auf den Landkrieg im 20. Jahrhundert, in: Michalka (Hg.), Der Erste Weltkrieg, S. 252-278. Gänzlich außer der Reihe argumentiert Stig FÖRSTER, Der deutsche Generalstab und die Illusion des kurzen Krieges, 1871-1914. Metakritik eines Mythos, in: MGM 54 (1995), S. 61-95, der ohne bislang die nötigen Quellenbelege erbracht zu haben, die professionelle Militärführung (bei der es allerdings um eine handverlesene Schar von ebenso weitsichtigen wie radikalen Vordenkern handelt) „sehendem Auges in die Katastrophe“ springen läßt. Danach sei sich insbesondere die preußische Generalstabsführung über die fatalen Folgen ihrer auf der Grundlage der Schlieffen-Schule erarbeiteten Offensivkonzeption bewußt gewesen, habe diese aber in einer Art katastrophischer Selbstauslöschunghaltung letztlich als kleineres Übel gegenüber den Konsequenzen radikaler Modernisierung in Kauf genommen.

beteiligten Armeen jedoch militärorganisatorische Strukturen Bahn, die u.a. auch die Funktion des Offiziers im militärischen Betrieb und damit die Interpretationsmöglichkeiten des Offizierberufs auf eine neue Grundlage stellten. Knapp zusammengefaßt kann dieser hochkomplexe Vorgang der Restrukturierung des Offizierkorps mit vier Schlagworten bezeichnet werden: Automatisierung der innermilitärischen sowie der zivil-militärischen Betriebsabläufe, weitgehende Entmachtung ehemals quasi-autonomer Kriegsherren verbunden mit der Verlagerung von Verantwortlichkeit und Entscheidungsgewalt auf ein jenseits von Dienstranghierarchien agierendes, hochspezialisiertes kriegerisches Expertentum an der Front und in den Stäben, Zentralisierung bis auf die Ebene der taktischen Planung hinab und schließlich Auflösung traditioneller, bspw. herkunftsbezogener, landsmannschaftlicher oder waffenspezifischer Bindungen hin zu einem einheitlicherem, einem nationalen Truppenoffizierkorps. Man darf sich diese Vorgänge nun nicht als gleichgerichtete Parallelbewegungen vorstellen. Ihr zeitlicher Beginn war ebenso unterschiedlich wie der Grad ihrer Durchsetzung, zumal sie auch mächtige Gegenbewegungen hervorriefen. Es handelte sich eher um wechselseitig aufeinander bezogene, mitunter sehr widersprüchliche Erscheinungsformen produzierende Säkularbewegungen. Außerdem fügten sich eben nicht sämtliche Offiziere ohne Schwierigkeiten in diese neuen Strukturen ein. Manche Offiziere dürften den Bedeutungswandel ihrer Herrschaftsposition im Vergleich mit der Vorkriegszeit auch erst mit der Enthebung von ihrer Stellung bemerkt haben, andere blieben auf ihren Posten und verloren – schleichend und unbemerkt – nur jeglichen persönlichen Einfluß.⁸⁰⁴ Das Bedeutsame an der Einpassung des vorkriegsmäßig geschulten Offiziers in die Ordnung der „industrialisierten Kriegführung“ lag eben

804

Als Beispiel kann man die unzähligen neu geschaffenen Stellen im Bereich der Kommandanturen anführen, die den Inhabern zwar Beschäftigung und Bestätigung gaben, diese jedoch von den eigentlichen militärischen Entscheidungszentren fernhielt. Ohnehin zeitlich auf die Dauer der Besatzung begrenzt, warfen sie kaum ausreichende Einkünfte zur dauerhaften (standesgemäßen) Versorgung von Familien ab. Um so tiefer wurde der jähe Sturz nach 1918 erfahren, als die Stühle schnell geräumt werden mußten. Vgl. METELING, Zusammenbruch, S. 52f. und CONZE, Adel, S. 148-188 über den kurzen zweiten Frühling in der Militärkarriere des für den Etappendienst reaktivierten Stadtkommandanten von Mons Rittmeister Andreas v. Bernstorff und dessen persönlichen Niedergang bei gleichzeitiger politischer Radikalisierung nach 1918. Diese Bemerkung schließt selbstverständlich nicht aus, daß derart aufs Nebengleis abgeschobene adlige Offiziere sich dennoch in einer besonderen Herrschaftsposition wähnten. Ebenso griffen sie als „kleine Könige“ z.T. massiv in das Gefüge der lokalen Gesellschaften ein. Doch aus der Perspektive der militärischen Führung war ihr Tun letztlich ohne Belang.

auch in den Reibungen, den Unzulänglichkeiten und Widerspenstigkeiten, die dieser Vorgang produzierte.

Nichts illustriert besser die Zwangslagen, die der Wahn von der minutiösen Planbarkeit des Krieges produziert hatte, als das Scheitern des von mehreren Stellen bezeugten Eingriffsversuchs des obersten Kriegsherrn in die Aufmarschplanungen des Generalstabs zu Beginn des Krieges.⁸⁰⁵ Nachdem Gerüchte über die Möglichkeit einer Neutralität Großbritanniens bis ins kaiserliche Hauptquartier gedrungen waren, forderte Wilhelm II. nach der Unterzeichnung des Mobilmachungsbefehls am 1. August 1914 eine Verzögerung des Westaufmarsches bei gleichzeitiger massiver Stärkung des Ostaufmarsches. Zwar verhinderte Wilhelm II. durch ein persönliches Telefonat den unmittelbar bevorstehenden Einmarsch einer Division nach Luxemburg, mußte sich jedoch von dem um Fassung ringenden Moltke über die Unmöglichkeit seines Ansinnens angesichts der jahrelangen Planungen belehren lassen. Schon aus organisationstechnischen Gründen, vom fehlenden politischen Willen einmal ganz abgesehen, wäre ein derart radikaler Eingriff in die Kriegsmaschine bevor kriegerische Handlungen überhaupt begonnen hatten purer Selbstmord gewesen. Als Markenzeichen preußisch-deutscher Feldherrnkunst galt nicht mehr „Persönlichkeit“, sondern „Organisation“, d.h. die Fähigkeit, vorhandene Ressourcen an Menschen und Material mittels bürokratischer Ordnungsprinzipien möglichst effizient zu erfassen und einzusetzen.⁸⁰⁶ Dafür stand auch der letztlich kläglich gescheiterte Versuch, mit Hilfe eines *master plan*, in dem jede Aktivität von den Rüstungslieferungen und Eisenbahnfahrplänen über die Marschgeschwindigkeit bis hin zum Zeitpunkt der Aufnahme und Einstellung von *Kampfhandlungen* genau vorgeschrieben war, zum Erfolg zu kommen.⁸⁰⁷ Willkürliche Eingriffe

805 Ich folge der Darstellung von Hans v. HAEFTEN, *Meine Erlebnisse aus den Mobilmachungstagen 1914*, in: BA-MA, N 35/1. Vgl. die Abschrift eines Briefes Helmuth v. MOLTKE an Hans v. PLESSEN vom 2.5. 1915, in: BA-MA N 78/6, fol. 12-15 sowie Helmut v. MOLTKE, *Erinnerungen, Briefe, Dokumente 1877-1916*, hg. v. Eliza v. Moltke, Stuttgart 1922, S. 20-23.

806 Wolfgang KRUSE, *Organisation und Unordnung – Kriegswirtschaft und Kriegsgesellschaft in Deutschland 1914-1918*, in: *Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914-1918*, hg. v. Rolf Spilker/Bernd Ulrich, Osnabrück 1998, S. 85-95.

807 Es ist an der Zeit, den Schlieffen-Plan endlich im Kontext solcher weit über das Militär hinausreichenden Ordnungsvorstellungen und Organisationsprinzipien zu lesen, zumal seit Gerhard RITTER, *Der Schlieffen-Plan. Kritik eines Mythos*, München 1956 Einigkeit über dessen militärisch-politische Implikationen besteht. Die von der „Schlieffen-Schule“ (Groener, v. Boetticher, Foerster) lancierte Deutung, daß mit Hilfe des Schlieffen-Plans ein zermürbender Abnutzungskrieg zu vermeiden versucht wurde, ist plausibel.

der autonomen Persönlichkeit in dieses Gefüge waren weder vorgesehen noch erwünscht. Dem entsprach die Konzentration der Generalstabsarbeit auf die gleichgerichtete Ausbildung von befähigten Offizieren unter Schlieffen, auch wenn dies hinter der Maske des charakterstarken und entscheidungsfrohen Feldherrn alter Prägung erfolgte. Doch erst das schnelle Scheitern des Schlieffen-Plans und damit der Einbruch des Glaubens an den Genius des Feldherrn offenbarte die eigentliche, schon vorher angelegte Arbeitsweise in den Stäben. An den zivil-militärischen Schaltstellen der Kriegsorganisation saßen zwar auch – wenngleich in auffallend geringer Zahl – Offiziere aus alten militäradligen Familien, doch die dortigen Arbeitsprinzipien waren mit den militärischen Adelstugenden nur noch schwer in Einklang zu bringen. Walther Rathenau und der hohe AEG-Angestellte Wichard v. Moellendorff regten im August 1914 die Einrichtung einer Kriegsrohstoffabteilung im preußischen Kriegsministerium an, deren Leitung ihnen auch gleich übertragen wurde;⁸⁰⁸ Max Bauer, umtriebiger Abteilungsleiter in der 3. OHL und Ludendorffs radikaler politischer Kopf, konzipierte das große Rüstungsbeschaffungsprogramm von 1916 in enger Zusammenarbeit mit Vertretern der Schwerindustrie und einzelnen Parlamentariern bzw. Reichstagsausschüssen;⁸⁰⁹ Wilhelm Groener, Chef der Eisenbahnabteilung im Großen Generalstab, leitete das im Rahmen des

scheint mir die Dinge aber allzu sehr zu vereinfachen. Ebenso verhält es sich mit der schlichten Verknüpfung des Planes mit der zweifellos vorhandenen sozialdefensiven Grundhaltung der wilhelminischen Militärführung. Dann würde man wohl auch zu einem etwas differenzierten Urteil über den Generalstabschef der Jahre 1891-1905 kommen als ihm generell Altersschwachsinn zu unterstellen. So kolportiert bei FÖRSTER, Illusion, S. 78. Immerhin genöß das Konzept Schlieffens bis in die 1930er Jahre v.a. in den USA auch internationale Aufmerksamkeit genöß. Vgl. Friedrich v. Boetticher, Schlieffen, S. 48 und dessen Erinnerungen, in: BA-MA, N 323.

808 Wolfgang MICHALKA, Kriegsrohstoffbewirtschaftung, Walther Rathenau und die „kommende Wirtschaft“, in: ders. (Hg.), Der Erste Weltkrieg, S. 485-505.

809 So stand Bauer, wenigstens zeitweilig und notgedrungen, in engem Kontakt zu Gustav Stresemann und Mathias Erzberger. Zur Biographie dieses eminent bedeutenden Offiziers, der nach erfolglosen Comebackversuchen in der konterrevolutionären Bewegung schließlich als einflußreicher Militärberater in China und im Iran landete Adolf VOGT, Oberst Max Bauer (1869-1929). Generalstabsoffizier im Zwielicht. Osnabrück 1974 Vgl. die Beurteilung Bauers durch einen anderen Abteilungsleiter in der 3. OHL, Oberst Hermann Ritter Mertz v. Quirnheim, Der Kampf gegen den Reichskanzler, Aufzeichnung vom 9.7. 1917, in: BA-MA, N 242/23. Zitiert nach DEIST, Militär und Innenpolitik, Bd. 2, S. 782: „Bauer sagte mir vor etlichen Wochen: ‚Das müssen Sie doch einsehen, daß wir nach dem Kriege mit einem Reichstag nicht weiter arbeiten können. Mit Ausschüssen der Volksregierung mag das gehen, sonst nicht.‘ Als ich ihm sagte: ‚Aber Bauer, wie wollen Sie denn das machen? Wollen Sie dem Volke nach diesem Kriege und nach einem Siege das Wahlrecht nehmen?‘ Da antwortete er mit sarkastisch diabolischem Grinsen: ‚Wir behalten ja die Maschinengewehre.‘ Und einem solchen Irren folgt General Ludendorff blind, d.h. er unterliegt immer wieder Bauers Einflüssen.“

Hindenburg-Programms 1916 eingerichtete, allerdings nur leidlich funktionierende Kriegsamt, dem die Kriegsrohstoffabteilung, das Kriegersatz- und Arbeitsdepartement sowie das⁸¹⁰ Waffen- und Munitionsbeschaffungsamt unterstellt worden war; schließlich ist auch Erich Ludendorff zu den „neuen Männern“ zu zählen, deren rasanter Aufstieg und unaufhaltsames Einrücken in zentrale Entscheidungs- und Herrschaftspositionen vor 1914 nicht möglich gewesen wäre und deren Karrieren mit den Mustern der Vorkriegszeit nicht angemessen zu analysieren sind.⁸¹¹ Sicherlich waren sie allesamt stark im wilhelminischen Deutschland verhaftet, doch wuchsen sie aufgrund der organisatorischen Anforderungen des modernen Krieges schnell aus den engen Schablonen des Kaiserreiches heraus und gelangten zu Lösungen, die das deutsche Militär unwiderrufbar revolutionierten und in ein neues Zeitalter beförderten. Ein jüdischer Industrieller und Intellektueller, ein württembergischer Eisenbahnexperte mit kleinbürgerlichem Hintergrund, ein Artillerieoffizier und Spezialist des Verteidigungskrieges sowie ein rücksichtsloser, den Krieg „arbeitender“ *maniac* stehen trotz gravierender Unterschiede in den politischen Orientierungen gemeinsam für den radikalen Wandel der Organisationsmuster und gleichzeitigen Personalwechsel im preußisch-deutschen Heer.⁸¹² Doch selbst jene Offiziere im Generalstab oder den höheren Kommandostellen, die man ohne weiteres zum Kern des (preußischen)

810 An einer Biographie Groeners als Offizier im Kaiserreich arbeitet Mark STONEMAN (Georgetown), bei dem ich mich für die Überlassung unveröffentlichter Dokumente und Arbeitspapiere bedanke. Bis zum Erscheinen dieser Arbeit ist man neben zahlreichen verstreuten Hinweisen in der einschlägigen Literatur weiterhin auf GROENER, Lebenserinnerungen und die frisierte, gleichwohl instruktive Ehrenrettung des späteren Reichswehrministers von GEYER-GROENER, Groener, v.a. S. 33-70 angewiesen.

811 Es mangelt nach wie vor an einer aus den Quellen erarbeiteten, wissenschaftlichen Standards genügenden Ludendorff-Biographie. Wolfgang VENOHR, Ludendorff. Legende und Wirklichkeit, Frankfurt a.M. 1993 leistet beides nicht. Die folgende, bezeichnende Wendung „den Krieg arbeiten“ findet sich nicht erst in der technizistisch-totalitären Vision Ernst JÜNGER, Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt, Hamburg 1932, sondern schon in LUDENDORFF, Kriegserinnerungen, S. 419.

812 Auch hier kann Ludendorff als vorzügliches Beispiel gelten: Aufgrund seines massiven Drängens, bis hin zur Insubordination, für ein weitreichendes Rüstungsprogramm 1912 in ein Infanterie-Regiment nach Düsseldorf strafversetzt, holte Moltke ihn nach dem „Handstreich von Lüttich“ in das militärische Entscheidungszentrum zurück. Gestützt von Hindenburg intrigierte Ludendorff aus seiner starken Position in Oberost heraus fortwährend gegen die 2. OHL wie gegen die Reichsleitung unter Bethmann-Hollweg, so daß selbst Wilhelm II., der Ludendorff für einen „zweifelhaften und von persönlichem Ehrgeiz zerfressenen Charakter“ hielt, den Aufstieg Ludendorffs nicht mehr verhindern konnte. Siehe Aufzeichnungen des Reichskanzlers v. BETHMANN-HOLLWEG, in: BA-MA, N 35/2, fol. 130. Nicht von ungefähr überschrieb Ritter Mertz v. Quirnheim seine Kriegserinnerungen für die zweite Hälfte des Jahres 1916 mit „Neue Männer“ (BA-MA, N 242/2.) Zur Personalpolitik Ludendorffs s.u.

Adels zählen würde, fügten sich, in ihrem rein fachmilitärischen Verhalten, bis zur Ununterscheidbarkeit in dieses Ordnungsschema ein. Der am häufigsten – im Positiven wie im Negativen – gebrauchte Begriff zur Beschreibung der Betriebs- und Entscheidungsabläufe v.a. seit dem Sommer 1916 war der der Maschine.⁸¹³ Als maschinenhaft wurden nicht nur die Kampf- und Vernichtungserfahrungen an den Fronten empfunden, sondern auch die aus militärisch-politischen Sachzwängen heraus getroffenen Entscheidungen der „Maschine des Generalstabs“ über die Front. Liegt die Maschinen-Metapher im Falle der Mobilmachungsvorgaben, die bei einem Millionenheer ja prinzipiell exakt ausgerichtet sein müssen und kaum eine Abweichung erlauben, auf der Hand, so bedarf diese bei operativen Entscheidungen einer kurzen Erläuterung. Zwar verfügten die Kommandeure von der Division, die kleinste selbständige Einheit, aufwärts noch 1914/15 über weitreichende Freiheiten in der Ausführung eines von oben zugeteilten Auftrages. Doch konnten sie einen solchen nur dann einigermaßen erfolgversprechend ausführen, wenn sie sich in das Zusammenspiel von Planungsexperten, den zugeteilten Generalstabsoffizieren, Spezialisten anderer Waffengattungen und benachbarten Einheiten einfügten. Auf der höchsten Ebene, bis zum November 1914 waren dies die Armeekorps, denen immerhin bis zu 200.000 Soldaten unterstanden, galt um so mehr, eine technische und organisatorische Infrastruktur beherrschen zu müssen, die jenseits der tradierten militärischen Adelskonventionen lag.⁸¹⁴ Die Koordination der einzelnen Teile des Militärapparates und – im Grunde vom ersten Kriegstag an – die Repräsentation der kriegführenden Nation lag

813 Bspw. August v. CRAMON, *Meine Erlebnisse im Weltkriege. Frankreich 1914*, in: BA-MA, N 266/69, fol. 4 („Die Maschine arbeitet ruhig und exakt.“); retrospektiv und kritisch Brief von Rupprecht KRONPRINZ v. BAYERN an General Hermann v. FRANÇOIS vom 28.2. 1932, in: BA-MA, N 247/15: „Man dachte das Heer wie eine industrielle Anlage von einer centralen Schaltstelle aus leiten zu können, deren Hebelarme nach Belieben sich verstellen lassen. Aber das Heer ist keine Maschine sondern ein lebendiger Organismus.“ Auch Schlieffen selbst benutzte vorzugsweise das Wort von der Maschine: Vgl. Alfred GRAF SCHLIEFFEN, *Gesammelte Werke*, Bd. 1, S. 11-22; FREYTAG v. LORINGHOVEN, *Menschen und Dinge*, S. 135; Siehe auch Michael GEYER, *Rüstungspolitik*, v.a. 97-170 (Kap. „Die Herrschaft der Kriegsmaschinen“), der von dem Anbrechen einer „militärischen Maschinenkultur“ (S. 102) spricht.

814 Daß solche Anmerkungen zum allgemeinen technischen und organisatorischen Wandel im Kriegswesen nicht als Marotte von vorgestrigen Militär- und Technikfanatikern abgetan werden kann, beweist die glänzende Studie von Stefan KAUFMANN, *Kommunikationstechnik und Kriegführung 1815-1945. Stufen telemedialer Rüstung*, München 1996. Ferner DERS., *Technisiertes Militär. Methodische Überlegungen zu einem symbiotischen Verhältnis*, in: Kühne/Ziemann (Hg.), *Militärgeschichte*, S. 195-209 auch mit guter Zusammenfassung der Literatur.

weitgehend in den Händen von Generalstabsoffizieren, die weit mehr waren als nur „Berater“ der Kommandeure, wie es offiziell hieß.

Dies betraf zunächst einmal den obersten Kriegsherrn, der in einem schmerzhaften Lernprozeß erfahren mußte, daß seine den Krieg planenden und führenden Offiziere ihn zur Entscheidungsfindung nicht mehr konsultierten, hingegen von seiner Stellung zur Durchsetzung von Entscheidungen sehr einseitig Gebrauch machten. In dieser Hinsicht war der Chef der 1. OHL aufgrund seiner durchweg hofnah verlaufenen Karriere, die ohne Wilhelms II. Zutun gar nicht möglich gewesen wäre, noch zwiegespalten. Einerseits hatte er schon vor 1914 dafür gesorgt, daß der oberste Kriegsherr nicht mehr persönlich und direkt in fachmilitärische Planungen eingreifen konnte, andererseits erholte er sich nicht mehr von dem Schock, dem ihm der demonstrative Vertrauensentzug des Kaisers versetzt hatte. Weitaus kaltblütiger verhielt sich schon der Chef der 2. OHL Erich v. Falkenhayn,⁸¹⁵ der sich seiner Kaiserstreue nur im Konflikt mit Oberost erinnerte,⁸¹⁶ ansonsten aber Wilhelm II. aus bedeutenden Entscheidungsprozessen herauszuhalten wußte. Gegenüber dem preußischen Kriegsminister und Freund, Adolf Wild v. Hohenborn, klagte Wilhelm II resignativ: „Ich rede ja so wenig rein als möglich; aber Falkenhayn muß doch nach außen die Fiktion erhalten, daß ich alles persönlich anordne.“⁸¹⁶ Noch deutlicher wurde die Ausschaltung des obersten Kriegsherrn unter der 3. OHL, die auch von führenden Offizieren als quasi-diktatorische Einrichtung wahrgenommen wurde, die dem obersten Kriegsherrn auch seine letzten repräsentativen Funktionen nahm. Im Fokus der zeitgenössischen, v.a. aber der retrospektiven Beobachtung stand dabei Ludendorff, der im September 1918 im Gespräch deutlich machte,⁸¹⁷ daß seine Prioritäten beim „Volk“ und nicht beim „Monarchen“ lagen.

815 Nach den Aufzeichnungen Hans v. Haefkens soll Falkenhayn im Sommer 1916 – also kurz vor seiner Ablösung durch Hindenburg – in Pleß gegenüber Wilhelm II. geäußert haben: „Wenn Euere Majestät Hindenburg und Ludendorff nehmen, dann hören Euere Majestät auf, Kaiser zu sein.“ Hans v. HAEFTEN, Äußerung Falkenhayns zum Kaiser bei einer Unterredung im Park von Pleß im Juli 1916 in Gegenwart des Reichskanzlers, in: BA-MA, N 35/2.

816 Brief von Adolf WILD v. HOHENBORN an seine Frau vom 7.6. 1915, in: BA-MA, N 44/3, fol. 112.

817 So Hans v. HAEFTEN, Erlebnisse 1918, in: BA-MA, N 35/4, fol. 5. Vgl. SCHULENBURG, Erlebnisse, fol. 180-198 (über die alles kontrollierende Dominanz Ludendorffs und dessen zunehmende Weigerung, Bedenken hochbefähigter Generalstabsoffiziere zu berücksichtigen); Alexander v. FALKENHAUSEN, Erinnerungen aus dem Weltkriege 1916/18, in: BA-MA, N 21/1, fol. 83-85 (über Ludendorffs Ausschaltung des Kaisers und dem Zerfall der Einheit von „Herrscher“ und „Feldher“, „Kunst“ und „Wissenschaft“ im Krieg); Brief von Bernhard HERZOG v. MEININGEN an Konrad v. GOBLER vom 3.6. 1918, in: BA-MA, N 34/19 (über Ludendorffs „Alleinherrschaft“); Hans v. BELOW, Ansichten (vom 27.2. 1919), in: BA-MA, N 87/2, fol. 4 (über Ludendorffs mit

Der Rückzug Wilhelms II. aus den politisch-militärischen Entscheidungsprozessen und der öffentlichen Wahrnehmung sowie die schleichende, seit 1914 verstärkte Abwendung der höheren Führung von der Person des Kaisers, aber nicht der Institution der Monarchie ist mittlerweile vielfach nachgewiesen worden und durch zahlreiche Einzeläußerungen eigentlich monarchistischer Offiziere belegbar.⁸¹⁸ Zu der Verschärfung der Entfremdung zwischen dem „ersten Soldaten“ und seiner militärischen Gefolgschaft trug Wilhelm II. in Fortführung seiner rednerischen Fehlritte der Vorkriegszeit auch selbst bei. Der bayerische Vertreter im Großen Hauptquartier berichtete seinem Kriegsminister entsetzt von „großspurigen Reden über die Schwächen der Engländer“, von Einflüsterungen fürstlicher Hoheiten, „Erzählungen militärischer Dilettanten und geradezu gewissenloser Schwätzer“, die den Kaiser grundfalsch orientierten.⁸¹⁹ Auch die sporadischen und dann spektakulär unangemessen inszenierten Frontbesuche änderten nichts daran, daß sich ein Offizier wie der Admiral v. Trotha bei einem Besuch in Pleß in einem Versteck währte.⁸²⁰ Wilhelm II. und seine Interpretation der Rolle des

den Konventionen brechende Gewohnheit, Armeebefehle nicht „im Auftrage S.M. sondern in alleiniger Verantwortung zu unterzeichnen“). Beobachtet und scharf mißbilligt wurde dies auch von Hans v. Seeckt.

818 Im Unterschied zu den Soldaten war der Kaiser für die Offiziere, zumal die höheren, sicherlich noch nicht zu einem „belanglosen Phänomen“ (DEIST, Offizierkorps, S. 45) herabgesunken, doch sind die verzweifelten bis abschätzigen Kommentare und die gleichzeitige faktische Abwendung v.a. der national ausgerichteten militärischen Fachexperten unübersehbar. Vgl. die an Schärfe kaum zu überbietenden Einschätzungen des ehemaligen Kriegsministers und Armeekommandeurs v. Einem in DEIST, Militär und Innenpolitik, Bd. 2, S. 1135-1137 (Anm. 5); THAER, Generalstabsdienst, S. 69. Bernd SÖSEMANN, Der Verfall des Kaisergedankens im Ersten Weltkrieg, in: Röhl, Ort, S. 145-172; Martin KOHLRAUSCH, Die Flucht des Kaisers – Doppeltes Scheitern adlig-bürgerlicher Monarchiekonzepte, in: Reif, Adel und Bürgertum II, S. 65-101 und die dort erwähnte Literatur.

819 Bericht des bayerischen Vertreters im Großen Hauptquartier, Ritter MERTZ v. QUIRNHEIM, an den bayerischen Kriegsminister KREB v. KRESSENSTEIN vom 30.9. 1916, in: BA-MA, N 242/6, fol 59. Dort drückte Mertz v. Quirnheim auch die Hoffnung aus, daß Ludendorff und Hindenburg solchen Erscheinungen entgegenzutreten würden. Andere Beispiele für rhetorische Fehlgriffe des dem modernen Krieg nicht gewachsenen obersten Kriegsherrn bei LOBBERG, Tätigkeit, S. 12f. (nach dessen Angaben Wilhelm II. den Kommandeur der in schweren Abwehrkämpfen stehenden III. Armee, Generaloberst v. Einem, aufgefordert haben soll: „Lassen Sie die Seitengewehre aufpflanzen und werfen Sie die Kerls wieder hinaus.“), DEIST, Kaiser Wilhelm II., S. 2 u. 16.

820 Briefe von Adolf v. TROTHA an Adalbert PRINZ v. PREUBEN vom 16.8. und 28.9. 1916, in: ders., Volkstum und Staatsführung. Briefe und Aufzeichnungen aus den Jahren 1915-1920, Berlin 1928, S. 72-74 und 86-90. Für die zu Beginn des Krieges noch häufigeren Frontbesuche Wilhelms II. wurden die Besichtigungstruppen von den Fachmilitärs sorgfältig ausgewählt, manche Besuchswünsche des obersten Kriegsherrn aufgrund der aufwendigen Vorbereitungen – Wilhelm II. hat nie Stellungen der vordersten Front besichtigt, d.h. die Truppen mußten aus der Front herausgezogen werden – einfach abschlägig beschieden. Vgl. Brief von Helmuth v. MOLTKE an seine Frau vom 1.9. 1914, in: MOLTKE, Erinnerungen, S.

Monarchen bzw. des obersten Kriegsherrn waren unter den Bedingungen des modernen Krieges nicht mehr haltbar. Neben die schon in der Vorkriegszeit nachweisbaren Verwunderungen der Offiziere über ihren militärischen Führer traten nun auch noch die sachlichen Erfordernisse des Krieges, die über die traditionale Einheit von Herrscher und Feldherr rücksichtslos hinweggingen. Es waren also nicht nur die bekannten persönlichen Schwächen, die den Monarchen zum Rückzug in sein Versteck zwangen, sondern v.a. die radikal gewandelte Kriegführung, der dieser Monarch nicht mehr entsprach. Die Mehrzahl der mit höheren Führungsaufgaben betrauten Offiziere erkannte dies sehr genau und entschied sich im Zweifelsfall für die rückhaltlose Unterstützung sachgerechter Führungskonzeptionen. Auch wenn der „Gefühlsmonarchismus“ gerade adliger Offiziere damit nicht notwendigerweise schwächer wurde, erklärt sich auch daraus die Gleichgültigkeit oder Lähmung von ansonsten so entscheidungsfrohen Offizieren im November 1918.⁸²¹

Einem ähnlichen Bedeutungswandel waren die Kommandeurstellen unterworfen, die bis zur Division hinab von zunächst einem, später zwei Generalstabsoffizieren in ihrer Arbeit unterstützt wurden. In leicht abgeschwächter Fortsetzung der Vorkriegspolitik stützte zunächst die personelle Besetzung dieser Stellen den gesamten Krieg hindurch den Adel. Auf der Ebene der Armeeoberkommandos bekleidete im Sommer 1914 gerade ein Offizier bürgerlicher Herkunft, der nobilitierte Generaloberst Alexander v. Kluck (1. AK), die besonders sichtbare Position des Kommandierenden Generals, jedoch die drei Thronprätendenten Preußens, Bayerns und Württembergs. Von den zwischen 1914 und 1918 insgesamt eingesetzten 204 Kommandeuren der Armee-, Reserve- und Landwehrkorps waren immerhin noch nahezu 50% altadliger Herkunft und 30% nobilitierte Generale.⁸²² Erst auf Divisionsebene geriet der Adel in die Minderzahl, konnte aber über den gesamten Zeitraum des Krieges gerechnet noch immer über ein Drittel der Kommandeursstellen besetzen. Dies sagt jedoch noch nicht viel über die tatsächlichen Handlungs- und Entscheidungsspielräume, über die Arbeitsteilung zwischen

383; CRAMON, Erlebnisse, in: BA-MA, N 266/69, fol. 84f., wo geschildert wird, wie ein Besuch Wilhelms II., der von einer sicheren Position aus ein Gefecht zu beobachten gedachte, abgelehnt wurde, weil es diese sichere Position nicht gab. Vgl. STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, 1-5, fol. 135; TRESCKOW, Fürsten, S. 34f.

821 Vgl. Kap. 11.1.

822 Die Verteilung ist nach den Angaben der Ehrenrangliste des deutschen Heeres 1914-1918 errechnet. Die genaue Verteilung der höheren Kommandeure betrug 100 altadlige, 62 nobilitierte und 42 bürgerliche Generale.

Kommandeur und Generalstabsoffizier, kurz über die Machtposition der Kommandeure unter den Bedingungen des Krieges aus.

Der jüngere Moltke orientierte sich eher am dezentralen Führungsstil seines Onkels, vertraute den Fähigkeiten der Kommandeure und nahm folgerichtig kaum Einfluß auf Besetzung und Befehlsgebung hoher Kommandostellen. Nach der unglücklich verlaufenen „Mission Hentsch“ und dem Scheitern des Marnefeldzugs wurde ihm u.a. genau dies zum Vorwurf gemacht. Anstatt die eigensinnigen Armeekommandeure straff und persönlich zu führen habe er sich auf das veraltete Modell der Schlachtenleitung beschränkt und sich in seinem Hauptquartier in Luxemburg viel zu weit von den Kampfhandlungen aufgehalten.⁸²³ Umgekehrt bedeutete dies, daß die Kommandeure im Sommer 1914 vergleichsweise großen Handlungsspielraum besaßen. Deren militärische Verhaltensweisen orientierten sich zunächst in starkem Maße an den eingeübten, populären Mustern der Vorkriegszeit: Der Hang zur Offensive, der Drang zur Attacke, das schnelle Marschieren, das Suchen des Gegners und der persönlichen Gefahr, um „dabei zu sein, wenn es gilt“, bildeten keine Einzelercheinungen.⁸²⁴ Die zugeteilten Generalstabsoffiziere und Ordonnanzen hatten ihre Mühe, derart nach vorn drängende Kommandeure unter Kontrolle zu halten oder im Zweifelsfall gar auszuschalten.⁸²⁵

Manche Kommandeure wären aufgrund ihrer militärischen Vorbildung gar nicht in der Lage gewesen, eigenständig eine Armee zu führen. So wie der preußische Kronprinz Wilhelm, dem im Alter von 32 Jahren aus dynastischen Gründen die V. Armee anvertraut, aber

823 Die Publikationen zur Marneschlacht, die als vorentscheidender Wendepunkt des Krieges und verpaßte Chance gedeutet wurde, mit ihren wechselseitigen Schuldzuweisungen sind Legion. Vgl. eine Veröffentlichung des Reichsarchivs als typisches Produkt: Thilo v. BOSE, *Das Marnedrama*, 4 Bde., Oldenburg 1928. Die umgekehrte Kritik – diesmal gegen Ludendorff gerichtet – findet sich jedoch bei Rupprecht Kronprinz v. Bayern, *Kriegstagebuch*, Bd. 3, S. 325.

824 Vgl. die Angaben in Kap. 4. Ferner die Schilderungen bei CRAMON, *Erlebnisse 1914*, in: BA-MA, N 266/69, fol. 13 u. 49; BOETTICHER, *So war es*, in: BA-MA, N 323, fol. 66f. und in positiver Deutung GOBLER, fol. 37 u. 58 („Meines Erachtens muß der Führer im Gefecht zu Pferde sein und nicht als Kommandierender General hinten im Auto herumgondeln.“). Der Generalstabsoffizier v. Loßberg berichtet von den Schwierigkeiten bei der Umstellung der Friedensarmee auf die Bedingungen des Krieges und von seinem Kommandeur General v. Fabeck (XIII. AK) als ständiges Hindernis: „Ich versuchte deshalb, ihn möglichst von der dauernden Berührung mit der Truppe fernzuhalten.“ LOßBERG, *Tätigkeit*, S. 47.

825 Vgl. die Schilderung bei Alfred v. Goßler, *Lebenserinnerungen*, in: BA-MA, N 98/1, fol. 51, nach der es den Offizieren eines Regiments nur sehr schwer fiel, ihren Kommandeur Herhudt v. Rohden, „Typus Blücher, der in den ersten Gefechten [...] stets zu Pferde vornan war“ zur Räson zu bringen.

auch der Generalstabsoffizier v. Schmidt-Knobelsdorff an die Seite gestellt wurde. Wilhelm II. soll seinem Sohn zum Abschied die bezeichnenden Worte mit auf den Weg gegeben haben: „Was er Dir rät, das mußt Du tun.“⁸²⁶ Tatsächlich bildeten die „Berater“ aufgrund der einheitlichen, rein militärischen Ausbildung, des hohen Grades an Spezialisierung und der Rückendeckung durch den Großen Generalstab ein eigenes Netzwerk innerhalb des Heeres aus. Sie führten die Arbeitsgespräche und Verhandlungen mit der Zentrale im Großen Hauptquartier, bereiteten die Armeebefehle vor und trafen weitreichende fachliche Entscheidungen mehr vom Büro als von der Front aus. Der stets grollende und zu Hause gebliebene Herzog Bernhard v. Meiningen stellte 1917 zurecht fest: „Die schöne Zeit, in der der Führer die Fahnen ergriff und selbst vorstürmte, ist unwiederbringlich dahin.“⁸²⁷ Die Gründe für diesen tiefgreifenden strukturellen Wandel von „Führung“, also Entscheidungsfindung und Befehlsgebung, liegen einerseits in dem allgemeinen Wandel der Kriegführung infolge des Übergangs in die Materialschlachten des Stellungskrieg, andererseits in der spezifischen Antwort der deutschen Militärführung auf die Herausforderungen des industriellen Krieges.

Die verlustreichen Materialschlachten um wenige Quadratkilometer, die im Westen 1915/16, im Osten 1916/17 geführt wurden, ließen kaum mehr eine Initiative der hohen militärischen Führer zu.⁸²⁸ Stattdessen verlagerte sich das Entscheidungszentrum in

826 Klaus W. JONAS, Kronprinz Wilhelm, S. 126. Wilhelm wurde – wie auch seine jüngeren Brüder auf allerdings niedrigerer Ebene – im August 1914 aus rein dynastischen Gründen zum Armeekommandeur ernannt. Die beiden anderen hochadligen Armeekommandeure, Kronprinz Rupprecht v. Bayern und Herzog Albrecht v. Württemberg, waren im Unterschied zu Wilhelm keine unbeschriebenen Blätter und wurden in militärischen Fachkreisen hochgeschätzt. Zur Ehrenrettung des Kronprinzen muß jedoch angemerkt werden, daß dieser sich als fähiger erwies als es die Nachkriegsdiskussionen um seine Amouren vermuten lassen. So wandte er sich, wie Rupprecht v. Bayern, von vornherein gegen das Unternehmen vor Verdun 1916. Beide forderten im Sommer 1916 von der 3. OHL eine „Atempause“ für ihre Truppen, was Ludendorff mit der Abberufung von Schmidt-Knobelsdorff quittierte. Vgl. SCHULENBURG, Erlebnisse, in: BA-MA, N 58/1, fol. 97, 117, 121; Bericht des bayerischen Vertreters im Obersten Hauptquartier RITTER MERTZ v. QUIRNHEIM an den bayerischen Kriegsminister General KREB v. KRESSENSTEIN vom 26.8. 1916, in: BA-MA, N 242/6, fol. 9f. und auch den Briefwechsel zwischen Walter v. HÜLSEN (seit 1916 Kommandeur der 19. Infanteriedivision) und Philipp SCHEIDEMANN, in: BA-MA, N 250/58.

827 Brief von Bernhard HERZOG v. MEININGEN an Alfred v. GOBLER vom 27.2. 1917, in: BA-MA, N 34/19.

828 Vgl. GROENER, Lebenserinnerungen, S. 376 und einen Brief von RUPPRECHT KRONPRINZ v. BAYERN an seinen Vater vom 10.9. 1916, in: KRONPRINZ RUPPRECHT, Kriegstagebuch, Bd. 3, S. 11-13, in dem er den (natürlich negativ beschiedenen) Wunsch äußerte, die in der Defensive bzw. Bewegungslosigkeit undankbare Aufgabe der Führung einer Heeresgruppe abgeben und stattdessen eine bayerische Armee übernehmen zu dürfen.

zwei Richtungen: Zum einen direkt in das Kampfgeschehen hinein, wo die Unterführer, d.h. Offiziere im Rang eines Regimentskommandeurs und darunter, auf verhältnismäßig kleinen Raum über große Verantwortung und über in ihrer Wirkungsmacht weitreichende Befehlsgewalt verfügten; zum anderen noch stärker als zuvor in die planerischen Stäbe hinter der Front, wobei sich Planung eben nicht mehr auf operatives oder taktisches Gebiet beschränkte, sondern die Organisation von Rüstungsproduktion, Versorgung, Verteilung personeller wie materieller Ressourcen, Fürsorgemaßnahmen, Propaganda etc. einschloß. Die 3. OHL förderte diese Entwicklung nach Kräften, so daß die Kommandierenden Generale z.T. gar nicht mehr über die militärischen Lagen informiert wurden und auf die Heeresberichte angewiesen waren, um sich einen Überblick der eigenen Situation verschaffen zu können.⁸²⁹ Stattdessen beruhte das „System Ludendorff“ in personeller Hinsicht auf einem rapiden quantitativen und qualitativen Ausbau des Generalstabs. Zahlreiche junge Generalstabsoffiziere, z.T. gerade mit dem Dienstgrad eines Hauptmanns versehen, wurden in verantwortungsreiche Stellen gehievt und mit Kompetenzen versehen, von denen ein Kommandierender General der Vorkriegszeit wohl nur träumen konnte. In Krisenlagen wurden Offiziere von niedrigem Dienstgrad aufgrund ihrer Spezialkenntnisse kurzzeitig zu Armeekommandeuren ernannt, bzw. bevorzugt befördert, um ihren Sachkenntnissen auch die entsprechende formale Geltung zu verschaffen.⁸³⁰ Ludendorff hielt sich im

829 LOBBERG, Tätigkeit, S. 47 spricht von der „verletzenden Geheimnistuerei“ der OHL gegenüber den Armeekommandeuren. Hans v. BELOW, Ansichten, in: BA-MA, N 87/2, fol 4f.

830 Fritz v. LOBBERG („Der Abwehrbulle“) wurde aufgrund seiner Defensiv-Fähigkeiten immer dort zur Reorganisation von Armeen eingesetzt, wo es brannte. So führte er 1915 die 2. Armee in der Champagne, 1916 die 3. Armee an der Somme, ohne daß er vom Dienstgrad her – Oberstleutnant bzw. Oberst – dazu ermächtigt gewesen wäre. Der Generalstabsoffizier Hauptmann Kurt Frhr. v. Hammerstein, der zum Fronteinsatz immer nur Mannschaftsuniform getragen haben soll, wurde nach der Ablösung von Kommandeur und Generalstabsoffizier für einige Zeit zum Kommandeur einer Division ernannt – wofür er eigentlich vier Dienstgrade zu niedrig war. Vgl. Kunrat v. HAMMERSTEIN, Spähtrupp, S. 13. Zu den bevorzugt beförderten Offizieren des Ersten Weltkrieges zählten Ludendorff selbst, Groener (mit atemberaubenden Dienstgradsprüngen), Fritz v. Loßberg, Friedrich v.d. Schulenburg, Hermann v. Kuhl sowie die jungen, nach 1918 die Reichswehrführung prägenden Generalstabsoffiziere. Vgl. die Berichte des sächsischen Militärbevollmächtigten im Großen Hauptquartier, Hans v. EULITZ, vom 8.8. u. 16.8. 1918, in: SHStA, Bestand Kriegsministerium, Nr. 25068 (D), in dem die Maxime der 3. OHL wiedergegeben wird, daß bei Beförderungen ab Regimentskommandeur nicht mehr das Dienstalter, sondern ausschließlich die Tüchtigkeit zum Maßstab gemacht werden würde. Freilich hatte diese Praxis erhebliche Reibungen und Beschwerden zur Folge. So war die Beschwerde des sächsischen Generals v. Krug zu Nidda über die von Ludendorff abgewiesene Bitte, eine Armee zu erhalten, Ursache des Berichts.

Hauptquartier eine Zahl von jungen, ihm ergebenen Generalstabsoffizieren, die er für Sondereinsätze an der Front, zumeist ging es dabei um die Vertretung eines abgesetzten Kommandeurs, kurzfristig abrufen konnte. Im Grunde wurde die gesamte Kommandokette radikal reorganisiert. Es galt nicht mehr alleine das Prinzip, daß ein Befehl „von oben nach unten“ durchgereicht wurde. Vielmehr bildeten sich für Debatten und Innovationen offene Expertenstäbe, in denen Wissen und Können, kurz: die maximale Ausnutzung vorhandener Ressourcen, die Grundlage gemeinsamen Arbeitens bildeten. Dies galt auch für die innere Arbeitsteilung im Generalstab. Während Ludendorff mit seinem Stab junger Mitarbeiter den Abendtisch verließ, um „den Krieg zu arbeiten“, blieb Hindenburg „behaglich“ sitzen und vermittelte „das Bild gesammelter Ruhe und befestigter Kraft, gepaart mit größter Gemütlichkeit.“ Die Gemütlichkeit hatte ihren Preis: Den Subalternoffizieren im Generalstab lagen für ihre Befehle Blankounterschriften des „schimmerlosen“ Generalfeldmarschalls bereit, einflußreiche Abteilungsleiter, wie Oberst Bauer, besaßen einen Unterschriftenstempel des Chefs des Generalstabes des Feldheeres, von dem sie ohne vorherige Konsultation in ihrer Korrespondenz Gebrauch machen konnten.⁸³¹

Auch in ihren Anordnungen über die Einsatz- und Befehlsgrundsätze trug die 3. OHL dem Wandel der Kriegführung Rechnung. Erstaunlich offen wurden die Defizite der bisherigen deutschen Kriegführung benannt und der kriegstaktische Rückstand gegenüber den alliierten Streitkräften eingestanden. Den Generalstabsoffizieren wurde eingebleut, „in die Zukunft denken“ zu müssen: „Die Entwicklung ist noch im vollen Fluß. Jeder Tag bringt etwas Neues. Wir müssen also schnell lernen und wieder umlernen, um neue Mittel neuen Verhältnissen entsprechend auszugestalten und anzuwenden.“⁸³² In den Bestimmungen „Grundsätze für die Abwehrschlacht im Stellungskrieg“, „Führungsprinzipien im defensiven Stellungskrieg“, „Allgemeines zum Stellungsbau“ (1916) sowie „Der Angriff im Stellungskrieg“ (1918) wurde der faktische Krieg der Bewegungslosigkeit endlich als Tatsache anerkannt, die Verteidigung und der geordnete Rückzug nicht von vornherein als

⁸³¹ Vgl. Hans v. HAEFTEN, Erlebnisse 1918, in: BA-MA, N 35/4, fol. 16; Alfred v. Goßler, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 98/1, fol. 59

⁸³² Denkschrift „Kriegführung und Generalstab“ vom 22.11. 1916, in: BA-MA, N 5/14, fol. 27-31 (hier fol. 29).

verdamnungswürdig abgelehnt,⁸³³ die Vermeidung von personellen Verlusten betont und mit der „Tiefenverteidigung“ ein Prinzip der flexiblen Verteidigung auch unter Aufgabe von Territorium entwickelt, das den wilhelminischen Führungsgrundsätzen diametral entgegentand.⁸³⁴ Als militärische Schaltstelle wurde die gemischte Infanteriedivision betont, allerdings unter erheblicher Stärkung der bislang zu sehr vernachlässigten schweren Artillerie. Zusätzlich plädierten die Richtlinien für die Einrichtung der sogenannten Sturmбатаillone, an deren Spitze erfahrene Unteroffiziere oder begabte Offiziere niedrigen Dienstgrads (bis Hauptmann) stehen sollten. Deren Aufgabe bestand darin, an einzelnen Stellen die erstarrten Fronten zu durchbrechen, an einer Stelle Angriffe vorzutauschen, an anderer Angriffe vorzubereiten oder auch einfach nur Sabotageakte größeren Ausmaßes zu begehen.⁸³⁵ Über Kommandeure, die diesen neuen Anforderungen nicht gewachsen waren oder sich allzu störrisch zeigten, ging der Krieg, die 3. OHL rücksichtslos hinweg. Ganz nach

833 In einem Bericht des bayerischen Vertreters im Großen Hauptquartier, RITTER MERTZ V. QUIRNHEIM, vom 20.11. 1916, in: BA-MA, N 242/6, fol. 88f. heißt es, die Abwehrstellungen und den Rückzug zur Vermeidung großer Verluste betreffend: „Der Grund warum unsere Unterführer (Armeeführer) sich so schwer zu solchen Maßnahmen entschließen, liegt meines Erachtens weit weniger in einem Verkennen der Gefahren, als in der Sorge sich Vorwürfe wegen ‚Weichheit‘ zuzuziehen. Dieses System war unter der früheren OHL in ein Extrem getrieben worden, und ist es Grundsatz gewesen, die Verteidigung an einem gänzlich [...] in der Luft hängenden Abschnitt auch dann weiter zu führen, wenn gar keine Aussicht bestand die Lage durch Angriff aus den Nebenabschnitten wieder günstiger zu gestalten.“ In dieser Hinsicht deckten sich die Grundsätze Ludendorffs mit denen der beiden Kronprinzen, die als Führer ihrer Heeresgruppen schon gegenüber Falkenhayn – vergeblich – ein die Truppen entlastendes flexibles System der Verteidigung gefordert hatten.

834 Für das folgende: BA-MA, PH 3/26 und Erich LUDENDORFF, Urkunden der obersten Heeresleitung 1916-1918, Berlin 1921. Die Entstehung der Grundsätze zu untersuchen, wäre ein eigenes Forschungsprojekt wert. Da so viele „alte Zöpfe“ der wilhelminischen Armee radikal abgeschnitten wurden, müssen Reibungen unvermeidlich gewesen sein. Deutlich wird in manchen Grundsätzen die Handschrift des Oberstleutnant (1916) Max Bauer, dem Experten für Rüstungs- und Materialfragen im Generalstab, der selber Artillerist gewesen war und vehemente Befürworter der Produktion wie des Einsatzes schwerer und gleichzeitig beweglicher Waffen war. Die Spannbreite der vorgeschlagenen und eingesetzten Waffen ist denkbar groß, deckt sich aber in keinem Fall mit der aristokratischen Vorstellung vom „direkt durchbohrenden“ Kriegsgerät: Schwere Granat- und Minenwerfer, Handgranaten, leichte und schwere Maschinengewehre, Flammenwerfer, Luftbomben, Gas etc. Selbst ein typischer „Wilhelminer“ kam in einem Gutachten zu der Erkenntnis, daß „in der Pflege von Traditionen [...] nicht zu weit [gegangen]“ werden sollte, starres Festhalten am Alten zu Unheil führe, stattdessen „ohnendliche Applikationen“ in der Militärorganisation nötig seien. Hugo FRHR. V. FREYTAG-LORINGHOVEN, Einige Folgerungen aus dem jetzigen Weltkriege (1916), in: BA-MA N 33/2, fol. 17a-18a.

835 In der für ihn typischer Metaphorik hat Ernst JÜNGER, In Stahlgewittern, Berlin 1920, S. 240 den Stoßtruppführer, d.h. sich selbst als „Prinzen des Grabens“ skizziert. Dieser neue Soldatentypus widersprach in allem aristokratischen Prinzipien des ritterlichen Kriegers. Beschrieben werden List anstelle von Ritterlichkeit, kriechende anstelle von aufrechten Bewegungen, Haß anstelle von Kälte, Kameradschaft anstelle von herrschaftlicher Autorität.

dem Prinzip der neu eingeforderten Flexibilität unter den Generalstabsoffizieren wie den Kommandeuren, gab es je nach Lageveränderung ständige Revirements⁸³⁶ der Truppen und Neubesetzungen in den Kommandostellen. Alle militärischen Maßnahmen waren nur temporär gedacht und standen bei veränderter Lage wieder auf dem Prüfstand. So nimmt es auch nicht Wunder, daß dadurch die Kohäsion der Führung stark abnahm, vielmehr der fragmentarische Charakter moderner Militärführung in der täglichen Arbeit deutlich wurde. In den Kontingentsheeren vor 1914 hatte die landsmannschaftliche Zuordnung des Führungspersonals noch als selbstverständlich gegolten. Nun wurde auch diese eiserne Regel der föderalen Organisation der Armee durchbrochen: Es entstanden, je nach Bedarf, regional gemischte Truppenverbände bis hinab auf Divisionsebene, die manchmal so schnell wieder verschwanden, wie sie aufgetaucht waren.⁸³⁷

Wenn Ludendorff, auf die weitere Zielsetzung der Frühjahrsoffensive 1918 angesprochen, die berühmte Antwort gab, „Ich verbitte mir das Wort Operationen. Wir hauen ein Loch hinein. Der Rest kommt von alleine“, dann spricht daraus nicht nur der

836 Daß gerade die älteren Führer nur wenig gelernt hatten und sich mit der Realität des Stellungskrieges nicht abfinden wollten oder konnten, steht zu vermuten. Allerdings regten sich die nachweisbaren Einwände erst nach der Niederlage 1918. Exemplarisch dafür Ludwig FRHR. v. FALKENHAUSEN, Erinnerungen, in BA-MA, N 21/1, fol. 67f., der nur in der Vernichtung, nicht in der Zermürbung eine Möglichkeit zum Sieg sehen wollte, obwohl im Krieg ihm gerade das Gegenteil vorgeführt worden war: „Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges lieferte wiederum den Beweis, daß die Verteidigung auf die Dauer nicht siegen könne, am wenigsten bei deutschen Truppen.“ Andererseits hatte es auch schon vor 1916 Fälle gegeben, in denen Truppenführer ihren Kommandeuren mit dem Verweis auf drohende Verluste den Befehl zur Offensive verweigert hatten. Einen solchen Fall der Verweigerung „taktischer Unmöglichkeiten“, ohne daß dies von dem zuständigen Armeeführer disziplinarisch geahndet worden wäre schildert Hans-Jürgen v. ARNIM, Erlebnisse, III. Teil, Abschnitt 1 (1914/15), in: BA-MA, N 61/6, fol. 13 mit der üblichen Betonung von „Charakter“ und „Fürsorge“ des Regimentskommandeurs Oberst v. Jena. Ähnlich: Goßler, Erinnerungen, BA-MA, N 98/1, fol. 39.

837 Besonders im letzten Kriegsjahr führte dies angesichts der enormen täglichen Verluste und der unterschiedlichen Bewertungen der Lage in Heeresgruppe und OHL zu schweren Konflikten (und letztlich zu dem Zerwürfnis) zwischen dem bayerischen Kronprinzen und Ludendorff. Eine Ursache lag sicherlich darin, daß Kronprinz Rupprecht die bayerische Krone zu retten versuchte und im Sommer 1918 erkannt hatte, daß dies nur bei einem schnellen Friedensschluß realisierbar war. In den von den beiden süddeutschen Thronfolgern geführten Heeresgruppen Rupprecht und Albrecht diente eine Reihe preußischer Generalstabsoffiziere, mit denen es immer wieder zu Zusammenstößen kam. Schon im August 1916 (während der Somme-Schlacht) hatte sich Kronprinz Rupprecht in einem Brief an den bayerischen König über den „Auflösungsprozeß der bayerischen Truppenverbände“ beklagt und wachsenden preußischen Druck auf Vereinheitlichung der Truppen prophezeit. Brief von KRONPRINZ RUPPRECHT an seinen Vater vom 23.8. 1916, in: Kronprinz Rupprecht, Tagebücher, Bd. 3, S. 9. In der Tat stand nach 1918 eine Wiederbelebung der Kontingentsarmee nicht mehr zur Debatte. Der Erste Weltkrieg hat insofern tatsächlich die erste deutsche Armee geschaffen.

Zynismus des scheiternden Feldherrn. Ludendorffs Aussage reflektierte vielmehr den Umstand, daß sich die Schere zwischen ideologisiertem strategischen Ziel und verfügbaren Mitteln in Deutschland zu weit geöffnet hatte und daß die überlieferte militärische Führungskunst im Sinne weit ausholender strategischer Planung tatsächlich an ihr Ende gekommen war.⁸³⁸

Insgesamt sollte deutlich geworden sein, daß das aristokratische Verständnis von „Persönlichkeit“ als eine aus herrschaftlicher Autonomie heraus entwickelte Befähigung zur Führung in diesem Krieg stark in die Defensive geraten war. An dessen Stelle trat allerdings nicht nur die maschinenmäßige Organisation von kriegerischer Gewalt nach industriellen Mustern, sondern ein neuer, charismatischer Persönlichkeitsbegriff, der sich aus kriegerischem Können und kriegerischer Leistung auf dem Schlachtfeld speiste. Diese Interpretation von Persönlichkeit war nicht auf die Front beschränkt, fand aber dort in der nach 1918 zelebrierten „Frontgemeinschaft“ ihren stärksten Ausdruck.⁸³⁹ Tatsächlich ist daran so viel wahr, daß bei aller anhaltenden Verstimmung unter alten Unteroffizieren oder den Mannschaftssoldaten frontnahe Offiziere mit niedrigem Dienstgrad einen Teil ihres Kriegsalltags und in vollständiger Weise die Abhängigkeit von der Verfügung und Beherrschung der Maschinenwaffen mit diesen teilten. Adlige Herkunft, so möchte man meinen, störte eher im Kult der egalitären Krieger. Dennoch beteiligten sich auch adlige Offiziere an diesem v.a. das Verhältnis zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft ausbalancierenden neuartigen Die wirkungsmächtigsten Schlachtenmythen der Nachkriegszeit, Langemarck und Verdun, transportierten neben dem populären modernen Heldenideal auch ein neues Führungskonzept, das Persönlichkeit, Gemeinschaft und industriellen Massentod miteinander zu versöhnen suchte, in das „Adel“ zwar nicht als Stand, aber adlige Qualitätsmerkmale durchaus integrierbar waren.⁸⁴⁰

838 Zitat bei Rupprecht KRONPRINZ v. BAYERN, Kriegstagebuch, Bd. 2, S. 372. Schulenburg, Erlebnisse, in: BA-MA, N 58/1, fol. 180-191. Vgl. GEYER, German Strategy, S. 552.

839 Beispiele dafür finden sich zuhauf bei populären Autoren wie Ernst Jünger, Georg Soldan, Kurt Hesse usw. Zusammenfassend Wolfram WETTE, Ideologien, Propaganda und Innenpolitik als Voraussetzungen der Kriegspolitik des Dritten Reiches, in: Wilhelm Deist u.a., Ursachen und Voraussetzungen des Zweiten Weltkrieges, Stuttgart 1979, S. 25-173.

840 Zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der beiden genannten Schlachtenmythen: HÜPPAUF, Schlachtenmythen, in: „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch“, S. 53-103; Manfred HETTLING/Michael JEISMANN, Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, in: ebda., S. 205-234. Neuerdings: Gerd KRUMEICH/

Selbst der Persönlichkeitskult um Hindenburg, der gemeinhin als adliges Korrektiv zum eigenbrötlerisch-unnahbaren Ludendorff, als ein in die gesamte Gesellschaft hinein wirkender Mittler zwischen dem Alten und Neuen gedeutet wird, folgte dem leistungsbezogenen Konzept von Persönlichkeit. Nicht aufgrund seiner adligen Herkunft, die sowieso nur sehr wenig mit dem gemein hatte, was generell darunter verstanden wird, sondern aufgrund seiner unbestreitbar beeindruckenden militärischen Erfolgsbilanz, konnte er eine Zeit lang in die Rolle des integrierenden Ersatzkaisers hineinwachsen.⁸⁴¹

Wenigstens kurz sollte auch der tiefgreifende Bedeutungswandel der militärischen Spitzeninstitutionen angesprochen werden, der ebenfalls die Ablösung vom traditional-aristokratischen Offiziersideal illustriert.⁸⁴² Zu den eindeutigen institutionellen Verlierern des Transformationsprozesses zählten nämlich jene militärischen Stellen, die als monarchisches Bollwerk gegolten und die Kronrechte mit Zähnen und Klauen verteidigt hatten. Das Militärkabinet, zuständig für Personalfragen innerhalb des Offizierkorps und mit seiner manipulativen Stellenbesetzungspolitik ein immer verlässliches Instrument des obersten Kriegsherrn, fiel nahezu in die Bedeutungslosigkeit und entwickelte sich zu einem Anhängsel der *maison militaire*, deren Mitglieder, v.a. die kaiserliche Entourage, sich in Pleß zunehmend langweilten, bis es im Oktober 1918 als verhaßter Hort der Reaktion als eigenständige Institution verschwand. Das preußische Kriegsministerium, die Verwaltungsbehörde der preußischen Armee, hingegen mußte durch seine Verantwortung für die Schlagkraft der Armee und durch seine immer engere Tuchfühlung mit der parlamentarischen Welt zwangsläufig noch an Bedeutung gewinnen. Insbesondere unter dem Chef der 2. OHL Falkenhayn, der für kurze Zeit den Generalstab des Feldheeres und das

Susanne BRAND (Hg.), Schlachtenmythen. Ereignis, Erzählung, Erinnerung, Köln/Wien 2003.

841 Hierzu Martin KOHLRAUSCH, Der Monarch im Skandal, Kap. VI.B.2. Auch die Person Hindenburg bedürfte einmal eines ihr gewachsenen Biographen. Der wird sich aber so lange nicht finden lassen, wie die Familie den Nachlaß der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorenthält oder auszugsweise nur ihr genehmen Personen überläßt. Einstweilen: Walter GÖRLITZ, Hindenburg. Ein Lebensbild, Bonn 1953 (Hagiographie reinsten Wassers); John WHEELER-BENNETT, Der hölzerne Titan – Paul von Hindenburg, Tübingen 1969 (noch immer am besten); Wolfgang RUGE, Portrait eines Militaristen, Berlin 1981 (dogmatisch). Die Biographien von Wolfgang Hubatsch und Werner Maser fallen in jeder Hinsicht weit hinter die Vorkriegsproduktionen von Emil Ludwig und Rudolf Olden zurück.

842 Ältere, aber aufgrund der Quellenverluste noch immer wertvolle Institutionengeschichten: Rudolf Schmidt-Bückeburg, Das Militärkabinet der preußischen Könige und deutschen Kaiser. Seine geschichtliche Entwicklung und staatsrechtliche Stellung, Berlin 1933; H.O. Meisner, Der Kriegsminister 1814-1914. Ein Beitrag zur militärischen Verfassungsgeschichte, Berlin 1940.

Kriegsministerium leitete, sowie nach der Eingliederung des Militärkabinetts im Zuge der Parlamentarisierung am Ende des Krieges nahm das Kriegsministerium eine zentrale Position ein, die weit über die eines bürokratischen Apparates hinausreichte. Der Generalstab schließlich weitete das Aktionsfeld über seine eigentliche Aufgabe, die operativen Kriegsplanungen, hinaus und drang über formelle und informelle Wege in sämtliche Bereiche des militärischen, politischen und gesellschaftlichen Lebens ein, so daß er zwischen 1916 und 1918 neben dem Reichstag, seinem eigentlichen Gegenspieler,⁸⁴³ als die zweite maßgebliche politische Kraft im Reich zu bezeichnen ist.

Hinter diesen drei Institutionen, und nur deshalb werden sie hier nochmals erwähnt, standen jeweils voneinander zu unterscheidende Arbeitsweisen und Legitimationen von Herrschaft. Die Machtbasis des Militärkabinetts beruhte in erster Linie auf der Kommandogewalt des obersten Kriegsherrn, die des Kriegsministeriums auf der effizienten bürokratischen Routine, die des Generalstabes auf einer strikt leistungsbezogenen und sachgemäßen Anwendung von militärischer Expertise. Auch die adligen Offiziere, gleich welchen Dienstgrads, mußten sich den institutionellen Zwängen fügen, ihr Verhalten in die jeweiligen Arbeits- und Entscheidungsstrukturen einpassen. Wenn also über den Adel im Ersten Weltkrieg geschrieben wird, so müssen an erster Stelle der hier betonte, strukturelle Wandel der Kriegführung und die neuen Bedingungen militärischer Führung herausgearbeitet werden. Nur so können die z.T. eklatant falschen Vorstellungen von Kontinuität und Adelsautonomie, die den Ersten Weltkrieg und die daraus resultierende Berufarmee der 1920er Jahre ganz in den einheitlichen Verlaufsprozeß einer adlig-feudal geprägten Geschichte des preußisch-deutschen Militärs pressen, korrigiert bzw. differenziert werden.⁸⁴⁴

843 Nicht allen Offizieren gefiel dies. Neben der v.a. nach dem 9. November 1918 wieder wachsenden Abneigung gegen die verbildeten und frontfremden *egg-heads* im Generalstab in der Frontkämpferideologie galt dies v.a. für jene Offiziere, die dem Modernisierungsdruck nicht standhalten oder ihm nur sehr wenig abgewinnen konnten. So stimmten die Brüder Galen aus sittlichen Gründen überein, daß im Generalstab „ehrgeizige, selbstsüchtige, liederliche Menschen zum Teil, als Führer und Vorbild für unser Volk in Waffen“ saßen. Dieser katholischen Dissonanz im Jubelchor der Generalstabs-Apologeten kommt insofern Bedeutung zu, als sie darauf verweist, daß nicht sämtliche Adlige bzw. Offiziere bereit waren, persönliche Integrität vollständig zugunsten von militärischer Funktionalität zu opfern. Brief Clemens GRAF GALEN an Franz GRAF GALEN vom 6.1. 1916, in: WAA, Depot Baronin Boeselager-Galen, Nachlaß Franz Graf v. Galen, Nr. 220.

844 Bspw. die pathetisch-dreiste, noch immer geglaubte „Erfolgsbilanz“ bei GÖRLITZ, Junker, S. 319: „Als der König rief [...], da entfaltete sich die traditionelle Tugend des preußischen Adels von neuem. Als Soldaten waren die Söhne des östlichen Grundbesitzes noch immer unübertrefflich gewesen.“ Ebenso irrig, mittlerweile aber längst nicht mehr meinungsführend, ist die Fortschreibung der Adelsgeschichte nach 1918 – ob nun unter dem

8.2. Zwischen Etappe und Front – Der Adelskrieger im Maschinenkrieg

Gängige Klischees vom adligen Offizier im Ersten Weltkrieg zeichnen diesen als schlemmenden „Etappenhengst“ inmitten des Kriegselends. Auf Kosten der großen Masse der Bevölkerung pflegte der Adel demnach weit hinter der Front einen luxuriösen kriegserischen Lebensstil, ohne in den Krieg ziehen zu müssen.⁸⁴⁵ Im adligen Selbstentwurf hingegen dominierte auch nach 1918 der Typus des an der Spitze seiner Truppen vorwärts schreitenden militärischen Führers oder des verwegenen Einzelkämpfers, der aufgrund seiner Qualitäten aus der feldgrauen Masse hervorstach. Für beide Extreme lassen sich Einzelbeispiele finden, doch decken sie die adligen Kriegserfahrungen nur unvollkommen ab. Diese waren nämlich von vielen Faktoren abhängig: Neben Dienstgrad, Rang und Position im militärischen System determinierten Einsatzort, -zeitpunkt und -dauer die individuellen Erfahrungen sehr viel mehr als die adlige Herkunft. In der Praxis läßt sich die harte Unterscheidung zwischen Front und Etappe sowieso nicht ohne weiteres aufrecht erhalten. Zwischen beiden Sphären gab es räumliche Überschneidungen, Offiziere wurden gerade in der zweiten Hälfte des Krieges hin und her versetzt und schließlich gab es gerade für diese auch an der Front Ruhephasen, die ebendort zeitweise ein Etappenleben ermöglichten. So sind die Kriegserinnerungen des Reserveoffiziers bei den Gardeschützen, Hermann Frhr. v. Lüninck, durchsetzt von Schilderungen über ein herrliches „Front“-Leben in Saus und Braus mit Sektgelagen und großen Jagden, aber auch immer wieder unterbrochen von Notizen über eintönige Grabenarbeit,⁸⁴⁶ Artilleriebeschuß und Beschreibungen zeretzter Leiber.

Banner von Sonderweg bzw. Feudalisierungsthese oder nicht – unter Aussparung der Wirkungen des Krieges (vgl. Anm. 1).

845 Typisch der sensationsheischende Verkaufsschlager der 1920er Jahre (mit schweren Vorwürfen gegen namentlich genannte, v.a. adlige Vertreter der Militärführung, u.a. der preußische Kronprinz Wilhelm, die sexuelle Ausschweifungen, Alkoholmißbrauch, Soldatenmißhandlungen und Mord beinhalteten): Heinrich WANDT, *Etappe Gent. Streiflichter zum Zusammenbruch*, Berlin 1920. Der gleiche Autor verarbeitete das Etappen-Sujet auch als Roman, der im Titel direkt auf die eigentliche Sache verweist: *Erotik und Spionage in der Etappe Gent*, Berlin/Wien 1929. Zur gleichen Kategorie zu zählen ist W. APPENS, *Charleville. Dunkle Punkte aus dem Etappenleben*, Dortmund 1920. Generell zum Thema siehe auch: ULRICH/ZIEMANN, *Frontalltag*; RENN, *Krieg* 398-400.

846 Herrmann FRHR. V. LÜNINCK, *Kriegserlebnisse als Gardeschütze 1914-1918* (nach Notizen), in: WAA, Lüninck-Ostwig, Nr. 608 (hier auch die beeindruckenden jagdlichen Abschußlisten des Divisionsstabes). Den gleichen Eindruck vermittelt der Brigadestab-Oberleutnant Erwin v. WITZLEBEN, *Privates Kriegstagebuch*, Bd. 2, 1915/16, in: BA-MA, N 228/2, wo die kolportierten Jagdgeschichten zeitweilig von schwerem Artilleriebeschuß

Die große Masse der adligen Soldaten und Offiziere wurde in frontnahen Gebieten eingesetzt und dennoch hat die Skandalisierung des Dienstes im rückwärtigen Gebiet das Image des Adelskriegers nachhaltig beschädigt. Dies lag v.a. daran, daß es den Nachkriegskritikern – die ein politisches Spektrum vom kommunistischen Pazifismus bis zur faschistischen Front- und Volksgemeinschaftsideologie abdeckten – des aristokratischen Offizierideals gelang, die Praxis des Etappendienstes in die Kontinuität der müßiggängerischen Luxusregimenter zu stellen. Hierzu ist zunächst einmal zu sagen, daß der Dienst im rückwärtigen Gebiet „das Ergebnis einer zunehmenden Technisierung und Mechanisierung der Kriegsmittel und der damit einhergehenden personellen Verstärkung der Armeen“ war.⁸⁴⁷ Der Krieg mußte organisiert werden: Versorgungs- und Verpflegungseinrichtungen, Sanitätsdienst, Kommunikationszentralen, Produktionsstätten, Planungsstäbe, Ausbildungs- und Ruheplätze fanden ihren Platz in einem Raum, der im modernen Krieg eine bislang unvorstellbare Größenordnung einnahm, gleichwohl unverzichtbar war, auf den die kriegerische Gewalt allerdings nicht unmittelbar einwirkte. Im Unterschied zu früheren Zeiten galt die Gleichsetzung von Front und kämpfenden Truppen (Kavallerie, Infanterie, Artillerie) einerseits und von Etappe und kampfunterstützenden Truppen andererseits nicht mehr. Stattdessen wurden die Waffengattungen nach ihrer tatsächlichen Verwendung kategorisiert und bewertet.

Zur Abwertung der Etappe als kriegsnotwendiger Einrichtung wurden exemplarisch einzelne Exzesse in leuchtenden Farben dargestellt, in denen zunächst adlige Offiziere die Hauptakteure waren. Insbesondere das Hauptquartier des preußischen Kronprinzen Wilhelm geriet dabei ins Visier⁸⁴⁸ und beschädigte nachhaltig das Image des Kronprätendenten. Nach den Enthüllungen u.a. Philipp Scheidemanns soll dieser „einen Harem von Damen in seinem Hauptquartier beherbergt haben“, das *Maison Rouge* bei Reims galt als beliebtes, ausschließlich „fürstlichen Hoheiten vorbehaltenes

unterbrochen werden, insgesamt aber eher Langeweile vorherrscht: „Heute war alles friedlich. Eigentlich weiß man gar nicht recht, was man in sein Tagebuch schreiben soll. Irgendwelche besonderen Ereignisse kommen nicht vor.“ (Eintrag vom 3.6. 1915). Wie „Gott in Frankreich“ wählte sich zwischen September 1914 und Juni 1915 der sonst so sehr seine kriegerischen Tugenden betonende Alfred v. GOBLER, Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 98/1, fol. 55f.

847 Bernhard KROENER, „Frontochsen“ und „Etappenbullen“. Zur Ideologisierung militärischer Organisationsstrukturen im Zweiten Weltkrieg, in: Müller/Volkman, Mythos Wehrmacht, 371-384, hier: 372.

848 MALINOWSKI, Vom König zum Führer, S. 243-246.

Jagdrevier“.⁸⁴⁹ Die mit derartiger Vorhaltungen bedachten Offiziere hingegen werteten ihre Tätigkeit durchweg als bedeutungsvoll und soldatisch. Insbesondere Kronprinz Wilhelm bemühte sich nach 1918 unter Anleitung nach Kräften, das Bild vom leichtsinnigen Lebemann zu entkräften und vom Tennis-Shirt ins Kettenhemd zu schlüpfen.⁸⁵⁰ Doch auch weniger prominente adlige Etappengänger sahen ihr eigenes Tun ganz militärisch. Bei der Besichtigung der Kathedrale von Soisson – „fast im Angesicht des Feindes“ – hörte der gänzlich unmilitärische, gleichwohl mit dem EK I ausgezeichnete Landrat Joachim v. Winterfeld-Menkin „draußen die Kanonen donnern.“⁸⁵¹ Engelberg v. Kerckerinck, der westfälische Reserveoffizier und „Delegierte z.b.V.“ beim Kaiserlichen Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege im Großen Hauptquartier, Friedrich Fürst zu Solms-Baruth, schrieb Anfang August aus dem Berliner Hotel Adlon an seine Frau: „Wir werden zu Felde ziehen [sic!] mit zwei Jägern, zwei Autos, zwei Chauffeuren, vier Pferden, zwei Reitknechten und ein Schreiber, dazu der Fürst und ich.“⁸⁵² Auf die Klage seiner Frau über ausbleibende Briefe nach nur einer Woche „Kriegsdienst“ antwortete Kerckerinck soldatisch knapp: „Man muß härter werden im Krieg.“ Den unfreiwillig komischen Höhepunkt des verbalen Verhärtungsprozesses bildet ein Kommentar anlässlich seiner drohenden Kommandierung nach Berlin: „Der Mensch hat im Kriege den Drang zur Front und nicht zur Reichshauptstadt.“⁸⁵³

849 Briefwechsel zwischen Walter v. HÜLSEN und Philipp SCHEIDEMANN, in: BA-MA, N 280/58.

850 Siehe neben den Kronprinzen-Memoiren auch den Ehrenrettungsversuch von Carl LANGE, *Der Kronprinz und sein wahres Gesicht*, Leipzig 1921. Zu beachten ist, daß die Vorwürfe gegen den Kronprinzen nicht abgestritten, sondern mit dem Verweis auf die Lernfähigkeit und die allmähliche Reifung des Kaisersohns indirekt eingestanden wurden.

851 WINTERFELD, *Jahreszeiten*, S. 189.

852 Brief von Engelberg v. KERCKERINCK an seine Frau vom 4.8. 1914, in: WAA, Haus Borg, Engelberg v. Kerckerinck *Kriegsbrieftage 1914-1918*. In zwei weiteren Briefen vom 7.8. und 9.8. 1914 bilanzierte er die personelle Zusammensetzung des Trosses („Wir selbst bestehen eigentlich nur aus Fürsten, Herzögen und Excellenzen“) beklagte aber zutiefst beleidigt, daß der Generalquartiermeister vergessen hatte, die Gruppe auf die Liste der im Großen Hauptquartier zugelassenen Personen zu setzen. Eine ähnlich kurioses „Kriegserlebnis“ schildert der Standesherr Alois Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, der mit dem eigenen Auto an „die Front“ fuhr und am 14.12. 1914 seine ersten Kriegsmonate zusammenfaßte: „In meinem ganzen Leben habe ich nicht so gefaulenzt.“ Zit. nach DORNHEIM, *Kriegsfreiwilliger*, in: Hirschfeld u.a., *Kriegserfahrungen*, S. 170-188, hier: S. 179.

853 Briefe von Engelberg v. KERCKERINCK an seine Frau vom 10.8. und 19.10. 1914, in: ebda. Hierzu paßt auch, daß laut Kerckerinck im Großen Hauptquartier die „reinste Askese“ herrschte, die aber durch regelmäßige Jagdausflüge umgangen werden konnte. Kurze Zeit später beschied der Gutsbesitzer die Bitte eines Landarbeiters negativ, diesen bei seinen Bemühungen von der Front ins Generalgouvernement in Belgien versetzt zu werden. Der

Die „Sehnsucht nach der Front“ erfaßte v.a. jene Adels-Offiziere, welche die wirklichen Frontverhältnisse entweder gar nicht oder nur indirekt, auf jeden Fall aus der Führungsperspektive kennengelernt hatten. Auch dem stellvertretenden Chef der Operationsabteilung im Großen Hauptquartier Fritz v. Loßberg bspw. behagte die Büroarbeit bei der OHL überhaupt nicht – obwohl er im Krieg letztlich niemals etwas anderes getan hatte. Ende 1914 zu Erkundigungen für einen Tag an die Front der III. Armee geschickt, resümierte er: „Für mich war dieser Tag an der Kampffront, an dem ich mehrfach in feindliches Feuer kam, ein wahrer Genuß und eine höchst willkommene Erholung von der Büro-Arbeit.“⁸⁵⁴ Solche Zeugnisse, die das Dabeigewesensein ihrer Autoren dokumentieren sollten, folgten älteren Selbstdarstellungsmustern, nach denen der Adel schon immer „in der ersten Welle“ gestanden habe. Doch sehr viel mehr handelte es sich dabei um reflexive Antworten auf die Debatte über die Authentizität des „Fronterlebnisses“ nach 1918, in welcher der Adel als Stand und der Offizier als Berufssoldat in die Defensive geraten waren, weil sie nachweislich eben nicht die „Wahrheit des Schützengrabens“⁸⁵⁵ kennengelernt hatten.

Auch die Frontbekenntnisse adliger Autoren beinhalteten Kritik an den ungleichen Zuständen in Front und Etappe, die mit Kritik an einem bestimmten Adelstypus einherging. Oberstleutnant Bernhard v. Géliou, ehemaliger Kommandeur des Garde-Schützen-Bataillons, nun in die Etappe der V. Armee versetzt, kontrastierte gegenüber seiner Frau das fürstliche Leben in der Etappe mit den schweren Kämpfen „seiner Männer“ in der Champagne 1915: „In Verziers sitzen in Sicherheit der Prinz von Meiningen, Kronprinz von Sachsen – Prinz Oskar – einige Exoten und dazu Einem, der [...] in Ungnade gefallen ist. Seine, die III. Armee, ist der des Kronprinzen unterstellt worden, die nicht vom Krpzt.

sich zum harten Frontkämpfer stilisierende Kerckerinck schrieb am 6.11. 1914 seiner Frau: „Für Lakenberg ist ein zeitweiliger Aufenthalt in den Schützengräben *sehr* gesund.“

854 LOßBERG, S. 134, 167: „Hier [OHL] herrschte Aktenstaub, in der Champagne gibt es frische Luft und Soldaten. Dort bin ich in meinem Element und atme auf vor allem, weil ich wieder auf meinen eigenen Beinen stehe, Verantwortung habe und etwas Selbständiges leisten kann. So leicht kriegt mich ja keiner unter und die verfluchten Franzosen schon lange nicht. Ich werde ihnen schon die Zähne zeigen. Jetzt kommt es darauf an, möglichst viele von ihnen totzuschlagen.“ „Frontnähe“ dokumentieren und stilisieren sämtliche Erinnerungen adliger Militärs wie Nicht-Militärs: FREYTAG-LORINGHOVEN, Menschen, S. 230; HUTTEN-CZAPSKI, S. 136; LANCKEN-WAKENITZ, Leben, S. 126; SACHSEN, Lebensweg, 105-107; STRACHWITZ, Priester, S. 126. In den ganz im Frontsoldatenjargon gehaltenen Erinnerungen erzählt ein damals 17jähriger Gardeleutnant von dem Kunststück, im Jahr 1918 „viermal etwas verpaßt“ bekommen zu haben. Bernhard v. LOßBERG. Lebenserinnerungen, in: BA-MA, N 219/1, fol. 10.

855 Bernd ULRICH, Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933, Essen 1997.

sondern von Generalleutnant Schmidt v. Knobelsdorff geführt wird. Kaiserliche zieht es vor, Polo und Tennis zu spielen oder sich photographieren zu lassen [...].“ Nach einer ausführlichen Schilderung der dramatischen Verluste seines Bataillons kehrt v. Gélieu zum Ausgangspunkt seiner Kritik zurück: „Hier [im rückwärtigen Gebiet] kann man auch viel erleben, wie es sein soll und nicht; der Unsinn mit den Delegierten vom Roten Kreuz ist unbeschreiblich. Die Weiber lassen sich die Cour machen und die Herren Delegierten nehmen einem die besten Quartiere weg und tun nichts. Das Personal frisst hauptsächlich. Hier sitzen allein 7 Delegierte unter Leitung des Fürsten Stolberg – natürlich jeder mit dem Eisernen Kreuz während die armen Leute bei der Truppe nichts bekommen. Wenn doch nur einmal ein Ende abzusehen wäre [...].“⁸⁵⁶ Der Kavallerist und Kriegsabenteurer Otto v. Dungern sehnte sich, ganz der Rhetorik der „Frontkameradschaft“ verfallen, nach „anständigen Männern“ an der Front, Bernhard v.d. Marwitz beschreibt mit Abscheu die unmilitärische Atmosphäre in seinem österreichischen Divisionsstab in Wolhynien, wo per Reglement das Reden über den Krieg während des Abendessens verboten gewesen sein soll, und äußert Scham vor den einfachen Soldaten, „die dort in dem mörderischen Kampf stehen und bluten müssen.“ Der zum Ordonnanzdienst gezwungene Ulanenoffizier Manfred v. Richthofen beantragte seine Versetzung zur Fliegertruppe angeblich mit den Worten: „Liebe Exzellenz, ich bin nicht in den Krieg gezogen, um Käse und Eier zu sammeln, sondern zu einem anderen Zweck.“ Selbst der im Urteil zurückhaltendere Generalstabsoffizier Joachim v. Stülpnagel empfand die Teilnahme der regierenden Fürsten und ihrer Familien am Kriege als Zuschauer nur als Ballast. Hingegen aufgefordert, ein Kommando an der Front zu übernehmen, war es für

856 Brief von Bernhard v. GÉLIEU an seine Frau, 9.10. 1915, in: Aufzeichnungen über das Garde-Schützen-Bataillon im Ersten Weltkrieg, Typoskript (Privatbesitz v. Gélieu). Noch schärfer äußerte sich v. Gélieu am 4.9. 1918, nach seiner von ihm zurecht als Strafversetzung empfundenen Ernennung zum Stadtkommandeur von Lüttich: „Ich bin hier nur Straßenfeger, Arrestaufseher u. dergl. mehr und habe nicht Lust, mich dafür, dass ich 4 Jahre meine Knochen zum Markte trug, obendrein schlecht behandeln zu lassen. Der Herr Gouv. Leuckard v. Weissdorf, der Chef des Stabes, alle Adj. sind Kavalleristen, die von nichts eine Ahnung haben, aber sich meisterhaft von der Front zu drücken wissen.“ In ähnlich verbittertem Ton der Eintrag (30.7. 1916) des – mittlerweile fronterfahrenen – Erwin v. WITZLEBEN, Privates Kriegstagebuch, Bd. 3, 1916/17, in: BA-MA, N 228/3, fol. 339 anlässlich seines Besuches eines Sportfestes der III. Armee: „Immerhin war das Leben und Treiben sehr interessant und man sah eine Anzahl bekannter Persönlichkeiten, so den General v. Einem, der aber doch einen recht alten Eindruck machte. Außerdem war das große Hauptquartier ziemlich stark vertreten, namentlich seitens vieler Kavalleristen, die voller Orden hingen und sicher noch keinen Franzosen gesehen hatten.“

ihn „selbstverständlich“, dies innerhalb der Division nur an der ekelhaftesten Stelle des Abschnittes tun zu können.⁸⁵⁷

In der adligen Deutung von Front und Etappe eröffnet sich also eine weitere Ebene des eklatanten Gegensatzes zwischen eher militärfernen Traditionen in der Nachfolge hochadliger Schlachtenbummlerei und frontnahen, die „Realität des Krieges“ suchenden Berufsoffizieren. Tatsächlich diente in den Etappengebieten eine aufgrund der Fluktuation in Prozenten nicht berechenbare, aber doch sehr sichtbare Zahl von Angehörigen des hohen Adels und der weniger militärisch geprägten Adelsfamilien. Noch bevor die sogenannten „Etappenerscheinungen“, Stereotype von der zuchtlosen und unbotmäßigen Etappe,⁸⁵⁸ in Zusammenhang mit Revolution und militärischer Niederlage gedeutet und in die Ideologie des „Dolchstoßes“ überführt wurden, entwickelten die militärnahen Gruppen im Adel ein Unbehagen gegenüber den Standesgenossen hinter der Front, das sich nach 1918 nicht mehr abbauen und nur mühsam unterdrücken ließ.⁸⁵⁹

Neben der Führungsperspektive, die wie beschrieben, sich im Ersten Weltkrieg massiv wandelte und ebenso neu gedeutet und bewertet wurde, zeichnete den traditionellen Adelskrieger die bevorzugte Wahl ausgewählter Waffengattungen und einzelner Regimenter aus. Zu Beginn des Krieges waren etwa 1.500 adlige Offiziere Kavalleristen, an der Konzentration in hofnahen Garde- und Exklusivregimentern hatte sich auch bis zum August 1914 kaum etwas geändert. Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatte sich die Funktion der

857 DUNGERN, St. Georg, S. 134; MARWITZ, Stirb, S. 150 u. 155; RICHTHOFEN, Kampfflieger, S. 61 (Mai 1915); STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, 1-5, fol. 89f. u. 105. Insbesondere Richthofens Wechsel von der Kavallerie zur neu entstehenden Fliegertruppe wird oftmals als paradigmatisch für das Verhalten eines adligen Offiziers auf der Suche nach der verlorenen Offensive, Beweglichkeit und Individualität bewertet. So sehr die Flieger sich auch als neue Elite der Öffentlichkeit präsentierten und in den Beständen aristokratischer Kriegerkultur wilderten, blieb die Luftwaffe doch eine vornehmlich bürgerliche Waffe. Dies in doppelter Hinsicht: Erstens aufgrund der Tatsache, daß der Adel weniger als 10% der Offiziere stellte (nur in einzelnen Jagdgeschwadern lag die unwesentliche Quote höher) und zweitens aufgrund ihrer ungebrochenen Nähe zu moderner Technik. Auch die Offiziere stiegen nicht einfach in die Luft, um sich in spektakulären Kämpfen zu duellieren, sondern mußten grundlegende technische Dienste am Boden verrichten. Es bleibt ein Rätsel, weshalb die Forschung noch immer die Richthofen-Harras-Legenden hochhält. Klarheit schaffen hier FRITZSCHE, Nation of Flyers und SCHÜLER-SPRINGORUM, Fliegen und Töten, in: Hagemann/diess. (Hg.), Heimat-Front, S. 208-233.

858 Besonders markant bei jenen, die sich selber massiven Vorwürfen ausgesetzt sahen: KP WILHELM, Kriegserinnerungen, S. 329f., SELCHOW, Hundert Tage, S. 271.

859 Dies schließt nicht aus, daß daneben auch andere Bevölkerungsgruppen stigmatisiert wurden. So hatten die Etappenschilderungen nicht selten eine antiindustrielle oder (v.a. nach 1918) antisemitische Komponente. Vgl. Jean-Louis ROBERT, The image of the profiteer, in: Winter/Robert, Capital Cities, S. 104-132 (auf Berlin, also die Heimatfront, bezogen)

Reiterei in den militärischen Planungen, allerdings nicht in der öffentlichen Diskussion, von einer kampfscheidenden zu einer kampfunterstützenden Waffe gewandelt. Die sogenannte Heereskavallerie sollte v.a. in der Mobilisierungsphase, den Aufmarsch sichern helfen, Aufklärungsarbeiten durchführen und im Grenzschutz eingesetzt werden. Doch schon in der ersten Phase des Krieges, die noch von Bewegung und Offensive geprägt war, stellte sich den Reitern die Frage, „wie hier in dieser Lage Kavallerie [überhaupt] Verwendung finden soll.“⁸⁶⁰ Überliefert sind Berichte, daß in den ersten Wochen des Krieges Kavallerieeinheiten sich weigerten, in Not geratene Fußtruppen, etwa bei der Besetzung von Ortschaften, im Fußgefecht zu unterstützen. Sie taten dies erstens aus dem kavalleristischen Selbstverständnis heraus, erst dann entscheidend in ein Gefecht einzugreifen, wenn der Gegner bereits in seiner Kampfkraft stark geschwächt war, zweitens aufgrund der Empfindung, das Absteigen vom Pferd sei eine inakzeptable Nötigung, und drittens aus der tatsächlichen Furcht heraus, von gegnerischen Geschützen einfach zusammengeschossen zu werden.⁸⁶¹ Manfred Frhr. v. Richthofen glaubte noch vor 1914, daß den „jungen Kavallerieleutnants wohl die interessanteste Tätigkeit zugehört [war]: aufklären, in den Rücken des Feindes gelangen, wichtige Anlagen zerstören; alles Aufgaben, die einen ganzen Kerl verlangen.“⁸⁶² Bei der Feuertaufe an der Westfront wurde seine Patrouille in einen Hinterhalt gelockt und durch Artilleriebeschuß vernichtet, d.h. nur er blieb unverwundet. Auch an der Ostfront, an deren angeblichen Reiterkrieg der ersten Jahre, sich später so mancher Kavallerist im Schützengraben nostalgisch erinnerte, deckte sich die Realität nicht mit den Reiterphantasien adliger Offiziere.⁸⁶³ Berichte über Kavallerieangriffe lesen sich wie Don Quixoterien mit allerdings tödlichem Ausgang. Im November 1914 verzeichnete ein Rapport an Toten infolge einer gescheiterten Attacke: 12 Offiziere, 310 Unteroffiziere und Mannschaftssoldaten und 287 Pferde, dagegen nur 140 Überlebende. Teile eines Regiments waren bei einer Attacke gegen eine ausgebaute

860 Brief des Rittmeisters Franz v. GALEN vom 26.9. 1914 (aus Montchalons), in: WAA, Depot Baronin Boeselager-Galen, Nachlaß Franz v. Galen, Nr. 220.

861 Ludwig v. D. LEYEN, August 1914 in Belgien, in: BA-MA, N 154/1, fol. 58 u. 60. Dort heißt es weiter: „Mit der Kavallerie begann sich die Sache einzuspielen. Zunächst war sie von rührender Harmlosigkeit. [...] Wenn es von vorn aus einem Dorf schoß, wurde die Radfahrkompanie verlangt. Die Kavallerie stand daneben und dachte nicht daran, selbst im Gefecht den Durchgang zu erzwingen.“

862 RICHTHOFEN, Kampfflieger, S. 34 u. 47-50.

863 MARWITZ, Stirb, S. 169

Feldstellung mit einem Maschinengewehrnest geritten.⁸⁶⁴ Noch deutlicher wird die Fehleinschätzung der Gefahr durch die Reiter, die Diskrepanz zwischen Erwartung und Erfahrung, in einer privaten Aufzeichnung über das gleiche Gefecht: „Heute scheint endlich der Tag gekommen zu sein, wo wir den Feind mit der Lanze anfassen können. Attacke! Frohe Zuversicht auf aller Gesichter! Zweimal hatten wir den Degen schon raus aus der Scheide gerissen, umsonst, unbefleckt mussten wir ihn wieder einstecken.“ Auf den vorsichtigen Hinweis eines Regimentskommandeurs über die Gefahren der Attacke, soll der Divisionskommandeur v. Selchow geantwortet haben: „Ach, die paar Männickes! Die gehen schon zurück, nur anreiten und drauf!“ Nach dem Scheitern der Attacke meldete sich der Chef einer auf ein Drittel ihres ursprünglichen Bestandes reduzierten Schwadron bei seinem Bataillonskommandeur, Major v. Mumm, der angesichts der zurückgekehrten Trümmer einen vollständig gebrochenen Eindruck machte. „Wenn man sich nun fragte, war die Attacke denn auch diesen so kostbaren Einsatz wert? Wir Zurückgekommenen hatten das Gefühl ‚nein!‘, denn einen greifbaren Erfolg durch den Einsatz des vielen Blutes sahen wir nicht. [...] Ein grausiger Anblick. Es war eben keine Attacke gegen einen greifbaren Feind gewesen, sondern gegen eine wohl vorbereitete befestigte Feldstellung der Russen. Mit einer Patrouille und einem Geschütz hätte man verlustlos mehr erreichen können!“

Der Absturz der „Königin der Waffen“, der Waffengattung des Adels schlechthin, war nahezu grenzenlos. Der Regimentsadjutant des an der Ostfront eingesetzten 1. Garde-Drägoner-Regiments notierte zum Jahreswechsel 1915/16 in sein Tagebuch: „Wer allzu hoch seine Hoffnungen für das neue Jahr gestellt hatte, als Kavallerist in frisch-fröhlichem Bewegungskrieg aufzuklären, oder wer hätte teilnehmen wollen an einer großzügigen Umfassung, ausgeführt durch Kavalleriekörper vieler Divisionen, der sah sich enttäuscht. Anders waren die Aufgaben, die das Regiment zu erfüllen hatte.“⁸⁶⁵ Faktisch hörte die Kavallerie als eigenständige Waffengattung auf zu bestehen, denn die mittleren und höheren Kommandobehörden reagierten ebenso schnell wie unerbittlich als sich spätestens seit Frühjahr 1915 die

864 Bericht über die Attacke des Drag.R. 13 bei Borzymie am 12.11. 1914, in: BA-MA N 80/13, fol. 2-5. Für das folgende, ebda. fol 5-10. Vgl. einen nahezu gleichlautenden, zumindest vom Ergebnis her ähnlichen Bericht über eine Reiterattacke bei Poelcapelle am 10.12. 1914, bei Erwin v. WITZLEBEN, Mein Kriegstagebuch, Bd. 2, 1914/15, in: BA-MA N 228/2.

865 Mit dem 1. Garde-Drägoner-Regiment in Rußland. Berichte des Regimentsadjutanten George GRAF v. WALDERSEE, in: BA-MA, N 182/12, fol. 209.

Kavallerie weder an der West- noch an der Ostfront als taugliche Kampf­waffe erwiesen hatte. In einem Befehl des Kommandierenden Generals des XIII. AK, Frhr. v. Watter, hieß es, daß das „augenblickliche Kampffeld [...] keine Gelegenheit zur Verwendung der Kavallerie zu Pferde [bot].“ Deshalb wurden als künftige Aufgaben der Reiterei bestimmt: Erstens, dies wohl als Trostpflaster, sich für Aufgaben in einem künftigen Bewegungskrieg bereitzuhalten, zweitens sich am Kampf zu Fuß zu beteiligen und drittens durch Patrouillen zu Fuß den Aufklärungs-, Erkundungs- und Meldedienst der anderen Waffen zu ergänzen.⁸⁶⁶ Neben der neuartigen militärischen Verwendung – Überführung der Divisionskavallerie, größere Reiterverbände, die im Rahmen einer Division besondere Kampfaufträge erhielten, in Schützendivisionen, und Einsatz der Kavallerie-Patrouillen als Ergänzung zu anderen Aufklärungsmitteln⁸⁶⁷ – traten Änderungen, die im Rückblick vielleicht marginal erscheinen, einen Reiter mit Traditionsbewußtsein und Waffenstolz bis ins Mark treffen mußten. Als letzte Waffengattung des Heeres mußte die Kavallerie besondere, ihre Distinktheit nach außen hin kennzeichnende Uniformstücke und Symbole ablegen und stattdessen den „bunten Rock“ gegen das „graue Tuch“ eintauschen, in die rein funktionale Uniform des Massenheeres schlüpfen. Noch schlimmer für die Reiter war der Umstand, daß sie mangels Verwendungsmöglichkeit ihre Pferde im Stall stehen lassen, vom Grundsatz „Ein Kavalier läuft nicht“⁸⁶⁸ abrücken und statt der Lanze den Spaten, das Bajonett oder das Maschinengewehr einsetzen mußten.⁸⁶⁹ Zwar traf es nicht zu, daß

866 „Fingerzeige für die Verwendung der Div. Kavallerie“ vom 7.3. 1916, in: WHStA, Nachlaß Reinhardt, Bü 13. Vgl. das Resümee des eingefleischten Schlieffen-Anhängers und ehemaligen Gardeoffiziers Hugo v. FREYTAG-LORINGHOVEN, Einige Folgerungen aus dem jetzigen Weltkriege (1916), in: BA-MA N 33/2, fol. 13: „[Der] Kavallerist hat lernen müssen, daß zu seinen Hauptwaffen neben das Pferd auch der Karabiner (zu Fuß) und der Spaten traten; 1916 sind nur noch ganz wenige Pferde im Einsatz. [...] Der Krieg hat bewiesen, daß die Behauptung, der Spaten sei das Grab der Offensive, nicht zutrifft.“

867 Erfahrungen aus dem Bewegungskrieg im Osten 1915 vom 5.12. 1915, in: BA-MA, N 5/14, fol. 18.

868 DUNGERN, St. Georg, S. 154. Dort (S. 153f.) auch die Beschreibung wie der Kavallerist Otto v. Dungen „wie ein Hase“ von englischer Artillerie über ein Feld gescheucht wird.“

869 RICHTHOFEN, Kampfflieger, S. 57f., MARWITZ, Stirb, S. 146, 170, 208, 222f.: „Bekämen wir wenigstens eine kavalleristische Aufgabe vor dem Feinde statt dieser ewigen Beschäftigung im Stellungs- und Wohnungsbau wie ein Armierungsbataillon.“ (S. 170) Die Sehnsucht nach dem Bewegungskrieg erfaßte im Unterstand sitzende Offiziere v.a. dann, wenn sie von spektakulären Fortschritten an anderen Fronten hörten. Erwin v. WITZLEBEN notierte in sein Tagebuch als er Nachricht von einem Durchbruch in der 11. Isonzschlacht erhielt, bei dem 60.000 Kriegsgefangene und 700 erbeutete Geschütze gemeldet wurden: „Und so etwas konnte man in den 3 Kriegsjahren nicht mitmachen, sondern mußte immer im Westen hocken.“ Erwin v. WITZLEBEN, Privates Kriegstagebuch, Eintrag vom 27.10. 1917,

die Kavalleristen – „zur Attacke erzogen und nun im Schützengraben“ – den Schützengrabendienst nun geradezu mit Passion⁸⁷⁰ versahen, wie Wilhelm II. gegenüber Marineoffizieren 1917 meinte. Doch erstaunt erneut die Radikalität, mit der die deutsche Militärführung auf die äußeren Zwänge des modernen Krieges reagierte, und die schnelle Bereitschaft, mit der vor 1914 so hochgehaltenen preußischen Heerestradiation zu brechen. Ob nun Garde, Kavallerie oder andere „feudale“ Militäreinrichtungen, die Realität des Krieges ebnete die regimentalen Unterschiede weitgehend ein. Als Weihnachten 1914 die Reste der 1. Garde-Infanterie-Brigade vor Wilhelm II. paradierten, notierte der Garde- und Generalstabsoffizier Friedrich v. d. Schulenburg: „Ergreifend anzusehen war das erste Garderegiment. Einige wenige Offiziere, zerlumpte Gestalten, groß und klein durcheinander und alles hohläugig und mit blassen, eingefallenen Wangen.“⁸⁷¹

Schließlich als dritter Punkt soll hier noch angesprochen werden, inwiefern adlige Offiziere den Ersten Weltkrieg als eine Zeitenwende und als Bruch mit den tradierten Kriegsbildern erlebt und gedeutet haben. Auch wenn Images wie „der Ritter“ oder „der ritterliche Krieg“ bereits vor 1914 in der Alltagspraxis der Mehrheit der preußischen Offiziere vornehmlich der Außendarstellung und weniger der inneren Ordnung dienten, in zunehmendem Maße in die öffentliche Kritik geraten waren und in den Planungen der professionellen Kriegführung so gut wie keine Rolle spielten, bestimmten sie doch die kriegerische Vorstellungswelt weiter Kreise im Adel wie im Bürgertum. Es mußte eine allen adligen (und nichtadligen) Offizieren gemeinsame Grunderfahrung sein, daß dieser Krieg nicht auch nur annäherungsweise den tradierten Kriegsidealien entsprach. Erwartung, reales Geschehen sowie Erfahrung fielen in diesem Krieg auseinander. Wir haben gesehen, in welcher Geschwindigkeit und Radikalität das militärische Führungspersonal, insbesondere natürlich in den Stäben, auf den Wandel der Kriegführung reagierten und wie selbst adlige Truppenteile *par excellence* von der Dynamik des Krieges erfaßt und schließlich in das 20. Jahrhundert katapultiert wurden. Dies bedeutet

in: BA-MA, N 228/4, fol. 483. Die Tatsache, daß es zuvor schon zehn andere Schlachten am Isonzo gegeben hatte und auch die elfte letztlich ergebnislos blieb, störte den Offizier nicht.

870 WEIZSÄCKER, Erinnerungen, S. 33f.

871 SCHULENBURG, Erlebnisse, in: BA-MA, N 58/1, fol. 96. Als „schmerzliches Wiedersehen“ empfand auch Kronprinz Rupprecht die Abnahme einer Parade des Bayerischen Leibregiments, das gerade 40 Offiziere bei der Michael-Offensive im Frühjahr 1918 verloren hatte. Tagebucheintrag Kronprinz Rupprecht vom 12.5. 1918, in: Kriegstagebuch, Bd. 3, S. 322.

jedoch nicht, daß auch die Vorstellungs- und Wunschwelten der adligen Akteure in gleichem Maße durch die Kraft des Faktischen eingerissen und durch das Neue, dem Fortschrittlichen einfach ersetzt worden wären.

Schon Anfang September 1914 schrieb Generalfeldmarschall Colmar v.d. Goltz, der eine Landwehrbrigade im Straßenkampf einer belgischen Ortschaft führte, nach Hause: „Ich war selig in alten Erinnerungen an 1870/71, doch fehlt diesem Krieg das Chevalreske.“ Je länger der Krieg anhielt, je deutlicher die Elemente der modernen Kriegführung sich durchzusetzen begannen, desto lauter wurde Klage über den Verlust der „Ritterlichkeit“⁸⁷² geführt und der Schlachtenromantik vergangener Tage erinnert. Solche nostalgische Rückschau auf chevalreske Momente in diesem und in früheren Kriegen, die immer wieder erneuerte Hoffnung auf die „Wiederkehr der ersten frisch-fröhlichen Kriegszeit“⁸⁷³ legen die Vermutung nahe, daß es adligen Offizieren nicht nur schwer fiel die Realitäten des erstarrten Maschinenkrieges zu akzeptieren,⁸⁷⁴ sondern daß sie auch weiterhin aktiv über ein konkretes Gegenbild aus dem Arsenal adliger Kriegertradition verfügten. Handlungsleitend waren die alten Ritter-Imagos wenn überhaupt, dann in den unteren Führungsposition. Und doch erlebten sie gerade mit dem Einsetzen der Materialschlachten vor

872 Edmund DOLF, Colmar v.d. Goltz, in: BA-MA, N 80/18. Vgl. für viele andere BRAUN, Ostpreußen, S. 401f.; DEIMLING, Zeit, S. 168; EINEM, Erinnerungen, S. 12, 15f.; SACHSEN, Lebensweg, S. 75, 79; TRESCKOW, Fürsten, S. 14f., WILMOWSKY, Rückblickend, S. 36f. In diesen Zusammenhang sind auch die wiederholten Erzählungen von Begegnungen mit letzten Rittern oder Gentlemen einzuordnen. Das im ersten Teil v.a. auf der Grundlage autobiographischen Selbstdeutungen skizzierte Ritterlichkeitsideal ist ohne die gegenteiligen Erfahrungen in den beiden Weltkriegen nicht angemessen zu verstehen. Dies um so mehr als die meisten autobiographischen Zeugnisse nach 1918 bzw. 1945 entstanden und mit den Phänomenen industrieller und verbrecherischer Kriegführung zurecht kommen mußten. Die apologetische Stoßrichtung der Verweise auf früheres ritterliches Verhalten im Krieg ist eindeutig. Nicht unbedeutend scheint mir aber der Versuch, die spezifisch adlige Ritterlichkeit bzw. die Stimmigkeit des adligen Selbstentwurfes auch in der Moderne zu retten.

873 Erwin v. WITZLEBEN, Privates Kriegstagebuch, Eintrag vom 1.2. 1916, in: BA-MA, N 228/3, fol. 268. Bezeichnenderweise taucht der Bezug auf einen imaginierten „frisch-fröhliche Krieg“ der Vergangenheit, einen Krieg der Bewegung, der Offensive, der Persönlichkeit und des schnellen Endes, schon in der zweiten Phase des deutsch-französischen Krieges 1870/71 auf. Vgl. bspw. BLHA, Pr. Br. Rep. 37, Gutsarchiv Werben I, Nr. 390: Kriegserlebnisse des Oberstleutnants Heinrich Constantin Thurow v. Boltenstem 1870/71, o.D., fol. 19.

874 Allerdings handelt es sich hierbei keineswegs um ein adliges Spezifikum. Selbst Ludendorff äußerte gegenüber einem bayerischen Offizier, daß der Schützengrabenkrieg nicht das Wesen des Krieges ausmache, sondern aus den Fehlern und Schwächen der militärischen Führung resultierte. Brief von LUDENDORFF an Generalleutnant RITTER v. WENNINGER vom 16.12. 1915. Freilich schrieb er dies aus der Position des damaligen Gegenspielers der 2. OHL.

Verdun oder an der Somme, wo „die Ritterlichkeit auf immer dahin [ging]“, ⁸⁷⁵ mit der Entpersonalisierung militärischer Gewaltorganisation und der gleichzeitigen Höchstgefährdung des Individuums eine unvermutete Renaissance.

8.3. Vom Sterben des adligen Offizierkorps

Eine Untersuchung des Offizierstodes im Ersten Weltkrieg muß zunächst einmal das reale Geschehen von dem trennen, was die Autoren nach dem Krieg daraus gemacht haben. Unverbunden neben den patriotischen Todesanzeigen und öffentlichen Heldengedenkfeiern stehen die individuellen Abweichungen vom adligen Heldenideal, die Angst der Frontoffiziere im Angesicht des Todes und die private Trauer der Hinterbliebenen. Auch muß man sich, gerade in den unteren Offiziersrängen auf Regimentsebene und darunter, frei machen von der gängigen Vorstellung vom Offizier als einer ausschließlich mit der Zuteilung von Tod betrauten Führungspersönlichkeit. Die Offiziersperspektive, aus der das massenhafte Sterben als unschöne, aber kalkulierbare Größe, als ein von Zahlen und Linien dominiertes Abstraktum sich darstellte, blieb auch für den ‚Adel in Waffen‘ auf eine Minderheit höherer bzw. planender Offiziere beschränkt. ⁸⁷⁶ In der Realität des modernen Krieges hingegen waren auch Offiziere als Kompaniechefs oder – v.a. in der Endphase des Krieges – als Bataillonskommandeure, d.h. bis zum Dienstgrad eines Hauptmanns, unmittelbar von Kampfhandlungen betroffen. Selbst Frontoffiziere höheren Dienstgrades konnten in der ersten Phase des Krieges, die noch von offensiver Bewegung und von Angriff geprägt war, in direkte Berührung mit feindlichem Feuer geraten, wenn sie sich – wie oft geschildert – in den vordersten Linien tummelten. Faßt man den Kriegsbegriff weiter, so konnten selbst jene Offiziere eine gewisse Gefährdung für sich reklamieren, die weit hinter den Frontlinien, Besatzungsherrschaft und Kriegsproduktion organisierten und steuerten. Durch Sabotage, zivilen Widerstand, gezielte Attentatsversuche und Unfälle waren auch hier beträchtliche Verluste zu verzeichnen.

Untersucht wird in diesem Abschnitt das Sterben des adligen Offizierkorps in drei Schritten: 1.) Um überhaupt sinnvoll über den

⁸⁷⁵ JÜNGER, *Stahlgewitter*, S. 100.

⁸⁷⁶ Zur Offiziersperspektive in Abgrenzung zum Mannschaftssoldaten: Bernd HÜPPAUF, „Der Tod ist verschlungen in den Sieg“. Todesbilder aus dem Ersten Weltkrieg und der Nachkriegszeit, in: ders. (Hg.), *Ansichten vom Krieg. Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft*, Königstein / Ts. 1984, S. 55-91, hier: S. 75-77.

Offizierstod diskutieren zu können, muß erst eine feste Grundlage geschaffen, d.h. die tatsächliche Todesquote zumindest annäherungsweise festgestellt werden. 2.) Anhand der wenigen verfügbaren persönlichen Quellen läßt sich dann ein Spektrum der unmittelbaren Erfahrungen von Gefährdung bzw. Reaktionen auf den möglichen gewaltsamen Kriegstod entwerfen. 3.) Für den Selbstentwurf des Adels nach 1918 war die Stilisierung des Opfertodes von oberster Priorität. Auf welche Weise einzelne Adlige, Familienverbände und Adelsorganisationen den Krieg und die erbrachten Opfer öffentlich erinnerten und diesen einen eigenen Sinn verliehen, soll Gegenstand des letzten Abschnittes sein.

Bei der Berechnung der adligen Kriegstoten stößt man auf das wenig überraschende Problem, daß in der Nachkriegszeit v.a. jene an statistischen Auflistungen gearbeitet haben, die damit ein besonderes Interesse verbanden.⁸⁷⁷ Des weiteren sind die Auflistungen nur mit Einschränkungen für unsere Zwecke brauchbar, weil sie entweder adlige Offiziere nicht gesondert ausweisen oder den Offizierbegriff der Vorkriegszeit zu Grunde legen, der den Realitäten des Krieges kaum mehr entsprach.⁸⁷⁸ Insofern sind die folgenden Ausführungen als gut begründete Annäherung zu verstehen, die im Einzelfall von den tatsächlichen Zahlen leicht abweichen kann, aber doch eindeutige Trends nachweist. In der deutschen Armee dienten zwischen 1914 und 1918 insgesamt 45.923 aktive Offiziere und 226.130 Reserveoffiziere. Gemessen am Friedenspräsenzstand vom Frühjahr 1914 stieg die Zahl der aktiven Offiziere somit um den moderaten eineinhalbfachen

877 Ich erspare mir an dieser Stelle die eigentlich unverzichtbare Quellendiskussion, da die Entstehungsbedingungen und Zielsetzungen ausgewählter einschlägiger Publikationen weiter unten diskutiert werden. Die folgenden Zahlenangaben basieren insbesondere auf dem Abgleich folgender Literatur: Constantin v. ALTROCK, Deutschlands Niederbruch. Ursachen und Wirkungen, Berlin 1919; DERS., Vom Sterben des deutschen Offizierkorps, Berlin 1922; Alexis v. SCHOENERMARCK, Helden-Gedenkmappe des deutschen Adels, Stuttgart 1921; Ehrentafel der Kriegsoffer des reichsdeutschen Adels 1914-1919, Gotha 1921 sowie der Nachtrag zur Ehrentafel von 1926; Otto-Ernst VOLKMANN, Soziale Heeresmißstände als Mitursache des deutschen Zusammenbruchs von 1918, in: WUA, IV/2, Bd. I/11, Berlin 1928; Friedrich UEBE, Ehrenmal des preußischen Offizierkorps. Alphabetisches Verzeichnis der im Weltkriege 1914/1918 gefallenen Angehörigen des preußischen Offizierkorps, Berlin 1939 sowie diversen Aufstellungen in DAB, MWBl sowie den Genealogischen Handbüchern. Hilfreich, doch etwas zu quellengläubig sind die Angaben bei HOYNINGEN-HUENE, Adel in der Weimarer Republik, S. 20-23.

878 Ersteres gilt insbesondere für den ansonsten sehr zuverlässigen Sanitätsbericht: REICHSWEHRMINISTERIUM, Sanitätsbericht über das deutsche Heer (Deutsches Feld- und Besatzungsheer) im Weltkriege, 1914-1918, Berlin 1934. Letzteres betrifft die feinen internen Abstufungen zwischen aktiven Offizieren, Offizieren außer Dienst bzw. zum Dienst, Reserveoffizieren und Offizieren der Landwehr, die je nach Intention einmal betont, ein andermal aufgehoben werden. Der Verzicht auf die Einbeziehung der Marineoffiziere war Entscheidung des Autors.

Faktor, während die Zahl der eingesetzten Reserveoffiziere fast um das Zwölfwache explodierte.⁸⁷⁹ Bei den aktiven Offizieren stellte das preußische Kontingent mit 35.260 Offizieren mehr als drei Mal so viele Offiziere wie die anderen Kontingente zusammen (Bayern: 5.300, Sachsen: 3.304, Württemberg: 1.790, Schutztruppen / Reich: 269), bei den Reserveoffizieren war eine vergleichbare Verteilung gegeben. Auf das preußische Kontingent fielen 169.625, das bayerische 30.200, das sächsische 16.555 und das württembergische 9.750 Reserveoffiziere. Von den aktiven Offizieren wurden insgesamt 11.357 (24,7%), von den Reserveoffizieren 35.493 (15,7%) im Verlauf des Krieges getötet. Gemessen an der Gesamtzahl der Offiziere beliefen sich die Verluste also auf ca. 17,2%, bezüglich der Kriegstoten insgesamt lag der Offiziersanteil jedoch bei unter 3%.

Wie bei der Gesamtzahl der Toten waren auch die Offiziersverluste nicht gleichmäßig über die Kriegsjahre verteilt,⁸⁸⁰ sondern in den Phasen des Bewegungskrieges besonders hoch. So verlor allein das preußische Kontingent im Kriegsjahr 1914/15 5.633 aktive Offiziere bzw. 7.565 Reserveoffiziere, also 17% bzw. 9% des Bestandes an Offizieren überhaupt. Noch dramatischer fielen die Verluste zwischen der Frühjahrsoffensive und den Abwehrschlachten 1918 aus, allerdings mit einer starken zahlenmäßigen Verschiebung von den Offizieren zu den Reserveoffizieren. Die aus den amtlichen Verlustlisten gearbeitete *Ehrentafel preußischer Offiziere*, die allerdings auch die Offiziersverluste der Rückzugs- und Revolutionskämpfe 1919/1920 verzeichnet, ermittelt für das preußische Kontingent die im Vergleich mit den älteren Berechnungen deutlich höhere Zahl von 40.891 gefallenen Offiziere, davon 10.446 (25,5%) aktive Offiziere,⁸⁸¹ 25.807 Reserveoffiziere (63,1%) und 4.638 Landwehroffiziere (11,3%). Auf der Grundlage dieser Zahlen lassen sich im Abgleich mit den Listen aus adliger Eigenproduktion differenziertere Angaben für die Todesrate unter den adligen Offizieren im preußischen Dienst ermitteln. Nach dieser Aufstellung wurden 3.405 adlige Offiziere getötet, 8,3% der Offizierstoten insgesamt. Diese verteilten sich wie folgt auf die drei in der Ehrentafel genannten Offiziersgruppen (in Klammern der Anteil an den Toten der jeweiligen Gruppen insgesamt):

879 Der erstaunlich geringe Zuwachs an aktiven Offizieren reflektiert die defensive Beharrung des Militärkabinetts in Fragen der Rekrutierung von Offizieren. Zu den zwitterhaften Kompromißformeln „Feldwebelleutnant“ und „Offizierstellvertreter“ vgl. VOLKMANN, Soziale Heeresmißstände, S. 36f.; MATUSCHKA, Die Beförderung in der Praxis, in: Untersuchungen, S. 168-170 und ZIEMANN, Front und Heimat, S. 140f.

880 Vgl. BESSEL, Germany After the First World War, S. 9.

881 Für das folgende v.a. UEBE, Ehrenmal.

2.740 aktive Offiziere (26,2%), 529 Reserveoffiziere (2%) und 136 Landwehroffiziere (2,95%). Die deutliche Differenz des adligen Anteils an den Toten der einzelnen Offiziersgruppen läßt sich durch die schlichte Tatsache erklären, daß der Adel v.a. unter den aktiven Offizieren vertreten war – unter dieser Kategorie wurden auch die reaktivierten Offiziere a.D und z.D. subsumiert – und adlige Reserveoffiziere zumeist frontfern in der Etappe eingesetzt wurden. Die Aufstellung in der *Ehrentafel* bestätigt auch für adlige Offiziere o.g. Vermutung über die Verteilung der Toten nach Kriegsphasen: Danach fielen schon 1914/15 mit 1.440 weit über ein Drittel der adligen Offiziere insgesamt. Für die letzte Kriegsphase zwischen Frühjahr und Herbst 1918 hingegen kann dieser Befund aus der *Ehrentafel* nur unzureichend erarbeitet werden, weil die in dieser Phase v.a. an der Front eingesetzten Offiziersanwärter der Jahrgänge 1900/01 nicht verzeichnet werden. Auch wenn die Geburtsdaten der gefallenen Offiziere nicht angegeben sind, lassen sich aus den Dienstgraden begründete Vermutungen über das Alter ableiten. Danach lebte es sich für adlige wie nichtadlige Offiziere ab dem Rang eines Majors auch in Kriegszeiten verhältnismäßig sicher. Die Lasten der Front trugen in erster Linie junge Offiziere aus der Gruppe der Leutnante, eingesetzt unterhalb der Regimentsebene, die mit zunehmender Dauer des Krieges auch immer jünger wurden, so daß man durchaus von einem weitgehenden Ausfall von bis zu 40% der Adelsgeneration der zwischen 1885 und 1900 geborenen Männer ausgehen kann.

Allein im preußischen Kontingent haben über den gesamten Zeitraum des Krieges etwa 13.600 adlige Männer als Offiziere oder Nicht-Offiziere (zumeist Offiziersanwärter) im militärischen Dienst gestanden.⁸⁸² Wenn bislang vom Adel als Kriegerstand, von einer Tendenz zur Militarisierung der Adelsfamilie im 19. und frühen 20. Jahrhundert die Rede war, so geschah dies doch auch unter Verweis auf fundamentale regionale Unterschiede mit gewissen Einschränkungen. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte die Militär- bzw.

⁸⁸² Diese Schätzung, die zudem auf einer sehr weit gefaßten Definition des militärischen Dienstes fußt, ist Ergebnis eines Abgleichs verstreuter Einzelangaben in der oben erwähnten Literatur (siehe FN 2) sowie einer Hochrechnung anhand der (lückenhaften) Auflistungen in der Ehrenrangliste 1914-1918. Aufgrund der Anlage der Ehrenrangliste sind Doppelnennungen vereinzelt möglich und kaum nachprüfbar. Auch sei nochmals darauf hingewiesen, daß sich die Schätzung auf den Adel im preußischen Kontingent und nicht auf den preußischen Adel bezieht. Wenn auch nur als Annäherung zu verstehen, scheint mir dieser Wert weitaus realitätsnäher zu sein als die – überhaupt von einer bemerkenswert niedrigen Zahl adliger Männer ausgehenden – eigenwilligen Berechnungen (mit einer geradezu sensationellen Opferquote) bei HOYNINGEN-HUENE, Adel in der Weimarer Republik, S. 20.

Offiziersquote nur in einzelnen Adelsfamilien Nordostdeutschlands bis zu 80% betragen. Der adlige Verpflichtungsglaube im Moment des nationalen kriegerischen Aufbruches hat über die herkömmlichen Trennlinien hinweg auch diese Unterschiede weitgehend eingeebnet. Sicherlich, das Gros der adligen Offiziere stammte aus preußischen Familien und diente im preußischen Heer, doch standen bezüglich der militärischen Mobilisierungsrate die Familien aus anderen Adelsregionen kaum zurück, so daß man ohne Übertreibung von einem totalem Kriegseinsatz des Adels sprechen kann, mit dem der Adel auf dem Gebiet des Deutschen Reiches bis an die Grenze seiner Existenz ging. Auch wenn beispielsweise die Zahl von 68 Angehörigen aus regierenden und ehemals regierenden Häusern, die als Opfer des Ersten Weltkrieges verzeichnet wurden, in ihrer Bedeutung nicht übersteigert werden darf, deutet sie doch selbst für den hohen Adel auf eine Mobilisierungsrate und eine dem Opferdenken zugesprochene Bedeutung von bislang unbekanntem Ausmaß.⁸⁸³ Ungleich dramatischer jedoch fielen die Opferzahlen in Familien des niederen Adels mit langer militärischer Tradition aus.

Die in den adligen Gedenklisten immer wieder genannte Zahl von insgesamt 4.010 Gefallenen ist aus weiter unten ausgeführten Gründen zwar mit höchster Vorsicht zu behandeln,⁸⁸⁴ doch bietet sie – läßt man die Frage nach einer angemessenen Definition des Kriegstodes vorerst beiseite – einen gewissen Anhaltspunkt. Gemessen an der Zahl der

883 Hermann v. DETTEN, Deutsche Fürsten im Weltkriege, in: DAB 44 (1926), S. 306-308. Dafür spricht auch, daß wiederholt Hohenzollern-Prinzen gezielt in die Nähe von Kampforten verbracht wurden, um eine Rechtfertigung für Ordensverleihungen zu finden bzw. um die Opferbereitschaft der Dynastie nachweisen zu können. Vgl. hierzu den Brief von Engelbert v. KERCKERINCK an seine Frau vom 11.11. 1914 (Brief Nr. 69), in: WAA, Haus Borg, Nachlaß v. Kerckerinck, Kriegsbriefe (über Prinz Waldemar, der in die Hörnähe von Granatfeuer gebracht werden sollte, um einen Vorwand für das EK I zu schaffen; vgl. hierzu den ernüchternden Bericht über die Attacke des Drag.R. 13 bei Borzymie am 12.11. 1914, in: BA-MA N 80/13, fol. 2-5.), Hutten Czapski, 60 Jahre, S. 166: „Wenn dieser Kaisersohn [Prinz Joachim] damals den Tod vorm Feinde gefunden hätte, wäre dem monarchischen Gedanken ein größerer Dienst geleistet und seinem Leben ein sinnvollerer Abschluß gegeben worden, als es durch sein späteres Ende [Tod durch Suizid] geschehen ist.“ KELLER, Vierzig Jahre, S. 307f. (über einen propagandistisch aufbereiteten Autounfall des Prinzen August Wilhelm). Siehe aber auch einen Brief von Colmar v. D. GOLTZ an seine Frau vom 21.9. 1914, in: GOLTZ, Denkwürdigkeiten, S. 373, in dem das „Ausbluten“ einer Dynastie beschrieben wird. Prinz Georg v. Sachsen-Meiningen wurde im November 1914 aus der Front herausgezogen und dem Generalgouverneur von Belgien zur Schonung anvertraut, weil Vater und Bruder bereits in den Anfangskämpfen gefallen waren.

884 Die Zahl bei SHOENERMARCK, Helden-Gedenkmappe. HOYNINGEN-HUENE, Adel in der Weimarer Republik, S. 20 übernimmt die Schätzung von 4.500 bis 4.800 adliger Kriegsoffer, die sogar nach Aussage der Herausgeber der Ehrentafel nicht identisch ist mit der Zahl der tatsächlich infolge von Kampfhandlungen getöteten adligen Offiziere, weil sie jene Offiziere (wie auch weibliches Etappenpersonal) miteinbezieht, die im Kriegszeitraum eines natürlichen Todes starben.

Kriegstoten insgesamt betrug die Todesquote des Adels etwas unter 0,2% und lag damit nur geringfügig über dem geschätzten Anteil des Adels an der Gesamtbevölkerung. Bezieht man die Todesziffer jedoch auf die Gesamtgruppe des Adels erhält man ein anderes Bild und einen ersten Eindruck von den dramatischen demographischen Konsequenzen der totalen Mobilmachung im deutschen Adel zwischen 1914 und 1918: Ungefähr ein Achtel aller adligen Männer, nahezu ein Fünftel der adligen Männer im wehrpflichtigen Alter und fast 25% der tatsächlich als Offiziere oder Offiziersanwärter dienenden Adligen haben demnach den Ersten Weltkrieg nicht überlebt. Die prozentuale Verteilung der adligen Kriegstoten nach Regionen ergibt erwartungsgemäß ein eindeutiges Übergewicht des preußischen Adels. Neben den in der *Helden-Gedenkmappe* aufgelisteten 3.405 adligen Offizieren des preußischen Kontingents (85% der getöteten adligen Offiziere insgesamt) stehen 282 bayerische (7%), 252 sächsische (6%) und 71 (2%) württembergische Offiziere. Freilich sind auch diese Zahlen nur als Annäherung zu verstehen, da sie sich nur auf die jeweiligen Kontingente beziehen, d.h. nichtpreußische Adlige im preußischen Dienst nicht gesondert ausgewiesen werden können.⁸⁸⁵

Auch ein etwas genauerer Blick auf die quantitative Verteilung der Kriegstoten in den Familien des preußisch-nordostdeutschen Adels erhärtet den Eindruck, daß sich die Kriegstoten dort konzentrierten. Nach einer nicht weiter begründeten, nach den bisherigen Berechnungen aber durchaus plausiblen Aussage, wurde in preußischen Adelsfamilien durchschnittlich ein Viertel der Männer im wehrfähigen Alter im Krieg getötet, in einzelnen Clans soll der Anteil gar bis zu fünfzig Prozent betragen haben.⁸⁸⁶ Am genauesten lassen sich die Verluste für einzelne Geschlechter nachweisen, zumal wenn diese für den Familiengebrauch detaillierte Opferverzeichnisse anlegten. Von den im Heer am stärksten vertretenen preußischen Adelsgeschlechtern stellten die v. Bülow insgesamt 124 Kriegsteilnehmer, von denen 33 getötet wurden, die v. Arnim verloren 26, die v. Wedel 24 ihrer Söhne. Den „17 Helden v. Kleist“ gedachte Georg v. Kleist, General der Kavallerie à la suite des 1. Brandenburgischen Ulanen-Regiments Nr. 3 „Kaiser Alexander II. von Rußland“ – in diesem Regiment dienten alle seine sechs Söhne, von

⁸⁸⁵ Daß dieser Richtwert eine gewisse Plausibilität besitzt, verdeutlicht jedoch die Berechnung von Erwein Frhr. v. ARETIN, Vom Adel in Bayern, in: Süddeutsche Monatshefte 23 (1925), S. 391, der von einem Anteil von 8,4% der männlichen Adligen Bayerns ausgeht, die im Ersten Weltkrieg gefallen waren.

⁸⁸⁶ Friedrich Wilhelm v. OERTZEN, Junker. Preußischer Adel im Jahrhundert des Liberalismus, Berlin o.J., S. 385f.

denen drei im Krieg getötet wurden – und Fideikommißherr auf Wusseken im Namen des Familienverbandes: „Alt und jung, alle wehrfähigen Kleiste folgten dem Ruf ihres Königs. Von 73 Mitgliedern des Geschlechts im Alter von 17 Jahren und darüber, die in Deutschland wohnten und deren Aufenthalt bekannt war, haben 58 am Kriege teilgenommen. [...] Auch dieser Krieg hat unsere Reihen wieder gelichtet. Wir haben den Verlust von 17 Vettern zu ertragen.“⁸⁸⁷ Die *Ehrentafel* listet insgesamt 86 preußisch-nordostdeutsche Adelsfamilien, die zwischen fünf und neun „Vettern“ im Krieg verloren. Aus folgenden Clans wurden sogar zehn oder mehr Offiziere getötet – die Offiziersanwärter sind hier leider nicht verzeichnet: v. Bülow (30x), v. Wedel (22x), v. Arnim (18x), v. Puttkamer (17x), v. Oertzen, Grafen und Frhrn. v. Schwerin, v. Wangenheim (16x), v. Kleist, v. Prittwitz u. Gaffron (15x), v. Borcke, v. Schweinitz (12x), v. Loeper (11x), v. Bassewitz, v. Knobelsdorff, v.d. Osten (10x). Aus diesen Familien, die den Kern des altpreußischen Adels, aber nicht einmal zwei Prozent aller Adelsfamilien in Deutschland ausmachten, stammten allein 869 der im Krieg getöteten adligen Offiziere. Selbstverständlich handelte es sich bei den genannten „Familien“ um weitverzweigte Geschlechter, deren Bestand insgesamt durch diesen Aderlaß nicht gefährdet war. Doch starben innerhalb dieser Geschlechter einzelne Linien aus bzw. wurde die (männliche) Personaldecke des Gesamtverbands derart ausgedünnt, daß die künftige Absicherung von Herrschaftspositionen innerhalb und außerhalb des Militärs zumindest gefährdet schien. Noch schwerer wogen die Kriegsverluste für kleinere Adelsfamilien, deren ‚Stammhalter im Felde geblieben‘ und die nun – um in der Sprache zu bleiben – ‚im Mannesstamm erloschen‘ waren. Bei aller Ungenauigkeit vermitteln die Eintragungen in die Helden-Gedenkmappe einen Eindruck von der Größenordnung des Familiensterbens. Danach wurden, wiederum für das gesamte Reichsgebiet berechnet, 675 „einzige Söhne“, von den insgesamt 497 gefallenen Brüderpaaren in 105 Fällen die „einzigen Söhne“ und von 100 gefallenen Vätern und Söhnen 23mal der „einzige Sohn“ getötet. Das Aussterben von Familien und einzelner Familienzweige beschleunigte den ohnehin schon fortgeschrittenen Konzentrationsprozeß innerhalb des Adels und verschärfte durch eine nur schwer quantifizierbare Zahl von hinterbliebenen Witwen, Waisen und Invaliden die ‚soziale Frage‘ im Adel.

887 Die v. Kleist im Weltkrieg, o. O. 1920, S. 1.

Mit diesem diffusen Zahlenmaterial läßt sich keine mathematische Exaktheit beanspruchen. Gleichwohl beschreiben die ermittelten Daten gut begründete Annäherungswerte und eindeutige Tendenzen. Zusammenfassend sind fünf Punkte festzuhalten: 1.) Der adlige Kriegseinsatz war ein nahezu totaler. Zu den adligen Soldaten und Offizieren sind noch die zahllosen Ehrenstellen in der zivil-militärischen Verwaltung und im Verwundetenversorgungswesen – bedeutsam für das Kriegsengagement v.a. adliger Frauen, aber auch des nicht felddienstfähigen oder -willigen Hochadels und Teilen des katholischen Adels – hinzuzurechnen. Somit bildete der Krieg einen Erfahrungsraum, den nahezu sämtliche Adelsfamilien teilten und der nach 1918 geeignet war, die Differenzen und Trennlinien innerhalb des Adels zu überbrücken. 2.) Die Gesamtzahl von ca. 4.010 im Kriege gefallener adliger Männer bedeutete den tiefsten demographischen Einschnitt in der jüngeren Geschichte des Adels auf dem Gebiet des Deutschen Reiches, dem nur die preußischen Adelsverluste in den oftmals zum Vergleich herangezogenen friderizianischen Kriegen annähernd gleich kamen. Die in adelsfreundlichen Publikationen immer wieder hervorgehobene Behauptung, der Adel habe überproportional hohe Verluste erlitten, ist auf die Größe der Gesamtgruppe bezogen eindrucksvoll zutreffend. Insbesondere wenn man bedenkt, daß die zur Verfügung stehende Zahl an adligem Personal weiterhin eng begrenzt blieb und nach 1918 von außen nicht mehr erhöht werden konnte. Der Adel in Deutschland ging bis an die Grenze seiner Möglichkeiten, ja seiner Existenz, doch relativiert sich die Einzigartigkeit der Selbstmobilisierung, die der Adel nach 1918 für sich reklamierte, angesichts der Bevölkerungsverluste insgesamt. 3.) Nach Adelslandschaften geordnet konzentrierten sich die Kriegstoten auf Preußen und hier vornehmlich auf den ostelbischen Raum. Nicht einmal 100 der Adelsfamilien, die als (altpreußische) Militär-Clans eingeführt wurden, stellten 20% der adligen Kriegstoten insgesamt. Im Ersten Weltkrieg mußte der altpreußische Adel seine traditionelle Nähe zu Staat und Militär mit überproportional hohen und die Adelsgesellschaft personell nachhaltig schwächenden Verlusten bezahlen. Andererseits gelang es ihm, zumindest im Rahmen der Reorganisation und ideologischen Neubegründung des Adels nach 1918, mit dem Verweis auf seine im Krieg erwiesene besondere Leidens- und Opferfähigkeit, dem Neuadels-Diskurs eine ihm gemäße, Einfluß wahrende Richtung zu geben. 4.) Die in erster Linie vom Offizierstod betroffenen Dienstgradgruppen waren die Leutnante und Hauptleute. Offiziere im Alter zwischen 20 und 35 Jahren – im letzten

Kriegsjahr verschob sich die Altersgruppe zu den 17 bis 30-jährigen – machten knapp 90% der Kriegstoten aus. Die besondere, generationenspezifische Kriegserfahrung, die sehr viel stärker von Front, Kampf und Tod geprägt war, bildete schon während des Krieges eine Ursache für die zunehmenden Spannungen zwischen den Adels-Generationen, welche v.a. nach 1918 die Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Stand überlagern sollte.⁸⁸⁸ 5.) Schließlich ist der nach 1918 Blüten treibenden Stilisierung einer einzigartigen adligen Opferleistung entgegenzuhalten, daß im Abgleich mit den Mobilmachungsraten und Verlusten der Gesamtbevölkerung die für den Adel ermittelten Zahlen als nichts Besonderes erscheinen.⁸⁸⁹ So schwer die langjährige Absorption der Männer durch den militärischen Beruf und die personellen Verluste auf dem Adel als Stand auch lasteten, in der gesellschaftlichen Gesamtbilanz wurde dies höchstens als Marginalie verzeichnet. Der Kriegstod der 68 Angehörigen aus dem Hochadel beispielsweise beeindruckte in erster Linie den Hochadel. Propagandistisch verwerten ließen sich solche Opferzahlen wenigstens seit 1915 nur noch defensiv, d.h. als (allerdings verblassender) Nachweis für die vollständige Integration aller Adelsgruppen in die nationale Kriegergemeinschaft.

Wie bereits erwähnt, zog der Adel, ob nun militärisch engagiert oder nicht, in seiner großen Mehrheit begeistert und mit hohen Erwartungen in den Krieg. Der vorprogrammierte Tod zahlreicher seiner jüngeren männlichen Angehörigen wurde, wenigstens in den öffentlichen Verlautbarungen, bewußt in Kauf genommen und in den traditionellen Kategorien adligen Helden- und Opfertums gedeutet. Zumindest für das erste Kriegsjahr bis zum Beginn der großen Materialschlachten an der Westfront galt im Adel weiterhin die Maxime, daß es süß und ehrenvoll sei, für das Vaterland zu sterben. Ganz auf dieser Linie lag der tröstende Brief, den der westfälische Reserveoffizier Franz Graf v. Galen nach dem frühen Kriegstod eines Sohnes von seinem Bruder erhalten hatte: „Fritzchen ist gefallen als wahrer Held und als Kürassier; Du weißt, daß ich mir keinen schöneren Tod denken kann, wie diesen modernen Rittertod. Das ist nichts Schreckliches, das ist der jubelnde Ritt für das irdische ins

⁸⁸⁸ Generelle Andeutungen in diese Richtung bei KROENER, Generationserfahrungen und Elitenwandel, in: Hudemann/Soutou, Eliten, S. 228-233. Vgl. Kap. 13.3.

⁸⁸⁹ Vgl. die Zahlen bei Bessel, Germany After the First World War, S. 1-10.

himmlische Vaterland.“⁸⁹⁰ Solche Verlautbarungen über das „geräuschlose Heldentum“, mal mehr, mal weniger jubilierend, sind für die erste Kriegsphase vielfach überliefert und dürften durchaus repräsentativ für die ungebrochen positive Deutung des Kriegstodes im Adel sein. Dabei gilt die Regel, daß die räumliche und zeitliche Distanz zum Kriegsgeschehen und der jeweilige Grad der Gefährdung über die Nuancen in den Reaktionen auf Todesmeldungen entschied. Als Faustregel gilt: Je näher eine Person dem Ereignis und dem Toten stand, desto eher wurden die eingefahrenen heldischen Deutungsmuster durch private Trauer abgeschwächt, in Frage gestellt oder gar durchbrochen. So dokumentiert der durchgängig staatstragend gehaltene Briefwechsel zweier ehemaliger Offiziere des Regiments Garde du Corps, die beide während des Krieges militärische und politische Führungspositionen bekleideten, die außerordentlichen Belastungen der Soldaten eher beiläufig⁸⁹¹ im Zusammenhang ihrer Überlegungen zur *Grand Strategy*.⁸⁹¹ Der Typus des weit hinter der Front agierenden militärischen Technokraten und Planers war am ehesten der von Hüppauf angesprochenen Offiziersperspektive verpflichtet. Auch der in Sanitätsverwaltung, d.h. in der Etappe eingesetzte Katholik Engelberg von Kerckerinck meldete 1914 seiner Frau nur lakonisch von schweren Gefechten an der Westfront: „Das Blut fließt wieder reichlicher, die vier Kindercorps haben in den letzten Tagen allein über 12.000 Tote und Verwundete.“⁸⁹² Nicht selten wurden die hohen Anfangsverluste, die doch in erster Linie der in sämtlichen europäischen Armeen⁸⁹³ vorherrschenden Doktrin der Offensive geschuldet waren,⁸⁹³ mit spezifisch adligen Kriegerqualitäten verknüpft: In solchen Schilderungen sterben Offiziere als beispielgebende Führer, voranschreitend, ohne Deckung zu nehmen in offener Feldschlacht oder an der Spitze von Patrouillen. Ihr Tod ist niemals⁸⁹⁴ qualvoll, sondern erfolgt rasch oder wird mit Haltung ertragen.

890 Brief Clemens GRAF V. GALEN an Rittmeister Franz GRAF V. GALEN vom 30.11. 1914 und (für das folgende) vom 9.9. 1915, in: WAA, Depot Gräfin Boeselager-Galen, Nachlaß Franz Graf v. Galen, Feldpostbriefe (Brief Nr. 18 und Brief Nr. 217).

891 Briefe von Friedrich GRAF V.D. SCHULENBURG an Dietloff GRAF V. ARNIM-BOITZENBURG vom 12.3. 1916, 25.8. 1916 und 23.10. 1916, in: BLHA Potsdam, Pr. Br. Rep. 37 (Herrschaft Boitzenburg), Nr. 4480/1-3 (Briefe von Friedrich Graf v. d. Schulenburg, 1892-1933).

892 Brief Engelberg v. KERCKERINCK an seine Frau vom 27.10. 1914, in: WAA Münster, Haus Borg, Nachlaß Engelberg v. Kerckerinck, Kriegsbriefe (Brief Nr. 59).

893 HOWARD, *The Doctrine of the Offensive*, in: Paret, *Makers*, S. 522.

894 Siehe auch Kap. 4.4. Vgl. u.a. EINEM, *Erinnerungen*, S. 171f.; OPPEN, S. 153; Edmund DOLF, *Colmar v. d. Goltz* (1917), in: BA-MA N 80/18 (über Gefahrensuche, Haltung und

Anders lesen sich die Briefe und Erfahrungsberichte der direkt am Kampfgeschehen beteiligten adligen Offiziere. Nachdem das Garde-Schützen-Bataillon innerhalb von nur fünf Tagen (8. bis 12.9. 1914) von 1.250 auf 213 Soldaten und Offiziere dezimiert worden war, soll der Kommandeur Major Bernhard v. Gélieu noch sarkastisch und unter Tränen ausgerufen haben: „Kinder, Ihr habt Eure Sache bis jetzt gut gemacht. Aber um die vielen anderen, die da ins Gras gebissen haben, um die tut’s mir herzlich leid.“ In einem kurz darauf verfaßten Brief an seine Frau liest sich dies noch drastischer: „Gebe Gott, dass dieser furchtbare Krieg bald zu Ende gehe! Die Leiden und Schrecken sind zu grausam.“⁸⁹⁵ Ein allerdings außergewöhnliches Beispiel bietet der 1893 als ältester und damit erbender Sohn geborene Maximilian Graf zu Solms-Rödelheim und Assenheim, der sich gemäß der Familientradition freiwillig zu den Gardejägern gemeldet hatte und ohne jede militärische Ausbildung sofort zum Leutnant ernannt worden war. In einem Brief an die Mutter schilderte Solms seine entsetzten Eindrücke von seiner ersten Begegnung mit den Realitäten des Krieges, einem Gefecht bei Nieuwpoort: „Der 28. war ein furchtbarer Tag, und ich bin dankbar, dass mir der Verstand blieb. Ich sah eine Unsumme Leides und Unglücks, ganz nahe. 1-2 Schritt weit 4 Marineoffiziere fallen... Ich sah einen Menschen rasend laufen, der eine Gesichtshälfte nicht mehr hatte, sah einen Menschen ohne Kopf liegen... Es ist zu schrecklich. Nicht der Sinn des Lebens... Ich liebte den Krieg, wenn ich den grossen Geist der Zeit betrachtete, aber dies eine, was nur mein Zug erlebte, war zu schwer.“⁸⁹⁶ Die weiteren Kriegsjahre erlebte Solms, spürbar gebrochen, zwischen kurzen Fronteinsätzen, Lazarett, Heimaturlaub und Schreibstube. Obwohl der ehemals begeisterte Kriegsfreiwillige in einem Brief bereits 1915 den Frieden ersehnte, die Schuld am Krieg in der öffentlichen Meinung

‚Todessehnsucht‘ des Generals); Typisch die Ausführungen des späteren Panzergenerals Smilo v. LÜTTWITZ, Soldat in 4 Armeen. Lebenserinnerungen des Generalleutnants a. D. Smilo Frhr. v. Lüttwitz (1962/63), in: BA-MA, N 10/9 (Depot Lüttwitz), fol. 12f. über einen Prinzen Leiningen, Zugführer im Leib-Drögoner-Regiment Nr. 24: „Auf seinem treuen Pferde Germania [...] war er immer darauf aus an der Spitze der Patrouille die feindliche Aufklärung in die Flucht zu schlagen. Die beim Regiment erwarteten Meldungen kamen dann erst dran. Ohne hartnäckiges Geplänkel mit dem Feind kam er selten zurück. [...] Er hatte mir mal gesagt, wenn es sein müßte, sollte es ein Kopfschuß sein, der ihn sofort tötete. Als er am 21.3. 1918 wie immer tapfer an der Spitze seiner Leibkompanie des Grenadier-Regiments Nr. 89 vorstürmte, erhielt er ihn.“

895 Brief von Bernhard v. GÉLIEU an seine Frau, September 1914, in: Aufzeichnungen über das Garde-Schützen-Bataillon im Ersten Weltkrieg, Typoskript (Privatbesitz v. Gélieu).

896 Freda GRÄFIN ZU SOLMS (Hg.), Max Graf zu Solms. Ein Lebensgang. briefe, Selbstzeugnisse, Berichte, Marburg 1982, S. 79.

und bei „nervösen Menschen“⁸⁹⁷ suchte, blieb er fast bis Kriegsende im Dienst, zuletzt in eher ruhiger Stellung in Potsdam, von wo aus er am 22. Oktober 1918 zur Gesandtschaft in den Niederlanden berufen wurde.⁸⁹⁸ Eine weitere Lesart des adligen Fronterlebnisses bieten die vom umtriebigen Harald v. Königswald edierten Tagebücher des brandenburgischen Künstler-Jünglings Bernhard v.d. Marwitz, der noch bis in den Krieg hinein Mitglied eines beachtlichen Kultur-Zirkels war. Freilich waren in der Intention des Herausgebers „Marwitz’ Kriegsbriefe und Tagebuchblätter [...] ein preußisches Zeugnis des geistigen Ringens der Weltkriegsgeneration mit dem Schicksal um künstlerischen Bestimmung willen, ein gläubiges Sichbeugen vor der Pflicht, die der Krieg von ihr fordert,⁸⁹⁹ doch läßt sich auch aus den stilisierenden und ästhetisierenden Wucherungen ein Einzelbeispiel für adlige Zerrissenheit zwischen heroischem Anspruch und unmittelbarem Kriegserleben herausfiltern.

Bernhard v.d. Marwitz und sein Zwillingsbruder Gebhard, der nach dem frühen Tod der Eltern die Rittergüter Groß-Kreutz und Friedersdorf übernommen hatte, fallen in keiner Weise unter die Kategorie der Militär-Clans. Auf Gut Friedersdorf pflegten sie einen Künstlerzirkel, dem neben Götz Frhr. v. Seckendorff, der in den ersten Kriegstagen getötet wurde, auch Rainer Maria Rilke und Camille Claudel lose angehörten.⁹⁰⁰ Gleichwohl meldete sich der 24 Jahre alte Reserveleutnant in den ersten Augusttagen freiwillig zu einem Ulanenregiment, mit dem er sofort an der Ostfront eingesetzt wurde. Die in genialischem Schreibstil gehaltenen Tagebucheinträge dokumentieren den fortlaufenden Versuch, den Schrecken des konkreten Kriegsgeschehens in eine sinnhafte Ordnung zu überführen. Gleich im August 1914 wurde sein enger Freund bei

897 EBDA. 86.

898 Zum faszinierenden Lebensweg des Standesherrn, der vor 1914 ein Leben zwischen Dandy und genialischem Jüngling versucht hatte und sich bis in die 1950er Jahre als mittlerweile weitgehend vergessener Soziologe akademisch profilierte vgl. Rolf FECHNER / Herbert CLAASS (Hg.), *Verschüttete Soziologie*. Zum Beispiel: Max Graf zu Solms, Berlin 1996.

899 *Stirb und Werde*. Aus den Briefen und Kriegstagebuchblättern des Leutnants Bernhard v.d. Marwitz, hg. v. Harald v. Königswald, Breslau 1931 (Vorwort). Vgl. den nahezu gleichlautenden Tenor in einer späteren Publikation aus v. Königswaldscher Produktion: „Tradition und Pflicht, Berufung und Glaube, Überwindung und Opfer – es sind Gedanken und Erfahrungen, die Alvensleben aus eigenem Erleben und in der Verzweiflung um den 1918 gefallenen Bruder Busso nicht fremd sind.“ Udo v. ALVENSLEBEN, *Als es sie noch gab... Adelsitze zwischen Altmark und Masuren*, hg. v. Harald v. Königswald, Berlin 1996, S. 110.

900 Vgl. den Briefwechsel zwischen Bernhard v.d. MARWITZ und Götz FRHR. v. SECKENDORFF, in: *BLHA, Pr. Br. Rep. 37 (Friedersdorf)*, Nr. 781.

Kampfhandlungen an der Westfront getötet, wenige Monate später, im Dezember, sein Bruder. Der Todeserfahrung in unmittelbarer Umgebung setzte v.d. Marwitz die schicksalhafte Naturgewalt des Krieges entgegen, deren Opfer nur durch eine in die Zukunft projizierte nationale Läuterung zu rechtfertigen wäre.⁹⁰¹ Folglich werden Kriegshandlungen als solche vornehmlich als wunderbares Schauspiel in ästhetischen Kategorien beschrieben, individueller Schmerz und individuelles Opfer hingegen im Rahmen eines großen Ganzen gesetzt.⁹⁰² Einen Wert maß Marwitz dem Leben im Krieg nur in der Tat bei, weshalb erst, das Abstumpfen, die zunehmende Langeweile in den Schützengräben des Ostens 1915 sowie die gleichzeitige Ahnung von der Monstrosität des modernen Krieges der Entwertung des einzelnen andererseits inneren Ekel und kurzzeitige Kriegsmüdigkeit aufkommen ließ: „Das Leben ist nichts wert, das sich wie ein Krüppel ohne aufrechten Gang durch die Tage schleppt. Was tun wir? Wir fechten nicht, wir hungern nicht, wir liegen im Schmutz, wir töten uns durch unnütze Langeweile. Hätte der Krieg bald ein Ende!“⁹⁰³ Ohne daß der Krieg grundsätzlich in Frage gestellt worden wäre, dies lag auch für v.d. Marwitz weiterhin außerhalb des Denkbaren, legen die Tagebucheinträge in Reaktion auf das fortwährende Massensterben ohne sichtbaren Erfolg einen Deutungswandel nahe. Aus der Diskrepanz zwischen Kriegserwartung und Kriegserfahrung entwickelte sich die unauflösbare Verknüpfung des individuellen wie nationalen Opfergedankens mit der Forderung nach einem Sieg um jeden Preis. „Sieg! Sieg! Er muß blühen aus solchen Gräbern! [...] In der Zukunft des Vaterlandes wird uns das Opfer wieder geschenkt.“⁹⁰⁴ Kurz bevor v.d. Marwitz schließlich im

901 Stirb und Werde, S. 18, 22: Dort ist die Rede vom Krieg „um unseres Volkes heilige Seele und höchsten Reichtum“. Die Mythisierung des Krieges und die Vision vom ‚neuen Menschen‘ erinnern nicht zufällig an literarische Produkte des Frühexpressionismus und der Décadence. Vgl. hierzu die noch immer glänzende Studie von Klaus VONDUNG, *Die Apokalypse in Deutschland*, München 1988, v.a. S. 360-377.

902 Brief an Bernhardt v.D. MARWITZ an Joachim v. WINTERFELD-MENKIN vom 6.1. 1915, in: Ebda., S. 50.

903 EBDA., S. 42, 96. Vgl. auch den Eintrag (S. 10) aus den ersten Augusttagen von 1914: „Mein einziger Wunsch ist, auch bald in die vordere Reihe zu kommen.“ Der Leutnant Erwin v. Witzleben beschreibt in seinem Tagebuch jedoch eindringlich den Gewöhnungsprozeß des Frontoffiziers an die unerträglichen Lebensbedingungen angesichts des Sterbens um ihn herum. Erwin v. WITZLEBEN, *Kriegstagebuch*, Eintrag vom 22.8. 1914, in: BA-MA, N 228/1, fol. 10 u. 14.

904 MARWITZ, *Stirb*, S. 69f. Dort auch die in ihrem Sinn pervertierte Wiedergabe eines Zitats aus dem 1. Korintherbrief „Der Tod ist verschlungen in den Sieg!“. Allgemein zur literarischen Deutung des Opfers im Ersten Weltkrieg: Bernd HÜPPAUF, „Der Tod ist verschlungen in den Sieg und v.a. DERS., *Schlachtenmythen und die Konstruktion des ‚Neuen Menschen‘*“, in: *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch... Erlebnis und Wirkung des*

September 1918 im Lazarett an den Folgen einer Verwundung starb waren die Zweifel an der Sinnhaftigkeit dieses Krieges allerdings weiter gewachsen. Bereits selbst von Todesahnungen umtrieben bezeichnete er im Zusammenhang mit der Beschreibung eines feindlichen Artillerieangriffs das sinnentleerte Sterben nun als „Mord für eine vergebliche Sache“ und stellte, um Erlösung flehend, in Umkehrung früherer Äußerungen das Leben und Überleben über diese Art des Kampfes und des Getötet-Werdens.⁹⁰⁵ Es sei noch einmal betont, daß v.d. Marwitz ein außergewöhnlicher, für den Adel insgesamt sicherlich nicht repräsentativer Kriegsteilnehmer war. Doch trugen die Marwitzschen Deutungskategorien des Kriegsgeschehens eindeutig spezifisch adlige Züge. Aus den Tagebucheintragungen läßt sich auch herauslesen, daß entgegen der Nachkriegsmythen aus den Schlachten des Ersten Weltkrieges nicht zwangsläufig und geradlinig ein neuer, gestählter Mensch hervorging, sondern aufgrund der mannigfaltigen Enttäuschungen vielmehr ein gebrochenes Verhältnis zum modernen Krieg sich ausbildete.

Über die Spannbreite der Verarbeitungs- und Deutungsversuche adliger Frauen, die mit dem Tod eines Sohnes konfrontiert worden waren, informiert ein teilweise überlieferter Briefwechsel über das Kriegserlebnis aus mütterlicher Perspektive von drei verheirateten Schwestern, allesamt Töchter des letzten Hausministers der Hohenzollern August Graf Eulenburg.⁹⁰⁶ Alexandra v. Arnim-Boitzenburg verlor bereits Anfang August 1914 einen Sohn, Wanda v. L'Estocq 1915 und 1918 ihre beiden ältesten Söhne und Vicky v. Schweinitz ebenfalls zwei Söhne. Die Briefe zeigen beispielhaft Ausmaß und Grenzen der mütterlichen Verinnerlichung adlig-männlich codierter Schlachten- und Heldenbilder einerseits, doch auch den zum Teil sehr deutlichen Reaktionswandel auf Todesnachrichten aus dem Familien- und Bekanntenkreis. So schildert Wanda v. L'Estocq am 4. August 1914 das Einrücken ihres ältesten Sohnes durchaus im sorgenvollen Ton einer Mutter und frei von jeder Begeisterung, ohne jedoch die von ihrer adligen Herkunft geprägten mentalen Dispositionen durchbrechen zu können: „Vorgestern fuhr ich

Ersten Weltkrieges, hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz, Frankfurt 1996, S. 53-103.

905 Ebd. 107f., 281f.

906 Fünf Eulenburgs aus dem Hause Wicken im alten Ostpreußen. Geschildert nach ihren Briefen untereinander und übereinander im Zeitraum von mehr als 100 Jahren, zusammengestellt Christoph v. L'ESTOCQ, unveröff. Typoskript 1987/88. Sämtliche Zitate sind dem unpaginierten Typoskript entnommen und werden im einzelnen nicht gesondert ausgewiesen. Die Briefe werden orthographisch unverändert wiedergegeben, Zusätze in eckigen Klammern stammen von mir.

mit A.-V. [Anton-Victor] und Christoph aus Hirschberg ab [von Tante Fanny v. Pfeil in Herischdorf] und gestern schon wurde mein Großer im Ersten Garde Rg. als Junker angenommen. Das Regiment rückt Sonntag aus und dann werden in 6 Wochen sie zu Freiwilligen ausgebildet, um in's Feld nachzugehen. Du kannst Dir denken, wie mir zu Mut ist, aber ich konnte ihm keinen Stein in den Weg legen, er hätte mir das nie verziehen und ein Jeder muß in dieser furchtbaren Zeit Opfer bringen, man kann ihm nur Gott anempfehlen, der kann ihn auch in der Schlacht behüten, wenn es Sein Wille ist.“⁹⁰⁷ Bemerkenswert ist hier weniger das Festhalten an der Bereitschaft zum Opfer als solches, sondern vielmehr der offen angesprochene Selbstentwurf der Mutter als Wegbereiterin für adlig-männliches Verpflichtungshandeln. Dem entsprechend sahen es adlige Frauen unaufgefordert als ihre selbstverständliche Pflicht, in Lazaretten und anderen Betreuungsanstalten zu „dienen“.⁹⁰⁸ Bei Erfüllung dieser Pflicht fielen weibliches Selbstbild und männliche Zuschreibung in eins.⁹⁰⁹ Hier wie in vergleichbaren Zeugnissen aus der frühen Kriegsphase äußert die Mutter zwar Sorgen, doch stellt sie diese hinter den Wunsch des Sohnes, deutet Todesnachrichten in der militärisch-männlichen Heldensprache und sorgt sich v.a. um ein ordentliches Begräbnis in heimatlicher Erde. Selbst die einsetzende Gewißheit über den dramatischen Zuwachs an adligen Kriegsoffizieren ändert Sprache und

907 Die Bitte um göttlichen Beistand für die männlichen Angehörigen, doch gleichzeitig auch für die Kraft zum demutsvollen Durchhalten läßt sich unterschiedslos der Konfession wiederholt auffinden. Die Mutter des Kommandeurs des Garde-Schützen-Bataillons, Bernhard v. Gélieu, schrieb am 4.8. 1914 in ihr Tagebuch: „Herr, hilf weiter! Heut Abend geht mein Berni in den Krieg. Gott unserer Väter beschütze ihn, wie Du Gott auch meinen verstorbenen Mann beschütztet.--- Dass ich arme alte Frau noch die schweren Zeiten eines; Krieges erleben musste! Gott unserer Väter, bleib bei uns und gib uns Kraft, die schwere Zeit mit Demut zu ertragen, lass uns nicht ermüden im Gebet, erhöere unser Flehen! Erhalte mir meinen Sohn, beschütze meine Enkel!“ Siehe: Aufzeichnungen über das Garde-Schützen-Bataillon im Ersten Weltkrieg, Typoskript (Privatbesitz v. Gélieu).

908 Die wissenschaftliche Literatur zur Krankenpflege im Ersten Weltkrieg aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive wächst beständig. Beginnen kann man noch immer mit Ursula v. GERSDORFF, *Frauen im Kriegsdienst 1914-1945*, Stuttgart 1969, weitere Forschungsperspektiven hat geöffnet Regina SCHULTE, *Die Schwester des kranken Kriegers. Krankenpflege im Ersten Weltkrieg als Forschungsproblem*, in: BIOS 7 (1994), S. 83-100.

909 Vgl. neben den bekannten Äußerungen der Chefideologinnen der bürgerlichen Frauenbewegung im Nationalen Frauendienst, v.a. Gertrud Bäumer, Helene Lange und Helene Simon, die selbstbewußten, jedoch durch und durch militärisch deformierten Erinnerungen von Mathilde Frfr. v. GREGORY, *Dreißig Jahre preußische Soldatenfrau*, Brunn/München/Wien 1933. Als passendes Gegenstück dazu liest sich der Aufruf von Eduard FRHR. v.D. GOLTZ, *Deutsche Frauenarbeit in der Kriegszeit*, Leipzig 1914: „Es darf heute nicht anders sein, der gegenwärtige Krieg muß auch Frauen hinausführen über vereinzeltes Tun und zersplittertes Vereinswesen, er muß ihnen das ihrer Natur entsprechende Feld treuer Pflichterfüllung auch für die öffentlichen und vaterländischen Interessen zuweisen.“

Denken zunächst nicht. Ein Brief an ihre Schwägerin Maria v. Wrangel dokumentiert noch einmal detailliert das Ausmaß des Sterbens in einem begrenzten Kreis von Familien und die letztlich trotzige, nationaler Behauptung verpflichtete und zu keiner Alternative fähigen Reaktion: „Mein Junge [Anton-Victor] ist richtiggehender Fahnenjunker beim Ersatz-Bataillon des Ersten Garde Rgts. -- hat in fünf Tagen in Berlin die Not-Fähnrichsprüfung bestanden. Er hält den kolossalen Dienst Gottlob bis jetzt aus und hat sehr guten Appetit. Mitte oder Ende des Monats rücken sie aus, wohin und wann unbekannt, es graut einem, wenn man dies junge Blut sieht, das mit solcher stolzen Ruhe und Begeisterung für's Vaterland in den Tod geht. Es sind 14 Junker, die zusammen ausgebildet werden, sie wohnen in der Kaserne. Aber es muß sein, das Vaterland braucht sie, und das giebt einem Mut. Der älteste Boitzenburger gefallen, 20 Jahr, der älteste Klitzing-Langenu, Eberhard Haugwitz-Lehnhaus, der Älteste soll leicht verwundet sein, der älteste Sohn aus Wicken [Carl-Elimar Graf v. Eulenburg] so schwer verwundet, Schuß durch den Schädel, daß er vollkommen gelähmt daliegt, nur die Finger bewegen kann, man giebt Hoffnung und er ist bei Besinnung, aber ob man sich freuen kann? Siegfried Eulenburg durch das Bein geschossen, kommt in diesen Tagen hier bei seiner Frau an. [...] Das Regiment hat schon viele Verluste gehabt, gerüchteweise heißt es hier, es existieren nur noch 800 Mann, aber man hört nichts Positives, auch keine Verlustlisten. Dieser Zustand ist zum wahnsinnig werden für die armen Frauen und Mütter. Hauptmann von Witzleben von der Maschinengewehr-Abteilung des Regiments ist gefallen und seiner Frau mußte ich es sagen, ferner ist Hornstein gefallen, junge Frau eine Brauchitsch. Bei Witzleben ist der Fall so besonders tragisch, da sie [geb. Götz v. Olenhusen] erst 27 Jahre alt ist und zum zweiten Mal Witwe wird. [...] Dann fiel der einzige Sohn Oppen aus Friedland, Adjutant von Siegfrieds Item Bataillon, ein junger Katte, ist schwer verwundet, Leutn. v. Brunn tot, Hauptm. v. Schilling verwundet. [...] Und das Elend, das man aus dem Osten hört und der Jammer, den man hier miterlebt, macht es, daß man sich bald nicht mehr über die vielen Siege freuen kann, die mit so viel Blut erkaufte sind. Aber man muß es, denn wenn wir nicht siegen, ist Deutschland verloren und das giebt es nicht.“⁹¹⁰ Erst der Kriegstod ihres „heißgeliebten Großen“ am 15. Mai 1915 und weitere Opfermeldungen aus dem brandenburgischen Adel bei gleichzeitig ausbleibenden Siegmeldungen im Stellenkrieg

910

Brief Wanda v. L'ESTOCQ an Maria GRÄFIN WRANGEL vom 4.9. 1914, in: ebda.

veränderte zeitweise das hierarchische Gefüge ihrer Denk- und Weltbilder, selbst wenn die sentimentale Stimmung zum Jahreswechsel hierzu einen gewichtigen Beitrag geleistet haben sollte: „Es giebt nur einen Wunsch für alle Menschen, und das ist ‚Frieden‘, und für Dich noch besonders, daß Dir Dein Junge behütet werde!“⁹¹¹ Das Schwanken zwischen dem Entsetzen über die indirekten Gewalterfahrungen der Mutter und einem Abspulen von stereotypen Durchhalteparolen blieb auch für das letzte Kriegsjahr charakteristisch. Selbst die auch in Adelskreisen zunehmend spürbaren Versorgungskrisen, die geringen Aussichten auf einen durchgreifenden militärischen Erfolg und die wieder zunehmende Zahl an Gefallenen und Vermißten änderten hieran kaum etwas. Die Briefantwort auf ein Kondolenzschreiben zum Kriegstod ihres zweiten Sohnes am 12.4. 1918 fügt sich nahtlos in diesen Befund ein: „Herzlichen Dank für Deine warme Teilnahme an meinem großen Leide, manchmal denkt man, man könne nicht noch mehr tragen, aber dann wenn man an die armen Menschen denkt, die ihr einzigstes Kind hergeben mußten, dann muß man noch danken. Daß Christoph [ihr jüngster Sohn, der kurz zuvor 17 Jahre alt geworden war] gerade in diesen Tagen in’s Feld gehen mußte, war auch nicht leicht, vorigen Mittwoch zog er aus, tapfer und gern für sein Vaterland zu kämpfen.“⁹¹² Auch adlige Frauen und Mütter blieben trotz aller Äußerungen von individuellem Schmerz und von Trauer weitgehend der Vorstellung verhaftet, daß der Kriegstod ein besonders ehrenvoller wäre und daher zu akzeptieren sei.⁹¹³

Absicht dieses Abschnittes war es nicht, ein typisches adliges Fronterlebnis nachzuzeichnen, denn dieses hat es nicht gegeben. Vielmehr sollte ein Spektrum möglicher Reaktionsformen und Umgangsweisen mit Todesgefährdung und Todesnachricht entfaltet werden. Diese hingen von Faktoren wie Profession, Position im militärischen System, Frontnähe, Geschlecht etc. ab, so daß die Polyphonie der Stimmen keine Überraschung ist. Im Bewußtsein der in der Forschung immer wieder betonten Tatsache, daß den meisten dieser ‚unmittelbaren‘ Reaktionen die Deutung bereits mitgegeben

911 Brief Wanda v. L’ESTOCQ an Maria GRÄFIN WRANGEL vom 30.12. 1915, in: ebda.

912 Brief Wanda v. L’ESTOCQ an Maria GRÄFIN WRANGEL vom 20.4. 1918, in: ebda.

913 Vgl. die von Magnus Hirschfeld, Von einst bis jetzt. Geschichte einer homosexuellen Bewegung 1897-1922, hg. v. Manfred Herzer/James Steakeley, Berlin 1986, S. 153 kolportierte Anekdote, nach der eine preußische Offiziersmutter lieber vom Heldentod ihres Sohnes als von dessen Suspendierung vom Dienst erfahren hätte.

wurde,⁹¹⁴ das Kriegserlebnis also schon zur Erfahrung geronnen war, lassen sich zusammenfassend dennoch einige über Einzelbeispiele hinausgehende Schlüsse ziehen und z.T. adelsspezifische Gemeinsamkeiten feststellen. Auch die adligen Weltkriegsteilnehmer, selbst die Offiziere, waren keine monströsen Kaltblütler, denen das massenhafte Sterben im allgemeinen und die Verluste im engeren Familien- oder Bekanntenkreis nichts hätten anhaben können. Im Gegenteil, die überlieferten Kriegsbriefe und Tagebucheintragungen vermittelt entgegen dem stilisierten heldischen Selbstbild auch den Eindruck zeitweiliger Erschütterung, Verzweiflung, ja Resignation. Doch ebenso ist das Weiterwirken „kultureller Paradigmen“⁹¹⁵ der Vorkriegszeit, v.a. der historisch tief gegründeten adligen Mentalitätsbeständen nachweisbar. Selbst unter den extremsten Bedingungen hielt die überwiegende Zahl von adligen Männern und Frauen auch im privaten Raum an überlieferten Vorstellungen vom Kriegstod fest: Heldenverehrung und Opferglauben, Verpflichtungsdenken und Selbstgewißheit überdauerten sämtliche individuelle und kollektive Krisenmomente während des Krieges. Im Unterschied zu den ‚einfachen Soldaten‘, deren fortschreitende Desillusionierung zu einer Vielzahl von Verweigerungsformen führte und Protestpotentiale schuf, die sich schließlich im Herbst 1918 entluden,⁹¹⁶ führten die Enttäuschungen adliger Offiziere ausnahmslos nicht zu einer grundsätzlichen Kritik am Krieg oder an dem politischen System, das diesen zu verantworten hatte. Entweder sehnten sich die Frontoffiziere in nostalgischer Erinnerung an die Kriegserzählungen der Vorkriegszeit nach dem vermeintlich „frisch-fröhlichen Krieg“ vergangener Tage oder sie forderten – vorwärts schauend und zunehmend bereit, adlige kulturelle Bindungen aufgebend – die totale Einpassung sämtlicher Teile der Gesellschaft in Front und Heimat in

914 Grundlegende Reflexion des Erfahrungsbegriffs bei Klaus LATZEL, Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretisch und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in: MGM 56 (1997), S. 1-30 sowie neuerdings Nikolaus BUSCHMANN / Horst CARL (Hg.), Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg, Paderborn 2001.

915 Paul FUSSELL, Der Einfluß kultureller Paradigmen auf die literarische Wiedergabe traumatischer Erfahrung, in: Vondung, Kriegserlebnis, S. 175-187.

916 Für den mittlerweile sehr gut und differenziert erforschten Prozeß der Desillusionierung und dessen mögliche politische Konsequenzen bis hin zum „Militärstreik“ von 1918 (Wilhelm Deist) siehe v.a. Benjamin ZIEMANN, Fahnenflucht im deutschen Heer 1914-1918, in: MGM 55 (1996), S. 93-130; DERS., Front und Heimat, v.a. S. 55-228 sowie – vergleichend und die Offiziersperspektive einbeziehend – Christoph JAHR, Gewöhnliche Soldaten. Desertion und Deserteure im deutschen und britischen Heer 1914-1918, Göttingen 1998, v.a. 109-176.

die Erfordernisse des modernen Krieges. In einer weiteren Hinsicht blieb das adlige Sterben im industrialisierten Massenkrieg außergewöhnlich: Der adlige Krieger starb auch im Ersten Weltkrieg v.a. als Offizier, d.h. als militärischer Führer, der nicht nur kraft seiner militärischen Befehlsgewalt Tod verteilte, sondern ‚seinen Leuten‘ in der Todeszone auch ein Beispiel gab. So griff insbesondere der militärisch geprägte Kleinadel Nordostdeutschlands auf die Verknüpfung von historisch gewachsenem ‚soldatischen Führertum‘ mit der im Krieg erneut bewiesenen Opferfähigkeit als eine seiner letzten charismatischen Machtressourcen in den Führerdebatten nach 1918 zurück.

Mit den Bemühungen um eine angemessene Würdigung der Opferleistung adliger Familien, ja des Adels insgesamt begannen einzelne, der DAG nahestehende Personen bereits in der Endphase des Ersten Weltkrieges. In Erweiterung zu den üblichen Todesanzeigen und den Zusatzeintragungen in den Genealogischen Taschenbüchern publizierte seit Oktober 1918 das *Adelsblatt* unter dem Titel „Der deutsche Adel im Weltkriege“ in loser Folge von Familienverbänden zusammengestellte, kommentierte Listen mit den Namen der im Kriegsdienst engagierten Männer und Frauen sowie v.a. der Kriegstoten.⁹¹⁷ Die Serie wurde schon 1919 auch mangels Eingaben eingestellt – nur fünf Familien reichten kommentierte Listen ein, nämlich v. Düring, v. Oertzen, v. Bothmer, v. Dassel, v. Dewitz – doch stand sie am Anfang der Bemühungen um eine möglichst komplette und detaillierte Zusammenstellung der adligen Kriegsoffer. Aus dem Umfeld der DAG plädierte v.a. der Artillerieoffizier a.D., promovierte Jurist und Genealoge Stephan Kekulé v. Stradonitz für eine zentral kontrollierte Koordination einer „Kriegsehrentafel des reichsdeutschen Adels“.⁹¹⁸ Die „Ehrentafel“, eine einfache Auflistung der adligen Gefallenen mit Namen, Dienstgrad, Sterbedatum und -ort, im Grunde ein schlichter Gotha der Kriegstoten, erschien bereits 1921 und wurde 1926 durch einen Ergänzungsband abgeschlossen.⁹¹⁹ Bezüglich der Aufmachung, des betriebenen Aufwands und der darin transportierten

⁹¹⁷ DAB 36 (1918), 194-196, 207f., 217-219, 228-231, 241f., 256-258.

⁹¹⁸ Stephan KEKULÉ v. STRADONITZ, Eine Kriegsehrentafel des reichsdeutschen Adels, in: Der Deutsche Herold 51 (1920), S. 48; Joachim-Friedrich v. OWSTIEN, Die Ehrentafel der Kriegsoffer des reichsdeutschen Adels, in: DAB 38 (1920), S. 134f., 267. Spätere Werbe- und Erklärungsschriften (zum Ergänzungsband und zu regionalen Initiativen): Fedor v. ZOBELTITZ, Ehrentafel des deutschen Adels, in: Eiserne Blätter 8 (1926), S. 593; Kurt v. HÜNERBEIN, Ehrentafel des pommerschen Adels (Die gefallenen pommerschen Edelleute im Ersten Weltkrieg, in: Pommernadel 5 (1925), S.1-3.

⁹¹⁹ Ehrentafel der Kriegsoffer des reichsdeutschen Adels 1914-1919, Gotha 1921.

Botschaft von ganz anderem Kaliber war die privat, „gegen mancherlei Widerstände“ vorangetriebene Konkurrenzproduktion einer „Heldengedenkmappe des deutschen Adels“ von Alexis v. Schoenermarck, der damit auch ein geschäftliches Interesse verband und später mit der DAG-Führung in Kollision geriet.⁹²⁰ Auch die in der Heldengedenkmappe zusammengetragenen Listen, Kurzbiographien und Todesschilderungen basierten neben der Auswertung von verfügbaren Gefallenenlisten und Regimentsgeschichten in erster Linie auf den eingesandten Selbstanzeigen adliger Familien. Zwar wird im Vorwort darauf hingewiesen, daß von den 4.800 gelisteten Kriegstoten nur 4.010 tatsächlich in Folge von Kampfhandlungen starben, doch drängt sich bei der Lektüre der Heldengedenkmappe der Eindruck auf, daß es dem Herausgeber in erster Linie schlicht um eine größtmögliche Zahl an Opfern ging, um das Schmieden „einer endlosen Kette ruhmvollsten Todes“ und daher nahezu jeder Name eingetragen wurde, der mit dem Schlagwort Kriegstod in weitestem Sinne in Verbindung gebracht werden konnte.⁹²¹ Außer Frauen im Kriegsfürsorgedienst und Kindern, die Opfer von Unterversorgung geworden waren, wurden auch Offiziere und Soldaten verzeichnet, die infolge von Krankheiten starben, Attentaten zum Opfer fielen oder zwischen 1918 und 1920 in den Revolutions- und Konterrevolutionskämpfen getötet wurden.⁹²² Erklärende Eintragungen über die Todesursachen wie „an Überarbeitung im Dienst für das Vaterland oder, „aus Gram über das Schicksal des Vaterlandes“ gestorben bedürfen keines weiteren Kommentars. Bei einer derart weiten Definition des Kriegstodes wundert es nicht, daß die Heldengedenkmappe sogar ein Dutzend Generäle auflistete, darunter mit Colmar v.d. Goltz und Hermann v. Eichhorn sogar zwei Generalfeldmarschälle, von denen einer allerdings in bereits fortgeschrittenem Alter an Fleckfieber verstorben und der andere von russischen Sozialrevolutionären ermordet worden war. Bei den seriösen Eintragungen wiederum wandelte das Werk am Rande der Obszönität, wurden doch einzelne Todesszenen in drastischer Weise nacherzählt. Mit schwülstigem Pathos beschwörte Alex-Victor v.

920 Alexis v. SCHOENERMARCK, Helden-Gedenkmappe des deutschen Adels, Stuttgart 1921. Im Vorwort der Hinweis auf die Widerstände und auf die Unterstützung durch Generalleutnant Oscar v. Chelius (Flügeladjutant Wilhelms II.) und den Chefredakteur der Kreuz-Zeitung Major Georg Foertsch. Über die Auseinandersetzung Schoenermarck vs. DAG informiert die Mappe Ehrenangelegenheiten: deutsche Adelsgenossenschaft, in: BA-MA, N 280/49.

921 So v. SCHOENERMARCK im Vorwort zur Helden-Gedenkmappe.

922 Bspw. heißt es im Präludium zur Heldengedenkmappe: „Im Krieg wird auch das Geschlecht der Frauen zum Heldengeschlecht. Opfertgabe türmte sich auf Opfertgabe.“

Franckenburg u. Ludwigsdorff im Präludium die unbedingte Todesnähe und Todesbereitschaft des deutschen Adels: „So stürmten die Führer, so stürmten die Mannen, so stürmten die Edelsten des Volkes, so stürmten ganze Geschlechter wie in alten vergangenen Sagen gegen die erdrückende Übermacht. [...] Und es mochten ihrer zunächst kommen soviel als da wollten [...] wie von der Sichel des Schnitters dahingemäht reihte sich Tod an Tod in ihren Massen, und die bleichenden Lippen⁹²³ röchelten im Todesschrei von der Verdammnis ungesühnten Mordes.

Die an den Adel gerichtete Botschaft der Heldengedenkmappe war eindeutig und primär in die Zukunft gerichtet. Die Helden-Gedenkmappe sollte als „Heiligtum des deutschen Adels“ verstanden werden und das derart stilisierte Opferdenken als zentrale Denkfigur für einen wiederaufzurichtenden Adel nach 1918 dienen. Mit Hilfe der gemeinsamen Erfahrung von Krieg, Tod und Leid sollten die tiefen inneren Risse der Adelsgesellschaft gekittet, die Einheit eines deutschen Adels hergestellt werden, zumal erstmals adlige Kriegsoffer in einem Werk dieser Art erfaßt worden waren: „Ein Grab der Fürsten, Prinzen und Edeline, ein Grab so weit und hehr, daß es Trennendes umspannt und wie ein übermächtiger Altar zum Himmel strebt“, heißt es im Epilog. Tatsächlich spielte der Opfergedanke in den Diskussionen um eine Erneuerung und Re-Organisation des deutschen Adels in den 1920er und 1930er Jahren eine zentrale Rolle.⁹²⁴ In Verarbeitung der von einzelnen adligen Militärs an der Front wie vom Adel als Kollektiv schmerzlichen gespürten Diskrepanz zwischen erwartetem und erfahrenem Krieg bis hin zum Zusammenbruch der Vorkriegswelt, beinhaltete der Epilog der Heldengedenkmappe außerdem den nach 1918 gängigen Wiederauferstehungs-Topos, und zwar in seiner nationalen wie in seiner ständischen Bedeutung: „Deutscher Adel, dies sei Dein dritter und letzter Schwur: Ein Geschlecht zu bilden wie jene und wir! Ein Geschlecht, das stark werde und ritterlich wie jene und wir; ein Geschlecht, das sich ausbreite im Geiste jener Fahnen Träger von 1914; ein Geschlecht der Ermannung und der Treue! Denn wir glauben an einen Tag – wir glauben an eine ewige Gerechtigkeit – wir glauben an eine

923 Alex-Victor v. FRANCKENBURG U. LUDWIGSDORFF im Präludium zur Helden-Gedenkmappe.

924 Marcus FUNCK, The Meaning of Dying: East Elbian Noble Families as ‘Warrior-Tribes’ in the Nineteenth and Twentieth Centuries, in: Greg Eghigian/Matt Berg (Hg.), *Sacrifice and National Belonging in 20th Century Germany*, Arlington 2002, S. 26-63.

Auferstehung. Ihr Helden dieses Buches habt uns diesen Glauben gelehrt, Ihr, die Ihr starbet – Für uns!⁹²⁵

Der breiteren, nichtadligen Öffentlichkeit erbrachte die Helden-Gedenkmappe den Nachweis über den besonderen kriegerischen Einsatz und die überdurchschnittliche Opferleistung des Adels. So kann man das Werk auch als Reaktion auf die massiven Angriffe von Revolutionären wie von Frontsoldaten gegen die Etappe deuten, in der insbesondere müßiggängerische Aristokraten vermutet worden waren.⁹²⁶ Dagegen wurde ein Leistungskatalog gesetzt, der zwei nur schwer miteinander vereinbare Botschaften miteinander zu transportieren versuchte: Erstens die Beweisführung über die weiterhin ungebrochene Hoch- und Höherwertigkeit durch die Bereitschaft zum Selbstopfer bis hin zur Selbstauslöschung und zweitens die Einreihung in ein geeintes Volk von heldischen und opferbereiten Männern. Trotz aller Anstrengungen, Umfang und Bedeutung des Adelsopfers der bürgerlichen Öffentlichkeit plausibel zu machen, ließ sich alleine daraus kein gesamtgesellschaftlicher Führungsanspruch mehr ableiten – zu groß waren die materiellen und immateriellen Kriegsverluste insgesamt, zu stark die Ressentiments gegenüber der dafür verantwortlichen Kaste kriegerischer Herren. Sicherlich legte die Helden-Gedenkmappe ein beeindruckendes Zeugnis über die Fähigkeit zum Selbstopfer und gleichermaßen zur Stilisierung der Opferqualität bis hin zur Fälschung ab, doch sollte man vorsichtig sein, dies zu einem Spezifikum des Adels zu erklären. Vielmehr reihte sich die Helden-Gedenkmappe in einen Publikationsstrom von gedachten Opfer-Kollektiven ein, die von gefallenem Studenten, ostpreußischen Landpfarrern, Waffengattungen, Berufsgruppen, Städten bis hin zu ganzen Landsmannschaften reichte.⁹²⁷

925 Alex-Victor v. FRANCKENBURG U. LUDWIGSDORFF im Epilog der Helden-Gedenkmappe. Vgl. den identischen Grundgedanken bei v. ALTROCK, *Sterben*, S. 50: „Das große Sterben unseres Volkes darf nicht vergeblich gewesen sein. Ihm wird eine Auferstehung folgen.“

926 Vgl. Kap. 9.2.

927 Einige Bsp. aus der Vielzahl von entsprechenden Publikationen: Wilhelm Müller LOEBNIZ, *Das Ehrenbuch der Westfalen*, Münster 1934; *Das Ehrenbuch der deutschen schweren Artillerie*, Berlin 1934; *Kriegsbriefe gefallener deutscher Juden*, hg. vom Reichsbund Jüdischer Frontkämpfer, Berlin 1935. Am berühmtesten sind die mehrfach überarbeiteten *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, hg. v. Philipp WITKOP, Gotha 1916 u.ö. Siehe hierzu Manfred HETTLING/ Michael JEISMANN, *Der Weltkrieg als Epos*. Philipp Witkops „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, in: „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch...“, S. 205-234. Hinzu kommen noch die zahllosen vom Reichsarchiv geförderten, durchweg von Militärs verfaßten Regiments- und Schlachtengeschichten. Vgl. Markus PÖHLMANN, *Kriegsgeschichte und Geschichtspolitik: Der Erste Weltkrieg. Die amtliche deutsche Militärgeschichtsschreibung 1914-1956*, Paderborn 2002.

Nach dem Vorbild von Ehrentafel und Helden-Gedenkmappe wurde nach 1945 in Gedenken an die adligen Opfer des Zweiten Weltkriegs ein „Gedenkbuch“ angelegt, das in noch einmal verschärfter Form die Meisterschaft des Adels im eigenwilligen Erinnern demonstriert. So heißt es einleitend im Nachtragsband zum Gedenkbuch: „Gedenkbuch und Nachtrag enthalten jetzt 8.827 Namen 4.948 Gefallene, wozu noch diejenigen kommen, die zunächst als vermißt bezeichnet wurden, davon 152 in Stalingrad, 1.171 Frauen, 175 Kinder, 469 Opfer des Luftkrieges, davon in Dresden 107 Personen, 274 Menschen, die ihr Ende bei oder nach Einmarsch der Roten Armee fanden, und 473, die von eigener Hand starben.“⁹²⁸ Beeindruckt schon die Unterschiedslosigkeit, mit der den hier genannten Gruppen gedacht wird, so verstärkt sich der Eindruck noch, wenn man das Gedenkbuch en détail untersucht. Wiederum zeigt sich,⁹²⁹ daß der Adel auch die *ars oblivionalis* in Perfektion beherrscht. Denn teilt man die Opfergruppen nach politischen Maßstäben ein, so stehen im Gedenkbuch NSDAP-Funktionäre, SS-Offiziere, Mitglieder der Funktionseliten, die Opfer des 20. Juli und Durchschnitts-Adlige in Reih’ und Glied beieinander.⁹³⁰

Auch jenseits der offiziellen, opulent aufbereiteten Erinnerungsschriften, gedachten adlige Familien der Toten des Ersten Weltkriegs. In unpublizierten Familiengeschichten, in Auflistungen für den Familiengebrauch, in Bildserien und in Reden anlässlich von Familienfeiern und -tagen wurde in Anwesenheit der Gesamtfamilie der Toten gedacht.⁹³¹ Und selbst heute noch findet man in manchen

928 Gedenkbuch des deutschen Adels, hg. v. Matthias GRAF SCHMETTOW, Limburg 1967 (Nachtragsband, Limburg 1980, Zitat: S. VIII). Auffällig ist die im Vergleich zum Ersten Weltkrieg relativ geringfügig höhere Zahl an Toten infolge direkter Kriegseinwirkungen, was die Bedeutung der Jahre 1914/18 als Bruchpunkt in der Geschichte des Adels in Deutschland unterstreicht.

929 Über Varianten der Kunst des Vergessens informiert der ungemein anregende Band von Gary SMITH/Hinderk M. EMRICH (Hg.), Vom Nutzen des Vergessens, Berlin 1996. Es würde sich lohnen, das Konzept des Vergessens im Zusammenhang mit der adligen Meisterschaft des Erinnerns anzuwenden.

930 Zum Umgang des Adels mit den Toten des Zweiten Weltkrieges: FUNCK, Meaning of Dying, S. 51f. und speziell mit ermordeten Widerstandskämpfern am Beispiel Albrecht v. Bernstorff CONZE, Adel, S. 199-206. Beiträge zur adligen Deutung des Widerstandes als Produkt adligen ‚Geistes‘, des Ethos zur Pflicht und zum Opfer bei Oswald v. NOSTITZ, Versuch über den Adel. Ein Vortrag, in: Präsenzen. Kritische Beiträge zur europäischen Geistesgeschichte, hg. v. Oswald v. Nostitz, Nürnberg 1967, S. 237. Typisch für die Memoirenliteratur Lutz GRAF SCHWERIN v. KROSIGK, Es geschah in Deutschland; Menschenbilder unseres Jahrhunderts, Tübingen 1951, S. 349.

931 Vgl. z.B. das Verzeichnis der toten Vettern der Familie v.D. MARWITZ mit seinen detaillierten und z.T. makabren Beschreibungen der Todesarten sowie das kurz und schlicht gehaltene Verzeichnis der Familie v. ARNIM in BLHA, Pr. Br. Rep. 37, Friedersdorf, Nr. 259, fols. sowie ebda., Pr. Br. Rep. 37, Boitzenburg, No. 3356.

Schloßanlagen und Dörfern verwitterte Gedenksteine, die ausschließlich an die Opfer einer Familie erinnern. Schließlich noch gewann das Medium der Biographie (v.a. der Autobiographie), über das systematisch adlige Heldengeschichten in die Adelswelt und darüber hinaus getragen wurden, eine neue Bedeutung.⁹³² Leuchtet dieser Kult der Kriegserinnerung im Falle der preußischen Militärclans unmittelbar ein, waren diese Familien doch unzweideutige ‚Gewinner‘ dieser Deutungsverengung von Adel, so staunt man doch über die starke Wirkung dieses Kultes in die Breite und in die Spitze des deutschen Adels nach 1918. Selbst die im *Verein der Standesherrn* organisierten Hochadligen hielten es für nötig, im Standesherrnsaal des Germanischen Museums zu Nürnberg eine Tafel mit einem Text aus dem 1. Makkabäerbrief anzubringen, um ihrer 37 Kriegstoten zu Gedenken.⁹³³ Auch verwundert die Penetranz, mit der einzelne Hochadlige zu Kriegshelden stilisiert wurden, wurden sie doch ohne jemals eine professionelle militärische Ausbildung erhalten zu haben als Leutnante v.a. dort eingesetzt, wo sie am wenigsten Schaden anrichten konnten.⁹³⁴ Wenn Christian Ernst Fürst Stolberg-Wernigerode bei der ersten Versammlung des *Vereins der Standesherrn* im September 1919 von dem hohen Blutopfer der Mediatisierten sprach, dann muß dies v.a. als Versuch gewertet werden, eine neue Legitimationsbasis für die Bewahrung standesherrlicher Sonderrechte und für die Mitwirkung bei der politischen Neugestaltung im Nachkriegsdeutschland zu schaffen. Beides war nur durch eine Einreihung in die allgemeine Opferrhetorik zu schaffen und im Falle der Standesherrn besonders unglaubwürdig.⁹³⁵

Zurecht hat Michael Howard argumentiert, daß der tausendfache Appell an den Opfergeist vor 1918 in allen europäischen Staaten erging und daß die schnell angewachsenen Verlustlisten nicht als ein

932 Generell hierzu FUNCK/MALINOWSKI, Geschichte von oben, S. 236-270 und Kap. 4 dieser Arbeit. Dort auch weitere Literaturhinweise.

933 Fürstlich Fürstenbergsches Archiv Donaueschingen, Kab. Sekr., Akte „Verein der deutschen Standesherrn.“ Der Inschrifttext lautet: „Ist unsere Zeit gekommen, so wollen wir ritterlich sterben um unserer Brüder willen und unsere Ehre nicht lassen zu Schanden werden.“ (1. Makk. 9, 10).

934 Alexander v. HARTMANN, Ein deutsches Heldenleben im Weltkrieg. Ferdinand Prinz zu Solms-Hohensolms-Lich, o.O. 1921.

935 Heinz GOLLWITZER, Die Standesherrn. Die politische und gesellschaftliche Stellung der Mediatisierten, 1815-1918, Stuttgart 1957, S. 160. Hier auch, S. 249, das zeitbedingte, gleichwohl unerträgliche und haltlose Urteil bei GOLLWITZER: „Der Einsatz der Standesherrn in diesem Kriege war stark; ihre Blutopfer, ihre materiellen Leistungen, ihre philanthropische Betätigung brauchen den Vergleich mit anderen Volksschichten nicht zu scheuen.“

Hinweis auf mangelnde militärische Kompetenz, sondern auf Größe und nationale Stärke gelesen wurden.⁹³⁶ Als ein ebenfalls gesamteuropäisches Phänomen, wenngleich mit erheblichen nationalen Differenzen in Form und Funktion, kann der Kult um die Toten des vergangenen Krieges gedeutet werden.⁹³⁷ Doch keine Adelsgruppe in Europa hat in vergleichbarer Weise an der Formulierung des Opfergedankens und dessen praktischer Umsetzung im Krieg mitgewirkt wie der militärisch geprägte Adel v.a. Nordostdeutschlands. Auch die Deutung des Kriegstodes, des Selbstopfers als eines den Adel nach 1918 stabilisierendes Konzept dürfte in dieser Radikalität einmalig in Europa gewesen sein. Für die deutsche Adelsgesellschaft wirkte diese einseitige Orientierung in zwei gleichermaßen fatale, den Adel langfristig schwächende Stoßrichtungen: Zum einen, auf der realgeschichtlichen Ebene der „Blutmühle“ der Schlachtfelder, die sehr konkrete Dezimierung des männlichen Adelsnachwuchses, zum anderen, auf mentalitätsgeschichtlicher Ebene, eine unübersehbare Tendenz zur Ausnutzung des symbolischen Kapitals der tatsächlichen erbrachten Opfer zu Ungunsten anderer, friedfertigerer und leichter in zivile Strukturen integrierbarer Adelsdeutungen.

936 Peter Howard, *The Doctrine of the Offensive*, in: Paret, *Makers of Modern Strategy*, S. 522.

937 George L. Mosse, *Gefallen für das Vaterland*, Stuttgart 1990.

9. FÜHRUNG ODER UNTERGANG.
DER MILITÄRADEL IN REVOLUTION UND KONTERREVOLUTION

Die Botschaft von der drohenden Niederlage und den verschärften sozialen und politischen Spannungen in der Heimat, waren zumindest den adligen Offizieren in Führungspositionen nicht verborgen geblieben, die rangniedrigen Frontoffiziere traf sie mehrheitlich aber ebenso unvorbereitet, wie andere sozialen Gruppen an den Fronten.⁹³⁹

Kriegsniederlage und Revolution 1918 markieren die tiefsten Einschnitt in der Geschichte des deutschen Adels im 20. Jahrhundert, der unter beträchtlichen Opfern sich in seiner Gesamtheit in den Dienst des Krieges gestellt hatte, und dessen Existenz als deutlich abgrenzbare, privilegierte soziale Gruppe eng mit der Monarchie verbunden war. Dies betraf in besonderem Maße den preußischen Kleinadel, der aufgrund seiner Militärnähe und der bspw. in Süddeutschland so nicht anzutreffenden Bindung an die herrschende Dynastie im „doppelten Untergang“ von 1918 in eine tiefe Orientierungskrise geriet. Außerdem verlor der Adel nach 1918 seine bedeutendsten Versorgungsinstitutionen, fielen die Schaltstellen adliger Machtbewahrung: Das Offizierkorps wurde innerhalb von 18 Monaten von über 30.000 auf 4.000 Mann verkleinert, die Kadettenanstalten geschlossen, sämtliche Höfe fielen über Nacht weg, das Herrenhauses wurde geschlossen, das preußische Wahlrecht reformiert, der Adelstitel wurde in der Verfassung zu einem Namensbestandteil abgewertet und die Auflösung der fideikommissarischen Bindung des Landbesitzes angekündigt.

In diesem Abschnitt sollen skizzenhaft (und vorläufig) die spezifischen Verlusterfahrungen adliger Offiziere, ihre unmittelbaren Reaktionen auf Niederlage und Revolution und schließlich ihr Engagement in den konterrevolutionären Bewegungen bis in das Jahr 1920 untersucht werden, um somit Aufschlüsse über den Zusammenhang von militärischem Engagement, relativem sozialem Niedergang und Radikalisierung im deutschen Adel zwischen 1914 und 1920 zu erhalten. Diese kurze Periode wird als wegweisend für den weiteren Verlauf der Geschichte des Adels zumindest bis 1945 verstanden, verstärkten sich doch v.a. im Kleinadel bereits vorhandene

⁹³⁹ Beispiele. für retrospektive Hellsichtigkeit: GERSDORFF, Untergang, S. 24; HEYE, Lebenslauf, in: BA-MA, N 18/1, fol. 103; SCHLABRENDORFF, Begegnungen, S. 26; SCHULENBURG, Ich hab's gewagt, S. 56; STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, fol. 137f. Alle Autoren bzw. ihre Väter dienten 1918 in Generalstabsstellungen.

Tendenzen der Ablösung von älteren „aristokratischen“ Mustern und begann die Suche nach neuen, radikalen politischen (und militärischen) Orientierungen.

In welchem Ausmaß sich das höhere Offizierkorps schon vor 1914 von Wilhelm II. als oberstem Kriegsherrn innerlich abgelöst hatten, ist bereits oben beschrieben worden. Dieser Prozeß der inneren, in einigen wenigen Fällen auch öffentlichen Lossagung von der Person des Kaisers als Orientierungspunkt erfuhr im Verlauf des Ersten Weltkrieges eine rasche Beschleunigung und Intensivierung, die in der Vorkriegszeit so nicht vorstellbar gewesen war. Vom Tag der Mobilmachung an – und nicht erst, wie allgemein angenommen, seit der Dritten Obersten Heeresleitung – war der oberste Kriegsherr von den militärischen Entscheidungsprozessen faktisch ausgeschlossen, und auch sein politischer Handlungsspielraum verringerte sich nach 1916 zusehends. Dies hatte nicht nur mit durchaus vorhandenen persönlichen Abneigungen zu tun, auch nicht allein mit der Führungsschwäche Wilhelms II. Ebenso resultierte dies aus der Logik des militärisch-politischen Entscheidungsapparates, die sich mit den emotionalen, häufig spontanen Geistesblitzen des Kaisers nicht mehr in Einklang bringen ließ. Davon unberührt blieben jedoch die engen persönlichen Bindungen insbesondere adliger Offiziere an die Monarchie als solche und das Festhalten an der Monarchie als zweckmäßigster Staatsform im „heroisch-aristokratischen Kriegerstaat“.⁹⁴⁰

Viele Hinweise deuten darauf, daß Wilhelm II. im Oktober 1918 nicht mehr Herr über sein eigenes Schicksal war, sondern von den führenden Offizieren der Obersten Heeresleitung getrieben wurde.⁹⁴¹ Die Abreise des Kaisers in das Hauptquartier der obersten Heeresleitung nach Spa ist nicht ohne Grund auch als „erste Flucht“ oder gar als „Entführung“ bezeichnet worden.⁹⁴² Denn damit kehrte die Führung der OHL nicht zu den Ursprüngen des „preußischen Heerkönigtums“ zurück, indem es sich um den obersten Kriegsherrn

⁹⁴⁰ So Karl Alexander v. MÜLLER in den Süddeutschen Monatsheften 1914, zit nach KOHLRAUSCH, Monarch im Skandal, S. 392.

⁹⁴¹ Laut HEYE, Lebenslauf, in: BA-MA, N 18/1, fol. 103 hatte Wilhelm II. schon am 17.10. 1918 „mit dem Schicksal abgeschlossen.“ Auch STÜLPNAGEL betont in seinen „Ausführungen während der 8. Sitzung des Freiwilligen Ehrengerichts 1919“, in: BA-MA N 5/17, fol. 23-26. die Handlungsunfähigkeit Wilhelms II. und der „Hofmilitärs“, die „Wirklichkeitssinn“ und „Führerenergie“ vermissen ließen, so daß die OHL sich schließlich gezwungen sah, die Initiative zu übernehmen.

⁹⁴² Paul Graf v. HOENSBROECH, Wilhelms II. Abdankung und Flucht. Ein Mahn- und Lehrwort, S. 47. KOHLRAUSCH, Monarch im Skandal, S. 344.

scharte,⁹⁴³ sondern sie nahm den obersten Kriegsherrn als Faustpfand gegenüber der politischen Führung, um die Armee möglichst unbeschadet durch die durch Niederlage und Revolution verursachte „doppelte Krise“ zu führen. Groener erklärte das Handeln der OHL mit dem Versuch, an erster Stelle das Militär und nicht die Monarchie zu retten: „Wir hofften durch unsere Tätigkeit einen Teil der Macht im neuen Staat an Heer und Offizierkorps zu bringen, gelang das, so war der Revolution zum Trotz das beste und stärkste Element des alten Preußentums in das neue Deutschland hinübergerettet.“⁹⁴⁴ Die hektische Betriebsamkeit in Spa, die publizistischen und ehrengerichtlichen Verdunkelungsversuche nach 1918, das Beschwören des „Schicksals“, des „Verhängnisses“ und der „Tragik“ dürfen nicht verdecken, daß sich die illusionsfreie Linie der „nüchternen Verstandesmenschen“, für die insbesondere der Name Groener und darüber hinaus aber der enge Kern der OHL stehen, sich schließlich in allen Punkten durchsetzte und einen verhältnismäßig glatten Übergang des geschlagenen Heeres und v.a. den Erhalt der eigenen Machtbasis vorläufig sicherte.⁹⁴⁵ Nur auf dem Hintergrund der realistischen Lageeinschätzung und Zukunftsplanung kann die Politik der OHL im November 1918 verstanden werden.

943 Dies war allerdings die Vision des „Hofgeflügels“, allen voran des Kommandeurs des kaiserlichen Hauptquartiers Hans v. Plessen. Vgl. die frühe Vermutung, die der westfälische Gutsbesitzer Engelberg v. KERCKERINCK in einem Brief an seine Frau vom 7.10. 1918 äußerte, in: WAA, Haus Borg, Kriegsbriefe 1914-1918, Nr. 495 (dort auch die abschätzig Bezeichnung „Hofgeflügel“).

944 So zumindest läßt sich eine durchgängige Handlungslinie innerhalb der OHL erklären, die ohne sentimentale Rücksichtnahmen bis in die 1920er Jahre hinein immer darauf bedacht war, das Heer „intakt“ zu halten. Vgl. GROENER, Lebenserinnerungen, S. 468; MITTELBERGER, Wanderer, in: BA-MA, N 40/11, fol. 2f.; STÜLPNAGEL, Ausführungen zum 8. Ehrengericht, in: BA-MA, N 5/17, fol. 23. Selbst von Seeckt sind vergleichbare Aussagen überliefert. Siehe das Rundschreiben SEECKTS an sämtliche Generalstabsoffiziere vom 6.7. 1919, in: BA-MA, N 97/6.

945 Für die unterschiedlichen Positionen, die in Spa verhandelt wurden und in der Deutung der Flucht ihre besondere Bedeutung erhielten vgl. KOHLRAUSCH, The Deserting Warlord and MALINOWSKI, Vom König zum Führer, S. 228-246. Zum Übergang in die „neuen Verhältnisse“ GEYER, Professionals and Junkers, in: Bessel/Feuchtwanger, Social Change and Political Development in Weimar Germany, S. 94f. Zu den Ehrengerichten v.a. gegen Groener und Schöuch siehe: Ehrengerichtsakte Schöuch/Waldersee, in: BA-MA, N 35/27 und Entwurf für das Urteil des Ehrengerichts [über Groener] vom April 1920, in: BA-MA, N 35/26, fol. 39-46; August v. CRAMON, Die tragische Schuld Hindenburgs, in: BA-MA, N 266/83, fol. 9. Schulenburg verstieg sich gar zu der Wertung, daß die OHL „revolutionär“, das Feldheer hingegen „königstreu“ gewesen sei. Siehe SCHULENBURG, Erlebnisse, in: BA-MA, N 58/1, fol. 229. Dort auch die Unterscheidung zwischen „Altpreußen“ und den „neuen Männern“, die noch schärfer von Rüdiger v.D. GOLTZ, Aufsatzentwurf „Überhebliche Geschichtsfälschung“ vom 3. Januar 1927, in: BA-MA, N 714/10 vorgetragen wird („Verstandesmenschen“, „tatarme Gedankenblässe“)

Dies galt zweifelsohne nicht für die in Spa anwesenden Hofmilitärs und v.a. adligen Frontkommandeure, noch weniger für jene, die fern des militärischen Entscheidungszentrums Nachricht von der Abdankung erhielten. Bevor die zahlreichen Deuter sich ans Werk setzten, um die Flucht zu beschönigen, zu verdammen oder die „wahren Schuldigen“ zu finden, verfielen die militärischen Eliten des untergegangenen Kaiserreichs in einen Zustand der Apathie und Handlungsunfähigkeit, den manche Zeitgenossen auch Jahre später nur kopfschüttelnd erinnerten. Harry Graf Keßler, Reservekürassier und Völkerbund-Aktivist, notierte 1922 in seinem Tagebuch, Gustav Stresemann habe noch im November 1918 erwartet, „daß die Revolution in Berlin erst siegen könnte, nachdem der letzte Gardeleutnant in Stücke gehackt sei!“ Höhnisch heißt es weiter: „„Altpreußen“, vertreten durch Wilhelm II., Ludendorff, Lindström, Linsingen, Beseler – nur die fliehenden Rockschöbe hat die Revolution zu sehen bekommen; sie waren schon im Davonlaufen, ehe die Revolution ausbrach [...]. Und heute schreien sie sich heiser vor Mannesmut im Kino vor dem jüdischen Geschäftsfilm ‚Fridericus Rex‘; edle Rasse! Je näher dem Throne, um so mehr wie von Feigheit verpestet.“⁹⁴⁶ Ernst Troeltsch wunderten sich über das „Verschwinden der Offiziere“⁹⁴⁷ und selbst der Chef des Stabes der Kommandantur in Berlin sprach dem Ausbleiben jeglicher aktiver Unterstützung der „altpreußischen Männer“ beim „Daseinskampf des preußischen Königtums“ ein vernichtendes Urteil: „Wenige Jahre vor Kriegausbruch waren von 28 Kommandierenden Generalen, die an der Hof Tafel zur Feier des Geburtstages ihres Königs zusammensaßen, 24 aus dem 1. Garde-Rgt. hervorgegangen, und dann gab es in der Entscheidungsstunde nicht einen, der würdig gewesen wäre, daß die maßlose Bevorzugung zu recht bestanden hatte.“⁹⁴⁸ Man könnte diese zumeist im politischen Tageskampf retrospektiv geäußerten Bewertungen als historisch irrelevante Einzelstimmen abtun, wenn es in den letzten Tagen des Kaiserreiches nicht tatsächlich an nahezu jeglichem ernsthaften Widerstand gefehlt hätte. Gemessen an dem

946 Harry Graf KEBLER, Tagebücher 1918-1937, S. 293f. (Eintrag vom 28.3. 1922). Vgl. auch ebda., S. 17 (9.11. 1918), S. 27f. (15.11. 1918), wo es durchweg zivile Politiker (v.a. Erzberger, Stresemann) sind, die dem Offizierkorps und Wilhelm II. „Versagen“ und „Feigheit“ vorwerfen. Die Generalobersten Hartwin v. Beseler (Gouverneur von Warschau) und Alexander v. Linsingen (Oberbefehlshaber in den Marken) sollen am 9.11. 1918 angeblich in Zivil aus dem Amt geflohen sein.

947 Ernst TROELTSCH, Fehlgeburt einer Republik, S.11 (Spektator-Brief vom 9.1. 1919).

948 Oberstleutnant Hans Erich v. STOCKHAUSEN, Schreiben an die Kriegswissenschaftliche Abteilung der Marine vom 17.3. 1936, in: BA-MA, RM 8/4077, 64921.

wiederholt martialisch vorgetragenen innenpolitischen Auftrag der Königsarmee vor 1914 und den auf dem Papier bis 1918 detailliert festgehaltenen Entwürfen zur Niederschlagung⁹⁴⁹ von inneren Unruhen, fiel das Ergebnis in der Realität kläglich aus.

Der zweifache Schock der Kriegsniederlage und des Zusammenbruchs der alten Ordnung, verbunden mit den unsicheren individuellen Aussichten, erstickte einen Moment lang alle Überlegungen des Aufbegehrens. Karl v. Einem, Kommandeur der 3. Armee wurde am 10.11. ins Hauptquartier des Kronprinzen befohlen, wo er „SKH in Tränen, ganz erschüttert“ vorfand. Mit dem „Fortgang des Kaisers“ sah er jeden Halt genommen, so daß er den Kronprinzen anflehte „Um Gottes Willen bleiben Ew. K. H. bei uns, gehen Sie nicht fort, sonst fehlt uns die Fahne, um die wir uns sammeln.“⁹⁵⁰ Insbesondere den älteren Offizieren waren mit der Monarchie tatsächlich der Halt und die Fahne, die Orientierung genommen worden. Das Ende der Monarchie wurde als „Weltuntergang“⁹⁵¹ wahrgenommen und als lebensgeschichtlicher Bruch erfahren, der weit über den Verlust des Monarchen hinausging. Die schockartige Erfahrung des Zusammenbruchs eines Zeitalters und dessen Herrschaftsmechanismen, des Verfalls ehemals unhinterfragt gültiger Wertmaßstäbe und des Verlustes der angestammten Lebenswelten wird in den zahlreichen nach 1918 publizierten Autobiographien deutlich: „Die Welt, die ich gekannt und geliebt hatte, gehörte der Vergangenheit an. Alle Werte, die sie erfüllt und für die wir gedient, gekämpft und geblutet hatte, waren gegenstandslos geworden. [...] Aus einer Laufbahn, der ich mit Passion und Hingebung angehangen,

949 Vgl. die berühmte Studie „Der Kampf in insurgierten Städten“ der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabs von 1907 sowie die von Hindenburg unterzeichneten „Bestimmungen über die Verfügung von Truppen im Falle innerer Unruhen“ des IV. AK von 1908, in: BHStA, IV (KA), Mkr. 2497. Differenziert zu Planungen für den Militäreinsatz im Innern: FÖRSTER, Doppelter Militarismus, S. ; Wilhelm DEIST, Armee und Arbeiterschaft 1905-1914, in: Francia 2 (1975), S. 458-481 und DERS., Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918, v.a. S. XXXI-XXXIX und die entsprechenden Dokumente. Düsseldorf 1970 Die unmittelbaren militärischen Vorbereitungen zur Niederschlagung von revolutionären Aufständen in Berlin 1918 sind minutiös rekonstruiert bei Ernst-Heinrich SCHMIDT, Heimatheer und Revolution 1918. Die militärischen Gewalten im Heimatgebiet zwischen Oktoberreform und Novemberrevolution, 268-300. Vgl. auch Hans v. HAEFTEN, Weiteres über die Abdankungsfrage. November 1918, in: BA-MA, N 35/5, fol. 193.

950 Brief Karl v. EINEM an v. KLEWITZ vom 15.10. 1921, in: BA-MA, N 324/28, fol. 102-105. Dort auch eine Beschreibung der Tränenausbrüche aller Offiziere als sie – verspätet – von der Abdankung erfuhren.

951 WILMOWSKI, Rückblickend, S. 88.

hatten die Ereignisse mich herausgeschleudert.“⁹⁵² Von besonderer Bedeutung war die Erfahrung und Verarbeitung des schicksalhaften Hereinbrechens der Revolution bzw. der anfänglichen Hilflosigkeit der militärischen Herren, die in sämtlichen autobiographischen Rückschauen ihren metaphorischen Ausdruck in heruntergerissenen Achselstücken und tränenreichen Abschiedsparaden erhielt. Hinzu kam die Differenz zwischen den individuellen Erfahrungen von Heroismus, Leid und massenhaftem Tod an den Kriegsfronten, der gänzlich unheroischen, unvermittelt „hereingebrochenen“ Kriegsniederlage und Revolution.

Bedeutsamer und zukunftssträchtiger war jedoch jene von Verunsicherung und Radikalisierung gleichermaßen zeugende Folgerung, die in den martialischen Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg und dessen Ende zu finden ist: Die aggressive Forderung nach einer sich ständig erneuernden Opfergemeinschaft, in der Krieg und gewaltsames Sterben als Wert an sich und als eine Sache des geeinten Volkes sein würden: „Nun sind wir schon drei lange Vierteljahre Krieger, haben vergessen, daß einmal Friede war und Stille, daß es eine Zeit der Rosen und der Schmetterlinge gab. [...] Aus einem Volk friedlicher Arbeiter wurde ein Volk der Kämpfer. [...] Aber daß wir jeden Tag Soldat sein müssen, daß jeden Tag ein Gegner, jeden Tag ein Kampf, jeden Tag ein Schicksal auf uns wartet, dem wir uns stellen müssen, das hat uns doch erst dieser Krieg gelehrt. [...] Daß unser Leben nur ein Lehen ist, daß unsere Zukunft auf dem Blut beruht, das wir als Verpflichtung empfangen und als Opfer hinzugeben haben, daß wir lodernd nur dann das Leben genießen, daß wir jubelnd nur dann den Tod begrüßen, wenn wir wissen, daß kein noch so bescheidenes Stückchen Leben von Wert ist, wenn wir nicht den Einsatz dafür gewagt haben, das hat uns doch dieser Krieg gelehrt.“⁹⁵³

Damit wurde zwar das aristokratische Offizierkonzept endgültig in ein von Härte geprägtes preußisches, rein kriegerisch-soldatisches überführt, in dem der Adel nur noch eine Nebenrolle spielen konnte, doch wurde so das Weiterkämpfen ermöglicht und jenseits der verloren gegangenen Gesellschaftsordnung mit neuem Sinngehalt unterlegt.⁹⁵⁴

Nahezu ausnahmslos konstruieren die autobiographischen Stilisierungen des adligen Engagements in den konterrevolutionären

952 PAPAN, Wahrheit, S. 116. Weitere Hinweise bei FUNCK/MALINOWSKI, Geschichte von oben, S. 261f.

953 SELCHOW, Hundert, S. 257.

954 Ausführlicher: FUNCK, Meaning, in: Berg/Eghigian, Sacrifice and National Belonging, S. 26-63.

Kämpfen einen handlungsfähigen Adel, als hätte es die klaffende Lücke der Handlungsunfähigkeit zwischen dem 9.11. und 23.12. 1918 nicht gegeben.⁹⁵⁵ Denn spätestens mit dem Scheitern der „Rückeroberung“ Berlins durch die Truppen unter dem großsprecherischen General v. Lequis, war die alte Armee ein toter Leichnam, der sich nicht einfach „galvanisieren“ ließ.⁹⁵⁶

Die Mehrzahl auch der adligen Offiziere kämpften auch nach dem 9. November 1918 innerhalb und außerhalb des institutionalisierten Militärs weiter, und zwar mit zunächst sehr konkreten Zielen: Niederschlagung der Revolution, die in Erinnerung der Ereignisse in Rußland seit 1917 auch als Bedrohung des eigenen Lebens empfunden wurde, und v.a. im Falle der Gutsbesitzer die Sicherung des Eigentums. Dieser militärische Dienst wurde allerdings in ganz unterschiedlichen, z.T. rivalisierenden Institutionen (reguläre Armee, Freikorps, Selbstschutzverbände etc.) geleistet, die sich seit Dezember 1918 in den Wirren des Bürgerkrieges und der Demobilisierung gebildet hatten und in Organisationsgrad und Befehlshierarchie, nicht zuletzt auch in ihren politischen Zielsetzungen fundamental voneinander unterschieden. Es kann gar nicht stark genug betont werden, daß die Jahre der Revolution und Konterrevolution geprägt waren von dem Konflikt zwischen der Tendenz zur Privatisierung von Krieg und Gewalt in den paramilitärischen Verbänden und den Anstrengungen der Reichswehrführung das Gewaltmonopol wiederzuerlangen.⁹⁵⁷ Gutshäuser in adligem Besitz bildeten organisatorische Schaltstellen der konterrevolutionären Bewegungen, des bewaffneten Widerstandes gegen Revolution und Demokratie auf dem flachen Land. So stellte der Rittmeister a.D. Wilhelm v. Oppen-Tornow nach 1918 sein Gutshaus verschiedenen Verbänden als

⁹⁵⁵ Vgl. FUNCK/MALINOWSKI, Geschichte von oben, S. 260-266.

⁹⁵⁶ RABENAU, Seeckt. Aus seinem Leben 1918-1936, S. 126. Diese Haltung brachte Seeckt die erbitterte Feindschaft der abgetretenen Schnauzbartmilitaristen ein. Vgl. ebda. S. 232. REINHARDT, Die Wehen der Republik, S. 45 (gemeint ist der „Freikorps-Reinhardt“ überliefert die Ankündigung Lequis’ „Der Sozialdemokrat wird den Dreck noch fressen, den er gemacht hat.“ Im typischen Hohenzollernstil schrieb der exilierte KRONPRINZ WILHELM an den Kriegsminister REINHARDT ein Glückwunschtelegramm anlässlich von dessen Ernennung zum preußischen Kriegsminister: „Spartakus muß erst einmal blutig belehrt werden.“ In: WHStA, Nachlaß Reinhardt, Bü 15, dessen Antwort fiel, den Realitäten entsprechend, weniger kraftmeierisch aus: „Die Lage unseres lieben Vaterlandes ist bitterschwer und kann gar nicht mit einem Schlage wieder gesund werden, sondern nur durch eine Reihe von Schritten, die ihre Ausgangspunkte in den Gegenwartsverhältnissen finden müssen.“

⁹⁵⁷ GEYER, Aufrüstung oder Sicherheit, S.25. Neben den verstreuten Hinweisen bei Otto-Ernst SCHÜDDEKOPF, Das Heer und die Republik u. Heinz HÜRTE (Hg.), Zwischen Revolution und Kapp-Putsch: Militär und Innenpolitik 1918-1920 siehe v.a. James M. DIEHL, Paramilitary Politics in Weimar Germany.

Waffenkammer und Kommandozentrale zur Verfügung, beherbergte Fememörder und unterstützte die Küstriner Putschisten, während der Rittergutsbesitzer v. Natzmer als Führer der Bauern die Revolution in Cottbus zurückgeschlagen haben soll.⁹⁵⁸ Solche Aktivitäten basierten vornehmlich auf traditionellen Vorstellungen von militärischem Herrmentum, nur daß sie nach 1918 auf privat finanzierte und geführte Einheiten übertragen wurden und auf die „Basis–Militarisierung“⁹⁵⁹ der Bevölkerung angewiesen blieb.

Grundlegend anders stellten sich die Beziehungen zwischen Offizieren und Soldaten in den eigenmächtig „von unten“ gebildeten Freikorps dar – die staatsnahen, „von oben“ eingesetzten Freikorps seien hier außen vor gelassen.⁹⁶⁰ Der Zerstörung der staatlich–institutionellen Kollektivität wurden hier neue, aus der erlebten und stilisierten Frontkameradschaft geschöpfte Bindungsformen entgegengesetzt, die einen Wandel im „soldatischen Führertum“ markieren. Es ist schon des öfteren darauf hingewiesen worden, daß gerade unter den Freikorpsführern die Notwendigkeit zum sozialen Handeln – allerdings nur in den eigenen Reihen und auf Kosten des imaginierten Feindes – mit dem Recht auf Intervention verknüpft, und damit die Gehorsamspflicht gegenüber vorgesetzten Stellen aufgegeben wurde.⁹⁶¹ Persönliche Fürsorge war das Bindeglied zwischen den charismatischen Führern und ihren Gefolgschaften, selbst wenn die Mittel dazu geraubt werden mußten, während Differenzen mit vorgesetzten militärischen und politischen Behörden öffentlich ausgetragen wurden. Am eindrücklichsten läßt sich diese radikale Wendung vom aristokratischen Offizierentum zum soldatischen Führertum in den im Baltikum und den deutsch–polnischen

958 OPPEN, Leseskizzen, S. 455 und HADELN, Sonne und Sturm, S. 182f. Siehe auch den umfangreichen Quellenbestand in MHStA, MDI 21194, Kapp–Putsch, wo deutlich wird, in welchem Umfang Gutshäuser, aber auch mondäne Berliner Clubs zu Waffenlagern umfunktioniert wurden. Die versteckten Waffen reichen bis hin zu den Flugzeugen, die der Baron v. LEFORT–BOCK auf seinem Gut versteckt hielt. Über die engen Verbindungen des brandenburgischen Landadels zu Major Bruno Ernst BUCHRUCKER informiert die Sammlung v. OPPEN zum Buchrucker–Putsch in: BLHA, Rep. 37, Gut Bollersdorf, Nr. 25–30. Für spätere Aktivitäten, bspw. zur Unterstützung von Reichswehrereinheiten bei Umgehung der Abrüstungsbestimmungen vgl. die in eine Art Lausbubengeschichte verpackten Beschreibungen bei L'ESTOCQ, Soldat, S. 54–60.

959 GEYER, Deutsche Rüstungspolitik, S. 119.

960 Allgemein dazu noch immer: Hagen SCHULZE, Freikorps und Republik 1918–1920, Boppard 1969.

961 SCHÜDDEKOPF, Heer und Republik (wie Anm. 66), S.44. Vgl. die Erinnerungen des „roten Generals“ Georg MAERCKER, Vom Kaiserheer zur Reichswehr, Leipzig 1921.

Grenzgebieten eingesetzten Einheiten beobachten.⁹⁶² Major Joachim v. Stülpnagel unterschied drei Typen der im Baltikum kämpfenden Offiziere: Solche, die aus nationalen und ideellen Gründen ihren Dienst taten, solche die schlicht ihre Pflicht erfüllten und schließlich sittlich minderwertige Abenteurer und Condottieri. Nüchtern stellte er fest, daß die Masse der Mannschaften nur Vertrauen in ihre eigenen Führer hätte und Weisungen aus Berlin nicht befolgen würde.⁹⁶³ Die tiefe Abneigung v. Seeckts gegen den „Landsknechtscharakter“ der selbstmobilisierten Freikorps und den „bolivianischen Zuständen“ im Osten,⁹⁶⁴ war ein markantes Beispiel für die große Kluft zwischen den von Gardekorps und Generalstab gleichermaßen geprägten Offizieren und den von ihnen zusammengewürfelten Gefolgschaften akklamierten militärischen Führern.

Sowohl in den Bürgerkriegs- als auch in den Grenzkämpfen wurden historisch weiter zurück reichende Vernichtungsphantasien gegen einen inneren und äußeren Feind erstmals erprobt. Programmatische Schriften und persönliche Berichte von den Kämpfen hielten die Erinnerungen an jene⁹⁶⁵ Klassen- oder Rassenfeinde und an die Kampfmethoden wach,⁹⁶⁵ die in ihrer Brutalität durchaus als Vorstufe zum genozidalen Krieg bezeichnet werden können.⁹⁶⁶ Ein Erfahrungsbericht des Garde-Kavallerie-Schützenkorps von den Kämpfen in Berlin empfahl, daß bei künftigen derartigen Auseinandersetzungen zuerst der Belagerungszustand verhängt werden sollte, damit mit der Waffe sich Widersetzende oder Plünderer sofort erschossen werden könnten. Weiter hieß es: „Je schärfer die Mittel, um so schneller der Erfolg; keine Verhandlungen, sondern restlose

962 Vgl. aber auch ein Schreiben des Oberstleutnants v. LOEWENFELD an SEECKT vom 31.5. 1921, in: BA-MA, N 417/1 über den Selbstschutz in Oberschlesien: „Es ist eine Kriegsführung, die sozusagen einen Mittelweg von richtigem Krieg und Bandenwesen darstellt.“

963 Vortrag „Die Truppen im Baltikum“, gehalten vor dem preußischen Kriegsministerium am 1.10. 1919 in: BA-MA N 5/18 , fol. 29.

964 SEECKT, Die Reichswehr, S. 14.

965 Bspw. Rüdiger GRAF v. D. GOLTZ, Meine Sendung in Finnland und im Baltikum. Gerade von den Kämpfen im Baltikum, die von Max Bischoffs Eiserner Division und von der unter Führung baltischer Barone (bspw. Lothar GRAF DOHNA-WILLKÜHNEN, Hans v. MANTEUFFEL oder Eugen BARON v. ENGELHARDT) stehenden Landwehr geführt wurden, wird von regelrechten Massakern an der Zivilbevölkerung berichtet. Vgl. den Befehl des Generalkommandos VI., Reserve Korps (v. d. Goltz) vom 24.4. 1919, in Goltz, Sendung, S. 112. Bernhard v. HÜLSEN, Der Kampf um Oberschlesien, Berlin 1922; Manfred v. KILLINGER, Kampf um Oberschlesien; Walther FREIHERR v. LÜTTWITZ, Im Kampf gegen die November-Revolution.

966 Vgl. Ernst v. SALOMON, Die Geächteten, Berlin 1930, S. 167: „Eine Welle des dumpfen Hasses stieg aus der Masse zu uns herauf, der Haß zweier Rassen, der blinde Ekel voreinander [...]“

Ergebung erzwingen; unsichere Elemente aus den eigenen Reihen rechtzeitig und rücksichtslos entfernen; gegen Menschenansammlungen stets rücksichtslos nach 3maliger kurzer Aufforderung von der Waffe Gebrauch machen.“⁹⁶⁷ Die Fanatisierung und Radikalisierung der Kriegführung, die stark antibürgerlichen – aber auch „anti-wilhelminischen“ – Affekte, wurden von den beteiligten adligen wie bürgerlichen Offizieren gleichermaßen getragen. Aristokratische Herkunft oder Bindungen an ein „militärisches Altpreußentum“ hatten keinerlei mäßigende Wirkung auf ihr Handeln. Vielmehr wurde der aus einer spezifisch preußischen Adelstradition geschöpfte militärische Wertekanon in den gegenrevolutionären Kämpfen erweitert, brutalisiert und in die Adelsgesellschaft rückübertragen.

Der extreme Radikalisierungsschub unter adligen Offizieren, ihre Abkehr von spezifisch aristokratischen Prinzipien der Kriegführung hin zu einem entfesselten Kriegerum innerhalb der sehr kurzen Zeitspanne zwischen 1916 und 1920 bedarf einer Erklärung. Zwar wurde insbesondere in Kapitel 7 der Arbeit darauf hingewiesen, daß die Kriegspraxis in den Kolonien bereits auf spätere Entwicklungen hindeutete und daß sich auch die Sprache des Krieges von einem eher gemäßigten aristokratisch-ritterlichen Kontext in einen Kriegerkontext verschob. Doch kann man mit diesen Kontinuitätsthese allein, die extremen Verschiebungen im Wertesystem des Militäradels nicht verstehen. Die Erfahrung des Krieges alleine, die von der großen Mehrheit der Bevölkerung in sehr viel schärferer Form erduldet wurde, kann als Erklärung ebenfalls nicht hinreichen. Vielmehr scheint mit dem Schlüsseljahr 1916 ein Prozeß eingeleitet worden zu sein, in dem die Schere zwischen maßlosen Erwartungen und verfügbaren Mitteln immer größer wurde. Dies bezieht sich zunächst weniger auf die soziale Lage der Offiziere, auch wenn ihr Absturz aus großer Höhe schmerzhaft genug war. Eher scheint in diesem Zeitraum eine Entwicklung der Ideologisierung des Krieges in Gang gesetzt worden zu sein – man denke an die überspannten Kriegszieldebatten, an die Osterreich-Phantasien und schließlich an die konterrevolutionären Haßausbrüche gegen das „System“ und seine Drahtzieher –, die im Bürgerkrieg ihren ersten Höhepunkt fand und als Gewaltpotential auch darüber hinaus bestand und in Krisensituationen reaktiviert werden konnte. Diese Entwicklung hat der Adel nicht gesteuert, er hat sie aber auch nicht zu kanalisieren versucht. Gerade der preußische Kleinadel

⁹⁶⁷ Garde-Kavallerie-Schützenkorps: „Erfahrungen aus den Straßenkämpfen in Berlin“ vom 31.3. 1919, in: BA-MA N 280/106.

nahm seine zunehmende „Entadelung“, seine Einordnung in eine Gemeinschaft nationaler Krieger bewußt in Kauf, weil er im Militär, letztlich im Kriegführen seine letzte Herrschaftsressource vermutete. Die damit verbundenen Gefahren, nämlich der Verlust der Handlungsautonomie der militärischen gegenüber der zivilen Führung bzw. der Zivilgesellschaft überhaupt, wurde von den *professionals* in der OHL und später in der Reichswehrführung klar erkannt und, am schärfsten unter Seeckt, bekämpft. Doch erwuchs daraus der tiefe Graben, der in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik zwischen der Reichsführung einerseits und den Truppenoffizieren sowie den paramilitärischen nationalen Verbänden andererseits verlief und im Rahmen einer demokratischen Ordnung letztlich nicht mehr zu überbrücken war. Der hochdynamische preußische Kleinadel außerhalb der Reichswehr reihte sich mit wenigen Ausnahmen in die Fronten ein, die gerade die traditionelle Ordnung des preußischen Militärs, die scharfe Trennung von militärischer und ziviler Welt einzureißen trachteten.

10. AUSBLICK UND RESÜMEE: STAND, PROFESSIONALITÄT, IDEOLOGIE IN DER REICHSWEHR 1920 BIS 1935

Ohne die traumatischen Erfahrungen der Kriegsniederlage und Kaiserflucht, der Revolution und des vorübergehenden Kontrollverlustes über Waffen und Gewaltanwendung ist das Verhalten des Offizierkorps in der Reichswehrzeit nicht zu verstehen.

Dies gilt in besonderem Maße für die adligen Offiziere, die mit der Abdankung Wilhelm II., in seinen Eigenschaften als Spitze der militärischen Gesellschaft und der Adelsgesellschaft eine doppelte Autorität, einen in der Krise möglicherweise über das rein Militärische hinaus weisenden Orientierungspunkt verloren. Zwar blieb die Monarchie für den größten Teil der Generalstabs- und Truppenoffiziere die einzig denkbare Staatsform,⁹⁶⁸ doch nahm die private und dann auch öffentliche Kritik der adligen Offiziere an der Person des Kaisers wie des Kronprinzen schnell an Ausmaß und Schärfe zu. Während nur bei einer ganz unwesentlichen Minderheit der Offiziere der Ablösungsprozeß vom Monarchen mit einer Hinwendung zur Republik korrespondierte, sahen eher traditional-konservativ eingestellte Offiziere im absolut gesetzten Staat, in der Nation, die Brücke zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.⁹⁶⁹ Einen gewissen Bruch mit der aristokratischen Offiziertradition markierte hingegen die Orientierung zum Volk als Grundlage militärischer Arbeit, eine Einstellung wie sie besonders außerhalb des institutionalisierten Militärs häufig war. Diesen Übergang zum Völkischen formulierte in zunächst gemäßigter Form Admiral Adolf v. Trotha in einer Denkschrift vom 12.3. 1919: „In der Vergangenheit gab

⁹⁶⁸ Friedrich FREIHERR HILLER v. GAERTRINGEN, Monarchismus in der deutschen Republik, in: Michael Stürmer, Die Weimarer Republik. Belagerte Civitas, Königstein/Ts. 1980, S. 254-271. Vgl. die z.T. absurden Gedankenspiele über eine monarchische Restauration und die damit verbundene Destruktionspolitik der weitverzweigten monarchisch-antirepublikanischen Verbände in den Nachlässen der pensionierten Generale August v. Cramon (BA-MA N 266) und Karl v. Einem (BA-MA N 324), aber auch die nüchternen Überlegungen jüngerer Offiziere, die nach einem „Wiederaufbau“ der Armee ebenfalls an die Wiederherstellung der Monarchie dachten. So STÜLPNAGEL, 75 Jahre, in: BA-MA, N 5/27, fol. 148. Auch Friedrich v.D. SCHULENBURG äußerte in einem Brief an Kurt v. SCHLEICHER vom 22.6. 1930, in: BA-MA, N 42/27, fol. 19, daß es zuerst darum ginge, die Armee geschlossen zu halten, gelänge dies, käme die Monarchie irgendwann von alleine.

⁹⁶⁹ Vgl. den (von v. Seeckt entworfenen) Aufruf des Oberbefehlshabers des Grenzschutzabschnittes Nord, General der Infanterie v. Quast, an das Offizierkorps vom 24.4. 1919, abgedruckt in: Offiziere im Bild von Dokumenten aus drei Jahrhunderten, hg. v. Manfred MESSERSCHMIDT, Stuttgart 1964, S. 217-219. Zur Bedeutung der Reichsidee für die Wehrideologie: Michael SALEWSKI, Reichswehr, Staat und Republik, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 31 (1980), S. 271-288.

sich der Offizier mit seiner ganzen Person in die Hand des Monarchen als der Verkörperung des Staates, seines Vaterlandes. [...] Heute haben sich diese Verhältnisse ganz verschoben. Der ideelle Mittelpunkt liegt jetzt im völkischen Staat, im Vaterland selbst.“⁹⁷⁰ Im Ansatz wurde bereits hier die Beharrung auf ständischer Exklusivität relativiert, Adel als gesellschaftliche Führungsschicht in den nationalen Volksbegriff eingebunden. Die dritte Variante, die innerhalb der Reichswehrführung immer mehr in den Vordergrund rückte, sah im nur sich selbst verpflichteten militärischen Dienst die „Quelle neuer Arbeitsfreudigkeit“. Im Antrittsschreiben als Chef des Truppenamts im Juli 1919 forderte Seeckt die Offiziere auf, nur „so lange zurückzuschauen, wie Kraft für die Zukunft geschöpft“ werden könne, sich ansonsten aber sachlicher militärischer Zukunftsarbeit zu verpflichten.⁹⁷¹ In der Praxis durchmischten sich diese Legitimationsgrundlagen militärischer Arbeit sicherlich, doch bleibt festzuhalten, daß weder Monarchie noch Republik als Orientierungsgrößen für die Offiziere in Frage kamen, sondern Staat, Volk und Militär.

Darauf aufbauend entwickelte die Reichswehrführung, über die bekannten Restaurationsbestrebungen hinaus, eigene Elitekonzepte, die erstens der beschränkten inneren sozialen und institutionellen Ordnung der Reichswehr Rechnung trugen und zweitens der Idee des kriegsfähigen Zukunftsheeres geschuldet waren.⁹⁷² Diese Elitekonzepte zielten sowohl auf die Re-Aristokratisierung, als auch auf die Professionalisierung des Heeresoffizierkorps, was von den an der Entwicklung der Konzepte beteiligten adligen wie bürgerlichen Offiziere keineswegs als Widerspruch verstanden wurde. Das Konzept der Re-Aristokratisierung bezog sich in diesen Entwürfen in erster Linie auf das soziale Verhalten und die gesellschaftliche Position der Offiziere, während das Konzept der Professionalisierung ausschließlich das militärfachliche Verhalten und innermilitärische Beziehungen betraf. Der von Groener im Zusammenbruch 1918/19 eingeschlagene und von Seeckt fortgeführte Kurs, die Reichswehr auf der personellen und organisatorischen Basis des ehemaligen Generalstabs zu konstituieren ist auch von deren Nachfolgern, trotz

⁹⁷⁰ Adolf v. TROTHA, Volkstum und Staatsführung, Briefe und Aufzeichnungen 1915-1920, Berlin 1928, S. 197.

⁹⁷¹ WHStA M 635/2, Nachlaß Reinhardt, Bü 303.

⁹⁷² Vgl. meine Ausführungen in Marcus FUNCK, Schock und Chance. Der preußische Militäradel in der Weimarer Republik, in: Reif, Adel und Bürgertum, Bd. 2, v.a. S. 151-160.

einiger historisch interessanter Experimente,⁹⁷³ niemals verlassen worden, so daß der professionelle Kern gegen die Gefahr des Eindringens von „Frontsoldaten“ oder gar von „demokratischen Offiziere“ zuverlässig abgeschirmt wurde.⁹⁷⁴ In der Politik der Reichswehrführung eine Tendenz zur Re-Feudalisierung zu sehen, geht jedoch an den realen Gründungs- und Aufbaubedingungen der Reichswehr vorbei.⁹⁷⁵ Erstens ist es bereits auf einer konzeptionellen Ebene fragwürdig, wilhelminische Muster von „Feudalisierung“ fortzuschreiben, die bereits vor 1914 brüchig geworden waren und nach 1914 von der Dynamik des Krieges fortgerissen wurden; zweitens konstruiert dieses Modell den militärisch engagierten Adel als eine in statischer Beharrung verbleibende soziale Gruppe wie das Militär als eine den gesellschaftlichen Veränderungen entzogene Institution; und drittens übersieht sie den grundlegenden Wandel der Kriegführung, der sich v.a. in einer neuen Organisation der Wechselbeziehungen von militärischer Profession, Nationalstaat und industrieller Gesellschaft manifestierte.

Dies bedeutet keineswegs, daß die Kategorie Adel für die Reichswehr ihre analytische Kraft verloren hätte. Zunächst verweisen die Zahlen auf eine erstaunliche Beharrungskraft des preußischen Kleinadels – allerdings auf erheblich niedrigerem Niveau als vor 1914.⁹⁷⁶ Bereits angesprochen wurde die Tendenz zur Re-Aristokratisierung, womit nicht die Traditionspflege und die Konzentration des Adels in bestimmten Regimentern gemeint ist, sondern vielmehr die weitreichenden Eingriffsversuche der Heeresleitung in die private Lebensführung der Offiziere zur Wiederaufrichtung eines homogen erscheinenden Offiziersstands. Nicht zuletzt drückte der „aristokratische Stil“ der Reichswehr deren Anspruch aus, auch über die fachmilitärische Sphäre hinaus, gesellschaftliche Werte zu repräsentieren und im Ernstfall zu verteidigen. Doch im Unterschied zum Status des Offizierkorps vor 1914 stieß die Militärführung sehr schnell an ihre Grenzen.

⁹⁷³ Verwiesen sei hier auf die „Reinhardt-Kurse“, mit denen der „Doktor-Offizier“ zu etablieren versucht wurde, und die Bemühungen Heyes, hochbegabten (und spezialisierten) Mannschaftssoldaten und Unteroffizieren Wege in die Offizierslaufbahn zu eröffnen.

⁹⁷⁴ Zu Groeners Weichenstellungen vgl. BALD, Vom Kaiserheer zur Bundeswehr, S. 22-24 und WETTE, Noske; GEYER, Professionals and Junkers, S. 94-97.

⁹⁷⁵ So u.a. CRAIG, Politics, S. 342-467; CARSTEN, Reichswehr und Republik; MESSERSCHMIDT, Preußens Militär, in: Wehler/Puhle, Preußen im Rückblick, v.a. S. 77-85; KEHR, Soziologie der Reichswehr, in: Wehler, Primat, S. 235-243; BALD, Offizier, S. 85-100.

⁹⁷⁶ Die „sichersten“ Zahlen liefert BALD, Offizier, S. 85-100; ferner noch: Wolfgang SAUER, Die Reichswehr, in: Bracher, Auflösung der Weimarer Republik, S. 229-284; DEMETER, Offizierkorps, S. 53; Nikolaus v. PRERADOVICH, Die soziale Herkunft der Reichswehr-Generalität 1930, in: VWSG 54 (1967), S. 481-486.

Wenngleich die nachträgliche Selbsteinschätzung, die Reichswehroffiziere seien „Parias der Gesellschaft“⁹⁷⁷ gewesen, eine bewußte Übertreibung war, stimmt doch so viel an dieser Beobachtung, daß sie in ihrem Anspruch der Repräsentation von gesamtgesellschaftlichen Werten mit einer Vielzahl anderer sozialer und politischer Gruppen sich auseinanderzusetzen hatte und dabei nicht von vornherein eine Position der Stärke einnahm.

Aus der Perspektive der Reichswehrführung war die Zeitphase zwischen dem 9. November 1918 und dem 31. Juli 1920 (formale Bildung des 100.000-Mann-Heeres) geprägt von vier ineinander verschränkten und widersprüchlichen militärischen Entwicklungen: erstens die organisatorisch aufwendige Heimführung des Feldheeres und der Einsatz der „zuverlässigen“ Teile der alten Armee unter der Führung der OHL und der Mehrheitssozialisten gegen die revolutionären Kräfte; zweitens die unkontrollierte, teilweise revolutionäre Auflösung des alten Heeres und die eigenmächtige Bildung neuer Militärverbände in Ergänzung oder Konkurrenz zur regulären Armee; drittens die institutionell gelenkte Demobilisierung und Abwicklung des alten Heeres; und viertens die staatlich organisierte Neuaufstellung eines Heeres gemäß den Auflagen des Versailler Vertrages bei gleichzeitiger Auflösung der neu entstandenen, konkurrierenden Militärverbände unter der Führung von unabhängigen „Kriegsherren“ bzw. deren Nutzung als Personalreservoir in Abhängigkeit von der militärischen Zentralgewalt. In diesem Zusammenhang kann nur der letztgenannte Entwicklungsstrang unter der Perspektive der militärischen Elitenbildung isoliert untersucht werden, selbst auf die Gefahr hin, das komplexe Geflecht der Entscheidungsbedingungen zu vereinfachen und die Handlungsspielräume der militärischen Führung zu überschätzen. Schon bei einer flüchtigen Durchsicht der Akten wird deutlich, daß die Wiedererlangung der gesamtgesellschaftlichen Eliterolle in der Heeresleitung, v.a. im Truppenamt und im Heerespersonalamt, oberste Priorität besaß. Insbesondere die Politik der Heeresleitung in der Ära Seeckt, die Konzentration auf die Felder Rekrutierung, Erziehung und Ausbildung des Offizierkorps, ist ohne den vorhergegangenen Statusverlust der Offiziere im Herrschaftssystem wie in der Gesellschaft nicht zu verstehen. Hinzu kam, daß zentrale Bestandteile der preußischen Militärtradition aus der Reichswehr herausgelöst worden waren. Das andauernde Reden über „Ehrenhaftigkeit“ beispielsweise ist nur vor dem Hintergrund der

⁹⁷⁷ Vgl. Wilhelm HEYE, Mein Lebenslauf, in: BA-MA N 18/4, fol. 216

Auflösung eines allgemeingültigen Verhaltenskodex für Offiziere und der Abschaffung der militärischen Ehrengerichte zu verstehen.⁹⁷⁸ Während die Reichswehr diesen doppelten Verlust durch unzulängliche Hilfskonstruktionen auszugleichen versuchte, übernahmen die militärischen Verbände und Vereine die Kontrolle des Ehrbegriffs. Auch hier ist eine Privatisierung von Kontrollen und Leistungen zu beobachten, die ehemals ausschließlich der militärischen Profession zugeordnet gewesen waren. Nicht weiter verwunderlich ist, daß besonders adlige Offiziere a.D. als Angehörige des Standes höchster Ehre die Expertenschaft in Sachen Ehrenhaftigkeit für sich reklamierten und somit immer wieder in die Geschäfte der militärischen Profession intervenierten.

Schon seit dem Herbst 1918 hatte man sich in Kreisen der Obersten Heeresleitung und des preußischen Kriegsministeriums mit den Planungen für den Neuaufbau einer Armee nach dem Kriege befaßt und es war den Beteiligten klar, daß man die Uhr nicht einfach auf den Vorkriegsstand zurückdrehen konnte. Wenn es nun darum ging eine neue Armee aufzubauen, so wurden die Rahmenbedingungen von den Siegermächten bestimmt, während die innere Ausgestaltung der Armee, v.a. die Auswahl der Offiziere ausschließlich Sache der deutschen Militärführung blieb.⁹⁷⁹ Hier gab es durchaus konträre Vorstellungen, insbesondere zwischen dem aus Württemberg stammenden preußischen Kriegsminister General Walter Reinhardt einerseits, Groener, Seeckt und führenden Offizieren des Generalstabs andererseits,⁹⁸⁰ von außerhalb der Militärführung formulierten Offizierskonzepten ganz abgesehen. Schließlich setzte sich die „restaurative Linie“ des Generalstabes durch, bevorzugt Generalstabsoffiziere in die neue Armee zu übernehmen und in verantwortliche, militärpolitisch sensible Stellungen zu hieven, zumal nach Wilhelm Groeners Argumentation „der Generalstabsoffizier die durch immer erneute Prüfung und Siebung gewonnene *Elite* des

⁹⁷⁸ Beeindruckend ist wie insbesondere Seeckt die alten sozialen Standards und das öffentliche Erscheinungsbild der Armee durch ein Vielzahl von Befehlen, Erlassen und Ermahnungen (letztlich erfolglos) wiederherzustellen versuchte. Vgl. den Sammelordner mit Verordnungen SEECKTs zur Ehrenhaftigkeit in BA-MA, RH 53/7-1061.

⁹⁷⁹ Besonders in diesem Punkt zeigten sich Oberste Heeresleitung (Hindenburg, Groener) und preußisches Kriegsministerium (Reinhardt) gegenüber den Arbeiter- und Soldatenräten keinerlei Kompromißbereitschaft. Bezeichnend Groeners tautologisches Argument: „Führer können nicht gewählt werden, weil gewählte Offiziere keine Führer sind.“ Protokoll einer Besprechung zwischen dem Rat der Volksbeauftragten, Groener und dem Zentralrat der Arbeiter- und Soldatenräte (27er-Ausschuß) vom 30.12. 1918, in: BA-MA N 42/11 (v. Schleicher)

⁹⁸⁰ BALD, Vom Kaiserheer zur Bundeswehr, S. 22-24 und WETTE, Noske.

gesamten Offizierkorps [war].“⁹⁸¹ Groener formulierte auch das Kalkül der militärischen Zentrale in einem früheren Schreiben an das Personalamt im preußischen Kriegsministerium. Den Wiederaufbau sah er nur dann gewährleistet, wenn „die besten Männer“ blieben. Gerade die Neu-Organisation, die Verkleinerung des Heeres gäbe Gelegenheit, „das Offizierkorps von dem ihn aus dem Kriege und aus der Revolutionszeit anhaftenden Schlacken zu reinigen, wenn eine feste und zielbewußte Hand den Bau leitet[e].“⁹⁸² Übrig blieb also der professionelle Kern des alten Heeres, der sich weniger als „echter Träger der alten Tradition des deutschen Offizierkorps“,⁹⁸³ als vielmehr durch einen sachlich-funktionalen Zugriff auf militärfachliche Fragen auszeichnete. Natürlich war in dieser Gruppe auch eine überproportional hohe Zahl adliger Offiziere zu finden, der Adelsanteil im Generalstab betrug bei Beginn des Weltkriegs annähernd 50 Prozent, doch waren sie in erster Linie nicht aufgrund von Herkunft und Protektion, sondern aufgrund von Expertenwissen, Leistung und systematischer Auslese in ihre Stellungen gelangt und dort verblieben. Insofern setzte sich in der Reichswehr der Aufstieg der „Bürosoldaten“ beschleunigt fort.

Die Rekrutierungspraxis war anfänglich ohnehin sehr viel differenzierter und das Offizierkorps sehr viel heterogener als in der Literatur gemeinhin dargestellt wird. Im Januar 1920 beklagte sich Seeckt gegenüber Reichswehrminister Noske, daß „das Offizierkorps auch die Ansätze einer einheitlichen Zusammensetzung von Ansichten und Wille nicht erkennen läßt. Wir haben eine Menge kleiner Republiken in der Armee. Das geht weiter nicht an.“⁹⁸⁴ Das Offizierkorps setzte sich zusammen aus höheren und mittleren Truppenführern vom Regimentskommandeur aufwärts, jüngeren, aktiven Offizieren, die sich in Generalstabs- und Stabsstellungen befanden, Kriegsleutnants und den sogenannten „Noske-Offizieren“, aus dem Unteroffizierkorps teilweise auch aus dem Mannschaftsstand beförderte Offiziere, die jedoch sehr schnell wegen vorgeschobener „Unzuverlässigkeit“ ausgesiebt wurden. Den Wehrkreiskommissionen,

⁹⁸¹ Schreiben Wilhelm Groeners an Walter Reinhardt vom 24.8. 1919, zitiert nach: Detlev BALD, Gerhild BALD, Eduard AMBROS (Hg.), Tradition und Reform im militärischen Bildungswesen. Von der preußischen Allgemeinen Kriegsschule, S. 46, S.153.

⁹⁸² Schreiben Groeners an Reinhardt vom 26.3. 1919 in: BA-MA PH 3/27, 2.

⁹⁸³ So DEMETER, Offizierkorps, S. 48; vgl. die ähnliche Einschätzung bei Emilio WILLEMS, Der preußisch-deutsche Militarismus. Ein Kulturkomplex im sozialen Wandel, S. 122: „Diese Organisation [des Generalstabes bzw. Truppenamtes] führte zu einem neuen Offizierskorps, das bis auf den letzten Mann die traditionellen Wertvorstellungen der kaiserlichen Armee repräsentierte.“

⁹⁸⁴ Schreiben des Chefs des Truppenamts an den Reichswehrminister vom 16.1. 1920, in: BA-MA N 247/89, fol. 11.

die für die Übernahme der Stabsoffiziere zuständig waren, und später den Regimentskommandeuren wurde nahegelegt nicht den traditionellen Auswahlkriterien zu folgen: Weder soziale Herkunft noch Bildung oder gar die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bewerber standen an oberster Stelle, sondern Charakter, Gesinnung und militärisches Können.⁹⁸⁵ Dies ermöglichte die gnadenlose Ausübung demokratisch gesonnener Offiziere ebenso wie unliebsamer Frontsoldaten, doch war es eben kein Rückfall in eine Zeit, in der das Offizierkorps soziales Prestige v.a. über die Ausstrahlungskraft seiner Herkunft und Exklusivität bezog. Bei der Eingliederung neu eingestellter Offiziere scheint es zu erheblichen Schwierigkeiten gekommen zu sein, da häufig jüngere Offiziere, die mit den Mannschaften eng verwachsen waren, ihre Stellen für ältere und ranghöhere Offiziere räumen mußten. Zwar bemühten sich die Wehrkreise, soweit dies die Bedingungen der Siegermächte zuließen, um einen behutsamen und sukzessiven Austausch,⁹⁸⁶ doch waren sie nicht in der Lage das bedrohliche Protestpotential der von Entlassung bedrohten Offiziere abzubauen.

Die militärische Aufbauarbeit der frühen Jahre war durchaus restaurativ, in dem Sinne, daß Revolution und Konterrevolution aus dem Offizierkorps verdrängt wurden. Frontsoldatentum, Revolution und Bürgerkrieg hatten die ohnehin fragile Homogenität des Offizierkorps aufgelöst, so daß von den politischen Ambitionen einzelner militärischer Persönlichkeiten abgesehen, die Reichswehrpolitik anfänglich unter dem Motto „Wir müssen arbeiten!“⁹⁸⁷ v.a. auf Wiederherstellung der militärischen Einheit unter Führung der Offiziere und auf Verankerung des Wehrgedankens in der Bevölkerung zielte. Das angestrebte Führerheer als Speerspitze der oberhalb des republikanischen und der Verfassung angesiedelten wehrhaften Nation knüpfte an ein vermeintlich unpolitisches, rein militärische fundiertes Offizierskonzept an, wie es vor 1914 am ehesten im Generalstab entwickelt worden war.

⁹⁸⁵ Wie Anm. 15. Das Schreiben enthält auch eine deutliche Spitze gegen den älteren, „aristokratischen“ Offiziertypus: „In die obersten Kommandostellen müssen frische Männer kommen, die führen können, und von denen zu erwarten ist, daß sie nicht nur die repräsentative Seite ihre Stellung ausüben.“

⁹⁸⁶ Schreiben des preußischen Kriegsministers Reinhardt an alle Kommandobehörden vom 13. Mai 1919, in: Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden (SHStA), Bestand Heeresabwicklungsamt, P 7151, fol. 172.

⁹⁸⁷ Erlaß des Chefs der Heeresleitung, Generalmajor v. Seeckt, an die Generalstabsoffiziere vom 7.7. 1919, abgedruckt in: Offiziere im Bild von Dokumenten (wie Anm. 59), S. 217-219.

Die z.T. grotesk anmutenden Versuche v. Seeckts die Wiedererrichtung des Offizierkorps als militärische Funktionselite und als gesellschaftliche Wertelite bis in die Kompanien hinein zu steuern, rissen nach seiner Verabschiedung 1926 nicht ab. Doch orientierten sich seine Nachfolger nüchterner an den gegebenen Realitäten, versuchten die Basis des Offizierersatzes zu erweitern und zeigten sich in Theorie und Praxis der militärischen Elitenrekrutierung insgesamt sehr viel experimentierfreudiger. Auch hinsichtlich der Elitenbildung im Offizierkorps galt es, „aus dem Gebiet der Utopien herauszukommen.“⁹⁸⁸ Dazu gehörte zunächst einmal die Überlegung, die Armee aus der selbstverschuldeten gesellschaftlichen Isolation herauszuführen, indem sie von der Reichswehrführung näher an den republikanischen Staat, damit ins Zentrum der politischen Entscheidungen, herangerückt werden sollte.⁹⁸⁹ Am deutlichsten formulierte dies der Kommandeur des III. Wehrkreises General Otto Hasse, der damit bezeichnenderweise, der vom sozialdemokratischen Reichspräsidenten Hermann Löbe vorgeschlagenen Neuordnung der Ergänzungsbestimmungen für das Offizierkorps und einer allgemeinen „Hetze gegen die Reichswehr“ entgegneten wollte: „Wir haben eine Republik und können es aus sachlichen und personellen Gründen nicht ändern und wollen es auch nicht ändern.“ Er forderte, ein offenes Wort für die Demokratie auszusprechen und den Mut zum Bekenntnis, der jedoch „durch inneren konventionellen Zwang, von außen durch gesellschaftlichen Terror der politisch unorientierten und dilettantierenden Kreise, die sich meist nicht aus den klügsten Elementen zusammensetzen, unterdrückt [würde].“ Nur über eine symbolische Annäherung an die Republik könne das Heer wieder sichtbar bzw. in die Mitte des Volkes rücken.⁹⁹⁰ In einem von v. Seeckts Nachfolger, General Wilhelm Heye, unterzeichneten Umlaufpapier für Offiziere im Reichswehrministerium wurde diese Überlegung sogar noch weitergeführt: „Monarchie oder Republik? Dabei ist diese Frage, so wie sich die Dinge nun mal entwickelt haben, keine Tatfrage mehr. Es gibt in Deutschland kaum ein Dutzend ernst

⁹⁸⁸ Brief Joachim v. Stülpnagels an Friedrich v. Rabenau vom 14.5. 1926, in: BA-MA N 5/21 (v. Stülpnagel), fol. 7.

⁹⁸⁹ Überhaupt verlangten führende Offiziere im Ministerium, daß die Rolle des Offizierkorps durch offensive „Öffentlichkeitsarbeit“ auch in der Gesellschaft wieder zu entsprechender Geltung gebracht werden sollte. Diese Linie vertrat schon frühzeitig insbesondere Kurt v. Schleicher. Vgl. die Aufzeichnung über eine „Besprechung des Herrn Chefs P.A. mit den Abteilungsleitern des R.w.M. über den gesellschaftlichen Verkehr des Offizierkorps der Reichswehr“ vom 14.12. 1927, in: BA-MA N 42/42 (v. Schleicher), fol. 62-64.

⁹⁹⁰ General Otto Hasse an den Chef der Heereleitung Hans von Seeckt vom 30.11. 1926, die Hetze gegen die Reichswehr betreffend, in: BA-MA N 247/89 (v. Seeckt), fol. 65-69.

zu nehmender Männer, die die Wiederherstellung der Monarchie in absehbarer Zeit für zweckmäßig, geschweige denn für möglich und durchführbar halten.“ Um den „Kommunisten und Pazifisten den Wind aus den Segeln zu nehmen“, solle sich die Reichswehr an der Ausgestaltung der Republik beteiligen. Des weiteren müßten alle Reichswehrangehörige, welche die Auffassung, daß die Armee im Volke wurzele und allen Bevölkerungsschichten gehöre, nicht teilen könnten, aus dieser Armee entlassen werden.⁹⁹¹

Unter der Prämisse, daß das Friedensheer „überhaupt kein Heer, sondern ein Torso“ war,⁹⁹² blieb die perspektivische Ausrichtung der Rekrutierungspolitik auf ein Führer- bzw. Eliteheer fixiert, das nun aber sehr konkreten gesamtgesellschaftlichen Ansprüchen gerecht werden sollte.⁹⁹³ Dies allerdings in schärferer Abgrenzung von den Prinzipien der alten Armee als es unter v. Seeckt denkbar gewesen wäre. In einem vom Heerespersonalamt entworfenen Rundschreiben vom April 1928, das bis auf Bataillonsebene heruntergereicht wurde, stellte der Chef der Heeresleitung fest, daß der Offiziersersatz noch immer nicht den hohen Anforderungen entspräche. Es ginge nicht an, den Ersatz nur aus eng begrenzten Kreisen des Volkes zu entnehmen, vielmehr sollten die „charakterlich, geistig und körperlich Besten“, die Elite der Nation, rekrutiert werden. Ausnahmen könnten bei gleicher Eignung nur für Söhne von Reichswehrangehörigen, gefallener oder schwerbeschädigter Kriegsteilnehmer gemacht werden, ohne daß dabei Inzucht betrieben werden dürfe. Die Reichswehrrführung konnte es auch unter Heye nicht wagen, die Befugnisse der Regimentskommandeure zu beschneiden, doch wurden in dem Rundschreiben die erneute Tendenz zur Ausbildung „besserer Regimenter“ scharf kritisiert, die Vorstellung einer gleichartigen Zusammensetzung aller Offizierkorps dagegen gesetzt und die Befugnisse der Zentrale bei der Auswahl des Offiziersnachwuchses betont.⁹⁹⁴

⁹⁹¹ Umlaufpapier zum Jahreswechsel 1926/27, in: BA–MA N 42/39 (v. Schleicher), fol. 81-90.

⁹⁹² So ein beißendes Schreiben aus der Heeresorganisationsabteilung an Oberstleutnant Werner Frhr. v. Fritsch vom 26.10. 1926, in: BA–MA N 42/42 (v. Schleicher), fol. 15-17, in dem auch darauf hingewiesen wurde, daß die Vorstellung, die Erinnerung an entzogene Kriegsmittel führe zu Mitteln und Wegen ohne sie den Kampf zu bestehen in sich widersprüchlich und für die Reichswehr kontraproduktiv sei.

⁹⁹³ Vgl. die Denkschrift Joachim v. STÜLPNAGELS „Der gegenwärtige Zustand und die Zukunftsaufgaben des Offizierkorps vom 20.11. 1928, in: BA–MA N 5/22 (v. Stülpnagel), fol. 16-24. „Das Ziel ist die Schaffung eines Offizierkorps, das charakterlich und geistig eine Elite von Menschen darstellt, die über den Rahmen der Berufsaufgaben hinaus auf die Masse der Bevölkerung eine Einwirkung ausübt.“

⁹⁹⁴ Ein Entwurf findet sich in BA–MA N 5/22 (v. Stülpnagel), fol. 3-4.

Nach dem Ende der „Ära Seeckt“ geriet die Reichswehr tatsächlich zu einem Laboratorium neuer Methoden und Kriterien der Rekrutierung und Beförderung. Wer sich dabei nicht bewährte, wurde rigoros ausgesiebt, dafür wurde von der Möglichkeit der bevorzugten Beförderung stärker als je zuvor Gebrauch gemacht. Neben eher traditionellen Einstellungsbedingungen, zu denen letztlich auch das Abiturientenexamen zu zählen ist, traten die sogenannte psychotechnische Prüfung und standardisierte Wehrkreisprüfungen. In zunächst bescheidenem Umfang und unter strengen Auflagen erwog das Heerespersonalamt schließlich auch die Öffnung der Offizierslaufbahn für Mannschafts- und Unteroffiziersdienstgrade aus der Truppe und folgte damit einer alten Forderung sozialdemokratischer Wehrexperthen. Im Heerespersonalamt kam man gleichwohl zu der Einsicht, daß „das Offizierkorps [...] heute noch nicht eine Elite besonders hervortretender Menschen, wohl aber ein guter, die Masse des alten Offizierkorps überragender Durchschnitt ist [...]. *Im besonderen fehlt es heute an Geistigkeit, an Köpfen.*“ Die gestiegene Zahl diplomierter und promovierter Offiziere sowie der hohe allgemeinen Bildungsstand im Offizierkorps wurden in dem Memorandum ebenso hervorgehoben wie die vom General Walther Reinhardt initiierten Hochschulkurse für besonders begabte Offiziere, die sogenannten Reinhardt-Kurse, und die Idee einer Kriegsakademie als universitäre Einrichtung.⁹⁹⁵ Das eigentliche Defizit wurde, neben der schwierigen wirtschaftlichen Lage und der ungewissen Zukunft der Offiziere, jedoch im Mangel an Charakter und Persönlichkeit gerade unter den Staboffizieren in der Truppe gesehen; Eigenschaften mit denen man das Vertrauen der Jugend gewinnen zu können glaubte. Der Typ des älteren Offiziers – damit war nichts weniger als der „wilhelminische“ Offizier gemeint –, der Sklavenseelen erzöge und nur passive Resistenz bei den Untergebenen bewirke, wurde geradezu als Schreckbild gezeichnet. Der neue Offizier hingegen sollte den Mut zum Bekenntnis aufbringen und sich als bester Staatsbürger präsentieren, um so, als Voraussetzung zur gesellschaftlichen Erziehungsarbeit, Glaubwürdigkeit in der Truppe und im Volk wiederzugewinnen.⁹⁹⁶ In den Antworten von Offizieren des Heerespersonalamts auf die Denkschrift wurde die Abkehr von überlieferten Prinzipien noch deutlicher formuliert. Betont wurden die Notwendigkeit einer sachlich schärferen Auslese unter den

⁹⁹⁵ Vortragsnotizen aus dem Arbeitsgebiet des Personal-Amts vom 19.11. 1928; BA-MA N 5/22 (v. Stülpnagel), fol. 14. Vgl. auch Detlev BALD, Tradition und Reform (wie Anm. 81), S. 46.

⁹⁹⁶ Wie Anm. 92

Truppenoffizieren und einer weiteren Rationalisierung der militärischen Arbeit. Nicht auf Achselstücken und Dienstalter könne Autorität beruhen, sondern ausschließlich auf Leistung.⁹⁹⁷

Für die *professionals* in der Reichswehrführung basierte das Offizierkorps nicht mehr auf den Faktoren „Herkunft“ und „formale Abgrenzung“, zumal sie selber diesen allenfalls unvollkommen genügten.⁹⁹⁸ In Differenz zum aristokratischen Herrschaftsmodell handelten sie nach der Einsicht, daß „außergewöhnliche Männer [...] nicht nur ‚geboren‘, sondern auch ‚erzogen‘ [würden].“ Die zahlreichen Sachdebatten zwischen den „Traditionalisten“ und „Modernisierern“ im Ministerium verliefen entsprechend nur zum geringsten Teil entlang der herkömmlichen sozialen Trennungslinien zwischen Adel und Bürgertum. In Fragen der Rekrutierung, Ausbildung und Erziehung orientierten sich die Berliner Offiziere v.a. an der individuellen Bildung, Leistung und Persönlichkeit der Offiziere, sämtlich Kriterien professioneller Elitenbildung, allerdings in scharfer Abgrenzung nach unten.⁹⁹⁹ Dies schloß den Adel, der diesen Kriterien zu entsprechen schon immer vorgegeben hatte,¹⁰⁰⁰ beileibe nicht aus, jedoch wurde die adlige Annahme, von Geburt aus schon etwas zu sein, nicht mehr zur Richtschnur der militärischen Elitenrekrutierung gemacht.¹⁰⁰¹ Drei durchaus widersprüchliche Voraussetzungen für diesen tiefgreifenden, aber beileibe nicht vollkommenen Wandel verdienen besondere Beachtung: Die Professionalisierung des Heeresoffizierkorps wurde vorangetrieben von Offizieren, die aus der Tradition des aristokratisch geprägten

⁹⁹⁷ „Gedanken zur Denkschrift“ vom 5.12. 1928 und Antwortschreiben vom 6.12. 1928, ebda. 25-28 bzw. 29-33. Vgl. die 1932 von der Heeresorganisationsabteilung ernsthaft angestellten Überlegungen, hierarchische Rangabzeichen durch Funktionszeichen zu ersetzen, in: GEYER, Aufrüstung oder Sicherheit (wie Anm. 9), S. 16.

⁹⁹⁸ GEYER, Professionals and Junkers (wie Anm. 9), S. 81 dort auch Beispiele. Im Reichwehrministerium beschäftigte man sich sogar mit der Frage der Abnutzung von Uniformen durch zu häufiges Tragen und kam zu der Antwort, daß finanziell schlechter gestellte Offiziere, die Uniform nicht immer tragen müßten.

⁹⁹⁹ David N. SPIRES, Image and Reality. The Making of the German Officer 1921-1933, Westport (Conn.) 1984.

¹⁰⁰⁰ Marcus FUNCK/Stephan MALINOWSKI, „Charakter ist alles!“ Erziehungsideale und Erziehungspraktiken in deutschen Adelsfamilien im 19. und 20. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 4 (2000), S.***

¹⁰⁰¹ In einer Auftragsarbeit des Militärschriftstellers (und ehemaligen Reichswehroffiziers) Kurt Hesse für die Heeresausbildungsabteilung heißt es: „Vergessen wir nicht, daß die Führerrolle, die uns vor Augen steht, die Rolle des Führers des Volkes, nur dann übernommen sein kann, wenn wir auch die geistige Qualität dazu haben. Es sind viele Ansätze im Offizierkorps zur Persönlichkeit, aber die Zahl der Persönlichkeiten ist noch immer gering.“ Zwar konstatierte er einen allgemeinen Rückgang an Persönlichkeiten, nannte aber in konventioneller Manier „gesunden [!] Adel, alte Beamtenfamilien, Großgrundbesitz und alt eingesessene Kaufleute“ als Schichten, die eine gewisse Gewähr für Qualität böten. Vgl. BA-MA N 558/43 (Hesse), S. 19.

wilhelminischen Offizierkorps stammten, über ihre Tätigkeiten in Generalstabsstellen aus dieser allerdings herausgewachsen waren. Insofern könnten man die „Re-Aristokratisierung“ des Offizierkorps der Reichswehr geradezu als eine Gründungsbedingung der professionellen Armee bezeichnen. Außerdem hatte die Reichswehrführung schmerzhaft einsehen müssen, daß die Offiziere in der Weimarer Gesellschaft die soziale Leiter hatten hinabsteigen müssen. Das Offizierkorps war in doppelter Hinsicht ein „degradierter Berufsstand“.¹⁰⁰² Einerseits hatte der Offizierberuf die Faszination des Heroischen und seine Ausstrahlungskraft weitgehend verloren, andererseits waren die Offiziere faktisch nicht in der Lage ihrem zugewiesenen Auftrag der Landesverteidigung zu genügen. Derart auf sich selber zurückgeworfen, eröffneten sich für die Armee neue Denk- und Handlungsräume, die ihr aufgrund der gesellschaftlichen Bedeutung und Verantwortung vor 1914 verwehrt geblieben waren. Schließlich konnte sich die Reichswehr die strenge Selektivität und in gewissem Sinne auch Vorläufigkeit leisten. Mit dem Versailler Vertrag waren ihr militärisch bis auf weiteres die Hände gebunden, doch gerade die Verkleinerung der Armee erleichterte das auf eine bessere Zukunft hin ausgerichtete Experimentieren und Ausprobieren. Spätestens seit 1923 standen den zugestandenem fünf Prozent vom Gesamtbestand an neu zu besetzenden Planstellen eine Vielzahl von Bewerbern gegenüber, 1929 bewarben sich ca. 1.600 Bewerber für 196 freie Stellen, so daß die jeweiligen Auswahlkriterien für Entlassung und Einstellung ohne Rücksichten angelegt werden konnten.¹⁰⁰³ Deutlich wird aber auch, daß die Suche nach zusätzlichen „weichen“ Rekrutierungsfaktoren vor allem in Konzepte wie „Persönlichkeit“ und „Charakter“ mündete, die den Militäradel eher stärkten als schwächten und diesen wieder näher an die Reichswehr heranführten.

Den ernsthaftesten Widerstand gegen den fundamentalen Wandel des Offizierberufes leisteten neben den disparaten konservativen Wehrverbänden paradoxerweise die Offiziere selber. An v. Seeckt hatten sich noch alle Offiziere aufrichten können, so daß sie ihm willig folgten. Danach hing das Ministerium förmlich in der Luft, die Truppenoffiziere bevorzugten andere Modelle militärischer Arbeit.¹⁰⁰⁴ Hier muß man wohl suchen, wenn man der Bedeutung des

¹⁰⁰² Eckart KEHR, Zur Soziologie der Reichswehr (wie Anm. 4), S. 240.

¹⁰⁰³ Friedrich DOEPNER, Zur Auswahl der Offizieranwärter im 100.000-Mann-Heer, in: Wehrkunde 22 (1973), S. 200-204 u. 259-263.

¹⁰⁰⁴ Vgl. für den Bruch zwischen Reichswehrführung und Truppenoffizierkorps GEYER, Professionals and Junkers (wie Anm. 9), S. 84. Schon 1926 klagte Hauptmann Eccard v. d. Gablentz, Kompaniechef im Potsdamer Infanterie-Regiment 9, hier durchaus im Sinne des

Adels für die militärische Arbeit in der Zwischenkriegszeit auf der Spur ist. In den Garnisonen und Kasernen, in einzelnen Truppenteilen der mittleren und unteren Ebene lebten die Offiziere nach einem eigenen, von der Zentralbehörde abgekoppelten Stil, der je nach regionaler Besonderheit mehr oder weniger aristokratisch ausfiel.

Dabei war das Verhältnis des Adels zur Reichswehr zunächst sehr zwiespältig, verhielten sich v.a. die „landsässigen Familien recht zurückhaltend gegen die neue Reichswehr.“¹⁰⁰⁵ Grundsätzlich wurde das „Söldnerheer“ der Republik kritisch und ablehnend beurteilt, dagegen die glorreiche militärische Vergangenheit in erster Linie von Offizieren a.D. beschworen. Aus dem Zwang zur beruflichen Neuorientierung heraus und aufgrund der ökonomischen Dauerkrise, die gerade die militäradligen Familien belastete, ergingen jedoch schon sehr früh Aufrufe an den Adelsnachwuchs, sich der „militärischen Aufbauarbeit“ nicht zu verweigern.¹⁰⁰⁶ Umgekehrt vermittelte die Reichswehrführung unter v. Seeckt erfolgreich den Anschein der Kontinuität und so mancher Erlaß des Chefs der Heeresleitung liest sich geradezu als ein Angebot an die Söhne dieser Familien. Dies lag v.a. daran, daß in den zahlreichen Denkschriften, Erlassen und Auftragsarbeiten der Reichswehrführung mit der Forderung nach „Persönlichkeit“ und „Charakter“ rhetorisch an Konzepte der Vorkriegszeit angeknüpft wurde, die den Adel besonders anzogen. In Ermangelung einer zeitgemäßen Begrifflichkeit, welche die militärische Gesellschaft wohl auch gar nicht hätte ertragen können, hüllte die Reichswehr ihre eigentlich „modernen“ Elitenkonzepte in den Mantel des Vergangenen und trug somit zur Aufwertung des aristokratischen Offizierskonzeptes bei.

Mit den oben erwähnten zunehmenden Einschränkungen blieb den Regimentern bzw. Kompanien das Recht auf Auswahl der Offiziere und des Ersatzes an Unteroffiziere und Mannschaften belassen, so daß in einzelnen Einheiten alte Regiments- und Familienbeziehungen erneut Tendenzen zur Konzentration und Abschließung begründeten.¹⁰⁰⁷ Durch die Betonung der Traditionspflege wurde

Ministeriums, über die „zu hohen Ansprüche“ und Ziellosigkeit der Ausbildung, was zu Mißstimmung in der Truppe führte, zumal in der Truppenpraxis eben keine Führer und Persönlichkeiten, sondern Untergebene ausgebildet würden. S. Eccard v. D. GABLENTZ, Gedanken über Änderung unserer Ausbildung vom 2.10. 1926, in: BA-MA N 42/42 (v. Schleicher), fol. 19-24.

¹⁰⁰⁵ V. ARNIM, Erinnerungen (wie Anm. 49), fol. 11.

¹⁰⁰⁶ „Adelige an die Front!“, in: Deutsches Adelsblatt 39 (1921), S. 132f. u. Hauptmann v. KORTZFLEISCH, Der Offizierberuf im Reichsheer, ebda., S. 338f.

¹⁰⁰⁷ Eine plastische Beschreibung der Bedeutung von Netzwerken und persönlichen Beziehungen (und deren Grenzen) für die Einstellung als Offizieranwärter liefert – bezeichnenderweise am Beispiel eines Bürgerlichen – Hans MEIER-WELCKER, Aus dem

gerade den adligen Offizierfamilien, mit ihren generationentiefen Verbindungen zu einzelnen Einheiten, der Wiedereinstieg in den Offizierberuf erleichtert. Mit dem Ziel die militärische Vergangenheit mit der Gegenwart zu versöhnen, wurden den Kompanien sogenannte Traditionsregimenter zugewiesen, aus deren Geschichte die jungen Einheiten Kraft für die gänzlich unheroische Tagesarbeit beziehen sollten.¹⁰⁰⁸ Was lag für einen adligen Offizieranwärter näher, als sich um die Aufnahme in solchen Einheiten zu bemühen, deren Geschichte untrennbar mit dem eigenen Familiennamen verwoben war? Und umgekehrt mußten auch die Regimenter Interesse an Offizieren haben, die in ihrer Einheit mehr als nur eine nummerierte Versorgungsanstalt sahen, unter der sie militärische Tagesarbeit leisteten. Einzelne Regimenter, wie das Infanterie-Regiment 9 – Tradition v.a. der Potsdamer Garderegimenter – und das Reiter-Regiment 4 – Tradition u.a. der Garde du Corps – in Potsdam sowie das Bamberger Reiter-Regiment 17 – Tradition u.a. des 1. Ulanen-Regiments – entwickelten sich wieder zu Bastionen des Militäradels. Der Adelsanteil lag mit absteigender Tendenz bei bis zu 60 Prozent.¹⁰⁰⁹

Insgesamt blieb der Anteil des Adels im Offizierkorps zwischen 1920 und 1933 relativ konstant bei etwas mehr als 20 Prozent, auch die Wahl v. Hindenburgs zum Reichspräsidenten beeinflusste die

Briefwechsel zweier junger Offiziere des Reichsheeres 1930-1938, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 14 (1973), S. 57-100. S. a. Friedrich DOEPNER, Die Entscheidung für den Offizierberuf, in: Wehrkunde 23 (1974), S. 421-428. Hermann TESKE, Analyse eines Reichsheer-Regiments, in: Wehrwissenschaftliche Rundschau 12 (1962), S. 252-269, hier: S. 256 berichtet von sogenannten „Traditionssöhnen“, die von ihren Vätern, alten Gardisten, dem Regiment zur Erziehung übergeben wurden. Gerade unter Seeckt war es auch innerhalb der Reichsheerführung möglich, „Adjutantenpolitik“ zu betreiben und Einstellungen von Freunden und Bekannten zu forcieren. Vgl. Friedrich v. RABENAU, Auszug aus meinen Erinnerungen an meine Adjutantentzeit, in: BA-MA, N 62/11 (v. Rabenau), fol. 19-29. Daß diese Praxis den „Modernisierern“ ein Dorn im Auge war, geht nicht zuletzt aus der Diskussion um Stülpnagels Denkschrift vom November 1928 hervor. Vgl. Anm. 92.

¹⁰⁰⁸ Generalmajor Friedrich v. Loßberg sah in der Tradition das letzte Ideal, „das dem Soldaten des Söldnerheeres Standesbewußtsein einimpft und ihn bei der Truppe hält.“ Schreiben des Kommandeurs Gruppenkommando 2 „Erhaltung der Überlieferung des alten Heeres“ vom 30.9. 1919, in: BA-MA N 247/89 (v. Seeckt), fol. 5f. Vgl. Erlaß des Reichsheerministeriums – Chef der Heeresleitung, General der Infanterie v. SEECKT „Die Grundlagen der Erziehung des Heeres“ vom 1.1. 1921, abgedruckt in: Offiziere im Bild von Dokumenten (wie Anm. 59), S. 224-226. Der eigentliche „Traditionserlaß“ mit der Zuweisung konkreter Traditionseinheiten stammt vom 24.8. 1921.

¹⁰⁰⁹ Für das IR 9 siehe TESKE, Analyse (wie Anm. 105) u. die nostalgisch-tendenziöse Regimentsgeschichte von Wolfgang PAUL, Das Potsdamer Infanterie-Regiment 9 1918-1945. Preußische Tradition in Krieg und Frieden, Osnabrück 1984. An dieser Stelle sei noch einmal darauf hingewiesen, was der eindrucksvolle Adelsanteil in solchen Offizierkorps tatsächlich bedeutete. Im IR 9 verbargen sich hinter den 62% im Jahre 1920 ganze 47 adlige Offiziere (vs. 29 bürgerliche): 7 Stabsoffiziere, 11 Hauptleute und 29 Leutnante; hinter den 47% im Jahre 1933 ganze 33 adlige Offiziere (vs. 37 Bürgerliche): 4 Stabsoffiziere, 7 Hauptleute und 22 Leutnante.

Gesamtentwicklung kaum. Bemerkenswerter als diese Zahl sind einzelne quantitative Befunde, die das Nebeneinander von traditionellem und neuartigem Verhalten bei der Berufswahl implizieren. So sank der Anteil der Gutsbesitzersöhne unter den Offizieren auf unter 5 Prozent, während die Selbstrekrutierungsrate sich bei ca. 50 Prozent einpendelte.¹⁰¹⁰ Offensichtlich war es den männlichen Mitgliedern von Gutsbesitzerfamilien nicht gelungen, in der Reichswehr als Offiziere Fuß zu fassen. Der Militärberuf hatte für diese Gruppe an Attraktivität verloren, zumal er mehr als je zuvor spezifische Qualifikationen verlangte, die sie nur unzureichend erfüllen konnte. Dagegen stieg der Anteil des Adels bei den Offiziersanwärtern seit 1929 merklich an und erreichte 1932 den Höchststand von 35,9 Prozent. Weniger waren es monarchistische Sehnsüchte und schon gar nicht eine Annäherung an den republikanischen Staat, die den Adelsnachwuchs verstärkt in die Armee trieben,¹⁰¹¹ sondern vielmehr die Möglichkeit, traditionellen Lebensstil und militärische Arbeit sinnvoll miteinander verknüpfen zu können. So finden sich adlige Offiziere in den Funktionsstellen der Stäbe (1932: 19,3 Prozent, was 140 Offizieren entspricht) ebenso wie in der Infanterie (1932: 17,3 Prozent, was 256 Offizieren entspricht) oder der Kavallerie (1932: 47,3 Prozent, was 290 Offizieren entspricht). Eine eindeutige Entwicklung, Tendenzen der Zunahme oder Abnahme in der Wahl der Truppengattung, läßt sich aus diesen Zahlen auch aufgrund des kurzen Untersuchungszeitraums nicht ableiten. Deutlich wird nur die weiterhin dominante Skepsis gegenüber der technischen Truppen – aber nicht der Militärtechnik an sich! – und die ungebrochene Attraktivität der Kavallerie für den Adel.

Diese hatte sich dort, wo der Krieg entschieden worden war, nämlich an der Westfront, als untaugliches Instrument moderner Kriegführung erwiesen, doch dienten 1932 knapp 38 Prozent aller adligen Offiziere in Reiter-Regimentern, ihr Anteil am Offizierkorps der Kavallerie machte durchgängig fast 50 Prozent aus. Sicherlich wirkte das in der Kavallerie gepflegte Image des Herrenreiters besonders anziehend auf den Adel. Neoromantische Rittervorstellungen, die Leidenschaft für Pferde, den Reitsport und die Jagd als Elemente einer genuin adligen Lebenswelt spielten bei der Wahl des Berufes und der Waffengattung eine ebenso große Rolle wie die Übergewichtung traditioneller Repräsentationsformen von

¹⁰¹⁰ Im Fall der adligen Offiziere lag die Selbstrekrutierungsrate sogar leicht darüber, 1932 bspw. bei 56,4 Prozent.

¹⁰¹¹ HOYNINGEN-HUENE, Adel in der Weimarer Republik (wie Anm. 33), S. 293.

sozialem Status. Doch standen besonders die Reiter-Regimenter unter besonderem Modernisierungsdruck. Während v. Seeckt noch unbeirrt an der Lanze festgehalten hatte, zweifelte v. Stülpnagel schon 1924 in seinen „Gedanken über den Krieg der Zukunft“ die Brauchbarkeit der Heereskavallerie grundsätzlich an. Und schließlich arbeiteten Offiziere wie Hans Guderian, der die monatliche Beilage „Der Kampfwagen“ für das *Militär-Wochenblatt* redaktionell leitete, schon sehr früh an Konzepten zur Motorisierung des Heeres, wonach nicht zuletzt die Kavallerie revolutionär umgestaltet und zu Panzerverbänden weiterentwickelt werden sollte. Der tatsächliche Regimentsalltag hing jedoch von den Eigenheiten der jeweiligen Truppenführer ab. Smilo v. Lüttwitz berichtet, er habe 1927 als Hauptmann im Reiter-Regiment 6 in Pasewalk die Aufstellung einer Kompanie „schwere Eskadron“ durchgesetzt, in der eben nicht das Pferd, sondern der Motor im Mittelpunkt der Ausbildung stand. Im Unterschied dazu betonte Bernd Graf v. d. Schulenburg, der 1931 Regimentskommandeur wurde, „die gesellschaftliche Eleganz und Sicherheit“ und ließ „noch einmal den alten feudalen Charakter preußischer Offizierkorps vergangener Zeiten durchschimmern.“¹⁰¹²

Gegen die Absichten der Offiziere in der Reichswehrführung gab es auf Initiative „von unten“ also durchaus Möglichkeiten, regimentale Eigenheiten zu bewahren und Freiräume für spezifisch adlige Vorstellungen von Offiziertum zu schaffen. Dies äußerte sich in kleinen Widerständigkeiten und Beharrungsleistungen v.a. auf dem gesellschaftlichen Parkett. Gerade in den kleinen, verstreuten Garnisonsstädten auf dem Lande – solche ländlich-kleinstädtischen Standorte blieben sehr zum Leidwesen der Reichswehrführung in der Mehrzahl –, in denen das Offizierskasino zum Mittelpunkt des geselligen Lebens erhoben wurde, konnten die Offiziere einen Lebensstil kultivieren, der an die „besseren Regimenter“ im Kaiserreich anknüpfte.¹⁰¹³ Im Mikrokosmos der Regimenter und Kompanien boten sich Nischen zum standesgemäßen Überleben und zur Pflege eines aristokratischen Kriegerethos, die der Adel soweit es ihm möglich war konsequent besetzte und mit eigenem Inhalt und Sinn füllte.

Durch den Krieg und den Versailler Frieden war die preußisch-deutsche Armee ihrer Institutionalität, Periodizität, Symbolik und

¹⁰¹² Denkschrift v. Lüttwitz vom 3.12. 1927, in: LÜTTWITZ, Soldat in 4 Armeen (wie Anm. 54) fol. 71-73 u. ebda. S. 82.

¹⁰¹³ Für das Anknüpfen an Familientraditionen und einen „feudalen“ Lebensstil vgl. die Stilisierungen bei Rudolf v. GERSDORFF, Soldat im Untergang, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1977 u. Dietrich v. CHOLTITZ, Soldat unter Soldaten, Konstanz/Zürich/Wien 1951.

Kollektivität beraubt worden.¹⁰¹⁴ In den Regimentern und Regimentsvereinen lieferte der Adel ein Surrogat für diesen Verlust. Kraft der historischen Tiefe seiner Familiennamen und dem Glanz der militärischen Vergangenheit versorgte er ein geschichtsloses Heer mit einem Hauch von sozialem Status, Kontinuität, Farben- und Formenpracht und Geschlossenheit. Hier konnte er in verkleinertem Maßstab die Stärken seiner Repräsentationskultur und seiner Symbolwelt ausspielen. Neben dem schlichten Feldgrau, der Farbe des Krieges, und dem jovialen, „zivilistischen“ Stil des Ministeriums glänzten die wilhelminisch prachtvollen Uniformen der alten Regimenter um so mehr.¹⁰¹⁵ Anlässlich des Hochverratsprozesses gegen die Ulmer Reichswehroffiziere, durch den das Ausmaß der inneren Zerrissenheit der Reichswehr sowie die Frontstellung ihrer Führung gegen die politische Einflußnahme der Wehrverbände öffentlich wurde, kommentierte Generalleutnant a.D. August v. Cramon, daß die Reichswehr ihrer eigentlichen Aufgabe, der Pflege der Tradition und deren Übertragung auf die Gegenwart nicht gewachsen sei. Durch den Wegfall der Monarchie fehlten der Reichswehr die Voraussetzungen, die unbedingtes Vertrauen und innere Zufriedenheit gewährleisten, zumal die Republik nichts Gleichwertiges hätte aufbauen können.¹⁰¹⁶ Zwar überschätzte der überzeugte Monarchist alter Prägung die Anziehungskraft der monarchischen Idee, zumal im Zusammenhang mit dem Leipziger Prozeß, doch lag er mit seiner Beobachtung richtig, daß gerade jüngere Truppenoffiziere, fern von der Berliner Zentrale, auf der Suche nach einer „übergreifenden Idee“ sich an Angeboten jenseits der Reichswehr aufrichteten.¹⁰¹⁷ Die Ausstrahlung der aristokratisch orientierten Regimenter und Vereine, deren Zahl geradezu ins Unermeßliche

¹⁰¹⁴ Christian Walter GÄSSLER, Offizier und Offizierkorps der alten Armee in Deutschland als Voraussetzung einer Untersuchung über die Transformation der militärischen Hierarchie, Wertheim a. M. 1930, S. 78.

¹⁰¹⁵ Jedoch verliefen auch die Beziehungen der Regimenter zu den Regimentsvereinen keineswegs so harmonisch, wie es nach der Außendarstellung den Anschein hatte. Vgl. BLHA, Rep. 37, Herrschaft Neuhardenberg, Nr. 1894 Vereins-Akten IV, Jahresversammlung des Vereins ehemaliger Offiziere des Ulanen Regiments Kaiser Alexander II. von Rußland vom 26.2. 1921 und vom 17.2. 1927.

¹⁰¹⁶ August v. CRAMON, Der Leipziger Hochverratsprozeß im Lichte deutscher Freiheit, in: BA-MA N 266/80 (v. Cramon), fol. 15-18.

¹⁰¹⁷ So auch die Rechtfertigung der in Leipzig angeklagten Leutnante. Vgl. den Vortrag des Majors Theisen (militärischen Sachverständigen in der Hauptverhandlung in Leipzig) vor dem Offizierkorps des Reichswehrministeriums, „Der Prozeß gegen die ehemaligen Leutnante Scheringer und Ludin und Oberleutnant a.D. Wendt vor dem Reichsgericht in Leipzig“ vom 14.10. 1930, in: BA-MA N 26/6 (v. Hammerstein) und den offenen Brief Richard Scheringers an Groener aus der Festungshaft vom 28. Oktober 1930, abgedruckt in: SCHÜDDEKOPF, Heer und Republik (wie Anm. 66), S. 302.

stieg,¹⁰¹⁸ blieb auf den Ort bzw. die Region oder auf Teilbereiche der nationalen Militärkultur begrenzt. Um aber in der fragmentierten militärischen und zivilen Gesellschaft der Weimarer Republik integrativ zu wirken, fehlte der aristokratischen Interpretation des Offizierberufes letztlich die Legitimation und eine zukunftsweisende Perspektive.

Innerhalb des engen Rahmens der Reichswehr mit ihren 4.000 Offiziersstellen boten sich einem Teil des Militäradels ganz vorzügliche Karrierechancen, wenn dieser bereit war, das Korsett der ständischen Exklusivität abzulegen. Denn im Unterschied zur preußischen Armee vor 1914 verliefen erfolgreiche Militärkarrieren nur über die Berliner Zentrale, die sich zur Wahrung ihrer ureigenen militärischen Interessen vom Adel als Stand scharf distanzieren. Zumindest in den höheren Kommandostellen verwischten sich die Unterschiede zwischen adligen und bürgerlichen Einstellungen zum Offiziersdienst – die eigentlichen innermilitärischen Konfliktlinien verliefen zwischen fachmilitärischen Richtungen und zwischen den Generationen.¹⁰¹⁹ Andererseits nutzten gerade adlige Offiziere die relative Unabhängigkeit der Regimentsgeselligkeit, innerhalb derer sie für die zumeist nur kurze Dauer ihrer Regimentszugehörigkeit und bis zur nächsten Prüfung ihren Familien- und Standestraktionen folgen konnten.

Die Beziehungen zwischen der professionellen Armee und einzelnen von Militärfamilien angeführten Adelsverbänden bzw. -vereinen gestalteten sich im Grunde schon seit Gründung der Reichswehr problematisch, was zu tiefen Rissen in der militärischen Gesellschaft und in der Adelsgesellschaft bis in einzelne Familien hinein führte. Insbesondere aus den Reihen der Reichswehrrichtung richtete sich wiederholt scharfe Kritik gegen DNVP und *Kreuz-Zeitung*.¹⁰²⁰ Auch während des Kapp-Putsches verhielten sich adlige

¹⁰¹⁸ Eine Übersicht liefert das Handbuch der Vereinigungen deutscher Kriegs- und Friedens-
Truppenteile, Oldenburg/Berlin 1925.

¹⁰¹⁹ Beispielhaft für die tiefgreifenden Konflikte zwischen den Offiziersgenerationen, die hier leider nicht weiter ausgeführt werden können, war die durch Kurt HESSE, Von der nahen Ära der „jungen Armee“, Berlin 1925 ausgelöste Debatte. S. a. die durch v. Seeckt inspirierte, schulmeisterliche Gegenschrift des Majors im Reichswehrministerium Friedrich v. RABENAU, Die alte Armee und die junge Generation. Kritische Betrachtungen, Berlin 1925. Die politische Problematik des Generationskonflikts verdeutlicht Peter BUCHER, Der Reichswehrprozeß. Der Hochverrat der Ulmer Reichswehroffiziere 1929/30, Boppard 1967. Allgemein: KROENER, Generationserfahrungen und Elitenwandel (wie Anm. 29).

¹⁰²⁰ Vgl. einen Brief Joachim v. Stülpnagels an Kuno Graf Westarp vom 8.10. 1919, in: BA-MA N 5/18 (v. Stülpnagel), in dem er die Kampfweise der Kreuz-Zeitung als unruhestiftend zurückwies und das (nachträgliche) Urteil von Erich v. d. Bussche-Ippenbürg, Die Wehrmachtsführung von 1918 bis 1933, in: BA-MA N 386/4 (v. d. Bussche-Ippenbürg): „Gegenspieler der Reichswehr war die DNVP.“

Offiziere nicht nur abwartend, um später ausschließlich die mangelhafte Vorbereitung des Unternehmens zu kritisieren. Oberstleutnant Kurt Freiherr v. Hammerstein–Equord löste seinem Schwiegervater und direktem Vorgesetzten Walter Freiherr v. Lüttwitz im März 1920 den Gehorsam auf und ließ einen putschenden Onkel von Soldaten festsetzen. Einen ständigen Konfliktherd bildete die von dem notorischen Querschläger Graf Waldersee, Vorsitzender des Nationalverbandes Deutscher Offiziere, vorangetriebene Agitation gegen den „November–Verräter“ Wilhelm Groener. Waldersee strengte nicht nur ein letztlich erfolgloses Ehrengerichtsverfahren gegen den „Verstandesmenschen ohne Sinn für Volksempfinden, Truppegeist und Herkommen“ und „tüchtigen Feldeisenbahnchef“ als den vermeintlich Schuldigen an der Kaiserflucht an,¹⁰²¹ sondern attackierte über seinen Verband auch die Reichswehrführung.¹⁰²² Das konfliktreiche Nebeneinander, wenn nicht sogar die Unvereinbarkeit von ehemaligen Offizieren und Reichswehroffizieren wurde geradezu paradigmatisch durch die ständigen Querelen im „Verein ehemaliger Generalstabsoffiziere ‚Graf Schlieffen‘“ vorgeführt.¹⁰²³ Der Verein, dem 1928 1.297 Mitglieder angehörten, darunter ca. 350 aktive Reichswehroffiziere, war zur Förderung des engen Zusammenhaltes von ehemaligen und aktiven Generalstabsoffizieren gegründet worden, ein Grundsatz, der nach dem Urteil des Generals Joachim v. Haack von Beginn an eine Farce war.¹⁰²⁴ Über die Aufnahme Groeners brach ein erbitterter Streit zwischen den Mitgliedern aus, wobei sich unter der Führung Heyes und v. Hammersteins sämtliche Reichswehroffiziere loyal hinter den Reichswehrminister stellten und angesichts des „latenten Kampfes des Vereins gegen die Reichswehr“ mit kollektivem Austritt drohten. Erst ein durch August v. Mackensen erwirktes Entlastungsschreiben S.M. für Groener entschärfte die Situation, jedoch verwirklichten die Frondeure die Drohung des Hauptmanns a. D. Prinz Lippe: „Wenn dieser Schuft eintritt, dann treten wir aus!“ In dem vermeintlichen Linksrutsch der Reichswehr und der „klaren

¹⁰²¹ Zitate aus Rüdiger Graf v. d. Goltz, Überhebliche Geschichtsfälschung vom 3.1. 1927, fol. 2, in: BA–MA N 714/10 (v. d. Goltz) und Friedrich Graf v. d. Schulenburg, „Erlebnisse“ des Grafen Friedrich von der Schulenburg, in: BA–MA N 58/1 (v. Schulenburg–Tressow), fol. 229. Die herablassende Beschreibung Groeners als blassen Verwaltungsbeamten identisch u.a. bei August v. Cramon, Die tragische Schuld Hindenburgs. Erinnerungen August v. Cramons, Dezember 1934, in: BA–MA N 266/83 (v. Cramon), fol. 5.

¹⁰²² Siehe bspw. den Bericht Stülpnagels über „Äußerungen des Generalleutnants Graf Waldersee über Seeckt“ vom Mai 1924, in: BA–MA N 42/26 (v. Schleicher).

¹⁰²³ Zur eisigen Atmosphäre zwischen den aktiven und inaktiven Offizieren: Joachim v. Stülpnagel, 75 Jahre meines Lebens, in: BA–MA N 5/27, 3 (v. Stülpnagel), fol. 249f.

¹⁰²⁴ Aufzeichnungen einer Sitzung des Schlieffen–Vereins vom 28. Februar 1930, in: BA–MA N 12/82 (v. Eberhardt).

schwarz-rot-gelben Mehrheit“ sahen Ehemalige wie Wilhelm v. Dommes, Flügeladjutant des letzten Kaisers, eine Schande für ihre Vorstellung von militärischer Führung. In der letzten Aussprache faßte Prinz Lippe deren selbstbewußte und selbstgerechte Mission bündig zusammen: „Wir, die wir noch ein Menschenalter deutsche Geschichte zu machen haben, dürfen keine Kompromisse mit dem Novembertume schließen. Wir würden damit das Rückgrat derer zerbrechen, die in der vaterländischen Wiederaufbauarbeit voranzugehen berufen sind.“¹⁰²⁵

Die Liste der kleinen und großen Auseinandersetzungen zwischen aktiven und inaktiven adligen Offizieren ließe sich durchaus verlängern.¹⁰²⁶ Zum endgültigen Bruch führte der sogenannte „Groener-Erlaß“ über das Verbot der Mitgliedschaft von Offizieren in politischen Vereinen, zu denen von nun an auch die *Deutsche Adelsgenossenschaft* gerechnet wurde, der immerhin 60 Prozent aller adligen Reichswehroffiziere angehörten. Diesen war letzten Endes das Hemd näher als der Rock und die Zugehörigkeit zur militärischen Profession galt mehr als die Zugehörigkeit zu ihrer Standesvertretung. Immerhin ist kein Fall bekannt, daß ein adliger Reichswehroffizier die Armee verlassen hätte, während die fast 500 aktiven Offiziere in der DAG ihre Mitgliedschaft aufkündigten.¹⁰²⁷ Auch wenn dadurch nur die formale Mitgliedschaft aufgegeben wurde, sehnten sich auch die adligen Reichswehroffiziere offensichtlich weniger nach einem exklusiven Stand, sondern nach Verwirklichung der nationalen Einheit.

Die zahlreichen konservativen und antirepublikanischen Wehr- und Veteranenverbände bildeten allerdings ein bedeutendes symbolisches Auffangbecken für die große Masse des gestrandeten Militäradels, die

¹⁰²⁵ Ebda.

¹⁰²⁶ Bspw. die heftigen Konflikte anlässlich des Uniformverbots u.a. für den Stahlhelm, in die sich auch der Kronprinz einschaltete. Dieser mußte sich von v. Hammerstein-Equord allerdings sagen lassen, daß das Recht auf Uniform nur den „wirklichen Soldaten“, d. h. der Reichswehr gebühre. Anstelle verabschiedeten Offizieren eine Regimentsuniform zu verleihen, die sie dann bei kindlichen Aufmärschen und Soldatenspielen zur Schau trügen, hätte man alten Offizieren besser das Geld zu einem gut sitzenden Frack geben sollen. Siehe den Bericht des Obersten v. Thaer über Äußerungen des Generals v. Hammerstein vom 22.12. 1931, in: BA-MA N 42/21 (v. Schleicher), fol. 120-122. Selbst der Kronprinzenberater Friedrich Graf v. d. Schulenburg, Reichstagsabgeordneter für die DNVP, später NSDAP-Mitglied und SS-General, hielt nur wenig von der „draufgängerischen Stahlhelmpolitik politisch urteilsloser Generale“ und bevorzugte die Herrenklub-Variante. Vgl. die Briefe v. d. Schulenburgs an v. Schleicher vom 27.6. 1930, in: BA-MA N 42/27 (v. Schleicher) und vom 15.8. 1931, in: ebda. N 42/21 (v. Schleicher), fol.80.

¹⁰²⁷ Vgl. HOYNINGEN-HUENE, Adel in der Weimarer Republik (wie Anm. 33), S. 319-321. Die Bedeutung des Unvereinbarkeitserlasses ist wohl darin zu sehen, daß sich dadurch die DAG und zahlreiche weitere Organisationen v.a. aus dem rechten Spektrum noch stärker vom Staat und seinen Organen distanzieren und sich als außerhalb stehende „nationale Opposition“ präsentieren konnten. Vgl. aber das Eingeständnis

in den regulären Einheiten kein Unterkommen mehr gefunden oder sich in einzelnen Fällen der Mitarbeit verweigert hatte.¹⁰²⁸ Die aussortierten adligen Ehemaligen betrachteten selbst ihre Standesgenossen in der Reichswehr mit Skepsis und verdächtigten sie der Kollaboration mit der Revolution bzw. der Republik. Auch im Stahlhelm und in jenen unterschiedlichen Organisationen, die sich in den Vereinigten Vaterländischen Verbänden ein gemeinsames Sprachrohr schufen, agierten einzelne einflußreiche Vertreter des Militäradels und bei öffentlichkeitswirksamen Auftritten wurden v.a. ehemalige hochrangige adlige Offiziere in den Vordergrund geschoben. Die Bedeutung dieser Verbände lag weniger in den teilweise grotesken Bemühungen um eine Restauration der Hohenzollernmonarchie oder in der allgemeinen Wahrung des monarchischen Gedankens, als vielmehr in der aggressiven, in Abstufungen reaktionär und zunehmend radikal-völkisch fundierten „Militarisierung der Zivilgesellschaft“,¹⁰²⁹ zumal des preußischen Kleinadels. Der angeblichen Wehrfeindlichkeit und Zaghaftigkeit der Reichswehrführung stellten sie die eigene Wehrfreundlichkeit und Führungskraft gegenüber; unfreiwillig höhlten sie die Überreste preußischer militärischer Tradition bis zur Unkenntlichkeit aus. Rüdiger Graf v. d. Goltz warf der Republik wie der Reichswehr vor, daß sie „tüchtige Bürokraten züchten, aber keine Führer: Aber der beste Bürokrat, selbst der beste Generalstäbler ist noch kein Führer von weitem Blick.“ Hinter dem Raunen vom Führer, das bei v. d. Goltz völkisch verbrämt war, verbarg sich ein Modell militärischer und gesellschaftlicher Herrschaft, das sich grundsätzlich von der professionellen Armee unterschied, wo immer auch deren politischen Präferenzen lagen.¹⁰³⁰

Indem die Reichswehrführung die Verbände finanziell, personell und organisatorisch förderte, weil sie diese als Instrument zur Wehrhaftmachung der gesamten Gesellschaft zu benötigen glaubte,

¹⁰²⁸ Vgl. das pathetische Bekenntnis von Graf Rüdiger v. d. Goltz, Soldat und Politik vom 14.10. 1929, in: BA-MA N 714/11: „Wir alten Offiziere haben nach der Revolution den geliebten hohen Beruf aufgegeben oder auch aufgeben müssen, als wir noch voll arbeitsfähig, aber grossenteils nicht mehr jung genug waren, einen neuen Beruf zu ergreifen. Das Gleiche gilt für den größten Teil der später aus der Reichswehr ausgeschiedenen Offiziere. Da Arbeit uns anezogen war, suchten wir nach neuer Tätigkeit. Es war das Natürliche, dass wir irgend etwas ergriffen, das dem alten Berufe nahe lag und unserer Vorbildung entsprach. Zu diesen Möglichkeiten gehört das Arbeiten und Werben für den Wehrgedanken.“

¹⁰²⁹ Hans MOMMSEN, Militär und zivile Militarisierung in Deutschland 1914 bis 1938, in: Ute Frevert (Hg.), Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997, S. 265-276.

¹⁰³⁰ Rüdiger Graf v. d. Goltz, Alte und neue Führerschicht vom 23.7. 1929, in BA-MA N 714/11.

ohne sie kontrollieren zu können, drohte ihr zusehends das staatlich legitimierte Gewaltmonopol zu entgleiten – und nur das Stillhalteabkommen mit der NSDAP 1933/34 sollte die Reichswehr vor dem Zugriff von außen retten, freilich begleitet von einer umfassenden Selbstgleichschaltung.¹⁰³¹ Zur Annäherung an den republikanischen Staat oder gar zur Integration fehlten der Reichswehr letzten Endes Wille und politische Kraft.

Jenseits der Sphäre des professionellen Militärinstituts gewann ein militärisch geprägtes „Adelsproletariat“ in den Wehr- und Veteranenverbänden ein weites Betätigungsfeld und wirkte in verheerender Weise auf große Teile der Adelsgesellschaft und ihrer Organisationen (v.a. die DAG) zurück. Ökonomisch und sozial bedroht, teilweise sogar deklassiert, wurden von hier aus jene Standesgenossen, die sich der Republik und ihrer Einrichtungen nicht von vornherein verweigerten, systematisch ausgegrenzt, wurde der radikale Antisemitismus salonfähig gemacht, der gesellschaftliche Führungsanspruch auf völkischer Basis reformuliert, gemäßigte konservative Strömungen zurückgedrängt und der Adel militärisch mobil gehalten. Gerade die militärischen und paramilitärischen Verbände dienten als bevorzugtes Sammelbecken für den militärisch geprägten Teil insbesondere des preußischen Adels, der mit dem Verlust der Monarchie 1918 seine gesellschaftliche und politische Orientierung verloren hatte. Insofern folgte auch diese Adelsgruppe der für die Weimarer Republik charakteristischen Tendenz zur gesellschaftlichen Selbstorganisation und Mobilmachung außerhalb staatlicher Institutionen. Auf diese Weise konnten die vormaligen militärischen Herren zwar einen ungebrochenen Anspruch auf Führung formulieren, doch gründete dieser nurmehr auf der kriegerischen Vergangenheit. Folgerichtig wurde das Offizierkorps als ein eigenständiger Führerstand gedacht, mit dem gemeinsam die Standesgenossen als Führer an die Spitze der „Volksgenossen“ treten sollten.¹⁰³² Von da an war es nur noch ein kleiner Schritt zu der Forderung nach der Bildung eines Neuadels aus „Blut und militärischer Berufung“. Da alle Offiziere im Weltkrieg ihre Pflicht erbracht und „geblutet“ hätten, so Rüdiger Graf v. d. Goltz, müsse der neue Adel als „rassischer Schwertadel“ definiert werden und die Abkömmlinge kriegsbewährter Offizierfamilien integrieren.¹⁰³³

¹⁰³¹ Klaus-Jürgen MÜLLER, *Das Heer und Hitler. Armee und nationalsozialistisches Regime 1933-1940*, Stuttgart 1969; Manfred MESSERSCHMIDT, *Die Wehrmacht im NS-Staat. Die Zeit der Indoktrination*, Heidelberg 1969.

¹⁰³² W. v. HAGEN, *Adel verpflichtet!*, in: *Deutsches Adelsblatt* 39 (1921), S. 37f.

¹⁰³³ Rüdiger GRAF V. D. GOLTZ, *Offizier und Adel*, in: *Deutsches Adelsblatt* 53 (1935), S. 504f.

Damit aber war das aristokratische Offizierkonzept faktisch abgeschafft und in ein rassistisch aufgeladenes, vorgeblich rein soldatisches überführt worden.

Am Ende des Prozesses der „militärischen Modernisierung“ in Deutschland im Übergang vom 19. ins 20. Jahrhundert stand die Einbindung der ideologisierten Wehrmacht in das nationalsozialistische Herrschaftssystem, die aktive Vorbereitung und Durchführung eines Eroberungs- und Vernichtungsfeldzug quer durch Europa und schließlich der totale Zusammenbruch und die (kurzzeitige) Desavouierung der spezifisch preußisch-deutschen militärischen Tradition, ja des Militärischen schlechthin. Diese Geschichte ist nicht Teil vorliegender Studie, zumal die Adelperspektive hierfür keine Erklärungskraft mehr besitzt und der Weg des Adels im Militär durch zwölf Jahre NS-Herrschaft schon mit der Wiederbewaffnung 1935 in groben Zügen abgegrenzt war.

Die Heeresvermehrungen der 1930er Jahre wurden mehrheitlich als Chance zur Rückkehr in ein angestammtes Berufsfeld begriffen. Selbst wenn weder in absoluten noch in relativen Zahlen das militärische Engagement vor 1914 auch nur annähernd erreicht werden konnte, nutzten alle wehrfähigen Generationen des Adels das Angebot der Wehrmachtsführung, folgten sie den Aufrufen der Standesorganisationen: 1937 stellte der Adel 15,3 Prozent der aktiven Offiziere im Heer (Dienstaltersliste A), also insgesamt 1.570 Offiziere, und 15,4 Prozent der als Ergänzungsoffiziere außerhalb des Truppendienstes wiederverwendeten alten Offiziere (Dienstaltersliste B), insgesamt 711 Offiziere. Zusammengerechnet dienten 1937 über 2.200 adlige im deutschen Heer, also nahezu dreimal so viel wie noch 1933. Bemerkenswert ist die Zahl von 748 Leutnanten (13,9%) der Dienstaltersliste A, weil davon ausgegangen werden kann, daß diese Offiziere im Alter von unter dreißig Jahren in der Mehrheit Nutznießer der großen Heeresvermehrung 1935 gewesen waren. Ebenso auffällig ist die Zahl von 303 adligen Majoren (23,3%) der Dienstaltersliste B, bei denen es sich in der großen Mehrheit um reaktivierte Offiziere des Weltkriegs handelte, die zwischen 1918 und 1935 keinen Platz im kleinen Offizierkorps des Reichsheeres gefunden hatten und sich in fremden Berufen außerhalb des Militärs durchschlagen mußten. Für die militärnahen adligen Profiteure hatte sich die „nationale Revolution“ gelohnt: Ihnen wurde der Einstieg bzw. die Rückkehr in ihre berufliche Heimat ermöglicht, sie unterstützten ohne Vorbehalt das Programm einer entfesselten Rüstungspolitik und einer „aktiven“

Außenpolitik, d.h. die zumindest der Wehrmachtführung schon früh bekanntgewordenen Eroberungspläne Hitlers deckten sich weitgehend mit adligen Expansionsphantasien – nur über Methode und Zeitpunkt der Ausführung gab es zum Teil gravierende Meinungsunterschiede. Diese hier nur grob skizzierte Integration des Adels in die neue Wehrmacht verlief verhältnismäßig problemlos und rasch. Man mochte in einigen wenigen besonders traditionsreichen Regimentern wieder kastenartige Exklusivität spielen, Restbestände eines überlieferten adlig-militärischen Lebensstils wiederbeleben oder mit Verachtung auf die „braunen Parvenus“ herabblicken, all dies hat die Einreihung des Adels in das neue, das nationalsozialistische Heer nicht behindert. Die Ursachen für diesen erstaunlich schnellen Eingliederungsprozeß sind vielfältig. Zu nennen sind: die störrische Beharrung auf der Rückkehr in ein „angestammtes“ Berufsfeld bzw. umgekehrt die Unfähigkeit, sich neue Berufsfelder zu erschließen; die scheuklappenartig gehegte Überzeugung, als starke Hand eines starken Staates aus den innen- wie außenpolitischen Beklemmungen herauszukommen; die Maßlosigkeit der eigenen ideologisierten Ziele, die weitgehend deckungsgleich mit dem Angebot des nationalsozialistischen Rüstungs- und Eroberungsprogramm waren; und nicht zuletzt die durch geschickte Inszenierungen („Tag von Potsdam“, Ausschaltung der SA) genährte Illusion als Wehrstand in die nationalsozialistische Volksgemeinschaft zwar voll integriert zu sein, aber gleichzeitig in Überwindung der militärischen Führungskrise seit der Revolution die Hoheit über eine klar abgegrenzte militärische Herrschaftssphäre wiedererlangt zu haben.

Der im ersten Teil der Arbeit analysierte spezifisch adlige Militär-Code, der wie in den Teilen 2 und 3 beschrieben zwar massivem Druck von außen ausgesetzt war und sich zunehmend auf die vom preußischen Kleinadel eingespeisten Elemente reduzierte, existierte als Muster bis in die 1930er Jahre hinein. Die hegmoniale Rolle des „aristokratisch-ritterlichen“ Ideals war schon im Kaiserreich brüchig geworden, weil jenseits der sozialdemokratischen Fundamentalkritik zum einen bürgerliche Adelskritiker (nunmehr von der politischen Rechten) erhöhte Partizipationsansprüche stellten und zum anderen, die nordostdeutschen Militär-Clans dieses Ideal in der Realität in immer geringer werdender Zahl leben konnten. Hinzu kam, daß die dynamische Entwicklung der Militärorganisation dieses rein militärisch nicht mehr zweckmäßige Ideal aus zentralen Entscheidungspositionen verdrängte. Doch konnte es in den

„aristokratischen Nischen“ der segmentierten preußisch-deutschen Armee, v.a. auf der Ebene der Regimenter erhalten werden und von dort – mit Hilfe der massiven Unterstützung von Militärverwaltung und Kaiser – das öffentliche Erscheinungsbild der Armee prägen.

Die Wirkungsmacht des Ritterideals läßt sich am besten plausibel erklären, wenn man bedenkt, worin militärische Arbeit im Kern eigentlich besteht. Von Monotonie, Langeweile, Kasernenhoftönen und Subordination abgesehen läuft der militärische Dienst letztlich darauf hinaus, im staatlichen Auftrag einen Gegner im Kampf zu töten oder von diesem getötet zu werden. Dieser ebenso banale wie unerträgliche Vorgang verlangte in einer zunehmend bildersüchtigen Gesellschaft nach Erhöhung und Veredelung. Die „aristokratischen Kriegerjugenden“, universal im Zivil- wie im Militärleben einsetzbar, boten all dies, was die Tristesse des militärischen Alltags den Soldaten wie dem Großteil der Offiziere verwehrte. Sie repräsentierten Erfolg und Status, Distinktion und Vorrang sowie vor allem Kontinuität und Sicherheit in einer Welt, die durch Diskontinuität und Unsicherheit auszeichnete. Erst die schrittweise Erkenntnis, die im Ersten Weltkrieg zur Gewißheit wurde, daß dieses Modell militärischer Repräsentation nicht dauerhaft erfolgreich sein konnte, veranlaßte eine hektische Suche nach Alternativen. Das Erstaunliche an diesem Prozeß ist, daß er von der bedeutendsten Adelsgruppe im Deutschen Reich nicht nur mitgetragen, sondern auch gestaltet wurde. Dies kann man einmal mit der unsicheren sozialen Lage des preußischen Adels zu erklären versuchen. Aber von ebenso großer Bedeutung scheint mir, daß aus der Logik des kontinuierlichen militärischen Dienstes heraus ein eigenes Adels- oder besser Führungsmodell entwickelt wurde, das in letzter Konsequenz auf die faktische Abschaffung des historischen Adels hinauslief.

QUELLEN UND LITERATUR

Archivalische Quellen*1. Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Abt. IV: Kriegsarchiv, München*

Nachlässe:

- O. v. Berchem (HS 2677)
- Eugen v. Frauenholz (HS 2301)
- Celsus Ritter v. Gierl (unverzeichnet)
- Hilmar Ritter v. Mittelberger (HS 2708)
- R. Ritter v. Xyländer (HS 2309)

- Mkr 42, 43 Königlich Bayerischer Militärbevollmächtigter in Berlin
- Mkr 1839, 1855, 4916, 4930, 10791, 11097, 11223-11227, 11521, 11540-11549, 17602-17647. 2497

2. Brandenburgisches Hauptstaatsarchiv, Potsdam

Pr.Br.Rep. 37

- Herrschaft Boitzenburg
- Herrschaft Liebenberg
- Herrschaft Neuhardenberg
- Gutsarchiv Werben

3. Bundesarchiv, Abt. Lichterfelde

Nachlässe:

- 90 Ge 4 (Konstantin Frhr. v. Gebstättel)
- 90 Mu 1 (Louis Müldner v. Mülnheim)
- 90 Str 1-8 (Kurd v. Strantz)

4. Bundesarchiv-Militärarchiv, Freiburg i. Br.

Nachlässe:

- N 5 (Joachim v. Stülpnagel)
- N 10 (Smilo v. Lüttwitz)
- N 12 (Magnus v. Eberhardt)
- N 18 (Wilhelm Heye)
- N 21 (Ludwig Frhr. v. Falkenhausen)
- N 23 (Heinrich Schöch)
- N 26 (Kurt v. Hammerstein-Equord)
- N 30 (Hans v. Beseler)

- N 32 (Adolf v. Deines)
- N 33 (Werner Frhr. v. Fritsch)
- N 34 (Konrad v. Goßler)
- N 35 (Hans v. Haeften)
- N 36 (Wilhelm v. Hahnke)
- N 39 (August v. Mackensen)
- N 42 (Kurt v. Schleicher)
- N 43 (Alfred Graf Schlieffen)
- N 44 (Adolf Wild v. Hohenborn)
- N 46 (Wilhelm Groener)
- N 48 (Albrecht Graf Roon)
- N 49 (Alexander v. Brandenstein-Zeppelin)
- N 52 (Werner v. Blomberg)
- N 58 (Friedrich v.d. Schulenburg)
- N 61 (Hans-Jürgen v. Arnim)
- N 62 (Friedrich v. Rabenau)
- N 78 (Helmuth v. Moltke d. J.)
- N 80 (Bruno v. Mudra)
- N 87 (Otto v. Below)
- N 95 (Heinrich v. Goßler)
- N 97 (Friedrich v. Bredow)
- N 98 (Alfred v. Goßler)
- N 103 (Paul v. Lettow-Vorbeck)
- N 110 (Gaertner)
- N 154 (Ludwig v.d. Leyen)
- N 159 (v. Müller)
- N 161 (v. Kaiserling)
- N 162 (Franz Ritter v. Hipper)
- N 182 (Depot Grafen Waldersee)
- N 219 (Bernhard v. Loßberg, Friedrich Karl v. Loßberg)
- N 228 (Erwin v. Witzleben)
- N 239 (Magnus v. Levetzow)
- N 242 (Mertz v. Quirnheim)
- N 246 (Alexander v. Falkenhausen)
- N 247 (Hans v. Seeckt)
- N 266 (August v. Cramon)
- N 274 (Hermann v. Francois)
- N 280 (Bernhard v. Hülsen)
- N 323 (Friedrich v. Boetticher)
- N 324 (Karl v. Einem)
- N 386 (Erich v.d. Bussche-Ippenbug)

- N 428 (Bogislaw v. Selchow)
- N 559 (Berthold v. Deimling)
- N 714 (Rüdiger Graf v.d. Goltz)
- N 720 (Edwin v. Stülpnagel)
- N 737 (Colmar v.d. Goltz)

- MSg 1/2744 (Feldpostbriefe Leonhard Graf Blumenthal 1870/71)
- MSg 127 Stellenbesetzungen, Veränderungen, Verluste im
Offizierkorps (1914-1918)
- Msg 147 Formationsgeschichte der Reichswehr
- Msg 152 Preuß. Kadettenkorps
- Msg 182 Vorl. Reichswehr/Freikorps

- PH 3 (Großer Generalstab der preußischen Armee)
- PH 6 (Generalkommandos)
- PH 21 (Kadettenanstalten)
- RH 2 (Oberkommando des Heeres / Generalstab des Heeres)
- RH 16 (Kriegsakademie)
- RH 37
- RH 53-1, 3, -4, -6, -7

- RM 2 (Kaiserliches Marinekabinett)
- RM 5 (Admiralstab der Marine)

- 5. *Mecklenburgisches Hauptstaatsarchiv, Schwerin*
- Acta Militaria Nr. 1266
- Großherzogliches Kabinett III / Großherzogliches Sekretariat
- Herrengesellschaft Mecklenburg
- Rep. 142, 142a Gutsarchive

- 6. *Sächsisches Hauptstaatsarchiv, Dresden*
- Berichte des sächsischen Militärbevollmächtigten in Berlin
- Akten des Kriegsministeriums

- 7. *Vorpommersches Landesarchiv, Greifswald*
- Rep. 38d Karlsburg
- Rep. 38d Bahrenbusch

8. *Westfälisches Archivamt, Münster (Vereinigte Westf. Adelsarchive)*

- Depot Boeselager-Galen
- Haus Borg
- Haus Ostwig

9. *Württembergisches Hauptstaatsarchiv, Stuttgart*

Nachlässe (M 660):

- Albert v. Berrer
- Friedrich v. Gerok
- Alarich v. Gleich
- Gerold v. Gleich
- Fritz v. Graevenitz
- Hubert Lanz
- Walther Reinhardt
- Karl v. Watter
- Kurt v. Watter
- Oskar v. Watter

M 1 Württembergisches Kriegsministerium

-3, -4, -5. -7

M 10 Militärbevollmächtigter in Berlin

M 730: Denkschriften

M 731: Zeitungs-Ausschnittsammlung

10. *Privatbesitz*

Bernhard v. Gélieu

Franz v. Hammerstein

Veröffentlichte Quellen

1. *Autobiographische Schriften, Tagebücher, Briefwechsel*

Abercron, Hugo v., Offizier und Luftfahrtpionier. Tatberichte und Erinnerungen 1869-1938, Stuttgart 1938.

Alvensleben, Udo v., Adelsitze zwischen Altmark und Masuren.

Besuche vor dem Untergang. Aus dem Tagebuch von Udo von Alvensleben, hg. v. Harald v. Königswald, 1968.

Aretin, Erwein v., Krone und Ketten. Erinnerungen eines bayerischen Edelmannes, hg. v. Karl Buchheim und Karl Otmar v. Aretin, München 1955.

- Arnim, Clara v., Der grüne Baum des Lebens. Lebensstationen einer märkischen Gutsfrau in unserem Jahrhundert, Bern/München/Wien 1989.
- Arnim, Dankwart Graf, Als Brandenburg noch die Mark hieß, Berlin 1991.
- Baden, Max Prinz v., Erinnerungen und Dokumente, Berlin 1927.
- Bauer, Oberst Max, Der große Krieg in Feld und Heimat, Tübingen ³1922
- Benjamin, Walter, Berliner Kindheit um Neunzehnhundert, Frankfurt a.M. 1987.
- Berg, Moritz v., Ulanen-Briefe von der I. Armee, Bielefeld 1893.
- Bernhardi, Friedrich v. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben nach gleichzeitigen Aufzeichnungen und im Lichte der Erinnerung, Berlin 1927.
- Aus dem Leben Theodor von Bernhardis, hg. von Friedrich v. Bernhardi, Leipzig 1893.
- Bernstorff, Johann Heinrich Graf, Erinnerungen und Briefe, Zürich 1936.
- Bismarck, Hedwig v. Erinnerungen einer 95jährigen, Halle 1910.
- Bismarck, Klaus v. Aufbruch aus Pommern. Erinnerungen und Perspektiven, München/Zürich 1992.
- Bismarck, Otto v. Gedanken und Erinnerungen. Vollständige Ausgabe in einem Band, Stuttgart 1959.
- Blumenthal, Tagebücher des Generalfeldmarschalls Graf von Blumenthal aus den Jahren 1866 und 1870/71, hg. Albrecht Graf v. Blumenthal, Stuttgart 1902.
- Boetticher, Friedrich v., Schlieffen. Viel leisten, wenig hervortreten – mehr sein als scheinen, Göttingen ²1973.
- Brackel, Ferdinande Freifrau v., Mein Leben, Köln 1905.
- Braun, Lily, Memoiren einer Sozialistin, Bd. 1: Lehrjahre, München 1909.
- Braun, Magnus Freiherr v. Von Ostpreußen bis Texas, Oldenburg 1955.
- Bronst v. Schellendorf, Geheimes Kriegstagebuch 1870/71, Göttingen 1955.
- Brüning, Heinrich, Memoiren, 1918-1934, Stuttgart 1970.
- Budde, Hermann v., Aufzeichnungen und Erinnerungsblätter, Berlin 1916.
- Bülow, Alexander v., Jägerleben aus dem Vollen. Fünfzig Jahre Waidwerk, Hamburg/Berlin ³1954.

- Bülow, Bernhard Fürst v., Denkwürdigkeiten, 4 Bde., Berlin 1929-1931.
- Bülow, Paula v., Aus verklungenen Zeiten. Lebenserinnerungen 1833-1920, hg. v. J. Werner, Leipzig 1924.
- Bunsen, Maria v., Die Welt in der ich lebte. Erinnerungen aus den glücklichen Jahren 1860-1912, Leipzig ³1929.
- Cecilie Kronprinzessin von Preußen, Erinnerungen an den deutschen Kronprinzen, Biebrach 1952.
- Chappius, Hermann v., „Bei Hofe“ und „Im Felde“, Frankfurt a.M. 1902.
- Choltitz, Dietrich v., Soldat unter Soldaten, Zürich 1951.
- Claß, Heinrich, Wider den Strom – Vom Werden und Wachsen der nationalen Opposition im alten Reich, Leipzig 1932.
- Coudenhove-Kalergi, Richard Graf, Eine Idee erobert Europa, Wien/München/Basel 1958.
- Dalwigk zu Lichtenfels, Frhr. v., Tagebücher aus den Jahren 1860-1871, hg. v. W. Schüssler, 1920.
- Deimling, Berthold v., Aus der alten in die neue Zeit. Lebenserinnerungen, Berlin 1930.
- Dissow [d.i. v. Rantzau], Joachim v., Adel im Übergang. Ein kritischer Standesgenosse berichtet aus Residenzen und Gutshäusern, Stuttgart 1961.
- Dönhoff, Marion Gräfin, Kindheit in Ostpreußen, Berlin 1988.
- Dönhoff, Marion Gräfin, Namen, die keiner mehr nennt, Berlin 1989.
- Dönhoff, Marion Gräfin, „Um der Ehre willen.“ Erinnerungen an die Freunde vom 20. Juli, Berlin 1996.
- Dohna-Schlobitten, Alexander Fürst zu, Erinnerungen eines alten Ostpreußen, Berlin 1989.
- Dungern, Otto v., St. Georg hilf! Ein Reiterleben in Krieg und Frieden, Neudamm 1931.
- Eberhardt, Magnus v., Kriegserinnerungen, Neudamm 1938.
- Eckartstein, Hermann Frhr. v., Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten, Leipzig 1919-1921.
- Einem, Karl v., Erinnerungen eines Soldaten 1853-1933, Leipzig ⁶1933.
- Einem, Karl v., Ein Armeeführer erlebt den Weltkrieg. Persönliche Aufzeichnungen des Generalobersten von Einem, hg. v. Junius Alter [d.i. Franz Sonntag], Leipzig 1938.

- Erddödy, Helene Gräfin, Fast hundert Jahre Lebenserinnerungen (1831-1925), hg. v. Carl v. Oberndorff, Zürich/Leipzig/Wien 1929.
- Ernst II. Herzog v. Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit, Berlin 1888/89.
- Ernst Heinrich Prinz v. Sachsen, Mein Lebensweg vom Königsschloß zum Bauernhof, München 1968.
- Estorff, Ludwig v., Wanderungen und Kämpfe in Südwestafrika, Ostafrika und Südafrika 1894-1910, hg. v. Christoph-Friedrich Kutscher, Windhoek 1979.
- Eulenburg-Hertefeld, Philipp Fürst zu, Aus 50 Jahren: Erinnerungen, Tagebücher und Briefe aus dem Nachlaß des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, hg. von Johannes Haller, Berlin 1923.
- Faber du Faur, Moritz v., Macht und Ohnmacht. Erinnerungen eines alten Offiziers, Stuttgart 1953.
- Falkenhayn, Erich v., Die Oberste Heeresleitung 1914-1916, Berlin 1920.
- Finckenstein, Ottfried Graf, Nur die Störche sind geblieben. Erinnerungen eines Ostpreußen, München 1994.
- Frankenberg, Fred Graf v., Kriegstagebücher 1866 und 1870/71, hg. v. H. v. Poschinger, Stuttgart u.a. 1896.
- Frankenberg, Egbert v., Tradition im Kreuzverhör. Meine Familie in der Geschichte, Berlin ²1982.
- Freytag-Loringhoven, Hugo Frhr. v., Menschen und Dinge wie ich sie in meinem Leben sah, Berlin 1923.
- Friedrich III. v. Preußen, Das Kriegstagebuch von 1870/71, hg. v. Otto Meißner, Berlin/Leipzig 1926.
- Gallwitz, Max v., Meine Führertätigkeit im Weltkriege 1914-1916, Berlin 1929.
- Gallwitz, Max v., Erleben im Westen 1916-1918, Berlin 1932.
- Gerlach, Hellmuth v., Erinnerungen eines Junkers, Berlin 1924.
- Gerlach, Hellmuth v., Von links nach rechts, Berlin 1937.
- Gersdorff, Rudolf v., Soldat im Untergang, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1977.
- Goltz, Generalfeldmarschall Colmar v. d., Denkwürdigkeiten, hg. v. Friedrich v. d. Goltz und W. Foerster, Berlin 1929.
- Gregory, Mathilde Frfr. v., Dreißig Jahre preußische Soldatenfrau, Brünn / München / Wien 1933.
- Groener, Wilhelm, Lebenserinnerungen, Jugend, Generalstab, Weltkrieg, hg. v. F. Hiller v. Gaertringen, Göttingen 1957.

- Groener-Geyer, Dorothea, General Groener – Soldat und Staatsmann, Frankfurt a. M. 1955.
- Gündell, General Erich v., Aus seinen Tagebüchern, hg. von Walter Obkircher, Hanburg 1938.
- Guttenberg, Elisabeth v., Beim Namen gerufen. Erinnerungen, Berlin/Frankfurt a. M. 1990.
- Hadeln, Charlotte Frfr. v., In Sonne und Sturm, Rudolfstedt 1935.
- Hausen, Arndt v., Erinnerungen an den Marnefeldzug 1914, hg. v. M. Kircheisen, Leipzig 1920.
- Heinrich Prinz zu Hessen, Der kristallene Lüster. Meine deutsch-italienische Jugend 1927-1947, München 1994.
- Hentig, Werner Otto v., Mein Leben. Eine Dienstreise, Göttingen 1962.
- Hindenburg, Paul v., Aus meinem Leben, Leipzig 1934.
- Hippel, Ernst v., Meine Kindheit im Kaiserlichen Deutschland, Meisenheim am Glan 1975.
- Hoffmann, Max, Die Aufzeichnungen des Generalmajors Max Hoffmann, 2 Bde., hg. v. K.F. Nowak, Berlin 1929.
- Hohenlohe, Alexander Prinz v., Aus meinem Leben, Frankfurt a. M. 1925.
- Hohenlohe-Ingelfingen, Kraft Prinz v. Aus meinem Leben, Berlin 1897.
- Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst Chlodwig zu, Denkwürdigkeiten der Reichskanzlerzeit, hg. v. K.A. v. Müller, Stuttgart 1931.
- Hutten, Katrine v., Im Luftschloß meines Vaters. Erzählung, München 1987.
- Hutten-Czapski, Bogdan Graf v., 60 Jahre Politik und Gesellschaft, Berlin 1935.
- Isenburg, Friedrich Wilhelm, Kadettenleben. Erinnerungen an meine Jugendjahre am Großen Plöner See, Hamburg 1958.
- Der Kaiser... Aufzeichnungen des Chefs des Marinekabinetts Admiral Georg Alexander v. Müller über die Ära Wilhelms II., Göttingen 1965.
- Keim, Alfred, Erlebtes und Erstrebtes, Hannover 1925.
- Keller, Mathilde Gräfin v., Vierzig Jahre im Dienst der Kaiserin – Ein Kulturbild aus den Jahren 1881-1921, Leipzig 1935.
- Kessel, Hans v., Handgranaten und rote Fahne, Berlin 1933.
- Kessler, Harry Graf, Gesichter und Zeiten. Erinnerungen, Berlin 1935.
- ders., Tagebücher 1918-1937, hg. v. Wolfgang Pfeiffer-Belli, Frankfurt a. M. 1982.

- Killinger, Manfred v., Ernstes und Heiteres aus dem Putschleben, München ⁹1942 [1927].
- Kluck, Alexander v., Wanderjahre – Kriege – Gestalten, Berlin 1929.
- Kretschman, Hans v., Kriegsbriefe aus den Jahren 1870/71, hg. v. Lily Braun, Berlin 1911.
- Krockow, Christian Graf v., Die Reise nach Pommern. Bericht aus einem verschwiegenem Land, Stuttgart 1985.
- Lancken-Wakenitz, Oskar Frhr. v. d., Meine dreissig Dienstjahre 1888-1918, Potsdam/Paris/Brüssel/Berlin 1931.
- Lehndorff, Hans Graf v. Menschen, Pferde, weites Land. Kindheits- und Jugenderinnerungen, München 1980.
- Lenski, Franz v. Aus den Leutnantsjahren eines alten Generalstabsoffizier. Erinnerungen an den Rhein und die Reichshauptstadt aus den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts, Berlin 1922.
- Lenski., Franz v. Lern- und Lehrjahre in Front und Generalstab, Berlin 1939.
- Lerchenfeld-Koefering, Hugo Graf, Erinnerungen und Denkwürdigkeiten, eingel. und hg. von seinem Neffen Hugo Graf Lerchenfeld-Koefering, Berlin ²1935.
- L'Estocq, Christoph v., Unser Potsdam. Eine Erinnerung, Limburg a. d. L. 1985.
- L'Estocq, Christoph v., Soldat in drei Epochen. Eine Hommage an Henning v. Tresckow, Berlin 1990.
- Liebermann von Wahlendorf, Willy Ritter, Erinnerungen eines deutschen Juden 1863-1936, hg. v. Ernst R. Piper, München/Zürich 1988 [1936].
- Liebermann v. Sonnenberg, Max, Aus der Glückszeit meines Lebens. Erinnerungen aus dem großen Deutschen Kriege 1870-71, München 1911.
- Liebert, Eduard v., Aus einem bewegten Leben. Erinnerungen, München 1925.
- Liliencron, Adda Frfr. v., Krieg und Frieden. Erinnerungen aus dem Leben einer Offiziersfrau, Berlin 1912.
- Linden, Maria Gräfin, Erinnerungen der ersten Tübinger Studentin, hg. v. Gabriele Junginger, Tübingen 1991.
- Litzmann, Karl, Lebenserinnerungen, 2 Bde., Berlin 1928.
- Löhlhöffel, Hedwig v., Landleben in Ostpreußen, Hamburg 1973.
- Löwenstein, Hubertus Prinz zu, Abenteurer der Freiheit. Ein Lebensbericht..., Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1983.

- Loßberg, Fritz v., Meine Tätigkeit im Weltkriege 1914-1918, Berlin 1939.
- Louis Ferdinand Prinz von Preußen, Im Strom der Geschichte, München/Wien 1983.
- Ludendorff, Erich, Meine Kriegserinnerungen 1914-1918, Berlin 1919.
- Ludendorff, Erich, Mein militärischer Werdegang. Blätter der Erinnerung an unser stolzes Heer, München 1933.
- Mackensen, August v., Briefe und Aufzeichnungen des Generalfeldmarschalls aus Krieg und Frieden, hg. v. W. Foerster, Leipzig 1938.
- Maercker, Georg, Vom Kaiserheer zur Reichswehr. Ein Beitrag zur Geschichte des Landesjäger-Korps, Leipzig 1921.
- Manstein, Erich v., Aus einem Soldatenleben 1887-1939, Bonn 1958.
- General von der Marwitz. Weltkriegsbriefe, hg. v. E. v. Tschischwitz, Berlin 1940.
- Maltzan, Maria Gräfin v., Schlage die Trommel und fürchte Dich nicht, Berlin/Frankfurt a. M. 1986.
- Max Prinz v. Baden, Erinnerungen und Dokumente, Stuttgart / Berlin / Leipzig 1927.
- Meinecke, Friedrich, Erlebtes. 1862-1901, Leipzig 1941.
- ders., Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen, Wiesbaden ⁵1955.
- Moltke, Generalfeldmarschall Helmuth v., Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, Berlin 1891-93.
- Moltke, Generalfeldmarschall Helmuth v., Militärische Werke, Berlin 1892-1912.
- Moltke. Erinnerungen, Aufsätze und Reden, hg. v. Hans Delbrück, Berlin 1902.
- Moltke, Generaloberst Helmuth v., Erinnerungen - Briefe - Dokumente, hg. v. Eliza v. Moltke, Stuttgart 1922.
- Morgen, Curt v., Meiner Truppen Heldenkämpfe, Berlin 1920.
- Monts, Anton Graf, Erinnerungen und Gedanken des Botschafters Anton Graf Monts, hrsg. von K.F. Nowak und F. Thimme, Berlin 1932.
- Moser, Otto v., Feldzugsaufzeichnungen 1914-1918 als Brigade- und Divisionskommandeur und als Kommandierender General, Stuttgart ³1928.
- Muehlenfels, Hedwig v., Nach dem dritten Kind. Aus dem Tagebuch einer Offiziersfrau, Berlin 1911.

- Müller, Karl Alexander v., Aus Gärten der Vergangenheit. Erinnerungen 1882-1914, Stuttgart 1951.
- Müller, Karl Alexander v., Im Wandel einer Welt. Erinnerungen, 3 Bde., hg. v. O. A. v. Müller, München 1954-1966.
- Nostiz, Helene v. Aus dem alten Europa. Menschen und Städte, Leipzig 1933.
- Oertzen, Maria v., Mein Leben. Eine Selbstbiographie von M. von Oertzen, Lahr- Dinglingen 1935.
- Oettingen, Hans v., Abenteuer meines Lebens. Irrwege und Einsichten eines Unbedachten, Berlin (DDR) 1981.
- Oldenburg-Januschau, Elard v. Erinnerungen, Berlin 1936.
- Oppen, Dietrich v. (Hg.), Leseskizzen aus der Familie von Oppen vornehmlich im 20. Jahrhundert. Ein zeitgeschichtliches Lesebuch, Freiburg/Brsg. 1985.
- Papen, Franz v. Der Wahrheit eine Gasse, München 1952.
- Pleß, Daisy Fürstin, Tanz auf dem Vulkan, 2 Bde., Dresden 1930.
- Pohl, Hugo v., Aus Aufzeichnungen und Briefen während der Kriegezeit, hg. v. seiner Frau Ella v. Pohl, Berlin 1920.
- Prittitz und Gaffron, Friedrich v. Zwischen Petersburg und Washington. Ein Diplomatenleben, München 1952.
- Putlitz, Wolfgang Edler Gans zu, Unterwegs nach Deutschland: Erinnerungen eines ehemaligen Diplomaten, Berlin ²1956.
- Rauch, Fedor v., Briefe aus dem großen Hauptquartier der Feldzüge 1866 und 1870/71, Berlin 1911.
- Redwitz, Freiherr v., Meine Erinnerungen, o O. 1975.
- Regierte der Kaiser? Kriegstagebücher, Aufzeichnungen und Briefe des Chefs des Marinekabinetts Admiral G.A. v. Müller 1914-1918, hg. v. Walter Görlitz, Göttingen 1959.
- Reibnitz, Kurt Frhr. v., Gestalten rings um Hindenburg. Führende Köpfe der Republik und die Berliner Gesellschaft von heute, Dresden ²1929.
- Reischach, Hugo Frhr. v., Unter drei Kaisern, Berlin 1925.
- Reitzenstein, Hans-Joachim Freiherr v., Vergitterte Jugend. Geschichten aus dem Kadettenkorps, Berlin 1920.
- Renn [d.i. Vieth von Golßenau], Ludwig, Adel im Untergang, Berlin 1946.
- Renn [d.i. Vieth v. Golßenau], Ludwig, Meine Kindheit und Jugend, Berlin 1956.
- Rheinbaben, Werner Freiherr v., Viermal Deutschland. Aus dem Erleben eines Semanns, Diplomaten, Politiker 1895-1954, Berlin 1954.

- ders., Kaiser, Kanzler, Präsidenten ,wie ich sie erlebte‘, Mainz 1968.
- Rohan, Karl Anton Prinz, Heimat Europa. Erinnerungen und Erfahrungen, Düsseldorf/Köln 1954.
- Roon, Albrecht v., Denkwürdigkeiten, Breslau 1897.
- Rupprecht Kronprinz v. Bayern, Mein Kriegstagebuch, hg. v. Eugen Frauenholz, 2 Bde., Berlin 1929.
- Salburg [d.i. Frfr. von Krieg-Hochfelden], Edith Gräfin, Erinnerungen einer Respektlosen, Leipzig 1927.
- Salm-Horstmar, Philipp Franz Fürst zu, Ein fürstliches Leben. Mein Leben, meine Arbeit, meine Erkenntnisse, Dülmen 1994.
- Schaumburg-Lippe, Friedrich Christian Prinz zu, Zwischen Krone und Kerker, Wiesbaden 1952.
- Schiffer, Eugen, Ein Leben für den Liberalismus, Berlin 1951.
- Schlabrendorff, Fabian v., Begegnungen in fünf Jahrzehnten, Tübingen 1979.
- Schlieffen, Generalfeldmarschall Alfred Graf v., Gesammelte Schriften, Berlin 1913.
- Schlieffen, Generalfeldmarschall Graf Alfred, Briefe, hg. v. Eberhard Kessel, Göttingen 1958.
- Schoen, Freiherr v., Erlebtes, Stuttgart / Berlin 1921.
- Schoenaich, Paul Freiherr v., Mein Damaskus. Erlebnisse und Bekenntnisse, Berlin 1926.
- Schönburg-Waldenburg, Heinrich Prinz v., Erinnerungen aus kaiserlicher Zeit, Leipzig 1929.
- Schoenermarck, Alexis v., Fünfzig Jahre meines Lebens!, Berlin 1916.
- Schubert, Gustav v., Lebenserinnerungen, Stuttgart / Leipzig 1909.
- Schulenburg, Tisa v. d., Ich habe’s gewagt. Bildhauerin und Ordensfrau – ein unkonventionelles Leben, Freiburg/Basel/Wien ³1983.
- Schweinitz, General v., Briefwechsel, Berlin 1928.
- Schweppenburg, Leo Geyr v., Gebrochenes Schwert, Berlin ²1952.
- Seckendorff-Aberdar, Marie Gräfin, ... gelebt und gewebt im blauen Schloß, Neustadt an der Aisch 1979.
- Seeckt, Hans v., Aus meinem Leben 1866-1917, hg. v. Friedrich v. Rabenau, Leipzig 1938.
- Selchow, Bogislaw v. Hundert Tage aus meinem Leben, Leipzig 1936.
- Strachwitz, Hubertus Kraft Graf Eines Priesters Weg durch die Zeitenwende. Erlebnisse aus 50 Jahren, 1935.

- Stackelberg, Camilla v., Verwehte Blätter. Erinnerungen aus dem Baltikum, Berlin ²1992.
- Stein, Hermann v., Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges, Leipzig 1919.
- Stenbock-Vermor, Alexander Graf, Der rote Graf. Autobiographie, Berlin 1973.
- Stirb und Werde. Aus den Briefen und Kriegstagebuchblättern des Leutnants Bernhard v.d. Marwitz, hg. v. Harald v. Koenigswald, Breslau 1931.
- Stosch, v., Denkwürdigkeiten, Briefe und Tagebuchblätter, hg. v. U. v. Stosch, 1904.
- Tappen, Adolf, Bis zur Marne 1914, Oldenburg/Berlin 1920.
- Teske, Hermann, Die silbernen Spiegel, Heidelberg 1952.
- Thaer, Albrecht v., Generalstabsdienst an der Front und in der OHL. Aus Briefen und Tagebuchaufzeichnungen 1915-1919, hg. v. S.A. Kaehler, Göttingen 1958.
- Tirpitz, Alfred v., Erinnerungen, Leipzig 1919.
- Tresckow, Hans v., Von Fürsten und anderen Sterblichen. Erinnerungen eines Kriminalkommissars, Berlin 1922.
- Tschirschky, Fritz-Günther v., Erinnerungen eines Hochverrätters, Stuttgart 1972.
- Unruh, Friedrich Franz v. Ehe die Stunde schlug. Eine Jugend im Kaiserreich, Bodensee 1967.
- Verdy du Vernois, Julius v., Im großen Hauptquartier 1870/71. Persönliche Erinnerungen, Berlin 1895.
- Viettinghoff-Riesch, Arnold Freiherr v., Letzter Herr auf Neschwitz. Ein Junker ohne Reue, Lüneburg 1958.
- Viktoria Luise Herzogin v. Braunschweig, Ein Leben als Tochter des Kaisers, Hannover ¹⁵1979.
- Waldersee, Alfred Graf v. Denkwürdigkeiten, 3 Bde., Stuttgart 1923-1925.
- Wedel, Carl Graf v. Zwischen Kaiser und Kanzler, Leipzig 1943.
- Wiese, Leopold v. Erinnerungen aus meinen Kadettenjahren, Hannover 1924.
- Wiese, Leopold v., Erinnerungen Köln / Opladen 1957.
- Wezsäcker, Ernst v., Erinnerungen, München 1950.
- Westarp Kuno Graf, Das Ende der Monarchie am 9. November 1918, hg. v. Werner Conze, Stollhamm 1952.
- Wilamowitz-Moellendorff, Fanny Gräfin v., Erinnerungen und Begegnungen, Berlin 1936.

- Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich v., Erinnerungen 1848-1914, Berlin 1927.
- Militärische Schriften weiland Kaiser Wilhelm des Großen Majestät, 2 Bde., hg. v. Königl. Preuß. Kriegsministerium, Berlin 1897.
- Kaiser Wilhelms des Großen Briefe, Reden und Schriften, Berlin 1906.
- Kaiser Wilhelms I. Briefe an Politiker und Staatsmänner, hg. v. J. Schultze, Berlin 1931.
- Wilhelm II. v. Preußen, Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878-1918, Berlin/Leipzig 1924.
- ders., Aus meinem Leben 1859-1888, Leipzig 1928.
- Wilhelm Kronprinz v. Preußen, Erinnerungen. Aus den Aufzeichnungen, Dokumenten, Tagebüchern und Gesprächen, hg. v. Karl Rosner, Stuttgart/Berlin 1922.
- ders., Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf, Berlin ²1923.
- Wilmowsky, Tilo Freiherr v., Rückblickend möchte ich sagen... – An der Schwelle des 150jährigen Krupp-Jubiläums, Oldenburg/Hamburg 1961.
- Windisch-Graetz, Ludwig Fürst zu Helden und Halunken. Selbsterlebte Weltgeschichte 1899-1964, Wien 1967.
- Winterfeld-Menkin, Joachim v., Jahreszeiten des Lebens. Das Buch meiner Erinnerungen, Berlin 1942.
- Wrisberg, Ernst v., Erinnerungen an die Kriegsjahre im Kgl. Preußischen Kriegsministerium, 3 Bde., Leipzig 1921/1922.
- Zedlitz-Trützschler, Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof – Aufzeichnungen, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1923.
- Zobeltitz, Hanns v., Unterwegs im Knödelländchen und anderswo. Lebenserinnerungen, Bielefeld/Leipzig 1916.
- Zobeltitz, Fedor v., Ich habe so gern gelebt. Die Lebenserinnerungen, Berlin 1934.

2. Sonstige zeitgenössische Publikationen

- A. [d.i. Adolf Stein], Sieben-Tage-Buch. Kappregierung und Generalstreik, 12.-18. März 1920, Berlin 1920.
- Altrichter, Friedrich, Die seelische Entwicklung des Heeres im Frieden und im Weltkriege, Berlin 1933.
- Altrock, Constantin v., Vom Sterben des deutschen Offizierkorps, Berlin 1922.

- Anonym, Die preußische Armee im Vergleich zur französischen und was von ersterer zu erwarten ist, Dresden 1861.
- Anonym, Der Kaiser und das Offizierkorps. Von einem Inaktiven, Leipzig 1913.
- Anonym, Politische Generale am preußischen Hofe seit 1848, Berlin 1897.
- Anonym, Die Vorrechte der Offiziere im Staat und in der Gesellschaft, 2 Broschüren, Berlin 1883.
- Anonym, Der deutsche Offizier. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr von einem preußischen Stabs-Offizier, Hannover 1884.
- Anonym, Der Weg zur Wahrheit. Führervertrauen und Führerhaß im Kriege, Berlin 1920.
- B., Geldwirtschaft und Vermögensanlage (Ratgeber in Geldfragen für Offiziere), Oldenburg 1911.
- Bartunek, Joseph, Die Austragung von Ehrenangelegenheiten. Ein Beitrag zur zeitgemäßen Lösung der Satisfaktionsfrage, Wien 1912.
- Bebel, August, Nicht stehendes Heer, Stuttgart 1898.
- Bernhardi, Friedrich v., Deutschland und der nächste Krieg, Stuttgart 1912.
- ders., Vom heutigen Kriege. Erster Band: Grundlagen und Elemente des modernen Krieges, Berlin 1912.
- ders., Wie Helden sterben. Erlebnisse an der Ostfront August/September 1915, Leipzig 1917.
- Beseler, Hans v., Vom Soldatenberufe, Berlin 1912.
- Bilse, Oswald [d.i. Fritz v.d. Kyrburg], Aus einer kleinen Garnison. Ein militärisches Zeitbild, Wien 1904.
- Bismarck, Armin v. (Hg.), Das Fliegerbuch: Flugabenteuer an allen Fronten, Berlin 1918.
- Bodentreuer Adel. Eine Statistik mit zwei Landkarten, hg. v. Olof v. Rohr, Berlin 1936.
- Boguslawski, v., Der Ehrbegriff des Offizierstandes. Ein kurzes Wort zur Aufklärung, Berlin 1896.
- Bristau, Alfred, Der Offizier. Ernste Betrachtungen im Lichte der Wahrheit, Straßburg/Leipzig 1910.
- Buchner, Max (Hg.), Die alte Armee und ihre Bedeutung für Volk, Vaterland und Religion, München 1926.
- Cochenhausen, v., Der Weg zum Offizier im Reichsheer, Charlottenburg 1923.
- Conring, Franz, das deutsche Militär in der Karikatur, Stuttgart 1907.

- Crousaz, [Königlich Preußischer Major z. D.] A. v., Das Offizierkorps der Preußischen Armee nach seiner historischen Entwicklung, seiner Eigenthümlichkeiten und seinen Leistungen, Halle 1876.
- Dellmensingen, Konrad Kraft v. / Feeser, Friedrichfranz, Das Bayernbuch vom Weltkriege, 1914-1918, Stuttgart 1930.
- Dreßler, A., Über den deutschen Offizier, Dresden 1920.
- Egan-Krieger, Jenö v., Deutsche Kavallerie in Krieg und Frieden, Werder 1928.
- Ehrentafel der Kriegsoffer des reichsdeutschen Adels 1914-1919, Gotha 1921.
- Eisenhart-Rothe, Ernst v., Der Kaiser am 9. November. Eine Klarstellung nach noch nicht veröffentlichtem Material, Berlin 1922.
- Endres, Franz Carl, Demokratie und Reichswehr, München 1919.
- ders., Die Tragödie Deutschlands, Stuttgart 1926.
- ders., Soziologische Struktur und ihre entsprechende Ideologien des deutschen Offizierkorps vor dem Weltkriege, in: AfSS 58 (1927), S. 282-319.
- Erffa, Frhr. v. Der Offizier als Erzieher, Oldenburg 1911.
- Erzberger, Mathias, Erlebnisse im Weltkrieg, Stuttgart / Berlin 1920.
- Fleck, E., Die Verordnungen über die Ehrengerichte im Preussischen Heere und über die Bestrafung der Offiziere wegen Zweikampfes, Berlin 1865.
- Erziehung und Entwicklung des preußischen Offizierstandes, Breslau 1891.
- Freytag-Loringhoven, Hugo Frhr. v., Die Macht der Persönlichkeit im Kriege, Berlin 1905.
- ders., Folgerungen aus dem Weltkrieg, Berlin 1917.
- ders., Was verdanken wir unserem Offizierkorps?, Berlin 1919.
- ders., Die Psyche des Heeres, Berlin 1923.
- Frymann, Daniel [d.i. Heinrich Claß], Wenn ich der Kaiser wär' – Politische Wahrheiten und Notwendigkeiten, Leipzig 1912.
- Giehrl, Hermann v., Die Jugend und ihre Führer, Berlin 1913.
- Gleich, Gerold v., Die alte Armee und ihre Verirrungen, Leipzig 1919.
- Goldbeck Eduard, Glänzendes Elend? Ein Wort der Abwehr, Berlin 1895.
- Goltz, Colmar Frhr. v. d., Leon Gambetta und seine Armeen, Berlin 1877.

- ders., Offizierstand und Beamtenthum. Eine Erwiderung auf die anonyme Schrift: „Die Vorrechte der Offiziere im Staate und in der Gesellschaft“, Berlin 1884.
- ders., Das Volk in Waffen. Ein Buch über Heerwesen und Kriegführung in unserer Zeit, Berlin ⁴1890.
- ders., Kaiser Wilhelm II. und das Vaterland, Bielefeld/Leipzig 1913.
- Goltz, Rüdiger Graf v. d., Als politischer General im Osten 1918 und 1919, Leipzig ²1936.
- Gottfried, Die Wahrheit über unser Heer und seine Offiziere, Berlin 1905.
- Grötzner, D., Hofball und Armee, 2 Teile, München 1910/11.
- Haffner, Sebastian, Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914-1933, Stuttgart/München 2000.
- Hesse, Kurt, Der Feldherr Psychologos, Berlin 1922.
- ders., Von der nahen Ära der „jungen Armee“, Berlin 1925.
- ders., Wandlung des Soldaten. Versuch einer Begründung des deutschen Berufssoldatentums, Berlin 1931.
- ders., Persönlichkeit und Masse im Zukunftskrieg, Berlin 1933.
- Hilder, G.O., Unsere Officiere a.D. Ein Schattenbild aus dem socialen Leben, Berlin 1887.
- Hirschfeld, Magnus, Von einst bis jetzt. Geschichte einer homosexuellen Bewegung 1897-1922, hg. v. Manfred Herzer / James Steakley, Berlin 1986.
- Hoeffler v. Loewenfeld, Albrecht, Republik oder Monarchie?, Leipzig 1922.
- Jany, Curt, Geschichte der königl.-preuß. Armee, 5 Bde., Berlin 1928/29.
- Jünger, Ernst, Der Kampf als inneres Erlebnis, Berlin 1922.
- Jung, Edgar Julius, Die Herrschaft der Minderwertigen, Berlin 1927.
- Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. Auf Grund amtlichen Materials bearbeitet von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung I des Großen Generalstabes, Berlin 1906/07.
- Kantorowicz, Hermann, Der Offiziershaß im deutschen Heer, Freiburg 1919.
- Kekulé v. Stradonitz, Stephan, Armut und Reichtum im deutschen Adel, in: Deutsche Revue 1911, S. 35-42.
- Kessel, Hans v., Handgranaten und rote Fahnen. Ein Tatsachenbericht aus dem Kampf um das rote Berlin 1918-1920, Berlin 1933.

- Killinger, Manfred v., Kampf um Oberschlesien 1921, Leipzig 1934.
- Kleist, Bogislaw v., Die Generale der königlich preußischen Armee 1840-1890, Hannover 1891.
- Kotze, Hans v. Selektta 1899/1900 der Hauptkadettenanstalt, o.O. 1900.
- Krafft, Karl, Dienst und Leben des jungen Infanterie-Offiziers, Berlin 1914.
- Krafft, Rudolf, Glänzendes Elend. Eine offene Kritik der Verhältnisse unseres Offizierkorps, Stuttgart 1895.
- Krampe, Hans Joachim v., Was ist vornehm?, Berlin 1910.
- Loebenstein, A. v., Aus dem Kriegstagebuch des 1. Garde-Ulanen-Regiments, Potsdam 1919.
- Ludendorff, Erich, Urkunden der Obersten Heeresleitung über ihre Tätigkeit 1916/18, Berlin 1922.
- Luett, Isa v.d., Die elegante Hausfrau. Mitteilungen für junge Hauswesen mit besonderen Winken für Offiziersfrauen, Stuttgart/Berlin 1892.
- Martin, Frederick, The Junker Menace, New York 1945.
- Mayer, Ernst, Vom Adel und der Oberschicht, Langensalza 1928.
- Moltke, Helmuth v., Der deutsche Offizier, Hannover 1884.
- Moltke, Helmuth Graf v., Die deutschen Aufmarschpläne 1871-1890, hg. v. F. v. Schmerfeld, Berlin 1928.
- Montbé, Alban v., Die Märker im Weltkrieg, Berlin 1923.
- Niemann, Alfred, Kaiser und Revolution. Die entscheidenden Ereignisse im Großen Hauptquartier im Herbst 1918, Berlin 1928.
- ders., Revolution von oben – Umsturz von unten. Entwicklung und Verlauf der Staatsumwälzung in Deutschland 1914-1918, Berlin 1928.
- Nowotnick, G., Große deutsche Soldaten in 200 Anekdoten, Berlin 1942.
- Oertzen, Friedrich Wilhelm v., Junker. Preußischer Adel im Jahrhundert des Liberalismus, Oldenburg 1939.
- Der Offizier im Umgang, hg. v. Carl Siwinna, Berlin 1915.
- Die Offizier-Prüfung, Charlottenburg 1922.
- Ompeda, Georg Frhr. v., Deutscher Adel um 1900, 3 Bde., Stuttgart u.a. 1922.
- Osten-Sacken, Ottomar v., Preußens Heer von seinen Anfängen bis zur Gegenwart, Berlin 1911-1914.

- Pinner, Albert, Wucher und Wechsel. Ein Leitfaden zum Schutze gegen Bewucherung... insbesondere für Offiziere, Berlin 1907.
- Poten, B. Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesen in Preußen, Berlin 1896.
- Priesdorff, Kurt v., Die großen preußischen Generale, 6 Bde., 1933-1939.
- Rabenau, Friedrich v., Die alte Armee und die junge Generation. Kritische Betrachtungen, Berlin 1925.
- Rabenau, Friedrich, Seeckt. Aus seinem Leben 1918-1936, Leipzig 1940.
- Rathenau, Walter, Der Kaiser. Eine Betrachtung, Berlin 1919.
- Reibnitz, Kurt v., Gestalten rings um Hindenburg. Führende Köpfe der Republik und die Berliner Gesellschaft von heute, Dresden 1928.
- Reventlow, Ernst Graf zu, Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner, München 1906.
- ders., Von Potsdam nach Doorn, Berlin 1940.
- Ruedt v. Collenberg, L. Frhr. v. Die deutsche Armee von 1871-1914, Berlin 1922.
- Schaible, Camill, Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers, Berlin 1910.
- Schaumburg-Lippe, Friedrich-Christian Prinz zu (Hg.), Wo war der Adel?, Berlin 1934.
- Schmidt, Paul v., Das deutsche Offiziersthum und die Zeitströmungen. Den Kameraden gewidmet, Berlin 1892.
- ders., Das deutsche Offizierkorps und seine Aufgaben in der Gegenwart, Berlin 1904.
- Schmidt-Pauli, Edgar v., Geschichte der Freikorps 1918-1924, Stuttgart 1936.
- Schoenermarck, Alexis v., Heldengedenkmappe des deutschen Adels, Stuttgart 1922.
- Schoenfeldt, [Major a. D.] Ernst v., Ball-Buch. Selecta 1892/93, o.O. 1893.
- Schumpeter, Josef, Die sozialen Klassen im ethnisch homogenen Milieu, in: ASS 57 (1927), S. 1-67.
- Seeckt, Hans v., Die Zukunft des Reiches – Urteile und Forderungen, Berlin 1929.
- ders., Die Reichswehr, Leipzig 1933.
- ders., Hans v., Gedanken eines Soldaten. Erweiterte Ausgabe, Leipzig 1935.

- Simmel, Georg, Exkurs über den Adel, in: ders., Soziologie, Leipzig 1908, S. 732-746.
- Sombart, Werner, Händler und Helden – Patriotische Besinnungen, München/Leipzig 1915..
- Spohn, Klemens, Luxus und Wohlleben im deutschen Offizierkorps. Ein Wort zur Abwehr, Berlin 1904.
- ders., Die Bedeutung, Stellung und Pflichten des Ehrenrates, Berlin 1907.
- ders., Die konventionellen Gebräuche beim Zweikampf unter Berücksichtigung des Offizierstandes, Berlin 1910.
- Soziales Elend in der Armee, v. einem alten Offizier, Berlin 1906.
- Tönnies, Ferdinand, Deutscher Adel im 19. Jahrhundert, in: NR 2 (1912), S. 1041-1063.
- Troeltsch, Ernst, Spektator-Briefe. Aufsätze über die deutsche Revolution und die Weltpolitik 1918-1922, hg. v. Hans Baron, Tübingen 1924.
- Trotha, Thilo v., Offizierberuf und Offizierlaufbahn, Berlin 1912.
- Uebe, Friedrich, Ehrenmal des preußischen Offizierkorps, Berlin 1939.
- Voigt, Arno, Der deutsche Offizier der Zukunft, Stuttgart 1919.
- Waldeyer-Hartz, Hugo v., „Ein Mann“. Das Leben des Admirals Ludwig von Schröder, Braunschweig 1934.
- Wedel, Max v., v. Wedel's Vorbereitung für das Examen zur Kriegsakademie, 2 Bde., Berlin 1900.
- Das Werk des Untersuchungsausschusses der Deutschen Verfassungsgebenden Versammlung und des Deutschen Reichstages 1919-1930, Vierte Reihe: Die Ursachen des Zusammenbruches im Jahre 1918, 12 Bde., Berlin 1925-1930.
- Westarp, Kuno Graf, Das Ende der Monarchie am 9. November, hg. v. Werner Conze, 1952.
- Zobeltitz, Fedor v., Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich, 2 Bde., Hamburg 1922.

3. Zeitschriften und Zeitungen

Allgemeine Militaer-Zeitung
 Berliner Tageblatt
 Deutsche Kriegerzeitung
 Deutsche Revue
 Deutsche Treue
 Deutsche Wehrzeitung/Preußische Wehrzeitung
 Deutscher Offizier-Bund

Deutsches Adelsblatt
 Gelbe Hefte
 Jahrbuch der Militärischen Gesellschaft
 Kriegstechnische Zeitschrift
 Militär-Literatur-Zeitung
 Militärische Blätter
 Militärisches Echo
 Militär-Wochenblatt
 Militär-Wochenblatt – Beihefte
 Militärische Zeitschrift
 Militär-Zeitung
 Preußische Jahrbücher
 Vierteljahreshefte für Truppenführung und Heereskunde
 Wissen und Wehr

4. *Quelleneditionen / Dokumentationen*

- Afflerbach, Holger (Hg.), Wilhelm II. als Oberster Kriegsherr im Ersten Weltkrieg. Quellen aus der militärischen Umgebung des Kaisers 1914-1918, München 2002.
- Bald, Detlev u.a. (Hg.), Tradition und Reform im militärischen Bildungswesen. Von der Allgemeinen Kriegsschule zur Führungsakademie der Bundeswehr. Eine Dokumentation 1810-1985, Baden-Baden 1985.
- Berghahn, Volker / Deist, Wilhelm, Rüstung im Zeichen der wilhelminischen Weltpolitik. Grundlegende Dokumente 1890-1914, Düsseldorf 1988.
- Betker, Frank / Kriele, Almut, „Pro fide et patria!“ Die Kriegstagebücher von Ludwig Berg 1914-1918. Katholischer Feldgeistlicher im Großen Hauptquartier Kaiser Wilhelms II., Köln/Weimar/Wien 1998.
- Demeter, Karl, Ludwig Frhr. v. Gebssattel, Politische Berichte [...] des Bayerischen Militärbevollmächtigten in Berlin 1905-1911, in: Preußische Jahrbücher 231 (1933), 24-39 u. 116-135.
- Dreetz, Dieter, Denkschrift der deutschen Obersten Heeresleitung vom 17. September 1919 über die Reichswehr und deren Rolle bei Schaffung einer imperialistischen deutschen Großmacht, in: MG 21 (1982), S.
- Epkenhans, Michael, „Wir als deutsches Volk sind doch nicht klein zu kriegen...“ Aus den Tagebuchblättern des Fregattenkapitäns Bogislaw v. Selchow 1918/19, in: MGM 55 (1996), S. 165-224.

- Ernst, Fritz, Aus dem Nachlaß des Generals Wilhelm Reinhardt, Stuttgart 1958.
- Fenske, Hans (Hg.), Unter Wilhelm II. 1890-1918, Darmstadt 1982.
- Granier, Gerhard, Deutsche Rüstungspolitik vor dem Ersten Weltkrieg. General Franz v. Wandels Tagebuchaufzeichnungen aus dem Kriegsministerium, in: MGM 38 (1985), S. 123-162.
- Huber, Ernst Rudolf, Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte seit 1780, Bde. II u. III, Stuttgart 1966.
- Hürten, Heinz, Militär und Innenpolitik 1918-1924, 4 Bde., Düsseldorf 1977-1980.
- Hürter, Johannes, Paul von Hintze: „Marineoffizier, Diplomat, Staatssekretär.“ Dokumente einer Karriere zwischen Militär und Politik 1903-1918, Göttingen 1998.
- Ilsemann, Sigurd v., Der Kaiser in Holland. Aufzeichnungen des letzten Flügeladjutanten Kaiser Wilhelms II., hg. v. Harald v. Koenigswald, 2 Bde., München 1967.
- Könnemann, Erwin / Schulze, Gerhard, Der Kapp-Lüttwitz-Putsch: Dokumente, München 1998.
- Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918, 2 Bde., bearb. v. Wilhelm Deist, Düsseldorf 1970.
- Offiziere im Bild von Dokumenten aus drei Jahrhunderten, hg. , Stuttgart 1964.
- Die Regierung des Prinzen Max von Baden, bearb. v. E. Mathias / Rudolf Morsey, Düsseldorf 1962.
- Zwischen Revolution und Kapp-Putsch. Militär und Innenpolitik 1918-1920, bearb. v. Heinz Hürten, Düsseldorf 1977.
- Röhl, John C.G. (Hg.), Philipp Eulenburgs Politische Korrespondenz, 3 Bde., Boppard 1976-1983.
- ders., An der Schwelle zum Weltkrieg. Eine Dokumentation über den Kriegsrat vom 8. Dezember 1912, in: MGM 21 (1977), S.
- Schüddekopf, Otto-Ernst, Das Heer und die Republik. Quellen zur Politik der Reichswehrführung 1918 bis 1935, Hannover / Frankfurt a. M. 1955.
- Das Tagebuch der Baronin Spitzemberg. Aufzeichnungen aus der Hofgesellschaft des Hohenzollernreiches, hg. v. Rudolf Vierhaus, Göttingen 1960.
- Ulrich Bernd / Vogel, Jakob / Ziemann, Benjamin (Hg.), Untertan in Uniform?, Frankfurt/M 2002.
- Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der

- Gegenwart, hg. v. Herbert Michaelis / Ernst Schraepler, Berlin 1958ff.
- Wild v. Hohenborn, Adolf, Briefe und Tagebuchaufzeichnungen des preußischen Generals als Kriegsminister und Truppenführer im Ersten Weltkrieg, hg. v. Helmut Reichold, Boppard 1986.
- Wolff, Theodor, Die Wilhelminische Epoche. Fürst Bülow am Fenster und andere Begegnungen, hg. v. Bernd Söseemann, Frankfurt a.M. 1989.

Forschungsliteratur

- Adams, Michael C.C., *The Great Adventure. Male Desire and the Coming of World War I*, Bloomington 1990.
- Adamy, Kurt / Hübener, Kristina (Hg.), *Adel und Staatsverwaltung in Brandenburg im 19. und 20. Jahrhundert*, Berlin 1996.
- Afflerbach, Holger, *Falkenhayn. Politisches Denken und Handeln im Kaiserreich*, München ²1996.
- Alber, Wolfgang, *Die Junker in der Provinz Sachsen 1900-1917/18*, Diss. phil. A. Halle 1980.
- Angröss, Werner T., *Das deutsche Militär und die Juden im Weltkrieg*, in: *MGM 19* (1976), S. 77-146.
- Aretin, Karl Otmar Freiherr v., *Der bayerische Adel von der Monarchie zum Dritten Reich*, in: *Bayern in der NS-Zeit, Bd. 3: Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt*, Teil B, hg. v. Martin Broszat u.a., München/Wien 1981, S. 513-567.
- Arnim, Hermann Graf v., *Märkischer Adel. Versuch einer sozialgeschichtlichen Betrachtungen anhand von Lebensbildern von Herren und Grafen von Arnim*, Berlin ²1989.
- Aschoff, Hans-Georg: *Die welfische Bewegung und die Deutsch-hannoversche Partei zwischen 1866 und 1914*, in: *NJL 53* (1981), S. 41-64.
- Augustine, Dolores L., *Patricians and Parvenus. Wealth and High Society in Wilhelmine Germany*, Oxford/Providence 1994.
- Bahrdt, Hans Paul, *Die Gesellschaft und ihre Soldaten. Zur Soziologie des Militärs*, München 1987.
- Bald, Detlef, *Der deutsche Generalstab. Reform und Restauration in Ausbildung und Bildung 1859-1939*, München 1977.
- ders., *Vom Kaiserheer zur Bundeswehr. Sozialstruktur des Militärs: Politik der Rekrutierung von Offizieren und Unteroffizieren*, Frankfurt a.M. / Bern 1981.
- ders., *Der deutsche Offizier. Sozial- und Bildungsgeschichte des deutschen Offizierkorps im 20. Jahrhundert*, München 1982.

- Baranowsky, Shelley, *The Sanctity of Rural Life. Nobility, Protestantism, and Nazism in Weimar Prussia*, New York/Oxford 1995.
- dies., *Continuity and Contingency: Agrarian Elites, Conservative Institutions and East Elbia in Modern German History*, in: SH 12 (1987), S. 285-308.
- dies., *East Elbian Landed Elites and Germany's Turn to Fascism: The Sonderweg Controversy Revisited*, in: EHQ 26 (1996), S. 209-240.
- Barkin, Kenneth D., *Autobiography and History*, in: SRS 6 (1976), S. 83-108.
- Becker, F. *Bilder von Krieg und Nation. Die Einigungskriege in der bürgerlichen Öffentlichkeit 1864-1913*, München 2000.
- Berdahl, Robert M., *The Politics of the Prussian Nobility. The Development of a Conservative Ideology 1770-1848*, Princeton 1988.
- dies., *Preußischer Adel. Paternalismus als Herrschaftssystem*, in: Puhle/Wehler (Hg.), *Preußen im Rückblick*, S. 123-145.
- Bereit zum Krieg! Kriegsmoralität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914*, hg. v. Jost Dülffer / Karl Holl, Göttingen 1986.
- Berghahn, Volker, *Der Stahlhelm. Bund der Frontsoldaten 1918-1935*, Düsseldorf 1966.
- dies., *Militarismus. Die Geschichte einer internationalen Debatte*, Hamburg 1986.
- Berghoff, Hartmut; *Aristokratisierung des Bürgertums? Zur Sozialgeschichte der Nobilitierung von Unternehmern in Preußen und Großbritannien 1870-1918*, in: VWSG 81 (1994), S. 178-204.
- Bergmann, Klaus, *Agrarromantik und Großstadtfeindschaft*, Meisenheim 1970.
- Bessel Richard, *Germany after the First World War*, Oxford 1993
- dies., *Making Sense of the Countryside. Some Recent Writing on Rural Life and Politics in Germany*, in: EHQ 19 (1989), S. 115-128.
- Birke, Adolf M. / Kettenacker, Lothar (Hg.), *Bürgertum, Adel und Monarchie. Wandel der Lebensformen im Zeitalter des bürgerlichen Nationalismus*, München 1989.
- Blackbourn, David, *Germany in the Long 19th Century*, Cambridge 1998.

- ders. / Eley, Geoff, Mythen deutscher Geschichtsschreibung. Die gescheiterte bürgerliche Revolution von 1848, Frankfurt a.M. 1980.
- Blessing, Werner K., Disziplinierung und Qualifizierung. Zur kulturellen Bedeutung des Militärs im Bayern des 19. Jahrhunderts, in: GG 17 (1991), S. 459-479.
- Bley, Helmut, Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika 1894-1914, Hamburg 1968.
- Bluhm, Harald, Eliten – ideengeschichtliche Betrachtungen zu einem rethorisch-politischen Begriff, in: BDI 11 (2000), S. 66-80.
- Boemeke, Manfred / Förster, Stig / Chickering, Roger (Hg.), Anticipating Total War. The German and American Experience, 1871-1914, Cambridge 1999.
- Bottomore, T.B., Elite und Gesellschaft. Eine Übersicht über die Entwicklung des Eliteproblems, München 1966.
- Bourdieu, Pierre, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M. 1982.
- Bracher, Karl Dietrich, Die Auflösung der Weimarer Republik, Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie, Villingen ⁵1971.
- Brändli, Sabina, Von „schneidigen Offizieren“ und „Militärcrinolinen“: Aspekte symbolischer Männlichkeit am Beispiel preußischer und schweizerischer Uniformen des 19. Jahrhunderts, in: Ute Frevert (Hg.), Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997, S. 201-228.
- Brand, Karl-Hermann Frhr. v. / Eckert, Helmut, Kadetten. Aus 300 Jahren deutscher Kadettenkorps, 2 Bde., München 1981.
- Breit, Gotthard, Das Staats- und Gesellschaftsbild deutscher Generale beider Weltkriege im Spiegel ihrer Memoiren, Boppard 1973.
- Breuer, Stefan, Anatomie der konservativen Revolution, Darmstadt 1993.
- Breymayer, Ursula / Ulrich, Bernd / Wieland, Karin (Hg.), Willensmenschen. Über deutsche Offiziere, Frankfurt a.M. 1999.
- Brunner, Reinhold, Die Junker – eine Untersuchung ihrer klassenmäßigen Einordnung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts am Beispiel der Provinz Brandenburg, Diss. phil. A Halle 1990.
- ders., Landadeliger Alltag und primäre Sozialisation in Ostelbien am Ende des 19. Jahrhunderts, in: ZfG 39 (1991), S. 995-1011.

- Buchholz, Arden, *Hans Delbrück and the German Military Establishment*, Iowa City 1985 .
- ders., *Moltke, Schlieffen, and Prussian War Planning*, New York 1991.
- Buchsteiner, Ilona, *Großgrundbesitz in Pommern 1871-1914. Ökonomische, soziale und politische Transformation der Großgrundbesitzer*, Berlin 1993.
- dies., *Pommerscher Adel im Wandel des 19. Jahrhunderts*, in: GG 25 (1999), S. 343-374.
- Büsch, Otto, *Militärsystem und Sozialleben im alten Preußen 1713-1807. Die Anfänge der sozialen Militarisierung der preußisch-deutschen Gesellschaft*, Berlin 1962.
- Buschmann Nikolaus / Carl, Horst (Hg.), *Erfahrungsgeschichte. Canetti, Elias, Masse und Macht*, Frankfurt a.M. 1960.
- Cannadine, David, *The Decline and Fall of the British Aristocracy*, New York 1990.
- ders., *Aspects of Aristocracy. Grandeur and Decline in Modern Britain*, New Haven / London 1994.
- Carsten, Francis L., *Reichswehr und Politik 1918-1933*, Köln / Berlin 1964.
- ders., *Geschichte der preußischen Junker*, Frankfurt a.M. 1988.
- Chickering, Roger, *We Men Who Feel Most German. A Cultural Study of the Pan-German League*, London 1984.
- ders., *Der „Deutsche Wehrverein“ und die Reform der deutschen Armee 1912-1914*, in: MGM 25 (1979), S. 7-33.
- ders. / Förster, Stig (Hg.), *Great War, Total War. Combat and Mobilization on the Western Front, 1914-1918*, Cambridge 2000.
- Clemente, S.E., *„For King and Kaiser!“ The making of the Prussian army officer 1860-1914*, New York 1992.
- Coetzee, Marilyn S., *The German Army League. Popular Nationalism in Wilhelmine Germany*, New York/Oxford 1990.
- Conrad, Christoph / Kessel, Martina (Hg.), *Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung*, Stuttgart 1998.
- Conze, Eckart, *Von deutschem Adel. Die Grafen von Bernstorff im zwanzigsten Jahrhundert*, Stuttgart / München 2000.
- Craig, Gordon A., *The Politics of the Prussian Army*, New York 1964.
- Dahrendorf, Ralf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, München 1968.

- Dedering, T., The German-Herero War of 1904: Revisionism of Genocide or Imaginary Historiography?, in: *Journal of Southern African Studies* 19 (1993).
- Deist, Wilhelm, *Militär, Staat und Gesellschaft. Studien zur preußisch-deutschen Militärgeschichte*, München 1991.
- ders., Die Armee in Staat und Gesellschaft 1890-1914, in: Michael Stürmer (Hg.), *Das kaiserliche Deutschland. Politik und Gesellschaft 1890-1918*, Düsseldorf 1970, S. 312-339.
- ders., Wilhelm II. als oberster Kriegsherr, in: Röhl (Hg.), *Der Ort Kaiser Wilhelms II.*, S. 25-42.
- ders., Die Reichswehr und der Krieg der Zukunft, in: *MGM* 45 (1989), S. 81-92.
- Demeter, Karl, *Das deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat 1650-1945*, Frankfurt am Main ²1962.
- Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd. 1:, hg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Stuttgart 1979.
- Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit. Eine Zwischenbilanz*, hg. v. Hanns Hubert Hofmann / Günter Franz, Boppard 1980.
- Deutschland im ersten Weltkrieg*, 3 Bde., hg. v. d. Deutschen Akademie der Wissenschaft, Berlin 1968.
- Diehl, James M., *Paramilitary Politics in Weimar Germany*, Bloomington / London 1977.
- ders., Von der „Vaterlandspartei“ zur „nationalen Revolution“: Die „Vereinigten Vaterländischen Verbände Deutschlands (VVVD)“ 1922-1932, in: *VfZg*, S. 617-639.
- Diemel, Christa, *Adelige Frauen im bürgerlichen Jahrhundert. Hofdamen, Stiftsdamen, Salondamen*, Frankfurt a.M. 1998.
- Dipper, Christof, La noblesse allemande à l'époque de la bourgeoisie, in: *Les noblesses européennes au XIXe siècle*, hg. v. École Française de Rome, Rom 1988, S. 165-197.
- Doepner, Friedrich, Zur Auswahl der Offizieranwärter im 100.000-Mann-Heer, in: *Wehrkunde* 22 (1973), S.
- Doerry, Martin, *Übergangsmenschen. Die Mentalität der Wilhelminer und die Krise des Kaiserreichs*, 2 Bde., Weinheim 1986.
- Domansky, Elisabeth, Militarization and Reproduction in World War I Germany, in: Geoff Eley (Hg.), *Society, Culture and the State in Germany, 1870-1930*, Ann Arbor 1996, S. 427-463.
- Dornheim, Andreas, *Adel in der bürgerlich-industrialisierten Gesellschaft. Eine sozialwissenschaftlich-historische Fallstudie über die Familie Waldburg-Zeil*, Frankfurt a.M. 1993.

- ders., Kriegsfreiwilliger, aber Annexionsgegner: Alois Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg und seine „Kriegsbriefe“, in: Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Dieter Langewiesche/Hans-Peter Ullmann, Essen 1997, S. 170-188.
- Drechsler, Horst, Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft. Der Kampf der Herero und Nama gegen den deutschen Imperialismus (1884-1915), Berlin ²1984.
- Dreiztel, Hans Peter, Elitebegriff und Sozialstruktur. Eine soziologische Begriffsanalyse, Stuttgart 1962.
- Dullinger, Stephanie, Kämpfen ums Obenbleiben. Ausbildung, Berufswege und Berufserfolge des Adels in Deutschland 1871-1914, masch. Staatsexamensarbeit, Berlin 1996.
- Echevarria II, Antulio J., On the Brink of the Abyss: The Warrior Identity and German Military Thought before the Great War, in: WS 13 (1995), S. 23-40.
- ders., A Crisis in Warfighting: german Tactical Discussions in the Late Nineteenth Century, in: MGM 55 (1996), S. 51-68.
- Eisenstadt, Samuel N., Tradition, Wandel und Modernität, Frankfurt a.M. 1979.
- Eley, Geoff, Reshaping the German Right: Radical Nationalism and Political Change after Bismarck, New Haven 1980.
- ders., Wilhelminismus, Nationalismus, Faschismus, Münster 1991.
- ders., Army, State and Civil Society: Revisiting the Problem of German Militarism, in: ders., From Unification to Nazism. Reinterpreting the German Past, London / New York 1992, S. 85-109.
- Elias, Norbert, Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie, Neuwied / Berlin 1969.
- ders., Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1992.
- Eliten in Deutschland und Frankreich im 19. und 20. Jahrhundert. Strukturen und Beziehungen, Bd. 1, hg. v. Rainer Hudemann und Georges-Henri Soutou, München 1994.
- Endroweit, Günter, Elitenbegriffe in den Sozialwissenschaften, in: Zpol 26 (1979), S. 30ff.
- Erfurth, Waldemar, Die Geschichte des deutschen Generalstabes 1918-1945, Göttingen / Berlin / Frankfurt a. M. 1957.

- Erger, Johannes, *Der Kapp-Lüttwitz-Putsch: Ein Beitrag zur deutschen Innenpolitik 1919/20*, Düsseldorf 1966.
- Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, hg. v. Wolfgang Michalka, München / Zürich 1994.
- Faber, Karl-Georg, *Mitteleuropäischer Adel im Wandel der Neuzeit*, in: GG 7 (1981), S. 276-296.
- Fehrenbach, Elisabeth, *Wandlungen des deutschen Kaisergedankens 1871-1918*, München 1969.
- dies. (Hg.), *Adel und Bürgertum in Deutschland 1770-1848*, München 1994.
- Finer, Samuel, *The Man on Horseback*, Harmondsworth 1976.
- Fischer, Fritz, *Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik 1911-1914*, Düsseldorf 1969.
- dies., *Bündnis der Eliten. Zur Kontinuität der Machtstrukturen in Deutschland 1870-1945*, Düsseldorf 1979.
- Fischer, Wolfram, *Das württembergische Offizierkorps 1866-1918*, in: Hofmann (Hg.), *Das deutsche Offizierkorps*, S. 99-138.
- Foerster, Roland G. (Hg.), *Generalfeldmarschall von Moltke. Bedeutung und Wirkung*, München 1991.
- dies., *Die Wehrpflicht. Entstehung, Erscheinungsformen und politisch-militärische Wirkungen*, München 1994.
- Förster, Jürgen, *Vom Führerheer der Republik zur nationalsozialistischen Volksarmee*, in: Jost Dülffer / Bernd Martin / Günter Wollstein (Hg.), *Deutschland in Europa: Kontinuität und Bruch*, FS Andreas Hillgruber, Frankfurt a.M. 1990, S. 311-328.
- Förster, Stig, *Der doppelte Militarismus. Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-quo-Sicherung und Aggression 1890-1913*, Stuttgart 1985.
- dies., *Der deutsche Generalstab und die Illusion des kurzen Krieges, 1871-1914. Metakritik eines Mythos*, in: MGM 54 (1995), S. 61-95.
- dies. / Nagler, Jörg (Hg.), *On the Road to Total War. The American Civil War and the German War of Unification 1861-1871*, Cambridge 1997.
- Fout, John C., *Sexual Politics in Wilhelmine Germany: The Male Gender Crisis, Moral Purity, and Homophobia*, in: JHS 2 (1992), S. 388-421.
- Franck, Georg, *Prominenz und Populismus. Zu Pierre Bourdieus kapitaltheoretischem Begriff des Elitären*, in: BDI 11 (2000), S. 19-28.

- Frevert, Ute, Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991.
- dies. (Hg.), Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997.
- dies., Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001.
- Fricke, Dieter (Hg.), Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789-1945), 4 Bde., Köln 1983.
- Friedrich Wilhelm Prinz v. Preußen, Das Haus Hohenzollern 1918-1945, München / Wien 1985.
- Fritsch-Seerhausen, Thomas Frhr. v., Das sächsische Offizierkorps 1867-1918, in: Hofmann (Hg.), Das deutsche Offizierkorps, S. 59-73.
- Fritzsche Peter, A Nation of Flyers. German Aviation and the Popular Imagination, Cambridge / London 1992.
- ders., Germans into Nazis, Cambridge 1998.
- ders., Presidential Victory and Popular Festivity in Weimar Germany: Hindenburg's 1925 Election, in: CEH 23 (1990), S. 205-224.
- ders., Breakdown or Breakthrough? Conservatives and the November Revolution, in: Larry E. Jones / James Retallack (Hg.), Between Reform, Reaction and Resistance, Providence / Oxford 1993.
- Funck, Marcus, The Meaning of Dying. East Elbian Military Clans, in: Greg Eghigian, / Matt Paul Berg (Hg.), Sacrifice and National Belonging in 20th Century Germany, Arlington 2002, S. 26-63.
- ders., Bereit zum Krieg? Entwurf und Praxis militärischer Männlichkeit im preußisch-deutschen Offizierkorps vor dem Ersten Weltkrieg, in: Karen Hagemann / Stefanie Schüler-Springorum (Hg.), Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt a. M. 2002, S. 69-90.
- Funck, Marcus / Malinowski, Stephan, Geschichte von oben. Autobiographien als Quelle einer Sozial- und Kulturgeschichte des deutschen Adels in Kaiserreich und Republik, in: Historische Anthropologie 7 (1999), S. 236-270.
- diess., „Charakter ist alles!“ Erziehungsideale und Erziehungspraktiken in deutschen Adelsfamilien des 19. und 20. Jahrhunderts, in: JBG 6 (2000), S. 71-92.

- diess., *Masters of Memory. The Strategic Use of Memory in Autobiographies of the German Nobility*, in: Alon Confino / Peter Fritzsche (Hg.), *Memory Work in Germany*, Urbana 2002, S. 86-103.
- Gässler, Christian, *Offiziere und Offizierkorps der Alten Armee in Deutschland als Voraussetzung einer Untersuchung über die Transformation der militärischen Hierarchie*, Heidelberg 1930.
- Gall, Lothar, *Von der ständischen zur bürgerlichen gesellschaft*, München 1993.
- ders., *Vom Stand zur Klasse? Zur Entstehung und Struktur der modernen Gesellschaft*, in: *HZ* 261 (1995), S. 1-21.
- Gay, Peter, *Kult der Gewalt. Aggression im bürgerlichen Zeitalter*, München 1996.
- Geyer, Michael, *Aufrüstung oder Sicherheit? Die Reichswehr in der Krise der Machtpolitik 1924-1936*, Wiesbaden 1980.
- ders., *Deutsche Rüstungspolitik 1860-1980*, Frankfurt a. M. 1980.
- ders., *Der zur Organisation erhobene Burgfrieden*, in: Klaus-Jürgen Müller / Eckard Opitz (Hg.), *Militär und Militarismus in der Weimarer Republik*, Düsseldorf 1978, S. 15-100.
- ders., *Professionals and Junkers: German Rearmament and Politics in the Weimar Republic*, in: Richard Bessel / E. J. Feuchtwanger (Hg.), *Social Change and Political Development in Weimar Germany*, London 1981.
- ders., *German Strategy in the Age of Machine Warfare, 1914-1945*, in: Peter Paret (Hg.), *Makers of Modern Strategy*, Princeton 1986, S. 527-597.
- ders., *The Past as Future. The German Officer Corps as Profession*, in: Geoffrey Cocks / Konrad H. Jarausch (Hg.), *German Professions 1800-1950*, New York 1990, S. 183-212.
- ders., *Eine Kriegsgeschichte, die vom Tode spricht*, in: *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, hg. v. Thomas Lindenberger / Alf Lüdtke, Frankfurt a.M. 1995, S. 136-162.
- ders., Geyer, Michael, *Insurrectionary warfare: The German Debate about a Levée en masse in October 1918*, in: *JMH* 73 (2001), S. 459-527.
- Görlitz, Walter, *Der deutsche Generalstab*, Frankfurt a.M. 1951.
- ders., *Die Junker - Adel und Bauern im deutschen Osten*, Glücksburg 1957.
- Gordon, Harold J., *Die Reichswehr und die Weimarer Republik 1919-1926*, Frankfurt a.M. 1952.

- Göse, Frank, Zwischen Garnison und Rittergut. Aspekte der Verknüpfung von Adelforschung und Militärgeschichte am Beispiel Brandenburg-Preußens, in: Ralf Pröve (Hg.), *Clio in Uniform? Probleme und Perspektiven einer modernen Militärgeschichte der Frühen Neuzeit*, Köln / Weimar / Wien 1997, S. 109-142.
- Gollwitzer, Heinz Die Standesherrn. Die politische und gesellschaftliche Stellung der Mediatisierten 1815-1918, Göttingen ²1964.
- Gossweiler, Kurt, *Kapital, Reichswehr und NSDAP 1919-1924*, Köln 1982
- ders., Junkertum und Faschismus, in: ders., Aufsätze zum Faschismus, Berlin 1988, S. 260-276.
- ders. / Schlicht, Alfred, Junker und NSDAP 1931/32, in: ZFG 16 (1967), S. 644-664.
- Gründer, Horst, *Geschichte der deutschen Kolonien*, Paderborn ³1995.
- Guth, Ekkehard P., *Der Loyalitätskonflikt des deutschen Offizierkorps in der Revolution 1918-1920*, Frankfurt a.M. u.a. 1982.
- Gutsche, Willibald, *Wilhelm II. Der letzte Kaiser des Deutschen Reiches*, Berlin 1991.
- ders. / Petzold, Joachim, Das Verhältnis der Hohenzollern zum Faschismus, in: ZFG 29 (1981), S. 917-939.
- Hagemann, Karen, „We need not concern ourselves...“ Militärgeschichte – Geschlechtergeschichte – Männergeschichte: Anmerkungen zur Forschung, in: *Traverse*, S. 75-94.
- Hagenlücke, Heinz, *Deutsche Vaterlandspartei: Die nationale Rechte am Ende des Kaiserreichs*, Düsseldorf 1997.
- Handbuch zur deutschen Militärgeschichte 1648-1939*, hg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Frankfurt a.M. / München 1970-1981.
- Heinemann, Ulrich, *Die verdrängte Niederlage. Politische Öffentlichkeit und Kriegsschuldfrage in der Weimarer Republik*, Göttingen 1983.
- Henning, Hansjoachim, *Die unentschiedene Konkurrenz. Beobachtungen zum sozialen Verhalten des norddeutschen Adels in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Mainz 1994.
- ders., „Noblesse oblige“? Fragen zum ehrenamtlichen Engagement des deutschen Adels 1870-1914, in: VSWG 79 (1992), S. 305-340.

- Herf, Jeffrey, *Reactionary Modernism. Technology, Culture, and Politics in Weimar the Third Reich*, Cambridge 1984.
- Herwig, Holger H., *Das Elitekorps des Kaisers. Die Marineoffiziere im Wilhelminischen Deutschland*, Hamburg 1977.
- ders., *Zur Soziologie des kaiserlichen Seeoffizierkorps vor 1914*, in: *Marine und Marinepolitik im kaiserlichen Deutschland vor 1914*, in: Wilhelm Deist / Herbert Schottelius, *Marine und Marinepolitik im kaiserlichen Deutschland 1871-1914*, Düsseldorf 1972, S. 73-88.
- Hiller v. Gaertringen, Friedrich Frhr., „Dolchstoß“-Diskussion und „Dolchstoß-Legende“ im Wandel von vier Jahrzehnten, in *Geschichte und Gegenwartsbewußtsein*, FS Hans Rothfels, hg. v. Waldemar Besson / Friedrich Hiller v. Gaertringen, Göttingen 1963, S. 122-160.
- ders., *Zur Beurteilung des „Monarchismus“ in der Weimarer Republik*, in: *Tradition und Reform in der deutschen Politik*, FS Waldemar Besson, hg. v. Gotthard Jasper, Frankfurt a.M. 1976, S. 138-185.
- Hillgruber, Andreas, *Großmachtspolitik und Militarismus im 20. Jahrhundert. Drei Beiträge zum Kontinuitätsproblem*, Düsseldorf 1974.
- Höhn, Reinhard, *Verfassungskampf und Heeresleid. Der Kampf des Bürgertums um das Heer (1815-1850)*, Leipzig 1938.
- ders., *Die Armee als Erziehungsschule der Nation. Das Ende einer Idee*, Bad Harzburg 1963.
- ders., *Sozialismus und Heer*, 3 Bde., Bad Harzburg 1984 ff.
- Hofmann, Arne, „Wir sind das alte Deutschland. das Deutschland wie es war...“ *Der „Bund der Aufrechten“ und der Monarchismus in der Weimarer Republik*, Frankfurt a.M. u.a. 1998.
- Hofmann, Hanns Hubert (Hg.), *Das deutsche Offizierkorps 1860-1960*, Boppard 1980.
- Howard, Michael, *The Franco-Prussian War. The German Invasion of France 1870-1871*, London 1968.
- ders., *War in European History*, Oxford 1976.
- Hoyningen-Huene, Iris Frfr. v., *Adel in der Weimarer Republik. Die rechtlich-soziale Situation des reichsdeutschen Adels 1918-1933*, Limburg 1992.
- Hubatsch, Walther, *Hindenburg und der Staat. Aus den Papieren des Generalfeldmarschalls und Reichspräsidenten 1878-1934*, Göttingen 1966.

- Hüppauf, Bernd (Hg, Ansichten vom Krieg. Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft, Königstein / Ts. 1984
- ders., Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Todesbilder aus dem Ersten Weltkrieg und der Nachkriegszeit, in: ders. (Hg.), Ansichten vom Krieg. Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft, Königstein / Ts. 1984, S. 55-91.
- ders. Schlachtenmythen und die Konstruktion des „Neuen Menschen“, in: Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges, hg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz, Frankfurt a. M. 1997, S. 53-103.
- Hürter, Johannes, Wilhelm Groener. Reichswehrminister am Ende der Weimarer Republik (1928-1932), München 1993.
- Hughes, Daniel J., The King's Finest. A Social and Bureaucratic Profile of Prussia's General Officers 1871-1914, New York 1987.
- ders., Occupational Origins of Prussia's Generals, 1871-1914, in: CEH 13 (1980), S. 3-33.
- Hull, Isabel V., The Entourage of Kaiser Wilhelm II. 1888-1918, Cambridge 1982.
- dies., Prussian Dynastic Ritual and the End of the Monarchy, in: Carol Fink/MacGregor Knox (Hg.), German Nationalism and the European Response 1890-1945, London 1985, S. 13-42.
- Huntington, Samuel P., The Soldier and the State: The Theory and Practice of Civil-Military Relations, New York 1957.
- Janowitz, Morris, The Professional Soldier. A Social and Political Portrait, London 1960.
- Janssen, Karl Heinz, Macht und Verblendung – Die Kriegszielpolitik deutscher Bundesstaaten 1914-1918, Göttingen 1963.
- John, Hartmut, Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914. Ein sozialgeschichtlicher Beitrag zur Untersuchung der gesellschaftlichen Militarisierung im Wilhelminischen Deutschland, Frankfurt / New York 1981.
- Jones, Larry E. / Retallack, James (Hg.), Between Reform, Reaction, and Resistance. Studies in the History of German Conservatism from 1789 to 1945, Providence / Oxford 1993.

- Kaehler, Siegfried A., Vier quellenkritische Untersuchungen zum Kriegsende 1918, in: Studien zur deutschen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Aufsätze und Vorträge, Göttingen 1964.
- Kaiser, R., Der Bildungsbürger und die normative Kraft des Faktischen. 1870/71 im Urteil der deutschen Intelligenz, in: H.-J. Lüsebrink / J. Riesz (Hg.), Feindbild und Faszination. Vermittlerfiguren und Wahrnehmungsprozesse in den deutsch-französischen Beziehungen 1789-1983, Frankfurt a.M./Berlin/München 1984, S. 55-74.
- Kalm, Harald v., Das preußische Heroldsamt (1855-1920). Adelsbehörde und Adelsrecht in der preußischen Verfassungsentwicklung, Berlin 1994.
- Keegan, John, Die Kultur des Krieges, Berlin 1995.
- Kehr, Eckart, Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. Hans-Ulrich Wehler, Berlin 1965.
- Keinemann, Friedrich, Vom Krummstab zur Republik. Westfälischer Adel unter preußischer Herrschaft, 1802-1945.
- Kitchen, Martin: The German Officer Corps 1890-1914, Oxford 1968.
- Kleine, Georg H., Adelsgenossenschaft und Nationalsozialismus, in: VfZG 26 (1978), S. 100-143.
- Kluge, Ulrich, Die deutsche Revolution 1918/19. Staat, Politik und Gesellschaft zwischen Weltkrieg und Kapp-Putsch, Frankfurt a.M. 1985.
- Knox, MacGregor, The Prussian idea of freedom and the „career open to talent“: Battlefield initiative and social ascent from Prussian reform to Nazi revolution, 1807-1944, in: ders., Common Destiny. Dictatorship, Foreign Policy, and War in Fascist Italy and Nazi Germany, Cambridge 2000, S. 186-226.
- Kocka, Jürgen, Das europäische Muster und der deutsche Fall, in: ders., (Hg.), Bürgertum im 19. Jahrhundert, Bd.1: Einheit und Vielfalt Europas, Göttingen 1995, S. 9-75.
- Könnemann, Erwin, Einwohnerwehren und Zeitfreiwilligenverbände. Ihre Funktion beim Aufbau eines neuen imperialistischen Militärsystems, Berlin 1971.
- Kohlrausch, Martin, Der Monarch im Skandal, Phil. Diss., Florenz 2003.
- Kohut, Thomas A., Wilhelm II. and the Germans. A Study in Leadership, New York / Oxford 1991.

- Kolb, Eberhard (Hg.), Vom Kaiserreich zur Weimarer Republik, Köln 1972.
- Koselleck, Reinhart / Jeismann, Michael (Hg.), Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne, München 1994.
- Kroener, Bernhard R., Auf dem Weg zu einer „nationalsozialistischen Volksarmee“. Die soziale Öffnung des Heeresoffizierskorps im Zweiten Weltkrieg, in: Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, hg. v. Martin Broszat / Klaus-Dietmar Henke / Hans Woller, München 1988, S. 651-682.
- ders., Strukturelle Veränderungen in der militärischen Gesellschaft des Dritten Reiches, in: Nationalsozialismus und Modernisierung, hg. v. Michael Prinz / Rainer Zitelmann, Darmstadt 1991, S. 267-296.
- ders., Generationserfahrungen und Elitenwandel. Strukturveränderungen im deutschen Offizierkorps 1933-1945, in: Eliten in Deutschland und Frankreich. Strukturen und Beziehungen, Bd. 1, hg. v. Rainer Hudemann / Georges-Henri Soutou, München 1994, S. 219-233.
- Kühne, Thomas (Hg.), Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt a.M. 1996.
- Kühne, Thomas / Ziemann, Benjamin, Was ist Militärgeschichte?, Paderborn 2000.
- Latzel, Klaus, Vom Sterben im Krieg. Wandlungen in der Einstellung zum Soldatentod vom Siebenjährigen Krieg bis zum II. Weltkrieg, Warendorf 1988.
- Laubner, Jürgen (Hg.), Adel und Junkertum im 19. und 20. Jahrhundert, Halle 1990.
- Lieven, Dominic, Abschied von Macht und Würden. Der europäische Adel 1815-1914, Frankfurt a.M. 1995.
- Linden, Marcel van der / Mergner, Gottfried (Hg.), Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien, Berlin 1991.
- Liulevicius, Vejas Gabriel, Kriegsland im Osten. Eroberung, Kolonisierung und Militärherrschaft im Ersten Weltkrieg, Hamburg 2002.
- Lohalm, Uwe, Völkischer radikalismus. Die Geschichte des Deutschvölkischen Schutz- und Trutz-Bundes 1919-1923, Hamburg 1973.

- Lüdtke, Alf, Einleitung: Herrschaft als soziale Praxis, in: ders. (Hg.), Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozialanthropologische Studien, Göttingen 1991, S. 9-63.
- Lutz, Karl-Heinz, Das badische Offizierskorps 1840-1870/71, Stuttgart 1997.
- Malinowski, Stephan, Vom König zum Führer. Sozialer Niedergang und politische Radikalisierung im deutschen Adel zwischen Kaiserreich und NS-Staat, Berlin 2003.
- Marburg, Silke / Matzerath, Josef (Hg.), Der Schritt in die Moderne. Sächsischer Adel zwischen 1763 und 1918, Köln/Weimar/Wien 2001.
- Marschall, Birgit, Reisen und Regieren. Die Nordlandreisen Kaiser Wilhelms II., Hamburg 1991.
- Martin, Günther, Die bürgerlichen Exzellenzen. Zur Sozialgeschichte der preußischen Generalität 1812-1918, Düsseldorf 1979.
- Martiny, Fritz, Die Adelsfrage in Preußen vor 1806 als politisches und soziales Problem, Stuttgart / Berlin 1953.
- Matzerath, Josef, Adel im Übergang: Die gesellschaftliche Stellung des niederen sächsischen Adels vor dem Ersten Weltkrieg, in: Sabine Lässig / Karl Heinz Pohl (Hg.), Sachsen im Kaiserreich. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft im Umbruch, Dresden 1997, S. 271-297.
- McAleer, Kevin, Dueling. The Cult of Honor in Fin de Siècle Germany, Princeton 1994.
- Meier-Welcker, Hans, Seeckt, Frankfurt a.M. 1967.
- ders., Der Weg zum Offizier im Reichsheer der Weimarer Republik, in: MGM 19 (1976), S. 147-181.
- Meisner, Heinrich Otto, Der Kriegsminister 1814-1914. Ein Beitrag zur militärischen Verfassungsgeschichte, Berlin 1940.
- Messerschmidt, Manfred, Militär und Politik in der Bismarckzeit und im wilhelminischen Deutschland, Darmstadt 1975.
- ders., Die Armee in Staat und Gesellschaft – Die Bismarckzeit, in: Michael Stürmer (Hg.), Das kaiserliche Deutschland. Politik und Gesellschaft 1871-1918, Düsseldorf 1976, S. 89-118.
- ders., Preußens Militär in seinem gesellschaftlichen Umfeld, in: Hans Jürgen Puhle / Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Preußen im Rückblick, Göttingen 1980, S. 43-88.
- ders., Militär und Schule in der wilhelminischen Zeit, in: ders., Militärgeschichtliche Aspekte der Entwicklung des deutschen Nationalstaates, Düsseldorf 1988, S. 64-101.

- ders., Militär, Politik, Gesellschaft. Ein Vergleich, in: Eliten in Deutschland. Strukturen und Beziehungen, Bd. 1, hg. v. Rainer Hudemann / Georges-Henri Soutou, München 1994, S. 249-261.
- Mills, C. Wright, *The Power Elite*, London 1956.
- Möckl, Karl (Hg.), *Hof und Hofgesellschaft in den deutschen Staaten im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert*, Boppard 1990.
- Möller, Hanns (Hg.), *Geschichte der Ritter des Ordens „pour le mérite“ im Weltkrieg*, 2 Bde., Berlin 1935.
- Mohler, Armin, *Die konservative Revolution in Deutschland 1918 – 1932. Ein Handbuch*, 2 Bde., Darmstadt 1973.
- Mommsen, Hans, *Die verspielte Freiheit. Der Weg der Republik von Weimar in den Untergang 1918-1933*, Berlin 1989.
- Mommsen, Wolfgang J., *Der autoritäre Nationalstaat. Verfassung, Gesellschaft und Kultur im deutschen Kaiserreich*, Frankfurt a.M. 1990.
- Moncure, John: *Forging the King's Sword. Military Education Between Tradition and Modernization – The Case of the Royal Prussian Cadet Corps 1871-1918*, New York 1993.
- Mosse, George L., *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*, Stuttgart 1993.
- ders., *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*, Frankfurt a.M. 1997.
- Mosse, Werner, *Adel und Bürgertum im Europa des 19. Jahrhunderts*, in: Jürgen Kocka (Hg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich*, Bd. 2, München 1988, S. 276-313.
- Müller, Klaus-Jürgen, *Das Heer und Hitler. Armee und nationalsozialistisches Regime 1933-1940*, Stuttgart 1988 [1969].
- ders., *Armee, Politik und Gesellschaft in Deutschland 1933-1945*, Paderborn 1979.
- ders., *Armee und Drittes Reich 1933-1939*, Paderborn 1987.
- ders., *Deutsche Militärelite in der Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges*, in: Martin Broszat / Klaus Schwabe (Hg.), *Die deutsche Eliten und der Weg in den Zweiten Weltkrieg*, München 1989, S. 226-290.
- ders. / Opitz, Eckard (Hg.), *Militär und Militarismus in der Weimarer Republik*, Düsseldorf 1978.
- Müller, Rolf-Dieter / Volkmann, Hans (Hg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999.

- Münkler, Herfried, Gewalt und Ordnung. Das Bild des krieges im politischen Denken, Frankfurt a.M. 1992.
- Neuhaus, Helmut, Das Ende der Monarchien in Deutschland 1918, in: HJ 111 (1991), S. 102-136.
- Nipperdey, Thomas, Nachdenken über die deutsche Geschichte, München 1986.
- ders., Deutsche Geschichte 1866-1918, 2 Bde., München 1990/92.
- Nusser, Horst G.W., Konservative Wehrverbände in Bayern, Preußen und Österreich 1918-1933, München 1973.
- Obermann, Emil, Soldaten – Bürger – Militaristen. Militär und Demokratie in Deutschland, Stuttgart 1958.
- Ostertag, Heiger: Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit, Frankfurt a.M. 1990.
- Paret, Peter (Hg.), Makers of Modern Strategy from Machiavelli to the Nuclear Age, Oxford 1986.
- Paulus, Günther, Die soziale Struktur der Freikorps in den ersten Monaten nach der Novemberrevolution, in: ZfG 3 (1955), S. 685-704.
- Pedlow, Gregory W., The Survival of the Hessian Nobility 1770-1870, Princeton 1988.
- Petter, Wolfgang, Militärische Einwirkungen auf die deutsche Kolonialverwaltung in Afrika 1884-1918, Ziele und Ergebnisse, in: Actes du 4^e Colloque International d'Histoire Militaire, hg. v. d. Commission Internationale d'Histoire Militaire, Ottawa 1979, S. 231.
- ders., „Temporary Gentlemen“ in the Aftermath of the Great War. Rank, Status and the Ex-Officer Problem, in: HJ 37 (1994), S. 127-152.
- Petzold Joachim, Die Dolchstoßlegende. Eine Geschichtsfälschung im Dienst des deutschen Imperialismus und Militarismus, Berlin 1963.
- Peukert, Detlev, Die Weimarer Republik. Krisenjahre der klassischen Moderne, Frankfurt a.M. 1987.
- Pöhlmann, Markus, Kriegschichte und Geschichtspolitik. Die amtliche deutsche Militärgeschichtsschreibung 1914-1956, Paderborn 2002.
- Pomp, Rainer, Brandenburgischer Landadel und die Weimarer Republik. Konflikte um Oppositionsstrategien und Elitenkonzepte, in: Kurt Adamy / Kristina Hübener (Hg.), Adel

- und Staatsverwaltung in Brandenburg im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 1996, S. 185-218.
- ders. / Wehry, Katrin, Elitenwandel und gesellschaftliche Modernisierung. Zur Statistik des deutschen Adels im langen 19. Jahrhundert, masch. Man. 1998.
- Preradovich, Nikolaus v., Die Führungsschichten in Österreich und Preußen 1804-1918, Wiesbaden 1955.
- ders., Die soziale Herkunft der Reichswehr-Generalität 1930, in: VWSG 54 (1967), S. 481-486.
- Press, Volker, Adel im 19. Jahrhundert. Die Führungsschichten Alteuropas im bürgerlichen Zeitalter, in: Reden-Dohna, Armgard / Melville, Ralph (Hg.), Der Adel an der Schwelle des bürgerlichen Zeitalters, Stuttgart 1988, S. 1-19.
- Puhle, Hans-Jürgen, Agrarische Interessenpolitik und preußischer Konservatismus im wilhelminischen Reich (1893-1914). Ein Beitrag zur Analyse des Nationalismus in Deutschland am Beispiel des Bundes der Landwirte und der Deutsch-Konservativen Partei, Hannover 1966.
- ders., Conservatism in Modern German History, in: JCH 13 (1978), S. 689-720.
- Radkau, Joachim, Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München / Wien 1998.
- Rakenius, Gerhard Wilhelm, Wilhelm Groener als Erster Generalquartiermeister. Die Politik der Obersten Heeresleitung 1918/19, Boppard 1977.
- Reemtsma, Jan Philipp, Die Idee des Vernichtungskrieges: Clausewitz – Ludendorff – Hitler, in: Hannes Heer / Klaus Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg: Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944, S. 377-401.
- Reif, Heinz, Westfälischer Adel 1770-1860: Vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite, Göttingen 1979.
- ders., Adel im 19. und 20. Jahrhundert, München 1999.
- ders. (Hg.), Adel und Bürgertum in Deutschland I. Entwicklungslinien und Wendepunkte im 19. Jahrhundert, Berlin 2000.
- ders. (Hg.), Adel und Bürgertum in Deutschland II. Entwicklungslinien und Wendepunkte im 20. Jahrhundert, Berlin 2001.
- ders., „Erhaltung adligen Stamms und Namens“ – Adelsfamilie und Statussicherung im Münsterland 1770-1914, in: Neithard Bulst u.a. (Hg.), Familie zwischen Tradition und Moderne. Studien zur

- Geschichte der Familie in Deutschland und Frankreich vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, Göttingen 1981, S. 275-309.
- ders., Der Adel in der modernen Sozialgeschichte, in: Wolfgang Schieder / Volker Sellin (Hg.), Sozialgeschichte in Deutschland, Bd. 4, Göttingen 1987, S. 34-60.
- ders., „Adeligkeit“ – historische und elitentheoretische Überlegungen zum Adelshabitus in Deutschland um 1800, masch. Typoskript 1996.
- ders., Hauptstadtentwicklung und Elitenbildung: „Tout Berlin“ 1871 bis 1918, in: Michael Grüttner u. a. (Hg.), Geschichte und Emanzipation, FS Reinhard Rürup, Frankfurt a. M./New York 1999, S. 679-699.
- Ritter, Gerhard, Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland, 4 Bde., München 1954-1968.
- Röhl, John C.G., Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik, München 1987.
- ders., Wilhelm II., bisl. 2 Bde., München 1993/1999.
- ders., (Hg.), Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte, München 1991.
- Rogalla v. Bieberstein, Johannes, Adelherrschaft und Adelskultur in Deutschland, Frankfurt a.M. 1989.
- ders., Adel und Revolution 1918/1919, in: Mentalitäten und Lebensverhältnisse. Beispiele aus der Sozialgeschichte der Neuzeit, FS Rudolf Vierhaus, Göttingen 1982, S. 243-260.
- Rohkrämer, Thomas, Der Militarismus der „kleinen Leute“. Die Kriegervereine im deutschen Kaiserreich 1871-1914, München 1990.
- Rosenberg, Hans, Die Pseudodemokratisierung der Rittergutsbesitzerklasse, in: Machteliten und Wirtschaftskonjunkturen. Studien zur neueren Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Göttingen 1978, S. 83-101.
- Rosinski, Herbert, Die deutsche Armee. Eine Analyse, Düsseldorf / Wien 1970.
- Rürup, Reinhard, Der „Geist von 1914“ in Deutschland. Kriegsbegeisterung und Ideologisierung des Krieges im Ersten Weltkrieg, in: Bernd Hüppauf (Hg.), Ansichten vom Krieg. Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft, Königstein / Ts. 1984, S. 1-30.
- Rumschöttel, Hermann, Das bayerische Offizierkorps 1866-1914, Berlin 1973.

- Rusinek, Bernd-A., „Das überall frech eindringende moderne Leben...“ Hohe Offiziere des Kaiserreichs als antidemokratische Denker, in: JRD 4 (1992), S. 29-52.
- Schiller, René, Vom Rittergut zum Großgrundbesitz. Ökonomische und soziale Transformationsprozesse der ländlichen Eliten in Brandenburg im 19. Jahrhundert, Berlin 2003.
- Schilling, René, Heroische Männlichkeit. Die Konstruktion des Kriegshelden in Deutschland zwischen 1813 und 1945 am Beispiel der Rezeptionsgeschichte Körners, Friesens, Richthofens und Weddigens, Paderborn 2002.
- Schissler, Hanna, Die Junker. Zur Sozialgeschichte und historischen Bedeutung der agrarischen Elite in Preußen, in: Preußen im Rückblick, hg. v. Hans Jürgen Puhle / Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1980, S. 89-122.
- Schivelbusch, Wolfgang, Die Kultur der Niederlage. Der amerikanische Süden 1865, Frankreich 1871, Deutschland 1918, Berlin 2001.
- Schluchter, Wolfgang, Der Elitebegriff als soziologische Kategorie, in: KZfS 15 (1963), S. 233-256.
- Schmidt, Ernst-Heinrich, Heimatheer und Revolution 1918, Stuttgart 1981.
- Schmidt-Bückeberg, Das Militärkabinett der preußischen Könige und deutschen Kaiser, Berlin 1933.
- Schnitter, Helmut, Militärwesen und Militärpublizistik. Die militärische Zeitschriftenpublizistik in der Geschichte des bürgerlichen Militärwesens in Deutschland, Berlin 1967.
- Schreyer, Hermann, Monarchismus und monarchistische Restaurationsbestrebungen in der Weimarer Republik, in: JbG 29 (1984), S. 291-320.
- Schüler-Springorum, Stefanie, Vom Fliegen und Töten. Militärische Männlichkeit in der deutschen Fliegerliteratur, 1914-1939, in: Karen Hagemann / dies. (Hg.), Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt a.M. 2002, S. 208-233.
- Schulte, Bernd-Felix, Die deutsche Armee 1900-1914. Zwischen Beharren und Verändern, Düsseldorf 1977.
- Schulze, Hagen, Freikorps und Republik 1918-1920, Boppard 1968.
- ders., Weimar. Deutschland 1917-1933, Berlin 1982.
- Schwarz Müller, Theo, Zwischen Kaiser und „Führer“. Generalfeldmarschall August von Mackensen. Eine politische Biographie, Paderborn 2¹⁹⁹⁶.

- Schwentker, Wolfgang, Die alte und die neue Aristokratie. Zum Problem von Adel und bürgerlicher Elite in den deutschen Sozialwissenschaften (1900-1930), in: Les noblesses européennes au XIXe siècle, hg. v. École Française de Rome, Rom 1988, S. 659-684.
- Showalter, Dennis E., Army and Society in Imperial Germany. The Pains of Modernization, in: JCH 18 (1983), S. 583-618.
- ders., Army, State, and Society in Germany 1871-1914, in: J.R. Dukes / J. Remak (Hg.), Another Germany. A Reconsideration of the Imperial Era, Boulder / London 1988, S. 1-18.
- Sloterdijk, Peter, Luftbeben. An den Quellen des Terrors, Frankfurt a.M. 2002.
- Smelser, Ronald / Syring, Enrico (Hg.), Die Militärelite des Dritten Reiches: 27 biographische Skizzen, Berlin 1995.
- Sösemann, Bernd, Der Verfall des Kaisergedankens im Ersten Weltkrieg, in: Röhl (Hg.), Der Ort Kaiser Wilhelms II., S. 145-170.
- Sombart, Nicolaus, Die deutschen Männer und ihre Feinde. Carl Schmitt – ein deutsches Schicksal zwischen Männerbund und Matriarchatsmythos, München 1991.
- ders., Wilhelm II. Sündenbock und Herr der Mitte, Berlin 1996.
- Spenkuch, Hartwin, Das preußische Herrenhaus. Adel und Bürgertum in der ersten Kammer des Landtages 1854-1918, Düsseldorf 1998.
- Spires, David N., Image and Reality. The Making of the German Officer 1921-1933, Westport 1984.
- Steger, Bernd, Berufssoldaten oder Prätorianer. Die Einflußnahme des bayerischen Offizierskorps auf die Innenpolitik in Bayern und im Reich 1918-1924, Frankfurt a. M. 1980.
- Stegmann, Dirk u.a. (Hg.), Deutscher Konservatismus im 19. und 20. Jahrhundert, FS Fritz Fischer, Bonn 1983.
- ders., Konservatismus und nationale Verbände im Kaiserreich, in: GG 10 (1984), S. 409-420.
- Stein, Hans-Konrad, Der preußische Geldadel des 19. Jahrhunderts. Untersuchungen zur Nobilitierungspolitik der preußischen Regierung und zur Anpassung der oberen Schichten des Bürgertums an den Adel, Hamburg 1982.
- Stephan, Cora, Das Handwerk des Krieges, Reinbek 1998.
- Sterbling, Anton, Eliten im Modernisierungsprozeß. Ein Theoriebeitrag zur vergleichenden Strukturanalyse unter

- besonderer Berücksichtigung grundlagentheoretischer probleme, Hamburg 1987.
- Stern, Fritz, Gold und Eisen. Bismarck und sein Bankier Bleichröder, Frankfurt a.M. 1977.
- Stolberg-Wernigerode, Otto Graf v., Die unentschiedene Generation. Deutschlands konservative Führungsschichten am Vorabend des Ersten Weltkrieges, München / Wien 1968.
- Struve, Walter, Elites against Democracy, Princeton 1973.
- Stumpf, Reinhard, Die Wehrmacht-Elite. Rang- und Herkunftstruktur der deutschen Generale und Admirale 1933-1945, Boppard 1982.
- Teske, Hermann, v. d. Goltz. Ein Kämpfer für den militärischen Fortschritt, Göttingen 1957.
- Theilemann, Wolfram, Adel im grünen Rock. Adliges Jägertum, Großprivatwaldbesitz und die preußische Forstbeamtenschaft 1866-1914, Phil. Diss., Berlin 2001.
- Theweleit, Klaus, Männerphantasien, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1977/78.
- Thimme, Anneliese, Flucht in den Mythos, Göttingen 1969.
- Thoss, Bruno, Der Ludendorff-Kreis 1919-1923. München als Zentrum der mitteleuropäischen Gegenrevolution zwischen Revolution und Hitler-Putsch, München 1978.
- ders. (Hg.), Krieg – Kriegserlebnis – Kriegserfahrung in Deutschland 1914-1945, Paderborn 2002.
- Tosh, John, What Should Historians do with Maculinity? Reflections on Nineteenth-century Britain, in: HW 38 (1994), S. 179-202.
- Treskow, Rüdiger v., Adel in Preußen: Anpassung und Kontinuität einer Familie 1800-1918, in: GG 17 (1991), S. 344-369.
- Trumpener, Ulrich, Junkers and Others: The Rise of Commoners in the Prussian Army, 1871-1914, in: CJH 14 (1979), S. 29-47.
- Turner, Henry Ashby Jr., Alliance of Elites as a Cause of Weimar's Collapse and Hitler's Triumph?, in: Heinrich August Winkler (Hg.), Die deutsche Staatskrise 1930-1933. Handlungsspielräume und Alternativen, München 1992, S. 205-214.
- Ueberschär, Gerd (Hg.), Hitlers militärische Elite, 2 Bde., Darmstadt 1998.
- Uhle-Wettler, Franz, Erich Ludendorff in seiner Zeit: Soldat – Stratege – Revolutionär. Eine Neubewertung, Berg 1996.

- Ullmann, Hans-Peter, Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918, Frankfurt a.M. 1995.
- ders., Politik im Deutschen Kaiserreich 1871-1918, München 1999.
- Untersuchungen zur Geschichte des Offizierkorps. Anciennität und Beförderung nach Leistung, Stuttgart 1962.
- Verhey, Jeffrey, Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg 2000.
- Vogel, Jakob, Nationen im Gleichschritt. Der Kult der „Nation in Waffen“ in Deutschland und Frankreich 1871-1914, Göttingen 1997.
- Vogelsang, Thilo, Reichswehr, Staat und NSDAP. Beiträge zur deutschen Geschichte 1930-1932, Stuttgart 1962.
- Vondung, Klaus (Hg.), Das wilhelminische Bildungsbürgertum. Zur Sozialgeschichte seiner Ideen, Göttingen 1976.
- dres. (Hg.), Kriegserlebnis. Der Erste Weltkrieg in der literarischen und symbolischen Deutung der Nationen, Göttingen 1980.
- ders., Die Apokalypse in Deutschland, München 1988.
- Waite, Robert G. L., Vanguard of Nazism: The Free Corps in Movement in PostWar Germany 1918-1923,
- Waldenfels, Otto Frhr. v., Die Edelknaben der Churfürstlich- und Königlich-Bayerischen Pagerie von 1799-1918, München 1959.
- Walter, Dierk, Preußische Heeresreform 1807-1870. Militärische Innovationen und der Mythos der „Roonschen Reform“, Paderborn 2003.
- Wehking, Sabine, Zum politischen und sozialen Selbstverständnis preußischer Junker 1871-1914, in: BDLG 121 (1985), S. 395-448.
- Wehler, Hans-Ulrich, Das deutsche Kaiserreich 1871-1918, Göttingen 1973.
- ders., Deutsche Gesellschaftsgeschichte, bisl. 4 Bde., München 1987ff..
- ders. (Hg.), Ludwig Quidde. Caligula. Schriften über Militarismus und Pazifismus, Frankfurt a. M. 1977.
- ders. (Hg.), Europäischer Adel 1750-1950, Göttingen 1990.
- ders., Vom „Absoluten“ zum „Totalen“ Krieg oder von Clausewitz zu Ludendorff, in: ders., Krisenherde des Kaiserreichs, Göttingen 1970, S. 85-112.
- Weisbrod, Bernd, Die Politik der Repräsentation. Das Erbe des Ersten Weltkrieges und der Formwandel der Politik in Europa, in: Hans Mommsen (Hg.), Der Erste Weltkrieg und die

- europäische Nachkriegsordnung. Sozialer Wandel und Formveränderung der Politik, Köln u.a. 2000, S. 13-41.
- ders., Military Violence and Male Fundamentalism. Ernst Jünger's Contribution to the Conservative Revolution, in: HWJ 49 (2000), S. 69-94.
- Werner, Karl Ferdinand, Adel – „Mehrzweck-Elite“ vor der Moderne, in: Eliten in Deutschland und Frankreich. Strukturen und Beziehungen, Bd. 1, hg. v. Rainer Hudemann / Georges-Henri Soutou, München 1994, S. 17-32.
- Wette, Wolfram, Gustav Noske. Eine politische Biographie, Düsseldorf 1987.
- ders. (Hg.), Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-1933, Bremen 1999.
- ders. (Hg.), Militarismus in Deutschland 1871 bis 1914. Zeitgenössische Analyse und Kritik, Münster 1999.
- Wheeler-Bennett, The Nemesis of Power: The German Army in Politics, 1918-1945, London 1964.
- Whelan, Heide M., Adapting to Modernity. Family, Caste and Capitalism among the Baltic German Nobility, Köln / Weimar / Wien 1999.
- Willems, Emilio, Der preußisch-deutsche Militarismus. Ein Kulturkomplex im sozialen Wandel, Köln 1984.
- Wilson, Peter H., Social Militarization in Eighteenth-Century Germany, in: GH 18 (2000), S. 1-39.
- Zabel, Jürgen-K., Das preußische Kadettenkorps. Militärische Jugenderziehung als Herrschaftsmittel im preußischen Militärsystem, Frankfurt a. M. 1978.
- Zapf, Wolfgang, Wandlungen der deutschen Elite. Eine Zirkulationstheorie deutscher Führungsgruppen 1919-1961, München 1966.
- Zollitsch, Wolfgang, Adel und adlige Machteliten in der Endphase der Weimarer Republik. Standespolitik und agrarische Interessen, in: Heinrich August Winkler (Hg.), Die deutsche Staatskrise 1930-1933. Handlungsspielräume und Alternativen, München 1992, S. 239-256.